This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

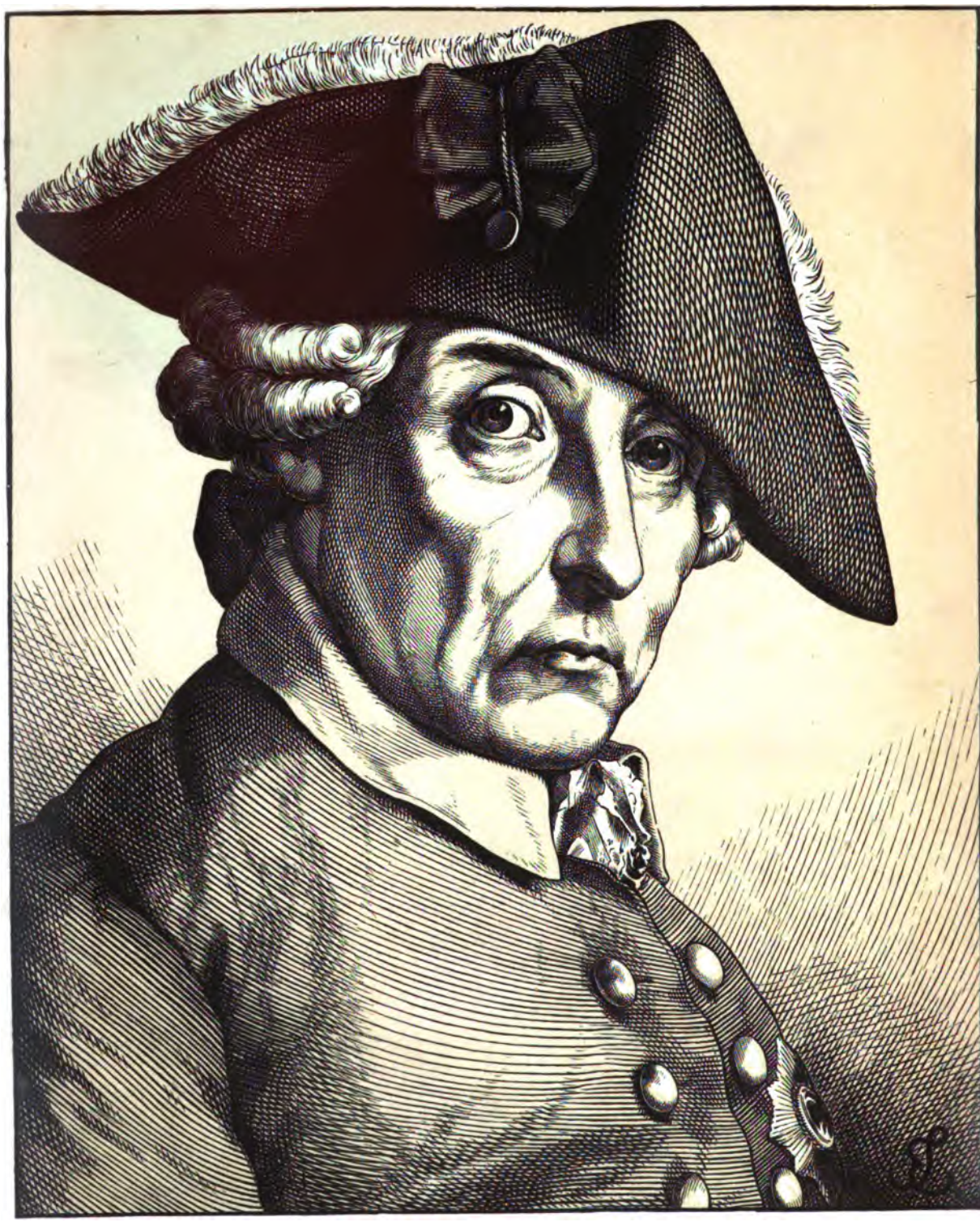
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06664652 6

Friedrich der Große.

EHP

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS



Friedrich der Grosse.

Friedrich der Große.

Für

das deutsche Volk

dargestellt

von

Ludwig Hahn.

Mit

zehn Bildern aus dem Leben Friedrichs des Grossen

von

W. Camphausen

und zehn Bildnissen Friedrichs und seiner Zeitgenossen.

Berlin, 1855.

Wilhelm Hertz.

Besser'sche Buchhandlung.

Leipzig, Georg Wigand.

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
249141A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Vorrede.

Eine neue Geschichte Friedrich's des Großen bedarf für Viele wohl einer Rechtfertigung über die Gründe ihres Entstehens: das Leben des großen Königs ist dem preußischen und deutschen Volke so oft und so ausführlich erzählt worden, daß ein neuer Versuch dieser Art zunächst überflüssig erscheinen mag, zumal eine populäre Darstellung, bei welcher es auf eigene neue Forschungen nicht abgesehen war. Gegen dieses vorläufige Bedenken will ich mich nicht darauf berufen, daß das stets erneuerte Interesse des deutschen Volkes für seinen großen Heldenfürsten und die nimmer erschöpfte anregende Macht und Bedeutung seiner Geschichte schon an und für sich auch die wiederholte Erzählung derselben rechtfertigen; ich meine vielmehr, daß dennoch, nach den mancherlei trefflichen Darstellungen von Friedrich's Leben und Wirken, welche in volksthümlichem Ton bereits vorhanden sind, eine neue Geschichte auch ihre besonderen, eigenen Gesichtspunkte für sich muß geltend machen können. In der That bin ich meinerseits zu der vorliegenden Arbeit nicht blos durch den freilich sehr verführerischen Reiz getrieben worden, mich an dem so reichen, und so dankbaren Stoff der glorreichen Laufbahn unsers großen Fürsten zu versuchen und zu ergehen, sondern von vorn herein standen mir gewisse ernste Anforderungen und Gesichtspunkte vor Augen, welche mir in der populären Geschichtschreibung über Friedrich meist nicht genug beachtet zu sein schienen. Es ist in die vulgäre Auffassung einzelner Theile der Entwickelung und Thätigkeit des gefeierten Fürsten so mancherlei Stereotypes und dabei doch Schiefes gekommen, es ist ferner durch die überwiegende Bedeutung, welche einestheils den anekdotenhaften Zügen in des Königs Characteristik, anderntheils seinen literarischen, schöngeistigen Neigungen eingeräumt wurden, das wahrhaftige Bild des großartigen Regenten so vielfach umhüllt worden, daß es der Mühe zu lohnen schien, dasselbe in seiner Reinheit, Schärfe und rechten Größe grade den Augen des Volkes vorzuführen. Um in dieser Beziehung nur einen wichtigen Punkt anzudeuten, so ist schon Friedrich's Jugendgeschichte in den meisten volksthümlichen Darstellungen insofern verfehlt, als der Kronprinz blos als Märtyrer der rohen Tyrannei eines ungebildeten Vaters, seine eigenen schweren Verirrungen aber in dem unschuldigsten Lichte dargestellt worden: und doch entspricht es nicht blos der historischen Wahrheit, sondern zugleich der Achtung vor der großen Persönlichkeit des Königs weit mehr, den interessanten Entwickelungsgang desselben, von dem leichten und eiteln Sinn der Jugend durch die schwere Zucht der Prüfung hindurch zur gewissenhaftesten Pflichtübung, ernst und unbefangen zu schildern, und zugleich die bei aller Schroffheit

doch so höchst bedeutsame und verdienstliche Wirksamkeit des Vaters und die wachsende aufrichtige Achtung Friedrich's für denselben ins rechte Licht zu stellen. In dieser, wie in vielen anderen Beziehungen, besonders auch in Betreff der Regierungsgrundsätze, der politischen Anschauungen und der eigenthümlichen geistigen Richtung des Königs glaube ich, daß auch in einer für das Volk bestimmten Darstellung eine ernstere, eingehendere Behandlung wohl am Orte sei, — um so mehr, als dabei auch der Gesichtspunkt des ansprechenden, lebendigen Interesses keineswegs zu kurz kommt. Grade das rechte Eingehen auf die tieferen Gründe der Anschauungs- und der Handlungsweise des großen Fürsten bietet soviel lebendige Züge für das allgemeinste populäre Interesse dar, daß man darüber manche Anekdote gern missen kann.

Wenn ich nach dem Vorstehenden bemüht war, in der volksthümlichen Darstellung der Geschichte Friedrich's einzelne Gesichtspunkte mehr, als es sonst geschehen, hervorzuheben, so gilt dieser Anspruch eben auch nur für die populäre Behandlung, wogegen ich der historischen Forschung gegenüber es mir schon hoch anrechnen will, wenn es mir wirklich gelungen sein sollte, die Resultate, welche einzelne Gelehrte für die historische Wissenschaft gewonnen haben, dem weiteren gebildeten Publicum zugänglich zu machen. Außer Preuß, welchem in Bezug auf das Material sämmtliche Darsteller von Friedrich's Leben in hohem Maaße verpflichtet sind, muß ich vor Allen Ranke nennen, dem ich grade in Betreff der oben erwähnten Gesichtspunkte ungemein viel schulde: in einzelnen wichtigen Abschnitten über die auswärtigen Beziehungen wie über das innere Staatsleben, war es wesentlich mein Bestreben, die Ergebnisse der Forschungen dieses ausgezeichneten Gelehrten, insoweit möglich, für größere Kreise nutzbar zu machen. Nicht minder war ich darauf bedacht, in der Geschichte der späteren Jahre die erst neuerdings veröffentlichte hochwichtige Correspondenz des Königs mit dem Prinzen Heinrich, sowie vieles Andere, was für die volksthümliche Erzählung noch nicht benutzt worden, in meine Darstellung mit aufzunehmen, wodurch, wie ich hoffe, zugleich für die Lebendigkeit derselben Einiges gewonnen sein möchte. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß ich keine Quelle und keine anderweitige Bearbeitung in der Art benutzt habe, die Selbständigkeit meines Urtheils gefangen zu geben: ich hoffe, daß vielmehr überall in der Arbeit eine eigene freie Ueberzeugung und ein unbefangenes Streben nach historischer Wahrheit hervortreten werde.

Möge denn dieses Buch dazu beitragen, den gewaltigen Fürst, welchen Preußen und Deutschland mit Stolz den ihrigen nennen, dem deutschen Volke nach seiner wahren inneren Größe immer näher bekannt und immer theurer zu machen, — möge die Liebe und Verehrung für denselben ein ächtes Nationalbewußtsein nähren und kräftigen helfen!

Inhalt.

Friedrich als Kronprinz.

	Seite
Geburt und Taufe	1
Friedrich Wilhelm I.	3
Friedrich's erste Jugend	6
Die Knabenzeit. Die Instruction für Friedrich's Erziehung	8
Die spätere Knabenzeit. Des Vaters Verstimmung	12
Die Jünglingsjahre und ihre Verirrungen	16
Heirathspläne der Königin	18
Fluchtversuch des Kronprinzen	25
Die Untersuchung und Bestrafung	30
Ernste Arbeiten in Küstrin	37
Volle Verzeihung	42
Friedrich's Vermählung	45
Der Aufenthalt in Rheinsberg	49
Geistiges Streben in Rheinsberg	51
Friedrich's religiöse Ansichten; Voltaire's Einfluß	53
Friedrich's erste Schriften; der Antimacchiavell	59
Des Vaters Lebensende	63

Friedrich als Regent.

Thronbesteigung und erste Regierungshandlungen	67
Die Stellung Brandenburgs unter den Mächten Europa's bei Friedrich's Thronbesteigung	77

Der erste schlesische Krieg.

Besitzergreifung von Schlesien	88
Unterhandlungen wegen Schlesien	93
Die Einnahme von Glogau und die Schlacht bei Mollwitz	96
Bündniß mit Frankreich	100
Die Besitznahme von Breslau und die Huldigung	103
Oesterreich's große Bedrängniß; Verabredung zu Klein- und Schnellendorf	106
Krieg in Mähren und Böhmen; Schlacht bei Czaslau	109
Der Friede zu Breslau und die friedliche Sorge für Schlesien	113

Der zweite schlesische Krieg.

Der Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges; Feldzug in Böhmen	121
Feldzug in Schlesien; Schlacht bei Hohenfriedeberg	125
Die Schlachten bei Sorr und bei Kesseldorf; Friede zu Dresden	129
Der Aachener Friede; die Erwerbung von Ostfriesland	136

Friedrich's Regierungsthätigkeit bis zum siebenjährigen Kriege.

Friedrich's Streben als Landesfürst	138
Die Finanzen; Gewerbe und Landbau	142
Friedrich's Ansichten und Verfahren in Bezug auf die einzelnen Stände	147
Die Gerechtigkeitspflege und die Justizreformen	152
Friedrich's Verhalten in religiösen Dingen	158
Volksbildung, Wissenschaft und Kunst unter Friedrich's Regierung	166
Sanssouci	171

Der siebenjährige Krieg.

	Seite		Seite
Ursachen desselben	185	Zorndorf	246
Friedrich's Rüstungen und geheime Weisungen an den Grafen von Finkenstein	193	Hochkirch	251
Die Eroberung Sachsens und die Schlacht bei Lowositz	195	Ferdinand von Braunschweig	260
Allgemeine Erhebung gegen Friedrich	201	Cunersdorf	263
Prag und Collin	204	Kriegsereignisse in Sachsen und Schlesien im Jahre 1759	272
Roßbach	213	Das Jahr 1760	277
Leuthen	223	Die letzten Jahre des Krieges	290
Olmütz	240	Der Hubertsburger Friede	298

Friedrich's spätere Regierung.

Die ersten Friedenssorgen	303	Friedrich's Annäherung an Rußland und Oesterreich; die Theilung Polens	315
Die Regie	305		
Des Königs Lebensweise	308	Der baiersche Erbfolgekrieg und der Fürstenbund	322

Friedrich's Lebensende.

Das Lebensende	329
Schlußwort	341

Friedrich als Kronprinz.

Geburt und Taufe.

Am 24. Januar 1712, an einem Sonntag, wurde im Königsschloß zu Berlin ein Prinz geboren, den man im Kreise der hohenzollernschen Königsfamilie, sowie im ganzen preußischen Lande mit ganz besonderer, hoher Freude begrüßte; denn seine Geburt verscheuchte die lang gehegte Besorgniß, daß der hohenzollernsche Stamm, nachdem er kaum die Königswürde errungen, ohne Thronerben bald wieder dahin schwände. Wenige Jahrzehnte waren verflossen, seitdem Friedrich Wilhelm der große Kurfürst mit kräftigem Arm und gewaltiger Herrscherweisheit die brandenburgische Macht zu ehrenvoller Geltung in Europa erhoben, — und kaum zwölf Jahre, seit es dem Sohne desselben gelungen, der neuerworbenen Macht auch den gebührenden Namen zu verleihen und sich die Krone eines „Königs in Preußen“ auf's Haupt zu setzen. Noch war jener erste Friedrich auf dem Thron des jungen Königsstaates, aber die Hoffnungen, die er seinem Stamm erworben, waren umwölkt; denn es schien, daß mit seinem einzigen Sohn, dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm die Reihe der brandenburgischen Hohenzollern in's Grab sinken sollte. Zwei Prinzen, welche diesem seine Gemahlin, Sophie Dorothee von Hannover gegeben, waren in zartem Alter gestorben, und nach der Aussage der Aerzte war für die Geburt eines anderweitigen Thronfolgers wenig Hoffnung mehr vorhanden. Um so größer war die Freude, als nun dennoch dem Kronprinzen wieder ein Sohn geschenkt war, von zarter Gesundheit zwar, doch, wie man alsbald bemerkte, von hinlänglicher Lebenskraft. Der Vater des neugeborenen Prinzen konnte sich in dem Glück über dieses Ereigniß so wenig beherrschen, daß er in seiner leidenschaftlichen Art das Kind durch seine heftigen Liebkosungen dem Ersticken nahe brachte, bis die Kammerfrau ihm dasselbe mit Mühe entriß. Nicht minder glücklich zeigte sich der Großvater des jungen Prinzen, König Friedrich I., der nun sein Werk, die Erwerbung der Königskrone, gesichert sah. Er erblickte in der Geburt eines Prinzen die

Erhörung seiner langjährigen Gebete, und bei dem Geläute der Glocken und dem Donner der Geschütze, welcher das glückliche Ereigniß den Unterthanen verkündigte, breitete er seine Hände segnend über den Neugebornen aus, indem er das Leben desselben und des Landes Zukunft auf's Neue Gott empfahl. Seinen Geist in die ewigen Geschicke vertiefend stand er nicht eher auf, bis er auch in diesem Gebet erhört zu sein glaubte: doch ahnte er wohl kaum, zu welchem Glanz die von ihm errungene Königskrone durch seinen Enkel durch Preußens großen Friedrich gelangen sollte. Auch in allen Kirchen stiegen Dankgebete zum Höchsten auf, daß er das Haus und Reich der Hohenzollern von Neuem befestigt habe.

Der großen Freude Friedrichs I. entsprach der Glanz der von ihm veranstalteten Tauffeierlichkeit, der letzten großartigen Ceremonie, welche unter dem prachtliebenden Fürsten stattfand. Am 31. Januar wurde der prinzliche Täufling von der Markgräfin Albrecht in Begleitung eines glänzenden Hofstaats unter einem Himmel in die Schloßkapelle getragen; er hatte eine Krone auf dem Haupt und den schwarzen Adlerorden an der Seite, das Kleid von Silberstück war reich mit Diamanten besetzt, die Schleppe hielten sechs Gräfinnen. Der König Friedrich hatte sich kurz vorher mit seiner Gemahlin, dem Kronprinzen und dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau nach der strahlend erleuchteten Kapelle begeben, wo er unter einem prächtigen Baldachin, dessen vier goldene Troddeln von Rittern des schwarzen Adlerordens gehalten wurden, vor einem goldenen Taufbecken Platz nahm. Sobald die Prinzessin in die Kapelle eintrat, übernahm er selbst das Kind. Die feierliche Taufhandlung wurde von dem reformirten Bischof Ursinus von Bär verrichtet, wobei alle Glocken der Stadt geläutet und die Kanonen drei Mal gelöf't wurden. Unter den abwesenden Pathen ist vor allen der Kaiser Karl VI. zu erwähnen. In dem Schreiben, in welchem derselbe die ihm angetragene Pathenstelle annahm, sprach er die Hoffnung aus, daß das gute Verständniß zwischen seinem und dem königlich preußischen Hause bis an's Ende der Welt bestehen werde. Zur Besiegelung dieser Einigkeit fügte man bei der Taufe dem hohenzollernschen Namen Friedrich noch den Namen Karl hinzu. So schien derselbe Fürst ausdrücklich zum Träger und Fortsetzer des österreichischen Bündnisses bestimmt, der später zur Vernichtung dieses Bündnisses seine Heldenlaufbahn betrat. Auch die holländischen Generalstaaten, die alten Bundesgenossen der brandenburgischen Fürsten, waren als Taufzeugen eingeladen: sie schenkten dem jungen Prinzen von Preußen und Oranien (wie er in Erinnerung seiner Großmutter, Louise Henriette von Oranien, der Gemahlin des großen Kurfürsten, genannt wurde) eine goldene Cassette mit einem Leibrentenbrief von 4000 Gulden.

Für Friedrich I. war die Geburt seines Enkels fast die letzte größere Freude gewesen; kaum erlebte er den ersten Jahrestag dieses Ereignisses; bald darauf wurde er ernstlich krank, und am 25. Februar 1713 beschloß er seinen irdischen Lauf. Der junge Friedrich empfing in jenen letzten Tagen zu wiederholten Malen den feierlichen Segen des scheidenden Stifters des preußischen Königthums, welches er zu ungeahntem Glanz erheben sollte.

Friedrich Wilhelm I.

Nach Friedrich's I. Tode trat an dem Hofe zu Berlin eine bedeutende Umwandelung des Lebens und Treibens ein. Der neue König Friedrich Wilhelm I. war eine Persönlichkeit eigenthümlicher Art, dabei in Allem so entschieden und kräftig, daß er der Reichsverwaltung und dem ganzen Hofe nunmehr den Stempel seiner Neigungen unwiderstehlich aufdrückte. Seine Regierungs- und Denkungsweise und der Charakter, den er dem Hofleben zu geben bemüht war, haben auf die Entwickelung und die Schicksale seines Sohnes, unsers Friedrich, einen so wichtigen Einfluß gehabt, daß wir versuchen müssen, uns davon zunächst ein Bild zu machen.

Von frühester Jugend an hatte sich in Friedrich Wilhelm bei vieler Gutherzigkeit ein starrer Eigenwille und leidenschaftliches Ungestüm entwickelt. Die Gutmüthigkeit des Vaters, Friedrich I., und die nachsichtige Schwäche der Königin Sophie Charlotte vermochten das eigenwillige Wesen des jungen Prinzen nicht zu zügeln. Derselbe befestigte sich immer mehr in derber Gradheit: in seinen Sitten und Gewohnheiten, in Haltung, Rede machte sich gerade das Gegentheil gegen die ceremoniöse Art und Weise des Vaters, gegen die feine, gebildete Gesittung in den Kreisen der Mutter Sophie Charlotte geltend. Er hatte einen entschiedenen Widerwillen gegen jeden äußeren Glanz und Schimmer, und zugleich gegen jeden Zwang, wie gegen Schein und alles ungerade Wesen. Seine geistigen Fähigkeiten blieben auf das beschränkt, was man den natürlichen Menschenverstand nennt, ohne wissenschaftliche Ausbildung und feinere Abglättung, der er mit zunehmenden Jahren immer mehr feind wurde. Sein lebendiger, rastlos thätiger Sinn war nur auf das gerichtet, was er als unmittelbar nützlich erkannte, vor Allem auf Soldaten und Geld. Sowie er den Thron bestiegen hatte, brachte er diese seine Ansichten von dem praktischen Werth der Dinge rückhaltlos zur Geltung. Aus der zahlreichen Liste der Hofbeamten seines prachtliebenden Vaters strich er die Ceremonienmeister, den größten Theil der Hofjunker und Kammerjunker, deren er nur einige für die Königin, seine Gemahlin, beibehielt, die übrigen Mitglieder des Hofstaats aber wurden auf geringere Besoldung gesetzt. Die Zeit des prunkenden Lebens, worin es damals alle großen und kleinen Höfe dem blendenden französischen Vorbild nachzuthun bemüht waren, hörte für den brandenburgischen Hof auf einige Jahrzehnte auf: die bisher so geräuschvollen fürstlichen Wohnungen wurden still und einsam, an die Stelle der Pracht trat in Allem die größte Einfachheit, an die Stelle der Verschwendung die genaueste Sparsamkeit, zugleich allerdings an die Stelle der leichtfertigen französischen Sitten eine größere Strenge und Ehrbarkeit. Wachtparaden und Heerschauen bildeten fortan die einzige Abwechselung des streng militärischen Hofes, bei dem man statt der kostbaren Kleider der Hofleute nur die steifen Uniformen der Armee erblickte; denn der König setzte die Macht eines brandenburgischen Fürsten vor Allem in die Anzahl Truppen, die er halten könne und war überzeugt, daß er in Europa neben den viel ausgedehnteren Staaten Frankreich, England, Oesterreich und Rußland nur soviel Geltung haben würde, als sein Heer ihm verschaffe. Aus solcher Ueberzeugung, wie aus tief eingewurzelter persönlicher Neigung war sein Haupt-

bestreben darauf gerichtet, ein tüchtiges wohlgeübtes Heer zu bilden, zu vermehren und zu vervollkommnen. Dies war, so wenig man darin das alleinige Verdienst seiner Regierung erblicken darf, doch der eigentliche Mittel- und Angelpunkt seines Denkens und Treibens: Alles schien blos darauf abgesehen, daß er „seine lieben blauen Kinder", wie er aus wahrhaft väterlich zärtlichem Gefühl seine Soldaten nannte, in recht großer Zahl, recht beträchtlicher Länge, glänzender, tüchtiger Ausrüstung und trefflicher, immer fertiger Kriegsbereitschaft habe. Darein setzte er seinen Beruf, seine Ehre und seine Lust und alle seine persönlichen Neigungen gingen in dem soldatischen Wesen auf. Vorzüglich wandte er seinem Leibregiment in Potsdam seine ganze leidenschaftliche Liebe zu: dasselbe sollte sich nicht nur durch die hervorragende Größe seiner Grenadiere, der sogenannten „langen Kerls" auszeichnen, sondern zugleich als Vorbild in der Einübung aller alten und neuen Exercierkünste, für deren fortwährende Vervollkommnung der alte Fürst Leopold von Dessau des Königs vorzüglicher Rathgeber war. Friedrich Wilhelm kannte kein größeres Vergnügen, als das selbstzufriedene Anschauen der Kunstfertigkeit und überraschenden Einheit, womit seine Truppen nach und nach alle Uebungen ausführen lernten, und diese freudige Theilnahme an solchen militärischen Genüssen muthete er auch seiner ganzen Umgebung zu. Natürlich trug seine Begeisterung für das Soldatenleben nicht wenig dazu bei, die ihm von jeher eigenthümliche Derbheit noch zu vermehren. Denn die Vortrefflichkeit der militärischen Uebungen konnte nicht ohne die Anwendung einer sehr strengen, barschen, oft bis zur Grausamkeit harten Disciplin erreicht werden, und überdies herrschte auch unter den Offizieren, nach der Weise jener Zeiten, ein derber, übermüthiger Ton, welcher durch die fast ausschließliche Geltung, die der König dem Soldatenstand einräumte, bis zur rohen Willkür und Ausgelassenheit gesteigert wurde. Friedrich Wilhelm selbst, der mit seinem Leopold von Dessau fast nur unter Militärs verkehren mochte, konnte in solcher Gesellschaft der angebornen Derbheit seines Wesens rückhaltlos freien Lauf lassen.

Es wäre hier nicht am Ort die wichtigen Erfolge zu schildern, welche die militärische Thätigkeit des Königs für den preußischen Staat erreichte, ebenso wenig können wir die sonstigen Richtungen seiner landesväterlichen Fürsorge hier anders als ganz im Allgemeinen andeuten, insoweit sie nämlich einen bestimmenden Einfluß auf das ganze Wesen und Treiben seines Hofes ausübten, und damit auch auf die Umstände, unter welchen sich des Kronprinzen Jugendleben entwickelte.

Um die Mittel für die Vergrößerung seines Heeres und für etwaige Kriegsunternehmungen stets bereit zu haben, war Friedrich Wilhelm von Anbeginn seiner Regierung darauf bedacht, die Finanzen des Staates zu verbessern und einen möglichst reichen Schatz zu sammeln. Aber nicht durch drückende Auflagen wollte er dies erreichen; denn er hatte ein Herz für seine Unterthanen und wußte, daß er Gott für deren Wohl und Gedeihen Rechenschaft schuldig sei: durch strenge Ordnung in allen Zweigen der Verwaltung, durch genaue Controlle und besonders durch rücksichtslose Sparsamkeit, worin er selbst das wirksamste Beispiel gab, wußte er den Staatshaushalt musterhaft zu regeln. Vorzüglich war es seine eigene, aus strengstem Pflichtgefühl hervorgehende unermüdliche Theilnahme an allen Sorgen der Verwaltung, welche dieselbe in hohem Grade belebte und befruchtete.

Während nun des Königs Sinn mit unerschütterlicher und strengster Energie auf Alles gerichtet war, was er als praktisch nützlich und der Landeswohlfahrt förderlich erkannte, blieb eine Seite menschlicher Entwickelung, durch welche gerade Preußen nicht minder als durch Kriegsthaten eine ruhmreiche Stellung unter den Völkern einnehmen sollte, seiner ganzen Geistesrichtung und Denkungsweise verschlossen: die Achtung und die Pflege der Wissenschaften fand vor dem einfachen, unausgebildeten Verstand des Fürsten nur wenig Gnade. Seine eigene mangelhafte Erziehung, sowie die rohe militärische Umgebung, unter welcher zumal der alte Leopold von Dessau ein recht geflissentlicher Verächter aller feineren geistigen Bildung war, ließen ihn zu einer höheren Schätzung der Wissenschaften (insoweit dieselben nicht, wie die Naturwissenschaften, auch eine unmittelbar einleuchtend praktische Seite hatten) nicht gelangen; freilich ist hierbei nicht zu übersehen, daß der Zustand der damaligen in Pedanterie und unerquicklichen Spitzfindigkeiten versunkenen deutschen Schulgelehrsamkeit wenig geeignet war, dem König einen hohen Begriff von dem Werth wissenschaftlicher Studien zu geben, während die anspruchsvoll dünkelhafte Weise, womit die akademische Gelehrsamkeit damals oft die schalsten Dinge zu Markte trug, den einfach-praktischen Sinn des Königs anwidern und denselben in einer immerhin bedauerlichen Geringschätzung gegen die Wissenschaft und ihre Vertreter überhaupt bestärken mußte.

Friedrich Wilhelms auf das Einfache gerichtete Neigungen äußerten sich vorzugsweise auch in der Einrichtung seines häuslichen Verkehrs. Er selbst war einfach und ungezwungen in seiner Kleidung, wie im Umgange mit seiner Frau, seinen Kindern, Generalen, Ministern, sowohl zu Hause, wie in Geschäften, auf der Jagd und auf Reisen. Die Sparsamkeit, die er auch in allen öffentlichen Verhältnissen vorwalten ließ, artete in seiner Haushaltung oft bis zum Geiz aus. Er versagte sich selbst alle Genüsse und verlangte dasselbe auch von Anderen, besonders von seiner Familie. Mit den Jahren wurde er immer karger gegen sich und gegen die Seinigen: Geld darf man von ihm nicht verlangen, wenn er bei guter Stimmung bleiben soll. Nichts ist ihm so verhaßt, wie Verschwendung oder gar Schuldenmachen.

Die Geselligkeit, wie sie der König liebte, war natürlich weit entfernt von dem ceremoniösen Glanz der damaligen Höfe, wie von dem geistvoll gebildeten Leben, welches kurz vorher den Kreis der Königin Sophie Charlotte in Charlottenburg geschmückt hatte. Die einzige Gesellschaft nach Friedrich Wilhelms Herz und Sinn war sein berühmtes Tabakscollegium, zu dem er täglich in den Abendstunden einige seiner vertrautesten Generale, Minister und auch wohl auswärtige Gesandte versammelte. Der König, der selbst leidenschaftlich rauchte, sah es gern, wenn auch jeder der Gäste dies that, oder wenigstens, wie der alte Dessauer, zum Schein eine von den bereit liegenden Thonpfeifen in den Mund nahm. So saßen die fürstlichen Gäste um einen einfachen Tisch herum, jeder mit einem Krug ducksteiner Bier vor sich, auf einem andern Tisch ein Topf mit Butter, Brot, Schinken und Braten, wovon man nach Belieben nahm, wogegen alle Bedienten von der zwanglosen Gesellschaft verbannt waren. Die Unterhaltung war nun dort in der That die freieste und ungezwungenste: der König selbst, von Natur zu vertraulicher Mittheilung geneigt, ließ in jenem Kreise vertrauter Männer seinen Gedanken, wie seiner Laune ganz freien Lauf, sprach über alle seine Absichten, Pläne und Sorgen, über Personen und Sachen, und duldete nicht nur,

sondern verlangte, daß ein jeder seiner Gäste eben so offen und unumwunden mit der Sprache herausgehe, wie er selbst. Aber neben den Gesprächen ernsterer Art wurden in dem Tabakscollegium allerlei Schnurren vorgetragen, Späße und Neckereien oft der allerderbsten Art getrieben, und nicht selten artete die königliche Gesellschaft in den wildesten, zügellosesten Ton aus, wozu die rohen Gewohnheiten des alten Leopold von Dessau nicht wenig beitrugen.

Des Königs eigene Neigungen, Sitten und Gewohnheiten übten nun auf seine Umgebung und auf die ganze Gestaltung des Hoflebens einen um so größeren Einfluß, als er selbst, vermöge seines hohen Begriffs von der königlichen Stellung und vermöge seines eigenwilligen, leidenschaftlichen Wesens und Charakters keinerlei abweichende Richtungen neben den seinigen zur Geltung kommen ließ. Wie er sich im Staat als unumschränkten Herrn nach Gottes Ordnung fühlt, und vor Allem unbedingten Gehorsam verlangt, so auch in seinem Hause. Er hat einen hohen Begriff von seiner Stellung als Herr im Staat und zunächst als Herr in seinem eigenen Haus, und giebt sich solchem Bewußtsein um so unbefangener hin, weil er, von Natur rechtschaffen und wohlwollend, sich keiner bösen Zwecke in irgend einer Beziehung bewußt ist. Er weiß, daß er es gut meint mit seinem Volk und mit den Seinigen, aber darum, so wie er es meint, so soll es auch gelten und ausgeführt werden ohne alle Widerrede. Wo er auf Widerspruch stößt, da wird seine natürliche Strenge und Heftigkeit leicht bis zur Härte, ja bis zur Grausamkeit gereizt, und es gilt dann gleich, gegen wen sein Zorn erregt worden, ob gegen einen gemeinen Soldaten, gegen seine Generale oder selbst gegen Frau und Kinder, die er aufrichtig liebt, aber von denen er so unbedingtem Gehorsam, wie von aller Welt, verlangt und die er am heftigsten tyrannisirt, wo sie seinen Tendenzen widerstreben. Nur Eines vermochte die Heftigkeit seines Wesens, die ihn leicht ganz übermannte, zu mildern, — die Ansprache an seine ernste christliche Frömmigkeit; denn er war von aufrichtigem, demüthigem Glauben erfüllt, und tief durchdrungen von dem Bewußtsein, daß er von all seinem Thun und Handeln dem Höchsten Rechenschaft schuldig sei. Auch hielt er es streng mit dem Gottesdienst und wollte, daß es von den Seinigen, von seiner Familie, seinen Beamten und Offizieren eben so geschehe.

Friedrich's erste Jugend.

Die Erziehung des jungen Friedrich wurde in den ersten kindlichen Jahren der Oberhofmeisterin der Königin der edeln Frau von Kamecke übertragen; unter ihrer oberen Leitung aber war die eigentliche Sorge für den jungen Prinzen einer Gouvernante anvertraut. Zu dieser Stelle hatte man die verwittwete Oberst von Roucoulle (Marthe du Val, früher an einen Herrn von Montbail verheirathet) erwählt, welche einst, um ihren protestantischen Glauben zu bewahren, aus Frankreich ausgewandert war, und dabei durch den Muth und die Standhaftigkeit, womit sie zugleich die Retterin der Ihrigen geworden, die Beachtung der Königin Sophie Charlotte erweckt hatte, die ihr deshalb die erste Leitung ihres Friedrich Wilhelm übergeben hatte. Dieser, ihr dankbarer Zögling, berief sie von Neuem zur Pflege seines ältesten Sohnes. Die Achtung und dankbare Verehrung

gegen Frau von Roucoulle mochte wohl Friedrich Wilhelm, der sonst allem fremden französischen Wesen entschieden abhold war, mit der Wahl einer französischen Gouvernante versöhnen, wobei freilich auch zu beachten ist, daß die sichere Kenntniß der französischen Sprache schon damals an allen Höfen eine so unabweisliche Nothwendigkeit war, daß die frühe Erlernung derselben durch den Gebrauch als Kind selbst dem deutsch-gesinnten Friedrich Wilhelm als das Naturgemäßeste erscheinen mußte. In der That lernten seine Kinder von Frau von Roucoulle, welche kein Deutsch verstand, das Französische gleich ihrer Muttersprache gebrauchen. Unsers Friedrich erste und liebste Unterhaltungen, alle seine Jugendspiele und seine erste Vergnügungslectüre wurden ihm in französischer Sprache geboten, da auch seine Mutter Sophie der damaligen französischen Hofsitte mit besonderer Vorliebe huldigte. Während sie und Frau von Roucoulle den erwachenden Geist und die kindliche Phantasie des jungen Prinzen durch manche liebliche und anregende Erzählung in französischer Sprache erfreuten, trat ihm dagegen das Deutsche zumeist nur in der abschreckenden Form der Strafbeschäftigung entgegen; denn der wohlmeinende, aber zum Pädagogen am wenigsten geeignete Vater ließ ihn oft zur Strafe für allerlei kindliche Vergehen deutschen Katechismus und deutsche Liederverse auswendig lernen, was dem jungen Friedrich, wie begreiflich, weder den religiösen Inhalt, noch die deutsche Sprache sehr lieb machen konnte. Uebrigens mischte sich der Vater persönlich nicht viel in die erste Erziehung, sondern überließ dieselbe den Frauen, wiewohl er in jenen ersten Zeiten, wo der häusliche Frieden noch in keiner Beziehung gestört war, sich als ein ächter deutscher Hausvater und von Liebe für die Seinigen erfüllt zeigte. Als er in Begleitung seiner Gemahlin, die er gern kurzweg sein „Fiekchen" nannte, gegen die Schweden zog, schrieb er an den Geheimerath: „Dieweil ich ein Mensch und kann sterben oder todtgeschossen werden, so befehle ich sie alle miteinander vor Fritz zu sorgen, da ihnen Gott vor belonen wird." Auch war er trotz seines sonstigen derben Wesens gemüthlich genug, um sich an den Spielen der Kinder mit zu ergötzen. Einst traf ihn der General Forcade, wie er mit dem kleinen Fritz Ball spielte. „Er ist selbst Vater, sagte der König zum General, und weiß, daß Väter auch mit ihren Kindern zuweilen Kinder sein, mit ihnen spielen und ihnen die Zeit vertreiben müssen."

In jenen ersten Jahren erregte des Kronprinzen schwankende Gesundheit manche Besorgniß bei den Aeltern: mit seiner Schwächlichkeit hing wohl auch das stille, fast schwermüthige Wesen zusammen, das ihm damals eigen war. Doch wußte ihn seine etwas ältere Schwester Wilhelmine, die er immerdar zärtlich liebte, leicht zu munteren Spielen anzuregen. Einst wurde in diesem Verkehr der beiden Kinder der Vater durch eine Scene erfreut, die so recht nach seinem Sinne war. Der Prinz hatte eine kleine Trommel bekommen, und im Widerspruch mit seinem sonstigen stillen Wesen schlug er darauf tüchtig den Marsch; der kleinen Wilhelmine wurde des Trommelns zu viel und sie forderte den Bruder auf, ihren Puppenwagen zu ziehen oder mit ihren Blumen zu spielen. Fritz aber wollte dies Mal nicht nachgeben, sondern antwortete mit ernster Miene: „Gut Trommeln ist mir besser als Spielen und lieber als Blumen." Diese Aeußerung wurde von der Mutter sofort dem König berichtet, der über einen solchen Funken soldatischer Neigung an seinem Fritz so glücklich war, daß er die Scene von seinem Hofmaler Pesne darstellen ließ.

Die Königin, die sich viel mit ihren Kindern beschäftigte, pflanzte denselben frühzeitig das Mitgefühl an fremdem Unglück und die Freude am Wohlthun ein. Sie ließ oft den Armen durch Fritz und Wilhelmine milde Gaben vertheilen, und erreichte hierdurch, daß dieselben auch aus freien Stücken gern Wohlthätigkeit übten, wie denn Fritz auf einer Reise nach Hannover, als sich in Tangermünde beim Umspannen viel Volks um den königlichen Wagen versammelte, rasch nach einem Bäckerladen eilte, für seine ganze kleine Baarschaft Semmeln, Bretzeln u. s. w. einzukaufen und es unter die Armen zu vertheilen. Er hat später geäußert, dort habe er zum ersten Male das Vergnügen genossen, Dankesthränen in den Augen der Unterthanen zu sehen.

Die Knabenzeit. Die Instruction für Friedrich's Erziehung.

Mit dem Eintritt des Knabenalters hörte für Friedrich die ausschließlich weibliche Leitung auf, doch widmete er der ehrwürdigen Frau von Roucoulle bis an ihr spätes Ende Liebe und Achtung, brachte oft eine freie Stunde in heiterer Geselligkeit bei ihr zu und ehrte später ihr Andenken selbst durch Geschenke an eine alte Freundin derselben.

Zu Anfange seines siebenten Jahres erhielt der Prinz einen militärischen Gouverneur in der Person des Generallieutenants Grafen von Finckenstein, eines der seltenen Männer, vor deren strenger Tugend und Würde alle übele Nachrede selbst an einem Hofe verstummt, streng rechtschaffen, ernstlich fromm, in allem seinem Thun gemessen und überlegt, dabei von ruhmvoller Tapferkeit, die er bei Höchstädt neben Leopold von Dessau und bei Malplaquet glänzend bewährt hatte. Als zweiter Gouverneur wurde ihm der Oberst von Kalkstein beigegeben, der sich gleichfalls in den Niederlanden als tapferer Kriegsmann hervorgethan, und den Friedrich Wilhelm überdies als lebhaften Gesellschafter und zugleich als sparsamen Wirth kennen gelernt hatte. Zum eigentlichen Lehrer des Prinzen aber wurde ein emigrirter Franzose Duhan de Jandun berufen, der durch seine Bravour in den Laufgräben zu Stralsund die Aufmerksamkeit des Königs erregt hatte.

Durch eine ausführliche Instruction wurde den Erziehern sehr eindringlich eingeschärft, in welchem Sinn und Geist der König seinen Thronerben geleitet wissen wollte. Es trat darin das eigenthümliche Wesen Friedrich Wilhelms in scharfem Gepräge hervor. Von vorn herein will er alles ceremoniöse Getreibe, alle phrasenhafte Schmeichelei, womit man in den Fürstensöhnen nur Hoffahrt und Uebermuth erzeuge, aus dem Umgang seines Sohns verbannt wissen. Gegen die Aeltern sollte ihm nicht nur „Respect und Submission", sondern auch Vertrauen eingeflößt werden, damit die Unterwürfigkeit nicht sclavisch sei. Der Prinz solle in seinem Vater seinen besten Freund sehen und „brüderliche Liebe" zu ihm fassen; das sollen sie ihm in's Herz predigen. So sehr war der König um die Liebe des Sohnes für seine Person bedacht, daß er den merkwürdigen Zusatz hinzufügte, wenn der Prinz unartig sei, solle man ihn immer mit der Königin schrecken, nicht mit dem König.

Was die Studien betrifft, so waren Friedrich Wilhelms Forderungen natürlich nicht gar hoch gespannt, und blos auf die nöthigsten, das Leben berührenden Gegenstände gerichtet. Die lateinische Sprache wurde zunächst von dem Unterricht ausgeschlossen; man hatte

dieselbe bis dahin als unerläßlich für deutsche Reichsfürsten gehalten, da ja auch die alten Reichsverhandlungen und Reichsgesetze in dieser Sprache überliefert waren. Als jedoch Friedrich Wilhelm einst dazu kam, wie ein Sprachmeister seinen jungen Zögling aus der „goldenen Bulle" übersetzen ließ, stutzte er über die lateinischen Ausdrücke und fragte den Sprachmeister: „Was machst du Schurke da mit meinem Sohn?" — „Ihro Majestät", war die Antwort, „ich explicire dem Prinzen auream bullam." Der König aber rief mit aufgehobenem Stock „Ich will dich Schurken „auream bullam", und jagte den Sprachmeister fort. Mit methodischer Grammatik sollte man den Prinzen in keiner Weise plagen, wohl aber darauf sehen, daß er sich durch Uebung eine fließende französische und deutsche Schreibweise aneigne. „Die Rechenkunst", heißt es dann weiter, „die Mathematik, Artillerie und Oeconomie muß er aus dem Fundamente erlernen, die alte Historie kann ihm nur überhin, diejenige aber von unseren Zeiten und von hundertfunfzig Jahren her muß ihm aufs Genaueste beigebracht werden, wie auch Natur- und Völkerrecht, Geographie und was in jedem Lande merkwürdig, die Geschichte Preußens und der benachbarten Länder."

Auf dreierlei mußte es dem König nach dessen ganzer Denkungsweise bei der Ausbildung seines Kronprinzen vor Allem ankommen, nämlich auf dessen Erziehung zum guten Soldaten, zum sparsamen Wirth und zum guten Christen. Diese drei Punkte werden denn auch in der Instruction besonders eingeschärft.

„Absonderlich", heißt es dort, „haben sich beide Gouverneure äußerst angelegen sein zu lassen, meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen und ihm zu imprimiren, daß nichts in der Welt einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, und daß er vor der Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Glorie in demselben suchte", deshalb sollen ihm die Kriegsübungen schon im Spiel in seinen Erholungsstunden beigebracht werden, auch soll er hauptsächlich mit Offizieren umgehen; zu Spielkameraden wurden ihm besonders die Söhne Finkenstein's und Kalkstein's gegeben.

Um Friedrich zu einem guten Wirth zu machen, soll man ihm gegen Pracht und allen Aufwand, noch mehr gegen Spiel und jede Art von Verschwenden oder Durchbringen den allergrößten Ekel in der Welt beibringen, auch sollen die Erzieher mit ihren Köpfen dafür haften, daß sinnliche Ausschweifungen verhütet würden.

Endlich soll der Prinz vor Allem ein guter Christ werden; darum sagt der König in seiner Instruction: „Insonderheit muß meinem Sohn eine rechte Liebe und Furcht vor Gott, als das Fundament und die einzige Grundsäule aller zeitlichen und ewigen Wohlfahrt recht beigebracht, hingegen aber alle schädliche Irrungen und Secten als ein Gift gemieden und davon in seiner Gegenwart lieber gar nicht gesprochen werden." „Zur wahren christlichen Religion, welche fürnehmlich darin bestehe, daß Christus vor alle Menschen gestorben, soll der Prinz als zum einzigen Trost in unserm Leben geleitet und von der Allmacht Gottes wohl und dergestalt informirt werden, daß ihm allezeit eine heilige Furcht und Veneration vor Gott beiwohne, denn dieses sei das einzige Mittel, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreite souveräne Macht in den Schranken der Gebühr zu halten."

In einer genaueren Anweisung, welche einige Jahre später (1721 oder wahrschein-

licher 1725) Duhan de Jandun, dem Lehrer des Prinzen, noch besonders ertheilt wurde, nämlich in der Instruction, wie der Prinz „seine Studien in Wusterhausen halten soll", werden in Bezug auf die religiöse Gewöhnung desselben die bestimmtesten Vorschriften ertheilt. „Am Sonntag soll er des Morgens um 7 Uhr aufstehen. Sobald er die Pantoffeln anhat, soll er vor dem Bette auf die Kniee niederfallen und zu Gott beten und zwar laut, daß Alle, die im Zimmer sind, es hören können." Das Gebet selbst wird wörtlich vorgeschrieben. Dann soll er sich hurtig anziehen, sich propre waschen, schwänzen und pudern, und muß das Anziehen und das kurze Gebet in einer Viertelstunde fix und fertig sein. Wenn das geschehen ist, dann sollen alle Domestiquen und Duhan hereinkommen, das große Gebet zu halten auf den Knieen; darauf Duhan ein Kapitel aus der Bibel lesen soll und ein gutes Lied singen. Alsdann alle Domestiquen wieder herausgehen sollen; Duhan soll alsdann mit meinem Sohn das Evangelium vom Sonntag lesen, kurz expliciren und dabei allegiren, was zum wahren Christenthum nöthig ist, auch etwas vom Katechismo Noltenii repetiren. Alsdann mußte der Prinz an der Spitze seiner Cadettencompagnie mit dem König zur Kirche gehen. Für den Abend waren wieder geistliche Uebungen der angegebenen Art in Anwesenheit des Hofgesindes angeordnet. Aehnlich waren die Vorschriften für alle Wochentage; nur kommen da die weiteren Bestimmungen über die Studien hinzu; so z. B. am Montag soll ihm Duhan (Nachmittags) die Landcharte weisen und dabei aller europäischen Reiche Macht und Schwäche, Größe, Reichthum und Armuth der Städte expliciren. Von drei bis vier Uhr soll er die Moral tractiren, von vier bis fünf deutsche Briefe mit dem Prinzen schreiben und „dahin sehen, daß er einen guten Stylum bekomme." Abends soll Fritz dann „ausreiten, sich in der Luft und nicht in der Kammer divertiren und thun, was Er will, wenn es nur nicht gegen Gott ist."

So hatte denn Friedrich Wilhelm Alles sorglich angeordnet, um aus seinem Thronerben wo möglich einen Mann zu bilden, wie er selber einer war, mit denselben Grundsätzen, Lebensanschauungen und Neigungen. In den ersten Jahren schien es in der That, als solle ihm das ganz nach Wunsch gelingen, und der König wurde durch manches günstige Anzeichen erfreut. Der Prinz zeigte sehr gute Fähigkeiten, faßte und lernte mit Leichtigkeit, war fleißig, munter und gutartig: der General Finkenstein konnte schon im Jahre 1719 berichten, er treibe seine Studien mit Eifer, dabei gehe er auch fleißig nach dem Marstall, steige zu Pferde, schieße nach der Scheibe und besuche die Cadetten. Es waren nämlich die schon von Friedrich I. unterhaltenen Cadetten zu einer „Compagnie Kronprinzlicher Cadetten" vereinigt worden, und der siebzehnjährige Cadetten-Unteroffizier von Rentzell wurde zur Uebung des jungen Prinzen im Waffendienste angenommen. Letzterer machte so gute Fortschritte, daß er bei einem Besuche seines Großvaters, König Georg I. von England, im Jahre 1723, denselben durch die Gewandtheit in Erstaunen setzte, womit er im Lustgarten seine Cadetten exerciren ließ. Es sind aus jenen ersten Jahren noch Briefe des Prinzen vorhanden, in welchen er mit kindlicher Hand, aber in Ausdrücken wie sie ein alter Hauptmann brauchen würde, vom Zustand seiner Compagnie Rechenschaft giebt. In anderen Briefen an den Vater vertraut er diesem, daß die Königin von ein paar langen Rekruten gehört habe, oder er bedauert es, daß er einer Musterung nicht beiwohnen und des Königs schöne Leute nicht mit ansehen könne.

Man hat mit Unrecht Friedrich's Abneigung gegen das militärische Wesen auch schon in jener ersten Knabenzeit nachweisen wollen und in dieser Beziehung auf einzelne Vorgänge ein viel zu großes Gewicht gelegt. Freilich wohl war es ein Schmerz für den Knaben und mehr noch für die Mutter, als ihm der König um des soldatischen Aussehens willen das schöne blonde Haar kurz abschneiden lassen wollte, was der listige Hofchirurg dadurch theilweise zu umgehen wußte, daß er bei der Operation das Seitenhaar nach hinten strich; aber jene Thränen der Eitelkeit sind sicher ohne weitere Folgen für des Prinzen Neigungen gewesen. Alles spricht dafür, daß er in jenen Knabenjahren, wie ja auch sehr natürlich ist, mit wirklichem Vergnügen in den militärischen Uebungen lebte und webte. Gern weilt er in dem kleinen Zeughaus, das ihm der Vater in einem Zimmer des Schlosses mit Modellen von allerlei Kriegswaffen hat einrichten lassen. Auch die Uebungen im Tanzen, Reiten und Fechten gewähren ihm eine angenehme Unterhaltung, ja selbst die Jagd macht ihm schon Vergnügen: er hat seine Freude an einer Koppel Hunde, mit der er Hasen hetzt; im achten Jahre schießt er einmal ein Rebhuhn im Fluge. Um ihn abzuhärten, nimmt ihn der Vater bei aller Witterung in dem offenen großen Wurstwagen oder zu Pferde mit auf die Jagd, und der junge Prinz schreibt an den Fürsten von Dessau mit anscheinender Lust nicht blos über lange Soldaten, sondern auch über Jagdereignisse.

Auch mit der Sparsamkeit und Rechnungführung ging es zuerst ganz nach des Königs Wunsch. Friedrich selbst scheint in den ersten Jahren kein Geld in die Hände bekommen zu haben, die Rechnungen aber, welche wir von seinen Gouverneurs noch haben, bezeugen die kärglichste, genaueste Wirthschaft, und der König erklärte sich unter einer solchen Jahresrechnung „mit allem zufrieden vor die gute Haushaltung".

Auch in allem Uebrigen wurde etwa bis in's vierzehnte Jahr des Kronprinzen die Zufriedenheit des Vaters im Wesentlichen nicht gestört; selbst der Unterricht, welchen Friedrich von Duhan de Jandun erhielt, scheint in jenen ersten Jahren des Königs Sinne so ziemlich entsprochen zu haben, wiewohl Duhan, welcher selbst erst in späteren Jahren aus eigener lebhafter Neigung für geistigen Genuß sich eine mehr allgemeine, als gründliche Bildung angeeignet hatte, auch seinem Zögling vor Allem den Geschmack an geistiger Beschäftigung beizubringen bemüht war, was natürlich erst später in reiferen Jahren zu einem wirklich erkennbaren Gegensatz gegen des Königs Neigungen führen konnte. Fürerst freute sich dieser an des Prinzen lebhafter Theilnahme für die Geschichte, die ihm Duhan aus dem Theatrum Europaeum vortrug und wobei auf die Kirchen- und Ketzergeschichte nach der Art jener Zeit ein besonderes Gewicht gelegt wurde. Einen methodischen Unterricht vermochte Duhan in keiner Beziehung zu geben, auch ist ihm zuzuschreiben, daß Friedrich bei aller späteren Leichtigkeit des Stils doch wie im Deutschen, so im Französischen nicht grammatisch oder orthographisch zu schreiben wußte: dagegen war es Duhan's Verdienst, daß der Prinz von früh auf wie an lebendigem, anregendem Gespräch, so an Büchern Vergnügen fand. Natürlich brachte es des Lehrers eigene Vorliebe für seine Muttersprache, sowie die niedrige Stufe, auf welcher sich damals die deutsche Literatur befand, mit sich, daß es bald fast nur französische Bücher waren, welche die geistige Nahrung des Prinzen bildeten und allmälig einen wichtigen Einfluß auf seine Denkungsweise und Lebensanschauungen gewan-

nen, wodurch alsdann ein entschiedener Widerspruch gegen des Vaters Gesinnung unvermeidlich eintreten mußte.

Die spätere Knabenzeit. Des Vaters Verstimmung.

Die Zeit der Confirmation können wir ungefähr als den Abschnitt in Friedrich's Leben bezeichnen, wo dieser Gegensatz mehr zum Vorschein kam, und wo die vorher glücklichen Verhältnisse sich durch die Verstimmung zwischen Vater und Sohn allmälig trauriger gestalteten. Man hat sich gewöhnt, in diesem Zwiespalt fast alle Schuld Friedrich Wilhelm zur Last zu legen und den Kronprinzen nur als ein Opfer der väterlichen Strenge und leidenschaftlichen Härte zu betrachten: die sehr erklärliche Theilnahme für den königlichen Jüngling hat sich dabei aber theilweise zu einer parteilichen Beurtheilung der Umstände verleiten lassen, indem man das mannichfache Unrecht, durch welches Friedrich den Unwillen des strengen Vaters auf sich zog, gar zu schonend bedeckte oder beschönigte. Wir glauben dagegen, daß nicht blos die historische Treue, sondern grade auch die Gerechtigkeit gegen Friedrich selbst gebieterisch fordert, die Verirrungen nicht zu verschweigen, welche ihm eine schwere Leidenszeit bereiteten; denn so allein kann auch recht deutlich hervortreten, wie viel diese Prüfung zu seiner Läuterung und Sinnesänderung beigetragen hat, wie erst durch Kampf und Anstrengung sich jener starke Charakter und mächtige Geist herausbildete, den späterhin die Welt an dem großen König bewundern sollte.

Friedrich hatte die früheren Schwächen seiner Gesundheit überwunden, er war zu vierzehn Jahren eine schöne Erscheinung, ebenso kräftig als wohlgestaltet, dabei von lebhaftem, munterem Geist, gutherzig und liebenswürdig; aber je mehr sich mit der Zeit die eigenthümlichen Neigungen seines Wesens entwickelten, desto mehr wurde es dem Vater klar, daß diejenigen Dinge grade, auf welche er selbst den meisten Werth legte, dem Kronprinzen nicht mehr ebenso ernst am Herzen lagen.

Der religiöse Unterricht vor Allem hatte bei Friedrich sehr ungenügende Früchte getragen: es kann uns dies nicht Wunder nehmen, wenn wir hören, daß sowohl der Hofprediger Andreä, als auch sein Nachfolger Nolten ihrem königlichen Zögling die kirchliche Lehre nach der theologischen Gewohnheit jener Zeit in schwülstigen dogmatischen Auseinandersetzungen vortrugen, statt ihm die großen Thatsachen der christlichen Heilslehre in einer Herz und Gemüth erfassenden Weise vorzuführen. Jener trockene, pedantische Religionsunterricht vermochte in Friedrich's lebendigem Geiste kein Interesse zu erwecken und so geschah es denn, daß seine Hofmeister, als die Zeit der Einsegnung herannahete, dem Vater melden mußten, der Prinz habe seit vielen Monaten im Christenthum wenig profitirt, weshalb wohl eine Vermehrung der Informationsstunden angemessen sein möchte. Diese wurde von dem König sofort anbefohlen; am 4. April 1727 fand sodann nach öffentlicher Prüfung des Kronprinzen vor der Gemeinde des Doms seine Einsegnung statt und er wurde zum ersten Male zum Genuß des heiligen Abendmahles zugelassen.

So wenig wie der Unterricht der Geistlichen war Friedrich Wilhelm's eigener religiöser Einfluß geeignet, seinem Sohn das Evangelium lieb zu machen; es ist schon erwähnt, wie

er von früh auf seine Kinder oft zur Strafe christliche Lectionen aus dem Katechismus, dem Gesangbuch und der Bibel lernen ließ, wie ferner in der Tagesordnung des Prinzen die religiösen Uebungen so streng mechanisch und auf die Minute vorgeschrieben waren, daß dabei ein religiöser Ernst dem Knaben nur dann hätte eingeflößt werden können, wenn seine Umgebung selbst, zumal sein Lehrer Duhan de Jandun, von einem ernsteren Glauben erfüllt gewesen wäre, was offenbar nicht der Fall war. Während nun eine lebendigere religiöse Ansprache und Erregung für den Prinzen von keiner Seite stattfand, diente des Königs eigenes, wenn auch sehr wohlgemeintes Beispiel leider nur dazu, Friedrich grade in einer gewissen frivolen Behandlung religiöser Dinge zu bestärken. Friedrich Wilhelm war um jene Zeit (1727) in Folge von Kränklichkeit in eine sehr trübe und ernste Stimmung verfallen, in welcher sich seine Neigung zu frommen Betrachtungen und Uebungen steigerte. Er ließ damals August Hermann Francke aus Halle zu sich kommen, welcher ihn in dieser Richtung noch bestärkte und dem täglichen Leben an dem Hofe einen noch ernsteren Charakter gab. Bei Tisch und in allem sonstigen Verkehr der königlichen Familie wurden fast nur Gespräche religiösen Inhalts geführt, wobei, wie es scheint, außer Francke, der König selbst seinen frommen Gedanken in längeren Anreden an die Seinigen Ausdruck gab. Bei seiner geringen Bildung und bei seinem sonstigen derben Wesen läßt sich nun denken, daß in diesen Ansprachen Vieles vorkam, was der Würde und dem heiligen Ernst des Gegenstandes nicht durchaus entsprach, und was für die muthwilligen, durch die vielen religiösen Uebungen noch dazu gelangweilten Kinder viel mehr ein Anlaß des Spottes, als eine wahrhafte Anregung zum Glauben wurde. Der Choralgesang, den des Königs Kammerdiener dabei anstimmte, war sicher nicht dazu angethan, den Ernst dieses Hausgottesdienstes zu erhöhen. Friedrich's Schwester Wilhelmine berichtet in ihren Memoiren, wie sie und der Bruder oft nach vielen Anstrengungen, ihre ernste Miene beizubehalten, doch zuletzt ein Lächeln nicht hätten unterdrücken können, wodurch sie sich die heftigsten Zurechtweisungen Seitens des Vaters zugezogen. Der frivole Ton, mit welchem die Prinzessin noch in späten Jahren über diese Scenen berichtet und die wegwerfende Sprache, welche sie sich dabei in Bezug auf den frommen Francke gestattet, beweisen am Besten, wie wenig der Erfolg jener geistlichen Uebungen den Absichten des Königs entsprach.

Natürlich war Friedrich Wilhelm über den Mangel an religiösem Sinn bei seinem Sohn sehr unglücklich; zugleich aber wurde sein Gefühl noch durch andere Gegensätze in den beiderseitigen Neigungen verletzt. Je mehr Friedrich an Jahren zunahm, desto mehr entwickelte sich in ihm durch Duhan's Einfluß ein Hang zu literarischer Beschäftigung, zu Lectüre und lebendiger Unterhaltung; in demselben Grade aber trat eine Gleichgültigkeit und Abneigung gegen die blos militärischen Liebhabereien seines Vaters hervor. Er betrieb die körperlichen Uebungen, Reiten, Schießen u. s. w. nicht mehr mit dem gewünschten Eifer, ließ sich merken, daß ihm der steife militärische Zwang lästig sei, bezeigte nicht mehr das frühere Vergnügen an der Jagd und an des Vaters sonstigen Erholungen, und machte kein Hehl daraus, daß er aus der Lectüre der Schriftsteller andere Ideale von fürstlichen Vergnügungen gewonnen habe.

Natürlich wurde dies Alles von Friedrich Wilhelm sehr unwillig aufgenommen, und

es war bereits zu manchen Aeußerungen der väterlichen Unzufriedenheit gekommen, als endlich ein Besuch am Dresdener Hofe noch dazu unsittliche Neigungen bei dem Kronprinzen hervortreten ließ, durch welche er sich in den Augen des sittenstrengen Vaters vollends herabsetzte. Es war im Jahre 1728 zur Zeit des Carnevals, als Friedrich Wilhelm nach Beilegung langwieriger Mißhelligkeiten mit dem sächsischen Hofe einer Einladung des Königs August II. nach Dresden folgte. Friedrich wußte durch seine Schwester Wilhelmine zu vermitteln, daß auch er noch besonders eingeladen wurde, und so konnte der Vater nicht umhin, ihn mitzunehmen, so ungern er es wegen der bekannten Ueppigkeit des Dresdener Hofes that. Unter allen Fürsten, welche damals dem Beispiel des glänzenden, aber zugleich schlüpfrigen, sittenlosen Hoflebens von Versailles nacheiferten, war keiner, der es darin dem König August zuvorgethan hätte. Die Pracht und Verschwendung war bis auf's Aeußerste getrieben, nicht minder aber die sinnliche Lust und Leidenschaft, welche keine Schranke der Sitte oder des Anstandes mehr achtete. Der König selbst ging mit dem Beispiel zügellosester Begier voran; an seinem Hofe wurde die Geltung der Cavaliere nach der Frechheit ihrer Sitten bemessen, und die Damen des Hofes wetteiferten zuchtlos um den Vorzug, von dem König und seinen Günstlingen entehrt zu werden. Dort, wo Alles nur Wollust athmete, wo nach dem Ausdruck der Markgräfin von Baireuth Bacchus und Venus die einzigen Gottheiten waren, vermochte Friedrich's lebenslustiger Sinn den Versuchungen, die ihn von allen Seiten umstrickten, keinen Widerstand zu leisten. Während an seines Vaters strenger Tugend alle noch so fein ausgesonnenen Künste der Verführung scheiterten, war alle Vorsicht und Sorgfalt, womit derselbe den Kronprinzen davor zu behüten suchte, vergeblich. Von den verführerischen Reizen einer natürlichen Tochter des Königs August, der Gräfin Orzelska entzückt, von welcher man ihn durch Erweckung anderer Leidenschaften abzulenken suchte, verfiel Friedrich ganz und gar dem wollüstigen Treiben des dortigen Hofes und brachte von Dresden den Keim sittlicher Verirrung und Zerrüttung zurück, aus dem sich zugleich mannichfaches Leid und Trübsal für ihn entwickelte. Friedrich Wilhelm schrieb von sich selbst bei der Rückkehr von Dresden: „Ist gewiß nit kristlich leben hier, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich kein plaisir daran gefunden und noch so rein bin, als ich von Hause her gekommen und mit Gottes Hülfe beharren werde bis an mein Ende.“ Desto mehr mußten ihn die bedenklichen Folgen betrüben, welche sich in seines Sohnes ganzem Wesen nach dem Besuche in Dresden zeigten. Derselbe verfiel mehr und mehr einer finsteren Stimmung und gab zugleich durch sein Aeußeres Grund zu ernstlichen Besorgnissen. Seine Lieblingsschwester selbst, welche sonst Alles zu seinem Besten wendet, giebt in ihren Memoiren als Grund seines Uebels an, er habe in Dresden eben Neigung zum wollüstigen Leben gefaßt, und der Zwang, den er sich in dieser Beziehung am Hofe seines Vaters auferlegen mußte, habe seine Melancholie und Kränklichkeit veranlaßt. Friedrich Wilhelm war, wie sich denken läßt, über die Richtung, welche das Wesen des Kronprinzen nahm, sehr unglücklich und aufgebracht, und ließ ihn seinen Unwillen bei jeder Gelegenheit empfinden. Es war bereits so weit gekommen, daß Friedrich des Vaters Begegnung scheuen mußte, bis er durch folgenden Brief vom 11. September 1728 dessen Gunst wieder zu erlangen suchte. „Mein lieber Papa! Ich habe mich lange nicht unternehmen mögen, zu meinem lieben Papa zu kommen, theils

weil es mir abgerathen, vornehmlich aber, weil ich mich noch einen schlechteren Empfang als den ordinären sollte vermuthen sein, und aus Furcht, meinen lieben Papa mehr mit mein gegenwärtiges Bitten zu verdrüßen, habe es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa, mir gnädig zu sein, und kann hierbei versichern, daß nach langem Nachdenken mein Gewissen mir nicht das Mindeste gezeihet hat, worin ich mich etwas zu reprochiren haben sollte; hätte ich aber wider mein Wissen und Willen gethan, daß meinem lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit unterthänigst um Vergebung, und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem seinen Thun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen; ich könnte mich sonsten gar nicht darein schicken, da ich sonsten immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben und ich nun das Contraire sehen sollte. Ich fasse dann das beste Vertrauen, und hoffe, daß mein lieber Papa dieses Alles nachdenken und mir wieder gnädig sein wird, indessen versichere ich ihn, daß ich doch mein Tage nicht mit Willen fehlen werde und ungeachtet seiner Ungnade mit unterthänigstem und kindlichstem Respect bin meines lieben Papa getreuester und gehorsamster Diener und Sohn Friedrich." Der Prinz erhielt hierauf freilich nicht die gehoffte gnädige Antwort; des Vaters Bescheid lautete wie folgt: „Sein eigensinniger, böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, dann wann man nun alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man was er haben will, nit wenn er dabei steht, sondern wenn er nit alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen efeminirten Kerl leiden kann, der keine menschlichen Inclinationen hat, der sich schämt, nit reiten noch schießen kann und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisirt und nit verschneidet und ich alles dieses tausendmal repremandirt, aber alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andern hoffährtig, recht baurenstolz ist, mit keinen Menschen spricht, als mit welche, und nit popular und affabel ist, und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit Force angehalten; nits aus Liebe und er alles dazu nits Lust hat, als seinem eigenen Kopf folgen, sonsten alles nits nütze ist. Dieses ist die Antwort. Friederich Wilhelm." Man würde sich jedoch irren, wenn man aus dieser strengen Antwort schließen wollte, daß des Königs Vaterliebe zu Friedrich im Innern vermindert gewesen sei. Als dieser eben damals ernstlicher zu kränkeln begann, schrieb Friedrich Wilhelm an Leopold von Dessau: „So lange die Kinder gesund sind, so weiß man nicht, daß man sie lieb hat." Er war, wie Friedrich's Schwester Wilhelmine berichtet, über dessen Zustand auf's lebhafteste beunruhigt, machte sich oft selbst Vorwürfe, daß er vielleicht durch seine Behandlung an den Leiden des Prinzen Schuld sei und suchte es dann durch Zärtlichkeit und Beweise seiner Vaterliebe gut zu machen. Auch Friedrich war trotz aller Mißhelligkeiten doch von aufrichtiger Verehrung für den Vater erfüllt. Davon giebt eine Scene Zeugniß, die sich bald nach jener Correspondenz bei einem Fest in Wusterhausen zutrug. Friedrich war bei den Freuden der Tafel sehr lebhaft geworden und schüttete gegen seinen Nachbar, den sächsischen Gesandten, sein Herz aus über den großen Zwang, den er sich am Hofe seines Vaters auferlegen müsse. Er sprach so laut, daß man ihn über den Tisch hörte, so oft er aber seinen Vater ansah, unterbrach er sich mit den Worten: „ich liebe ihn dennoch." Als es zum Abschied kam, zog er des Königs Hand über die Tafel hin an

sich und bedeckte sie mit Küssen; gleich darauf aber eilte er zu ihm, umfaßte seinen Hals und warf sich vor ihm auf die Kniee. Mehrere von den Anwesenden ließen den Prinzen hoch leben; andern traten die Thränen in die Augen. Der König selbst sagte tief ergriffen: „Schon gut, schon gut, werde du nur ein ehrlicher Kerl.“ Abends im Tabakscollegium war Friedrich Wilhelm so vergnügt, wie man ihn nur je gesehen.

Leider dauerte der Eindruck solcher Versöhnungen nicht lange, da Friedrich's Verhalten nur allzubald neuen Grund zur Verstimmung brachte. Zwar hatte der Besuch des sächsischen Hofes in Berlin, wo der Prinz die Gräfin Orzelska wiedersah und in das vertrauteste Verhältniß mit ihr kam, seinen Mißmuth verscheucht, womit bald auch die Besorgnisse um seine Gesundheit schwanden, aber von jener Zeit an gerieth er immer weiter auf schlüpfrige Abwege, in ein wüstes Leben und in die bedenklichsten Verbindungen.

Die Jünglingsjahre und ihre Verirrungen.

Als der Kronprinz mit dem Antritt des achtzehnten Jahres mündig erklärt wurde, erhielt er statt der bisherigen Gouverneurs den Oberstlieutenant von Rochow und den Lieutenant von Keyserling zu Gesellschaftern. In der Instruction, welche der König dabei Rochow ertheilte, sagte er, der Prinz habe keine Neigung zu soliden Dingen, denke nur auf faule Beschäftigungen, habe Hoffart im Kopf, hinter der nichts sei; der Oberst solle alles mögliche thun, um einen braven Kerl und honnetten Offizier aus ihm zu machen. Rochow war ein ehrlicher Mann von strengen Sitten und als Militär sehr geachtet, aber im Umgang schwerfällig und zurückhaltend, daher nicht geeignet, einen größeren Einfluß auf den Prinzen zu gewinnen. Keyserling dagegen stand diesem in den Jahren weit näher und wurde ihm nicht blos durch seine auf Reisen gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen, durch seine Gewandtheit im Gebrauch fremder Sprachen, und durch Leichtigkeit im geselligen Verkehr sehr werth, sondern auch durch seine Neigung zu leichtfertigem Leben, zu lustigen Gelagen und Liebeshändeln. Die Prinzeß Wilhelmine sagt von Rochow und Keyserling: „Mein Bruder mochte sie Beide gern, aber da Keyserling jünger und sehr lüderlich war, war er ihm natürlich der liebste.“ Außerdem schenkte er einem Pagen des Königs, von Keith, einem jungen Mann von weichem, theilnehmenden Herzen, aber von schlechten Sitten, großes Vertrauen; derselbe wußte sich bei ihm dadurch zu empfehlen, daß er ihm Manches, was beim König vorging und was für den Prinzen Interesse haben konnte, bereitwillig zutrug: die Schwester Wilhelmine nennt ihn aber auch den „Helfershelfer der Ausschweifungen“ des Kronprinzen, der zu ihm in einem Verhältniß unziemlicher Vertraulichkeit stand. Keith wurde im Jahre 1730 nach Wesel versetzt. „Ich hatte mich über seine Entfernung sehr gefreut, schreibt Prinzeß Wilhelmine, da ich hoffte, daß mein Bruder jetzt ein ordentlicheres Leben führen würde; aber dem war nicht so. Ein zweiter noch viel gefährlicherer Günstling folgte dem ersten: nämlich der Lieutenant von Katte. —— Er hatte Geist, Belesenheit und Weltkenntniß; im Verkehr mit der vornehmen Gesellschaft hatte er sich ein feines Benehmen angeeignet, was damals in Berlin nicht eben häufig war; sein Gesicht war eher unangenehm, als empfehlend, die dunkelen Augenbraunen verdeckten

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Friedrich Wilhelm I.

faſt ſeine Augen, ſein Blick hatte etwas Unheilvolles, was ſein Geſchick vorherzuſagen ſchien; ein gelber, von den Blattern entſtellter Teint vermehrte ſeine Häßlichkeit; er ſpielte den Freigeiſt und trieb die Lüderlichkeit auf's Aeußerſte, wozu noch eine große Eitelkeit und Uebermuth hinzukämen. Ein ſolcher Günſtling war natürlich nicht dazu angethan, meinen Bruder von ſeinen Verirrungen zurückzubringen."

Während nun Friedrich durch ſein leichtſinniges Weſen dem König den gerechteſten Anlaß zur Unzufriedenheit gab, trugen ſeine ſonſtigen Neigungen nicht minder dazu bei, die Mißſtimmung Friedrich Wilhelm's zu erhöhen. Dieſer ſah mit Unwillen, daß ſein Sohn ſich immer mehr der franzöſiſchen Literatur mit Vorliebe zuneigte, franzöſiſche Bücher zu ſeiner ausſchließlichen Lectüre machte und ohne Rückhalt den Maßſtab der franzöſiſchen Bildung an die Perſonen des Hofes anlegte. Der König ſelbſt, der, wie erwähnt, gegen die Literatur, ſoweit ſie ſich nicht auf erſichtlich Nützliches bezog, nicht nur gleichgültig, ſondern geradezu eingenommen war, erkannte in Friedrich's literariſchem Hang Nichts als „faule Beſchäftigungen" und Anzeichen eines ſchlaffen Sinnes. Nicht anders beurtheilte er auch deſſen Liebe zur Muſik. Friedrich war am ſächſiſchen Hofe von den Vorzügen der dortigen Hofkapelle entzückt worden; die Königin, ſeine Mutter, wußte es hinter dem Rücken ihres Gemahls, bei einer längeren Abweſenheit deſſelben zur Revue in Preußen, zu erwirken, daß König Auguſt ſeinen Virtuoſen Quanz und Weiß geſtattete, einen längeren Aufenthalt in Berlin zu nehmen, wo Jener dem Kronprinzen Unterricht auf der Flöte, Weiß der Prinzeß Wilhelmine auf der Laute ertheilte. Friedrich machte ausgezeichnete Fortſchritte auf ſeinem Inſtrument, welches er bald leidenſchaftlich liebte und zur angenehmeren Ausfüllung ſeiner Mußezeit mit großem Eifer übte. Bei dem ſteifen, pedantiſchen Soldatendienſt, den er Tag für Tag durchzumachen hatte, ſehnte er ſich um ſo mehr nach den Stunden der Erholung, die er im Genuß ſeiner Bücher und ſeiner Muſik zubrachte, und gern machte er es ſich dann um ſo bequemer, je mehr er ſonſt durch den ſtrengen militäriſchen Ton gebunden war. Der brockatene Schlafrock und der franzöſiſche zierliche Haarbeutel traten in jenen ſüßen Stunden an die Stelle der knappen Uniform und des ſteifen Zopfes. Es iſt leicht erklärlich, daß der König, welcher über eine ſolche Art der Erholung ſehr verächtlich dachte, höchlichſt aufgebracht war, als er einſt den Kronprinzen bei ſo verbotenen Genüſſen überraſchte. Zwar hatten ſeine Genoſſen, Katte und Quanz, als Friedrich Wilhelm's Schritt ſich in dem Gange vernehmen ließ, noch Zeit, mit Flöte und Noten in ein Seitencabinet zu ſpringen und Friedrich ſelbſt fuhr in aller Eile in die militäriſche Uniform, doch verrieth ihn der Haarbeutel und der offen daliegende goldgeſtickte Schlafrock. Der König ſchalt ihn einen Entarteten, warf den Schlafrock in's Feuer und ließ die vorgefundenen Bücher wegſchaffen.

Für Friedrich Wilhelm wurde es immer mehr zur Gewißheit, daß der Kronprinz eine ſeines wichtigen Berufes unwürdige Richtung nehme: „Fritz iſt ein Querpfeifer und Poet", pflegte er zu ſagen, „er macht ſich nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben!" Er ſchalt den Prinzen, ſo oft er ihn ſah, warf ihm unmännliches Weſen, weibiſche Neigungen vor, und meinte, wenn er ihn dreißig Schritt weit kommen ſehe, ſchlimme Gedanken zu bemerken, die er im Herzen habe; und danach behandelte er ihn

denn auch. Sein Unwillen stieg, als sich herausstellte, daß es auch mit Friedrich's Oeconomie sehr schlecht bestellt war, daß er bei Berliner Häusern wiederholt Schulden gemacht hatte; unter hartem Schelten bezahlte sie der König, war aber dabei doppelt erbittert, weil der Kronprinz niemals bestimmt erklären wollte, ob nicht noch andere Schulden zu tilgen seien.

Die allseitige Verstimmung zwischen Vater und Sohn wurde leider durch das unkluge Verhalten der Mutter bedeutend genährt. Die Königin Sophie Dorothee hatte sich mit den Lebensansichten und Gewohnheiten ihres Gemahls niemals recht verständigen können: der einfache, beschränkte Haushalt und das einförmige Leben ohne Schmuck und höheren Genuß entsprachen durchaus nicht ihren Neigungen, welche sowohl auf äußeren Glanz, wie auf geselliges Vergnügen und auf geistige Anregung gerichtet waren. Sie machte aus ihren abweichenden Ansichten kein Hehl vor ihren Kindern, war vielmehr unbesonnen genug, sich mit diesen in Spott über des Königs Gewohnheiten, Liebhabereien und Umgebung zu ergehen und sie geradezu zur Vernachlässigung seiner Vorschriften zu verleiten. Es hing dies zum Theil auch mit einer engherzigen Eifersüchtelei zusammen, vermöge welcher sie ängstlich darüber wachte, daß die Kinder nicht etwa dem Vater mehr Liebe und Zuneigung widmen möchten, als ihr selbst. Während sie deshalb früher die Prinzessin Wilhelmine alle Zärtlichkeiten und Liebkosungen, die ihr der Vater erwies, durch gereiztes Schelten und selbst durch Mißhandlungen entgelten ließ, wußte sie später die beiden ältesten Kinder Wilhelmine und Friedrich mehr für sich zu gewinnen und gegen den Vater aufzureizen. Sie ließ es geschehen und hatte selbst ihre Freude daran, daß die Beiden, als sie in heimlichen Zusammenkünften Scarron's „komischen Roman" gelesen, nach dem Muster desselben eine beißende Satire auf den König und auf alle seine Vertrauten und Lieblinge machten. Ueberhaupt scheint die Mutter ein nicht geringer Theil der Schuld zu treffen, wenn Friedrich den Respect und Gehorsam, den er seinem Vater schuldig war, nur allzusehr bei Seite setzte. Was übrigens die literarischen Erholungen selbst betrifft, welche Friedrich in Gemeinschaft mit seiner Schwester und unter dem heimlichen Schutz der Mutter trieb, so darf man denselben nicht grade eine gar hohe und ernste Bedeutung zuschreiben. Dieselben scheinen vielmehr im Allgemeinen der damaligen noch ganz leichtfertigen Sinnesweise des Prinzen entsprochen zu haben. Derselbe suchte in der Lectüre nur eben eine angenehme Unterhaltung, nicht eine ernstere Ausbildung: der Ernst, welchen er später in seine Studien brachte, lag ihm damals noch fern, und ist, wie alles gediegene Streben, erst durch die Prüfungszeit in ihm gekommen. Das darf man nicht übersehen, um des Königs Zorn wegen der schöngeistigen Neigungen, über denen Friedrich allen Eifer für militärische und Verwaltungsstudien vernachlässigte, nicht allzu unbillig zu beurtheilen.

Heirathspläne der Königin.

Der nachtheilige Einfluß, welchen die Königin auf das häusliche Verhältniß ausübte, wurde vorzüglich durch wichtige Heirathspläne gefördert, welche dieselbe seit langer Zeit für ihre beiden ältesten Kinder hegte, welche aber zu den gereiztesten Zwistigkeiten mit ihrem Gemahl führten und zuletzt wesentlich dazu beitrugen, die schwere Katastrophe zu veran-

lassen, bis zu welcher sich die Spannung zwischen dem Kronprinz und seinem Vater entwickeln sollte.

Die Königin Sophie Dorothea, aus dem Hannöverschen Hause, welches auch den englischen Thron inne hatte, war von jeher auf die Anknüpfung einer engen Familienverbindung zwischen dem preußischen und dem englischen Hofe bedacht gewesen; schon zu Lebzeiten ihres Vaters Georg I. hatte sie den Plan einer Vermählung ihrer ältesten Tochter Wilhelmine mit dem dereinstigen Thronerben von England, damaligen Herzog von Gloucester, späteren Prinzen von Wales, angeregt, und als im Jahre 1725 eine Allianz zwischen beiden Höfen zu Stande kam, gab Georg I. seiner Tochter, deren ganzes Herz an diesem Plan hing, die freundlichsten Zusicherungen darüber, ohne sich jedoch in irgend einer Weise zu binden. Friedrich Wilhelm ging von Hause aus gleichfalls mit voller Befriedigung auf die Absichten seiner Gemahlin ein und ließ dieselbe einen Besuch bei Georg I. in Hannover ausdrücklich so weit verlängern, als es die Förderung der Heirathsangelegenheit nur immer wünschenswerth machte. Auch der Prinzessin Wilhelmine bezeigte er auf jede Weise seine Freude über den Plan und erwies ihr damals alle Gunst und Auszeichnung. Je bereitwilliger er aber auf die Sache eingegangen war, desto mehr verdroß es ihn, als er sehr bald zu merken glaubte, daß es dem König von England damit nicht gleicher Ernst sei. Georg I. vertröstete nämlich seine Tochter schließlich auf die Vollziehung der Heirath nach zwei Jahren, weil die beiden Versprochenen noch zu jung wären und überdies das englische Parlament zuvor von dem Vorhaben unterrichtet sein müßte. Friedrich Wilhelm war schon damals über diese Wendung der Angelegenheit, worin er nur eine unredliche Ausflucht erkennen wollte, sehr ungehalten und ließ es seine Gemahlin bei ihrer Rückkehr von Hannover durch heftige, harte Begegnung empfinden. Als nun nach Georg's I. Tode der Bruder Sophie Dorotheas, Georg II., den Thron bestieg, wurde zwar der Heirathsplan in noch größerer Ausdehnung, als bisher, aufgenommen, und es schien eine doppelte Vermählung, einerseits zwischen Prinzeß Wilhelmine und dem Prinzen von Wales, andererseits zwischen dem Kronprinz Friedrich und der Prinzeß Amalie von England beabsichtigt; so gern aber Friedrich Wilhelm auch im Allgemeinen auf die Sache einging, so machte sich doch bei ihm sehr bald eine schwere Besorgniß geltend. Er meinte nämlich, daß es von englischer Seite besonders darauf abgesehen sei, sich durch die Familienverbindung auch seiner politischen Allianz zu versichern, und diese Besorgniß reichte hin, ihm die größte Vorsicht und Zurückhaltung einzuflößen. Sein ganzes politisches Bestreben und alle seine militärischen und Verwaltungseinrichtungen gingen eben darauf hin, Preußen eine von allem fremden Einfluß unabhängige Stellung zu sichern und mit argwöhnischer Sorge wachte er darüber, daß nicht etwa eine fremde Macht ihn als minder selbständig mit fortzureißen versuchte. Es war bei ihm Grundsatz, Niemand zu brauchen, um zu bestehen, und keinen Bund zu schließen, ohne Vortheil gegen Vortheil auszutauschen. Je mehr es daher den Anschein gewann, als verfolgte man in England nur politische Zwecke mit den Heirathen, und als glaubte man dort sogar der preußischen Prinzeß eine große Gunst und Ehre zu erzeigen, desto mehr wurde Friedrich Wilhelm's stolzes Selbstgefühl aufgereizt. Diese Stimmung des Königs wußten nun die Parteigänger der österreichischen Politik am preußischen Hofe, welchen die

beabsichtigte Verbindung desselben mit England längst ein Dorn im Auge war, vortrefflich zu benutzen, um zwischen Friedrich Wilhelm und Georg II. einen unheilvollen Bruch herbeizuführen. Dies war das Ziel, welches vor Allem der österreichische Gesandte Graf Seckendorf in Berlin zu verfolgen hatte, dem dabei des Königs persönliche Gunst ungemein zu Hülfe kam. Friedrich Wilhelm kannte den Grafen von einem niederländischen Feldzug her und war mit ihm seitdem jeder Zeit in einem sehr freundschaftlichen Verhältniß geblieben; er liebte ihn als wackern Soldat, als einen Mann von strenger, wenigstens äußerer Religiosität, von ehrbaren Sitten und von großer Arbeitskraft, als guten Wirth und als weltkundigen Gesellschafter. Seckendorf's Sendung an den Berliner Hof war daher sehr klug berechnet, um Friedrich Wilhelm von der englischen Allianz abzulenken. Der österreichische Gesandte fand überdies in des Königs vertrautester Umgebung willige Theilnehmer und Werkzeuge für seine Pläne, besonders in dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau und in dem General von Grumbkow. Der Fürst von Dessau war dem Wiener Hofe in persönlicher Dankbarkeit ergeben, weil er dort die Ebenbürtigkeit seiner bürgerlichen Gemahlin (einer Apothekerstochter aus Dessau) erlangt hatte, außerdem war er den englischen Heirathsplänen auch deshalb feind, weil er seit lange die Verheirathung der Prinzeß Wilhelmine mit seinem Neffen, dem Markgrafen von Schwedt, im Auge hatte. Mehr noch war des Königs intimster Vertrauter, der General von Grumbkow, dem Wiener Hofe ergeben, ja gradezu verkauft, und scheute kein Mittel, um die Verbindung mit England zu vereiteln und das Verhältniß Friedrich Wilhelm's zum Kaiser desto fester zu knüpfen. Es kostete ihm kein Bedenken, in solcher Absicht das häusliche Glück der preußischen Königsfamilie zu untergraben, Zwietracht und bittern Argwohn zwischen Gatten und Gattin, zwischen Vater und Kindern zu säen, und mit Hülfe des bestochenen Hofgesindes ein schändliches Gewebe von Angeberei und Verläumdung um die ganze königliche Familie auszubreiten. Der österreichischen Partei kam es sehr zu Statten, daß zwischen Friedrich Wilhelm und Georg II. bald sehr ernste Mißhelligkeiten politischer Art ausbrachen, theils über das Testament Georg's I., theils über Grenzangelegenheiten, besonders aber auf Anlaß von Gewaltsamkeiten, welche sich preußische Werber in ihrem Jagen nach langen Rekruten auf hannöverschem Gebiet erlaubt hatten. Es kam darüber so weit, daß man auf beiden Seiten schon rüstete; doch wurde der Streit noch gütlich vermittelt. Natürlich waren solche Irrungen nicht eben dazu angethan, des Königs Neigung für die englischen Heirathen zu erhöhen, besonders da Georg II., mit dem er noch dazu von Jugend auf wenig gestimmt hatte, sich zu ernstlichen Schritten in der Heirathe-Angelegenheit durchaus nicht eben willfährig zeigte. So viel Mühe sich die Königin gab, sie erlangte nur schöne Worte von ihrem Bruder, niemals eine bestimmte Zusage. Seckendorf wußte dies bei dem König wohl zu benutzen; er reizte dessen Empfindlichkeit, während er andererseits durch die Vorstellung auf ihn wirkte, daß eine englische Prinzessin als Gemahlin des Kronprinzen einen gar zu großen Aufwand und zu hohe Ansprüche machen und die Einfachheit seines Hofhaltes stören würde. In England legte man aber grade auf die Heirath des Kronprinzen mit einer dortigen Prinzessin aus politischen Gründen das meiste Gewicht. Friedrich Wilhelm, durch die immer neuen Zögerungen mehr und mehr erbittert, wollte von den Heirathen nicht mehr sprechen

hören und gedachte auf Seckendorf's Rath, seine Tochter Wilhelmine mit dem Herzog von Sachsen-Weißenfels zu verloben. Als sich die Königin diesem Vorhaben mit der größten Energie widersetzte, gab er zwar für den Augenblick nach, aber nur unter der Bedingung, daß von dem englischen Hofe endlich eine entscheidende Antwort über die Verbindung der Prinzessin mit dem Prinz von Wales gefordert werde. „Geben sie eine günstige Antwort", sagte er, „so zerreiße ich jedes andere Band; wenn sie sich aber nicht bestimmt erklären, so werde ich nicht weiter ihr Narr sein, sondern meine Tochter geben, wem ich will." Dagegen wollte er von der englischen Braut für seinen Sohn Nichts wissen; „ich will keine Schwiegertochter", sagte er zur Königin, „die sich große Airs giebt und meinen Hof mit Intriguen erfüllt"; „euer Sohn", fügte er über Friedrich bitter hinzu, „ist ein Bube, dem ich eher die Peitsche geben, als ihn heirathen lassen will, er ist mir zum Abscheu, aber ich werde ihn schon zurecht setzen. Wenn er sich nicht bessert, will ich ihn auf eine Art behandeln, auf die er nicht gefaßt sein wird." Während hiernach über Friedrich's Heirath offiziell nicht mehr verhandelt werden durfte, veranlaßte die Mutter den Prinzen, sich heimlich an die Königin von England zu wenden, und ihr zu versprechen, niemals eine andere als die englische Prinzessin zu heirathen, wenn sie dafür die Verbindung seiner Schwester mit dem Prinzen von Wales endlich fest zu Stande bringe, woran übrigens der Prinzessin Wilhelmine selbst, wie wir aus deren Memoiren ersehen, zum Aerger der Königin sehr wenig gelegen war. Mit Zittern wurden die Tage gezählt, bis die Antwort aus England kommen konnte. Der König, in der Zwischenzeit durch manche Umstände und wohl auch durch die Kunde von des Kronprinzen heimlichen Schritt auf's Höchste gereizt, ließ Friedrich, der noch dazu damals grade siebentausend Thaler Schulden bei Berliner Kaufleuten gemacht, seine Entrüstnng durch die heftigsten Mißhandlungen empfinden. „Ich bin in der äußersten Verzweiflung", schrieb der Prinz in jenen Tagen (Anfang 1730) seiner Mutter, „der König hat ganz vergessen, daß ich sein Sohn bin und mich wie den gemeinsten Menschen behandelt. Ich trat diesen Morgen wie gewöhnlich in sein Zimmer, er sprang sogleich auf mich los, schlug mich auf die grausamste Weise mit seinem Stocke so wüthend, daß er nicht eher, als vor eigener Ermattung aufhörte. Ich habe zu viel Ehrgefühl, um eine solche Behandlung auszuhalten, bin auf's Aeußerste gebracht und entschlossen, dem auf die eine oder die andere Weise ein Ende zu machen." Er beschäftigte sich schon damals mit dem Gedanken, zu fliehen. Inzwischen war der bedenkliche Schritt, zu welchem die Königin ihn verleitet hatte, in England selbst nicht im Geringsten von dem gewünschten Erfolge gewesen: die Antwort, welche von dort einging, war eben so unbestimmt und ausweichend, wie alle früheren, und versetzte den König vollends in die größte Wuth. Er schwur hoch und theuer, daß er bis zu den äußersten Maßregeln schreiten werde, wenn seine Familie sich auch jetzt nicht seinem Willen füge, und behandelte besonders den Kronprinzen auf das Härteste, indem er ihn bei den Haaren im Zimmer umherzog und blutig schlug. Seiner Gemahlin gegenüber bestand er jetzt von Neuem darauf, daß die Prinzessin Wilhelmine entweder den Markgrafen von Schwedt oder den Herzog von Weißenfels heirathen müsse, wogegen die Königin, die an der englischen Verbindung zu verzweifeln begann, aber doch einen Gemahl ihrer eigenen Wahl haben wollte, den Herzog von Baireuth, vorschlug. Der König wies diesen

Vorschlag nicht ganz von der Hand, ohne daß jedoch sein Zorn über den Ungehorsam der Seinigen dadurch gemildert worden wäre; vielmehr steigerten sich die Mißhandlungen gegen den Kronprinzen so weit, daß dieser jetzt allen Ernstes zu dem Entschluß gelangte, nach England zu entfliehen. Er gedachte dazu eine Reise des Königs nach Dresden zu benutzen, wovon ihn die Prinzessin Wilhelmine durch die dringendsten Vorstellungen nur mit Mühe abzubringen vermochte. Eine gefährliche Krankheit, in welche die Königin verfiel, stellte für einen Augenblick ein besseres Verhältniß in der königlichen Familie her. Friedrich Wilhelm vergaß damals alle Zwistigkeiten, um sich nur den ursprünglichen Gefühlen seines trefflichen Herzens zu überlassen. Er zerfloß in Thränen an dem Krankenbett seiner Gemahlin, und rief immer von Neuem, daß er es nicht überleben würde, wenn sie der Tod ihm entrisse. Er bat sie in Gegenwart der Hofdamen tausend Mal um Verzeihung wegen all des Kummers, den er ihr bereitet, und ließ auf ihren Wunsch auch Friedrich und der Prinzeß Wilhelmine Vergebung angedeihen. Dem Kronprinzen sagte er dabei, er wolle ihm mit Rücksicht auf seine Mutter alles Vergangene verzeihen, doch solle er sein Betragen ändern und sich fortan des Vaters Willen fügen, dann dürfe er auf seine väterliche Liebe rechnen. Diese bessere Stimmung hielt jedoch nach der erfolgten Genesung der Königin nicht lange vor; kurz darauf klagte der Prinz in größter Verzweiflung über neue Mißhandlungen. „Ich bin der unglücklichste Mensch", sagte er zu seiner Schwester, „vom Morgen bis zum Abend von Spionen umgeben, welche jedes meiner Worte und jede meiner Handlungen boshaft verdrehen. Die unschuldigsten Erholungen sind mir verboten, ich getraue mir nicht etwas zu lesen. Die Musik ist mir untersagt, und nur zitternd und versteckt darf ich mich diesen Vergnügungen hingeben. Was mich aber völlig zur Verzweiflung gebracht hat, ist ein Vorgang, der sich neulich in Potsdam zugetragen. Als ich eines Morgens in das Zimmer des Königs trat, faßte er mich bei den Haaren, warf mich auf den Boden nieder, schlug und schleppte mich endlich ungeachtet alles Widerstandes an das nächste Fenster, und schlang eine Schnur des Vorhanges um meinen Hals, um mich zu erwürgen. Glücklicherweise hatte ich mich aufgerichtet, hielt ihm die Hände und schrie. Ein Kammerdiener kam mir zu Hülfe und rettete mich." „Das muß endigen", fügte der Prinz hinzu, „Katte ist mir völlig ergeben und wird mir bis an's Ende der Welt folgen, Keith wird auch zu mir kommen." Die Schwester fand seinen Plan so unüberlegt und seine Vertrauten so leichtfertig gewählt, daß sie Alles anwandte, ihn nochmals von der Ausführung abzubringen; aber sie konnte von ihm nur erreichen, daß er die Antwort auf die erneuerten dringenden Briefe, welche die Königin unterdeß heimlich nach England gesandt, abzuwarten versprach. Diese Briefe waren günstiger aufgenommen worden, als die früheren Versuche der Königin. Der Prinz von Wales selbst interessirte sich nach der Beschreibung, die ihm von der Prinzessin Wilhelmine gemacht worden, lebhaft für dieselbe, das Ministerium und die Nation waren gleichfalls immer mehr für die Verbindung mit Preußen gestimmt worden, und so wurde denn die Sendung einer außerordentlichen Botschaft nach Berlin zum Zweck der Betreibung der Heirathen beschlossen.

Sir Charles Hotham, durch Jugend, Gestalt und edle Herkunft, wie durch würdevolles Auftreten ausgezeichnet, erschien im April 1730 als außerordentlicher Gesandter am

preußischen Hofe. Er wurde vom König Friedrich Wilhelm überaus freundlich aufgenommen, um so mehr als sein Auftrag anscheinend zunächst nur der Vermählung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Prinz von Wales galt, und nur nebenbei die Hoffnung ausgesprochen wurde, daß der König später auch in die Vermählung des Kronprinzen willigen würde. Friedrich Wilhelm war über diese scheinbare Willfährigkeit der englischen Regierung hoch erfreut: seine wieder lebendig erwachte Vaterliebe war froh in dem Gedanken, seiner Tochter Wünsche erfüllen zu können. Er bat Hotham nach der ersten Audienz noch Nichts zu verrathen, weil er die Prinzessin mit der freudigen Nachricht überraschen wollte; er benachrichtigte seine Gemahlin sogleich von der beabsichtigten Vermählung, brachte bei Tafel die Gesundheit seiner Tochter und des Prinzen von Wales aus, und hatte sich ausgedacht, wie er die Prinzessin Wilhelmine unerwartet im Beisein des Gesandten um ihre Einwilligung fragen wolle. Bald jedoch gab ihm Hotham seinerseits zu verstehen, daß die Sache fürerst noch mit einiger Vorsicht zu behandeln sei, da er erst noch weitere Befehle von London einzuholen habe. In einer zweiten Audienz trat er alsdann mit den Absichten auf die Verbindung einer englischen Prinzessin mit dem Kronprinzen hervor: indem er nämlich im Namen seines Königs jetzt förmlich um die Hand der Prinzessin Wilhelmine für den Prinzen von Wales anhielt, fügte er hinzu, der König von Großbrittanien wünsche, im Einverständniß mit der ganzen Nation, sich noch enger mit dem preußischen Hause zu verbinden, und habe deshalb eine seiner Prinzessinnen für den Kronprinzen Friedrich bestimmt. Dieselbe solle alsdann zur Statthalterin der deutschen Erblande des hannöverschen Hauses ernannt werden und ihr Gemahl mit ihr in Hannover auf Kosten des Königs von England im königlichem Hause residiren.

So ehrenvoll und verlockend dies Anerbieten auf den ersten Blick erschien, so ging der König doch nicht ohne Weiteres darauf ein, bei der näheren Erwägung mit seinen Rathgebern aber wurden in ihm, besonders durch Seckendorf und Grumbkow, welche die englischen Heirathen um jeden Preis zu hintertreiben bemüht waren, die größten Bedenken von Neuem rege gemacht. Zunächst ließ man ihn in dem Anerbieten freien Unterhaltes für den Kronprinzen die verletzende Meinung finden, als sei er selbst nicht vermögend oder zu geizig, demselben einen angemessenen Hofhalt zu gewähren; in weit höherem Grade aber wirkte auf ihn die lebhaft erregte Besorgniß, daß der Prinz durch den Aufenthalt in Hannover und durch ein glänzendes Leben daselbst seinem eigenen Lande und der Einfachheit des preußischen Wesens durchaus entfremdet werden möchte. Er fürchtete überhaupt, daß eine englische Prinzessin, in dem Luxus des londoner Hofes erzogen, hoch hinaus wollen und den Kronprinzen in seiner anscheinenden Neigung zum üppigen Leben bestärken würde, und mit Bangen sah er voraus, daß sein Sohn dereinst vielleicht um des Aufwandes willen das Heer vermindern und die gute strenge Verfassung in Haus und Staat umstoßen würde. Zumal sei Friedrich auch noch zu jung und es habe mit seiner Verheirathung noch keine Eile. Vor Allem aber waren es politische Gründe, die ihn gegen die englischen Absichten argwöhnisch machten: er ließ sich immer mehr in der Meinung bestärken, daß es dem König von England nur darum zu thun sei, Preußen von der dortigen Politik abhängig zu machen, während er bis dahin mit Oesterreich eng verbündet war. England und Frankreich hatten

so eben zu Sevilla einen Vertrag mit Spanien abgeschlossen, der sehr bald zu offenen Feindseligkeiten gegen Oesterreich führen konnte; in einem solchen Fall mußte Preußen durch eine Familienverbindung mit England in die größte Verlegenheit gerathen. Der König fürchtete überhaupt durch eine englische Schwiegertochter nicht mehr Herr in seinem eigenen Hause zu bleiben; man würde, sagte er, um ihn her eine Partei zu englischen Intriguen bilden und ihn durch Verdruß umbringen. In diesem Argwohn bestärkte ihn das sehr zur Unzeit hervortretende Bemühen Hotham's, den Günstling des Königs, General von Grumkow, zu stürzen. Derselbe hatte im Dienste Oesterreichs eine geheime, für Friedrich Wilhelm ebenso wie für König Georg beleidigende Correspondenz mit Reichenbach, dem preußischen Residenten in London geführt, worüber Hotham dem König von Preußen Mittheilungen machte und dabei gradezu den Zweck durchblicken ließ, die Entfernung Grumbkow's herbeizuführen. Friedrich Wilhelm war für den General zu sehr eingenommen, als daß er den Anschuldigungen so leicht Glauben beigemessen hätte, wogegen er in diesen Vorstellungen des englischen Gesandten einen ersten Versuch zur Einmischung in seine eigenen Angelegenheiten erblickte. In der offiziellen Antwort an den englischen Hof nahm er nun den Antrag zur Vermählung seiner Tochter unbedenklich an, wogegen er in die Heirath des Sohnes nur unter gewissen politischen Bedingungen und erst in späterer Zeit willigen zu können erklärte. Das entsprach aber nicht im Geringsten den englischen Gesichtspunkten, nach denen grade die Verbindung mit dem Kronprinzen die Hauptsache war. Die Verhandlungen würden deshalb wohl sogleich in's Stocken gerathen sein, wenn nicht Friedrich selbst sich jetzt heimlich mit Hotham und mit dem englischen Hofe in Verbindung gesetzt hätte. Er ließ König Georg dringend ersuchen, die Vorschläge seines Vaters, wie sie auch beschaffen sein möchten, nicht zu verwerfen, fürerst nur die Ehe seiner Schwester abzuschließen, wogegen er das Versprechen erneuere, keine andere Gemahlin zu nehmen, als die Prinzessin Amalie von England. Er werde sein Wort zu halten wissen, man solle ihm nur Vertrauen schenken. Hotham suchte daher in persönlichen Unterhandlungen den König noch zu günstigeren Zusagen zu bestimmen und erreichte in der That die Versicherung, daß Friedrich Wilhelm, wenn er beschließen sollte, den Kronprinzen zu vermählen, eine englische Prinzessin jeder anderen vorziehen wolle. Als aber die Sachen so weit glücklich gediehen waren, verdarb der Gesandte schließlich durch einen unvorsichtigen Schritt die ganze Angelegenheit. In seiner Abschiedsaudienz nämlich überreichte er dem König, der auf Anlaß der englischen Vorstellungen bereits seinen Residenten Reichenbach von London abberufen hatte, einen aufgefangenen Brief Grumbkow's und sprach dabei unumwunden die Zuversicht aus, daß Friedrich Wilhelm nunmehr seinen bisherigen Günstling aufopfern werde. Er hatte sich über die Wirkung dieses Schrittes auf den leicht erregbaren König sehr getäuscht. Derselbe war schon an und für sich über das Auffangen der Briefe seiner Minister erbittert und entrüstet. Seckendorf hatte diese Stimmung benutzt, um ihm wiederholt zu Herzen zu führen, wie in dem beabsichtigten Sturz Grumbkow's nur das Streben zu Tage komme, in seine Angelegenheiten einzugreifen und ihm in seinem eigenen Hause Gesetze zu geben. In einer plötzlichen Aufwallung äußerster Entrüstung warf er denn die ihm überreichten Briefe zu Boden, wandte den Gesandten verächtlich den Rücken und verließ das Zimmer, indem er die Thür

heftig hinter sich zuwarf. Hotham erklärte durch diese Behandlung seinen König selbst für beleidigt, und obwohl in dieser Beziehung die Sache gütlich beigelegt wurde, so wurden doch mit seiner Abberufung die Heirathsverhandlungen selbst abgebrochen (Juli 1730).

Fluchtversuch des Kronprinzen.

Für Friedrich war nun mit Hotham's Abgang alle Hoffnung entschwunden, seine Lage erleichtert zu sehen; alsbald trat der längst gehegte Plan, in der Flucht Rettung zu suchen, mit größerer Macht vor seine Seele. Schon als der König während der Verhandlungen den bestimmten Willen geäußert hatte, die Verheirathung des Kronprinzen erst nach einer Reihe von Jahren eintreten zu lassen, hatte sich dieser von Neuem mit Fluchtgedanken beschäftigt. Kurz vor dem Ablauf der Hotham'schen Mission ging der König zu einem prachtvollen Lustlager nach Mühlberg in Sachsen; auch Friedrich war dazu eingeladen. Den Abend vor seiner Abreise überraschte er seine Schwester Wilhelmine, um von ihr feierlich Abschied zu nehmen: er gestand ihr, daß er sich seinem unerträglichen Loos durch die Flucht entziehen wolle. Die Schwester beschwor ihn, den unbesonnenen Schritt zum wenigsten so lange zu unterlassen, als nicht alle Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang der englischen Unterhandlungen verschwunden sei; anscheinend gab er ihren Vorstellungen Gehör, und versprach, fürerst nichts Verzweifeltes zu unternehmen. Dennoch erfahren wir, daß er während des Aufenthaltes in Sachsen von dem dortigen Minister von Hoym Päße und Pferde zur Flucht nach England zu erlangen suchte. Hoym ging zwar auf des Prinzen Plan ermunternd ein, wollte aber nicht, daß die Flucht grade von Sachsen aus stattfinde und versagte deshalb seine Mitwirkung. Friedrich ließ daher vorläufig nur in England anfragen, ob er dort Aufnahme und Schutz finden würde oder nach Frankreich gehen solle. Die fortwährende schlechte Behandlung, die dem Prinzen in Mühlberg selbst vor Fremden nicht erspart wurde, brachte ihn inzwischen immer mehr auf; noch dazu reizte ihn der Vater durch verächtliche Worte, indem er ihm unter Anderm sagte: „Wenn mein Vater mich so behandelt hätte, wie ich Euch behandele, so wäre ich tausendmal davon gelaufen, aber Ihr habt kein Herz, Ihr seid ein Feigling.“ Nach der Rückkehr des Hofes nach Berlin scheint den Prinzen kein anderer Gedanke mehr beschäftigt zu haben, als sich durch die Flucht nach England seiner demüthigenden Lage, und den nicht minder peinlichen Geldverlegenheiten, in denen er sich fortwährend befand, zu entziehen. Sein Begleiter von Rochow ließ ihn deshalb nicht aus den Augen und benachrichtigte die Königin, daß er fortwährend einen Fluchtversuch fürchte: er war in solcher Aufregung über seine drückende Verantwortlichkeit, daß er überall davon sprach, wodurch des Prinzen Geheimniß schon im Voraus ziemlich stadtkundig wurde. Hierzu trug freilich nicht minder der Leichtsinn und Uebermuth des Lieutenant von Katte bei, der gern mit dem Vertrauen, das er beim Kronprinzen genoß, prahlte und öfter auch über dessen Pläne höchst unbesonnene Worte fallen ließ. Die Königin und die Prinzessin Wilhelmine geriethen hierüber in die größte Besorgniß.

Der schroffe Abbruch der Heirathsverhandlungen brachte nun Friedrich vollends zur Verzweiflung. Er hörte nicht mehr auf die Bitten der Schwester: „Du kannst Aebtissin

werden", sagte er zu ihr, „da bist du untergebracht; ich habe das Hin- und Herzerren satt, mein Beschluß ist gefaßt. Ich habe Alles für deine Heirath gethan, jetzt ist es Zeit, daß ich an mich denke; ich habe genug ertragen, verschone mich jetzt mit Bitten und Thränen, sie helfen doch nichts mehr." Die Prinzessin fügt in ihren Memoiren hinzu: Sein Geist war schon seit längerer Zeit so aufgeregt und er führte ein so leichtfertiges Leben, daß alle seine guten Gefühle wie erstorben schienen. Es kam zwischen den Geschwistern selbst zu einem leidenschaftlichen Auftritte.

Die Antwort, welche ihm von London auf seine Anfrage zuging, lautete nicht eben ermuthigend: man wollte ihn in England nicht haben. König Georg mochte nicht den Schein auf sich lenken, als hätte er den Kronprinzen zur Flucht verführt und ließ ihn daher bitten, den Gedanken ganz fallen zu lassen; habe er Schulden, so wolle man sie bezahlen. Friedrich richtete nunmehr seine Augen auf Frankreich, und verabredete mit Katte, wie sie bei der bevorstehenden Reise nach Westdeutschland, welche der Prinz mit seinem Vater unternehmen sollte, die erste Gelegenheit benutzen wollten, um die französische Grenze zu erreichen. Von da gedachten sie dann über Holland doch nach England zu gehen oder auch Kriegsdienste zu nehmen; wenn sie sich ausgezeichnet, meinte Friedrich, würden sie bei dem Vater wieder gute Aufnahme finden. Katte sollte erst von unterwegs benachrichtigt werden und vorher Berlin nicht verlassen: er nahm des Prinzen Kostbarkeiten, Briefe u. s. w. an sich. Der Lieutenant Keith, der in Wesel stand, war bereit, sich ihnen anzuschließen. Friedrich traf insgeheim noch mancherlei Vorbereitungen.

Zu derselben Zeit aber wurde durch die wiederholten Reden Katte's, der damit wichtig thun wollte, alle Welt und gewiß auch der König auf des Prinzen Absichten aufmerksam.

Am 16. Juli (1730) wurde die Reise, die zunächst nach Anspach und dann an mehrere kleine Höfe gehen sollte, angetreten. Friedrich mußte bald einsehen, daß ihm das Entweichen nicht eben leicht werden würde; denn die Herren von Rochow, von Buddenbrock und von Waldow fuhren mit ihm in demselben Wagen und hatten den strengsten Befehl, ihn nicht aus den Augen zu lassen. Vergeblich wandte er sich in Anspach an den Markgrafen selbst, um dessen Unterstützung zur Flucht zu erlangen. Durch unvorsichtige Reden erweckte er inzwischen immer mehr Verdacht und wurde auf's Strengste beobachtet; doch wußte er einen Pagen des Königs, den Bruder seines Freundes Keith, für sich zu gewinnen. Die unwürdige Behandlung, die er Seitens des Königs auch unterwegs auf jeden noch so geringfügigen Anlaß erfuhr, befestigte ihn immer mehr in seinem Vorsatz, und als die Reise sich der französischen Grenze mehr näherte, schrieb er an Katte, um ihn aufzufordern, auf die erste Nachricht von seiner Flucht aufzusitzen. In Frankreich, auf dem Schloß eines Grafen Rothenburg wollten sie sich zusammenfinden, während Keith unterdeß nach dem Haag gehen sollte. In unvorsichtiger Eile aber adressirte der Prinz den Brief an Katte nicht genau, und er wurde statt nach Berlin an einen andern Katte in Nürnberg gebracht.

In einem Dorfe Steinfurt hielt man das letzte Nachtquartier vor Mannheim; in ein paar Scheunen, die einander gegenüber lagen, wurden in der einen der König, in der

andern der Prinz untergebracht. Beim Schlafengehen sagte der König, er wolle den andern Morgen nicht wie gewöhnlich um drei, sondern erst um fünf Uhr aufbrechen. Da meinte der Prinz die günstige Gelegenheit erfassen zu müssen und am anderen Morgen die Flucht endlich auszuführen. Er bat den Pagen Keith, ihm in aller Frühe Pferde zu besorgen, um in ein benachbartes Dorf, wo es viel schöne Mädchen gebe, heimlich einen Abstecher zu machen. Keith versprach, die Pferde zu besorgen und ihn zu begleiten, Der Morgen kam heran: Friedrich stand bei der Dämmerung auf und legte, statt der Uniform, einen rothen Reiserock französischen Schnittes, einen sogenannten Roquelaure, an, den er besonders zu diesem Zweck hatte machen lassen. Mit Vorsicht schlich er aus der Scheune und harrte draußen der Pferde. Ein Kammerdiener aber, der mit ihm in der Scheune geschlafen hatte und vom Oberst von Rochow mit den strengsten Befehlen versehen war, hatte das geheimnißvolle und ungewöhnliche Beginnen des Prinzen beobachtet und machte dem Obersten sofort Meldung darüber. Dieser eilt Friedrich nach, findet ihn ganz in der Nähe an einen Wagen gelehnt und bietet ihm unbefangen einen guten Morgen: die Generale von des Königs Gefolge kommen auf Rochow's eilige Benachrichtigung gleichfalls herbei. Ohne weiter einen Verdacht auszusprechen, dringen sie in den Prinzen, seine sonderbare Tracht abzulegen, um den König nicht zu reizen; sie erhalten jedoch kurze abweisende Antworten. Bald kommt Keith mit den Pferden, der Prinz will sich auf eines derselben schwingen, wie er sagt, um einen Spazierritt zu machen; er wird jedoch daran verhindert und kehrt endlich in die Scheune zurück, den Roquelaure mit der Uniform zu vertauschen.

Der Vorfall wurde dem König berichtet; da jedoch aus den gemeldeten Umständen die Absicht einer Flucht nicht offenbar bewiesen werden konnte, so drängte er seinen Verdacht fürerst zurück: in Mannheim besah er noch, ohne sich etwas merken zu lassen, mit dem Prinzen die Stadt, den andern Tag ging er mit ihm in die Kirche. Friedrich, durch den ersten Versuch nicht entmuthigt; forderte den Pagen Keith nochmals auf, ihm Pferde zu verschaffen: dieser aber, schon vorher durch seine zweideutige Stellung zu dem König, seinem Wohlthäter, in seinem Gewissen schwer beängstigt, warf sich demselben in einem lebhaften Gefühl der Reue zu Füßen und gestand, soviel er von des Prinzen Absichten wußte oder ahnte. Der König theilte nun Friedrich's Umgebung mit, daß derselbe habe entfliehen wollen, doch sollte fürerst noch kein Aufhebens davon gemacht werden, bis man wieder auf preußisches Gebiet, nach Wesel, komme; Rochow aber sollte mit seinem Kopfe dafür haften, daß er den Prinzen dorthin bringe. Gegen Friedrich hielt er zuerst mit ausdrücklichen Anschuldigungen noch zurück, doch konnte derselbe merken, daß er entdeckt sei. In Darmstadt sagte der König zu ihm: er wundere sich, ihn hier zu sehen, er habe geglaubt, er sei schon in Paris. Der Prinz erwiederte dreist, „wenn er nur gewollt, so hätte er in der That schon in Paris sein können." Als man nach Frankfurt kam, durfte Friedrich nicht nach der Stadt; er mußte gleich das Schiff besteigen, welches bereit stand, sie den Rhein hinab nach Wesel zu bringen. Während des Aufenthaltes des Königs in Frankfurt kam nun auch der Brief zurück, den der Prinz an Katte geschrieben, aber unrichtig adressirt hatte; Katte's Vetter hatte ihn sofort direct an den König eingesandt, welcher hierdurch den ersten wirklichen Beweis für die beabsichtigte Flucht in die Hände erhielt. Jetzt kannte seine Wuth keine Grenzen mehr,

und als er am andern Morgen auf das bereit stehende Schiff kam, gerieth er beim Anblick seines Sohnes in eine so heftige Aufwallung, daß er denselben auf das Schwerste körperlich mißhandelte. Der Prinz, durch die entehrende Behandlung auf's Aeußerste gebracht, rief: „Nie hat das Gesicht eines brandenburgischen Prinzen solche Schmach erlitten." Auf Bitten der Begleitung wurde er nun auf ein anderes Schiff gebracht; man behandelte ihn seitdem als Staatsgefangenen, der Degen wurde ihm abgefordert. Als man in Bonn an's Land gestiegen, machte der König seine Begleiter dafür verantwortlich, ihn „lebendig oder todt" wieder in's Schiff zu bringen. Friedrich war jetzt vor Allem um das Schicksal seiner Freunde, Katte's und Keith's, besorgt und suchte die Vermittelung des ihm sonst verhaßten Grafen Seckendorf nach, um Verzeihung für dieselben zu erlangen; Seckendorf legte seine Fürsprache bei dem König ein, welcher sich bereit erklärte, allen Theilnehmern Gnade für Recht widerfahren zu lassen, wenn ihm die volle Wahrheit gestanden werde. Als er aber bald darauf hörte, daß Keith von Wesel entflohen war, steigerte sich seine Entrüstung gegen den Kronprinzen, dem er nach seiner rein militärischen Auffassung der Sache vorwarf, daß er nicht nur selbst desertiren wollen, sondern auch noch Offiziere des Königs zum Desertiren verführt habe.

Am 12. August kam man in Wesel an und sogleich noch am späten Abend lud Friedrich Wilhelm seinen Sohn vor sich zu feierlichem Verhör. Er ermahnte ihn, Gott seinem Herrn und seinem Vater die schuldige Ehre zu geben und alle Umstände der vorgehabten Desertion der strengen Wahrheit gemäß zu gestehen. „Warum er habe desertiren wollen?" lautete des Königs erste Frage.

„Weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen niederträchtigen Sclaven behandelt haben", erwiederte entschlossen der Prinz.

„Ihr seid also Nichts als ein feiger Deserteur ohne Ehre", fuhr der König heftig auf.

„Ich habe soviel Ehre als Sie", war des Prinzen Antwort, „ich habe nur das gethan, was Sie mir hundert Mal gesagt haben, Sie würden es an meiner Stelle thun."

Der König, außer sich über des Prinzen trotziges Auftreten, zog den Degen und würde ihn durchbohrt haben, wenn nicht der General von Mosel sich muthig dazwischen geworfen hätte, des Königs Arm mit den Worten niederhaltend: „Sire, durchbohren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes." Mosel wußte Friedrich Wilhelm durch kräftige Vorstellungen zu überzeugen, daß er mit seiner aufwallenden Heftigkeit nicht geeignet sei, den Sohn zu verhören; der König setzte nun Artikel auf, nach denen der Oberst von Derschau das Verhör halten sollte. Der Prinz machte keinen Versuch zu leugnen und nannte auch Katte und Keith als seine Vertrauten, in der Zuversicht, daß dieselben sich gerettet hätten. Keith war in der That nach Holland und von da nicht ohne Gefahr nach England entkommen; Katte dagegen, wiewohl zur Zeit gewarnt, ließ die Zeit zur Flucht verstreichen, weil er in seinem grenzenlosen Leichtsinn die Vollendung eines vorher bestellten englischen Sattels abwarten wollte; unterdeß wurde er verhaftet.

In Wesel konnte die Untersuchung nicht weit gefördert werden; bald ging die Reise nach Berlin zurück. Der König war voll des finstersten Argwohnes: er besorgte, daß unterwegs auf fremdem Gebiet noch ein Versuch gemacht würde, den Kronprinzen zu entführen.

Das hannöversche Gebiet wurde deshalb vermieden; ferner wurde nirgends in Dörfern oder Städten, sondern in einiger Entfernung davon umgespannt; man aß nur kalte Küche, entweder im Wagen oder im freien Felde, entfernt von Waldungen oder Gebüsch; es waren die strengsten Verhaltungsbefehle gegen einen etwaigen Ueberfall gegeben.

Man sieht schon aus diesen seltsamen Vorsichtsmaßregeln, daß der König hinter dem Fluchtversuch ein weit umfassenderes Complott suchte, als darin irgend zu finden war. Sein argwöhnischer Geist brachte den unglückseligen Schritt in Verbindung mit allen den Bestrebungen, die er in der Heirathsangelegenheit an seinem eigenen Hofe und von England aus erfahren hatte, und durch solche Befürchtungen wurde er zu einer noch leidenschaftlicheren und strengeren Behandlung der Sache gereizt. Alle seine Befehle deuten darauf hin, daß er einer größeren Staatsintrigue auf die Spur zu kommen meinte. Sein Zorn richtete sich alsbald gegen Alle, die irgendwie zur englischen Partei bei Hofe gerechnet werden konnten, besonders gegen die Königin und ihre älteste Tochter Wilhelmine, welche glücklicher Weise zu rechter Zeit in Besitz der von Katte aufbewahrten Briefe des Kronprinzen kamen und dieselben verbrannten. Der König hatte die Oberhofmeisterin Frau von Kamecke beauftragt, seine Gemahlin auf die Kunde von dem traurigen Ereigniß vorzubereiten. „Meine liebe Frau von Kamecke", schrieb er, „Fritz hat desertiren wollen. Ich habe mich genöthigt gesehen, ihn arretiren zu lassen, ich bitte Sie, auf eine gute Art meine Frau davon zu unterrichten, damit diese Neuigkeit solche nicht erschrecke. Uebrigens beklagen Sie einen unglücklichen Vater." Der Brief an die Königin selbst lautete viel leidenschaftlicher: „Ich habe den Schurken, den Fritz, verhaften lassen, und werde ihn behandeln, wie es sein Verbrechen und seine Niederträchtigkeit verdienen. Ich erkenne ihn nicht mehr als meinen Sohn, er hat mich und mein ganzes Haus entehrt. Ein solcher Elender verdient nicht mehr zu leben.

Wenn Friedrich Wilhelm in diesen an die Königin selbst gerichteten Worten das Schlimmste in Aussicht stellt, so geschah dies vermuthlich in der Absicht, seine Gemahlin, die er für eine Mitschuldige hielt, durch Androhung der äußersten Entschlüsse einzuschüchtern und zu Geständnissen zu bringen. Die erste Begegnung mit Frau und Tochter entsprach dieser Willensmeinung und artete durch die ungebändigt hervorbrechende Leidenschaftlichkeit des Königs zu einer wahrhaft fürchterlichen Scene aus. Sowie er die Königin ansichtig wurde, rief er ihr zu: „euer unwürdiger Sohn ist nicht mehr, er ist todt", und verlangte unter wüthenden Drohungen die Kassette mit des Prinzen Briefen. Als er darauf die Prinzessin Wilhelmine erblickte, ließ er sich zu den heftigsten Verwünschungen und zu den schwersten Mißhandlungen derselben hinreißen. Ohnmächtig wird sie seinen Händen entrissen: in tiefster Verzweiflung fleht die Königin mit ihren übrigen Kindern zu den Füßen des Gemahls um Erbarmen. Er gesteht endlich, daß der Prinz noch lebe, schwört aber, daß er ihn wolle hinrichten lassen. Wüthend entfernt er sich nach dem erschütternden Auftritt, da eilt ihm die würdige Oberhofmeisterin Frau von Kamecke nach und wagt mit dem Freimuth wahrer Frommigkeit an sein besseres Theil zu appelliren: „Sire", sagt sie, „Sie haben sich bis jetzt etwas darauf zu Gute gethan, ein gerechter und gottesfürchtiger Fürst sein zu wollen, und Gott hat Sie mit Wohlthaten überhäuft; aber hüten Sie sich, von

Gottes heiligen Geboten abzugehen. Fürchten Sie seine Gerechtigkeit, die Philipp II. und Peter I. bestrafte, weil sie das Blut ihrer Söhne vergossen haben, wie Sie es thun wollen; ihr Mannsstamm ist mit ihnen erloschen, ihre Staaten sind unglücklich, sie selbst sind zum Abscheu der Menschen geworden. Gehen Sie in sich, Majestät; Ihr erster Zorn ist verzeihlich, aber er wird zum Verbrechen, wenn Sie ihn nicht zu überwinden suchen." Der König, der durch sein tieferes, gottesfürchtiges Wesen solchen Freimuths würdig war, sah die edle Frau erstaunt an; dann sagte er mit wiederkehrender Milde: „Sie sind sehr kühn, daß Sie gegen mich eine solche Sprache führen, doch nehme ich es nicht übel. Ihre Absicht ist gut. Sie sprechen freimüthig zu mir; das vermehrt meine Achtung für Sie. Beruhigen Sie meine Frau." Mit Recht bemerkt die Prinzessin Wilhelmine, daß dieser Vorgang beiden Theilen zu gleicher Ehre gereicht.

Die Untersuchung und Bestrafung.

Bei der Untersuchung, welche nach des Königs genauesten persönlichen Anweisungen stattfand, kam es ihm vor Allem darauf an, den Zusammenhang der Flucht mit seinen häuslichen und mit den politischen Verhältnissen zu ergründen; doch gelang es ihm nicht, seinen Verdacht gegen die Königin und Prinzeß Wilhelmine thatsächlich zu begründen.

Katte warf sich bei dem ersten Verhör dem König zu Füßen, wurde aber von demselben auf das Heftigste gemißhandelt; er gestand Alles, was er wußte, er habe dem Prinzen, wiewohl er demselben öfter von seinem Vorhaben abgerathen, nach England folgen wollen, aber von einem Anschlag gegen den König oder den Staat sei nicht die Rede gewesen. Mit Mühe war Friedrich Wilhelm davon abzubringen, zur Erzwingung weiterer Eingeständnisse die Folter anwenden zu lassen.

Der Kronprinz selbst, den sein Vater bereits aus dem Heere gestoßen hatte, wurde von Berlin weiter nach der Festung Küstrin als Staatsgefangener gebracht. Unterwegs in Mittenwalde fand wieder ein Verhör statt, bei welchem er sich gefaßt, ja beinahe trotzig und anscheinend mit leichtsinniger Heiterkeit äußerte: die Schwere des ihm zugedachten Geschickes schien er noch nicht in ihrer ganzen drohenden Ausdehnung zu ahnen. Den General von Grumbkow, der am Verhör Theil nahm, ließ er in beißenden Worten seine volle Verachtung empfinden. Bei diesem Verhör erfuhr er zuerst, daß Katte nicht entkommen sei und daß es ihn leicht das Leben kosten könne: tief ergriffen durch diese Kunde legte er bei dem Vater dringende Fürbitte für Jenen ein, er allein möge als Schuldiger betrachtet werden, er, als des Königs Sohn, habe ja die größere Strafe verwirkt, er würde nie wieder Ruhe in seiner Seele finden, wenn er sich schuldig wüßte an irgend Jemandes Tode.

In Küstrin konnte der Prinz durch die außerordentliche Strenge, mit der er gehalten wurde, bald den ganzen Ernst seiner Lage erkennen. Die vom König eigenhändig niedergeschriebene Instruction für den Gouverneur der Festung bestimmte: „Es muß die Thüre, wo der gefangene Prinz Friedrich sitzt, den ganzen Tag und Nacht wohl verschlossen und zwei große Vorhängeschlösser noch davor gehangen werden; die Schlüssel soll der General von Lepell in seiner Verwahrung haben; alle Morgen um acht Uhr soll es aufgeschlossen

werden, da denn zwei Offiziere hineingehen sollen, um zu visitiren, ob Alles richtig ist; ein Calfactor von der Wache soll dem Arrestanten ein Becken, auch ein Glas Wasser bringen, sich zu reinigen, — alsdann die Offiziere herausgehen und alles wieder feste zugeschlossen wird. Des Mittags zwölf Uhr wird ihm Essen hineingeschickt und die Thür gleich hinter zugeschlossen, des Abends um sechs Uhr ebenso, also des Tages dreimal die Thür aufgeschlossen wird und jedesmal nicht länger aufbleiben muß als vier Minuten. Die beiden Capitäne, die auf- und zuschließen lassen, sollen bei größester Ungnade mit dem Gefangenen nicht sprechen. Wenn er ihnen was fräget, was passiret hier und dort, was Neues wäre in der Welt, sollen sie ihm nicht antworten, und dieses ist Meine stricte Ordre, da sie sich sollen nach reformiren und mit ihren Köpfen responsabel sein." Das Essen sollte Mittags für sechs Groschen, Abends für vier Groschen aus der Garküche geholt und gleich klein geschnitten werden; denn Messer und Gabeln durfte der Prinz nicht erhalten. Tinte und Feder waren ihm versagt, und ausdrücklich auch die Flöte, sowie alle Bücher außer der Bibel; er sollte ganz und gar der Einsamkeit des öden Zimmers und Abends oft sogar der Finsterniß überlassen sein. Trotz dieser strengen Haltung scheint er nicht alle Heiterkeit verloren zu haben, wozu wohl die mancherlei Zeichen von Theilnahme und die Erleichterungen, welche ihm trotz jener stricten Ordre durch die Ergebenheit Einzelner bereitet wurden, das Ihrige beigetragen haben. Er konnte sogar heimlich an seine Schwester Wilhelmine schreiben, welche durch den Anflug von Heiterkeit in seinem Briefe überrascht war. Mit lebhafter Zärtlichkeit sagte er darin: „Wenn ich dich meine liebe Schwester nur glücklich weiß, so soll mir das Gefängniß ein Ort des Glücks und der Zufriedenheit sein." Auch seiner Prinzipessa, wie er seine Flöte zu nennen pflegte, gedenkt er mit Sehnsucht, indem er auf Zeiten hofft, wo dieselbe mit Wilhelminens Laute sich wieder zu süßen Harmonieen vereinigen werde.

Bald nach der Ankunft in Küstrin wurde ein neues Verhör mit Friedrich vorgenommen; der König hatte die Artikel dazu selbst aufgesetzt. Nachdem zuerst das Thatsächliche des Fluchtversuchs nochmals umständlich erörtert worden war, mußte der Prinz noch auf folgende peinlichen Fragen antworten: „was ein Mensch verdiene, der seine Ehre breche und Complotte zur Desertion mache?" — „ob er sich noch würdig halte, Landesherr zu werden?" — „ob er sein Leben geschenkt haben wolle oder nicht?" — endlich „da Friedrich sich der Succession unwürdig gemacht, indem er seine Ehre gebrochen, da er auch sein Leben verwirkt habe, ob er, um dieses zu retten, auf die Erbschaft Verzicht leisten wolle?" Auf die letzte Frage, welche des Königs eigentliche Willensmeinung anzudeuten schien, da er schon früher oft von einer Verzichtleistung Friedrich's zu Gunsten des zweiten Sohnes gesprochen hatte, antwortete der Prinz: an seinem Leben liege ihm soviel nicht, aber er denke seine Majestät werde nicht so ganz ungnädig gegen ihn sein. Nachträglich scheint dann die Besorgniß in ihm erwacht zu sein, der König möchte ihn etwa zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilen; er erbat sich deshalb noch ein Verhör, in welchem er erklärte, fortwährende Gefangenschaft würde ihm unerträglich sein, lieber wähle er Verzichtleistung oder den Tod. Solle er sterben, so möge man es ihm bei Zeiten sagen: könne er aber durch Verzichtleistung die Gnade des Königs erlangen, so wolle er sich dem Willen desselben

darin unterwerfen; der König möge mit ihm machen, was er wolle, so werde er ihn dennoch lieben und verehren.

Nach Beendigung der Verhöre wurde ein Kriegsgericht in Köpenik niedergesetzt, bestehend aus drei Generalen, drei Obersten, drei Oberstlieutenants, drei Majors und drei Capitäns; sie mußten schwören über den vorliegenden Fall der „Desertion", Recht zu sprechen nach bestem Wissen und Gewissen, gemäß den Kriegsartikeln, Rechten und Gewohnheiten, ohne irgend eine menschliche Rücksicht. Trotz des Königs entschiedener Willensmeinung aber weigerten sich die Mitglieder des Kriegsgerichts einhellig, über den Kronprinzen selbst ein Urtheil zu fällen: als Vasallen und Unterthanen komme es ihnen nicht zu, über Vorfälle zu richten, die in der königlichen Familie stattgefunden, es würde sogar gegen ihre Pflicht laufen, über dieselben eine solche Nachforschung anzustellen, wie sie für ein gründliches Urtheil nöthig wäre. Auch wurde bemerkt, der Prinz sei durch den Arrest schon hinlänglich bestraft, ferner — in den Kriegsartikeln sei nichts enthalten, was auf diesen Fall passe, womit der Ansicht des Königs, daß der Fall als Desertion zu behandeln sei, beiläufig widersprochen wurde. Endlich legte man großes Gewicht darauf, daß sich der Prinz der Gnade des Königs so vollkommen unterwerfe. Ueber Katte dagegen waren die Meinungen getheilt. Einige fanden ihn wegen der geheimen Unterhandlungen mit fremden Ministern des Todes schuldig, die meisten waren für eine mildere Sentenz, die auf lebenslänglichen Festungsarrest erkannte. Diese wurde dem König schließlich vorgelegt.

Friedrich Wilhelm mochte im Grunde seines Herzens über den Ausspruch seiner Offiziere in Bezug auf seinen Sohn nicht so unglücklich sein, wie es nach einzelnen leidenschaftlichen Aeußerungen den Anschein gewinnen konnte. Freilich wohl sah er nach seinen strengen Grundsätzen das Unternehmen des Kronprinzen, wie gesagt, vor Allem als „feige Desertion" und als Hochverrath an, und wie ihm einerseits die militärische Disciplin und die Offiziersehre über Alles ging, so erkannte er andererseits grade in dem Bruch des Fahneneides durch den Kronprinzen ein grundverderbliches Beispiel; es läßt sich daher wohl erklären, daß er mit Unterdrückung der Vatergefühle öfter darauf zurückkam, die ganze Strenge der Kriegsgesetze an seinem Sohn vollziehen zu lassen. So sagte er einst zu Grumbkow: „Nein, Grumbkow, Gott gebe, daß ich nicht wahr rede, aber mein Sohn stirbt nicht eines natürlichen Todes, und Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Händen sterbe." Je mehr Gewicht aber der König auf die militärischen Gesichtspunkte legte, desto mehr Eindruck machten auf ihn auch wieder die so entschieden ausgesprochenen Ueberzeugungen und Vorstellungen seiner alten Generale. Nicht blos die Offiziere vom Kriegsgericht, sondern auch andere der geachtetsten Militärs, vorzüglich Leopold von Dessau, sprachen sich offen für eine mildere Auffassung des Vergehens des Prinzen aus, und als einst der König wieder mit Heftigkeit behauptete, sein Sohn habe den Tod verwirkt, rief der würdige General von Buddenbrock, indem er seine Brust entblößte: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf." Friedrich Wilhelm erkannte seine Kriegsmänner, die zugleich seine intimsten Freunde waren, als die besten Richter in Ehrensachen an, und ihrem einmüthigen Urtheil gegenüber durfte er denn seine eigene Auffassung des Fluchtversuchs aufgeben und die Neigungen des Vaterherzens, die in

manchen schriftlichen Ueberresten aus jenen Tagen in rührender Weise hervortraten, mit den Pflichten des Monarchen verbinden. Weit weniger mögen dazu die Vorstellungen der fremden Höfe beigetragen haben, welche allerdings von allen Seiten auf das Dringendste vorgebracht wurden; denn in ganz Europa, wie im eigenen Vaterlande, erregte das Geschick des als liebenswürdig und talentvoll gerühmten Prinzen die lebendigste Theilnahme. Selbst der österreichische Hof, der jetzt seinen Zweck, die englischen Heirathen zu hindern, erreicht sah, wandte nunmehr Alles an, durch seinen Gesandten als Vermittler zwischen Vater und Sohn aufzutreten; als zumal der König durch das Urtheil seiner Offiziere schon für die Begnadigung gestimmt schien, überreichte der Graf Seckendorf ein warmes Schreiben des Kaisers Karl VI. und rieth Friedrich Wilhelm, dem Prinzen ausdrücklich zu eröffnen, daß ihm eben auf des Kaisers Fürbitte Gnade für Recht widerfahren solle.

Während der König sich durch alle diese Einflüsse zur Begnadigung des Prinzen bestimmen ließ, wollte er dagegen in Bezug auf Katte die ganze Strenge des Kriegsrechts gewahrt wissen, und war über den Spruch des Kriegsgerichts in Betreff desselben äußerst ungehalten. Er verschärfte dieses Urtheil in Todesstrafe, indem er in einer selbst verfaßten Ordre sagte: „Was den Lieutenant von Katte anlanget, so sind Se. K. M. zwar nicht gewohnt, die Kriegsrechte zu schärfen, sondern vielmehr, wo es möglich, zu mildern; dieser Katte aber ist nicht nur in meinen Diensten Offizier bei der Armee, sondern auch bei der Garde, und da bei der ganzen Armee alle Meine Offiziers Mir treu und hold sein müssen, so muß solches um so viel mehr geschehen von den Offiziers von solchen Regimentern, denn sie immediatement Sr. K. M. Allerhöchsten Person attachirt sein, Schaden und Nachtheil zu verhüten vermöge eines Eides. Da aber dieser Katte mit der künftigen Sonne tramirt (mit dem künftigen Thronfolger complottirt), zur Desertion mit fremden Gesandten allemal durch einander gesteckt, so wüßten Se. K. M. nicht, was vor kahle raisons das Kriegsrecht genommen, und ihm das Leben nicht abgesprochen hätte. Se. K. M. werden auf die Art sich auf keinen Offizier, noch Diener, die in Eid und Pflicht seien, verlassen können. Es würden alsdann alle Thäter den Prätext nehmen, wie es Katten wäre ergangen. Se. K. M. sind in der Jugend auch durch die Schule gelaufen und haben das lateinische Sprüchwort gelernet: Fiat Justitia et pereat mundus! Also wollen Sie hiermit von Recht und Rechtswegen, daß Katte, ob er schon nach den Rechten verdient hätte, wegen des begangenen crimen laesae majestatis mit glühenden Zangen gerissen und aufgehenkt zu werden, er dennoch nur in Consideration seiner Familie mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Wenn das Kriegsrecht dem Katte die Sentenz publicirt, soll ihm gesagt werden, daß es Sr. K. M. leid thäte, es aber besser, daß er stürbe, als daß die Justiz aus der Welt käme."

Vergeblich wandte sich Katte in einem demüthigen Schreiben an den König, vergeblich baten für ihn seine vornehmen und sehr würdigen Verwandten; der König hatte bei sich festgesetzt, daß der Theilnehmer an Friedrich's Vergehen in Küstrin vor den Augen desselben den Tod erleiden sollte. Sein Befehl wurde am 6. November (1730) vollzogen.

Als Friedrich an jenem Morgen, erst kurz vor der Hinrichtung, erfuhr, was bevor-

stand, bat er, der Vollstreckung des Urtheils Einhalt zu thun und dem König zu melden, er, der Prinz, wolle sich dem Tod oder der Entsagung, ja selbst ewigem Gefängniß unterwerfen, wenn nur sein Freund verschont werde. Doch glaubte man dieser Bitte nicht willfahren zu dürfen. Unter den Fenstern des Prinzen war die Richtstätte aufgeschlagen; früh bald nach sieben Uhr führte ein Commando von den Gensd'armes der Garde, bei welchen Katte gestanden, den Verurtheilten herbei. Er war gefaßt und muthig. Schon stand er mitten in dem verhängnißvollen Kreise und es sollte eben sein Urtheil verlesen werden, da rief ihm der Prinz, welcher auf den ausdrücklichen Befehl des Königs am Fenster erscheinen mußte, mit dem Ausdruck der Verzweiflung zu: „Mein lieber Katte, ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung, im Namen Gottes Verzeihung, Verzeihung!" Katte erwiederte, er wisse nichts, was er zu verzeihen habe, er sterbe mit Freude für den liebenswürdigsten der Prinzen. Friedrich wurde von einer Ohnmacht ergriffen. Als er wieder erwachte, war die Schreckenshandlung vollzogen, aber er wandte den Blick nicht von der Richtstätte, bis am Nachmittag die Leiche des Freundes weggenommen war.

Wenn schon das erschütternde Ende Katte's einen tiefen Eindruck in dem Prinzen zurücklassen mußte, wenn er, vorbereitet durch das Nachdenken in den einsamen Stunden des Kerkers, nun um so ernstere Blicke in sein Inneres und auf die äußeren und sittlichen Gewalten werfen mochte, gegen die er in jugendlichem Leichtsinn den Kampf unternommen, so wurde die mächtige Wirkung jener Katastrophe noch durch die letztwilligen Aufträge seines geopferten Freundes erhöht, die ihm ein würdiger Geistlicher überbrachte. Katte, in dessen Geist seit der ernsten Wendung seines Geschickes eine heilsame tiefe Veränderung vorgegangen war, hatte sich vollends in den letzten Tagen den frommen Ermahnungen des Feldpredigers Müller, der ihn nach des Königs Befehl zum Tode vorbereiten sollte, in gläubiger Demuth und Zerknirschung hingegeben. Vor seinem Ende setzte er einige letzte Worte für seinen fürstlichen Freund auf. Der Kronprinz, hieß es darin, solle nicht denken, als ob er, Katte, die Schuld seines Todes auf ihn schiebe und mit Widerwillen gegen ihn aus der Welt gehe. Dies wäre nicht, sondern er erkenne Gottes heilige Regierung, die diesen rauhen Weg aus gerechten Ursachen also über ihn verhängt hätte, damit er dadurch zur wahren Buße aufgewecket und selig werden möchte. Die Ursachen dieser heiligen Regierung Gottes wären seine gehabte Ambition und seine Gottesverachtung. Hierüber wäre ihm in seinem Arrest schon beigefallen der Psalm: „Der im Himmel wohnet, lachet ihrer und der Herr spottet ihrer." Er verspricht dem Kronprinzen, daß er vor Gottes Throne ihm wolle mit seinem Gebete Dienste leisten, bittet ihn, wegen der Execution nicht etwa Groll gegen den König zu fassen, welcher an seinem Tode nicht Schuld sei, sondern der Gerechtigkeit Gottes darin diene; er möge sich dem König unterwerfen und ihm gehorsam sein, die Nichtigkeit aller menschlichen Anschläge bedenken, dagegen den Willen und das Wohlgefallen Gottes zur Regel seiner Handlungen machen; der Kronprinz solle gewiß glauben, daß er durch diejenigen, die ihm in seinen Passionen flattirten, nur betrogen würde, weil solche nicht sein Interesse, sondern ihr eigenes zum Zweck hätten; hingegen möge er diejenigen, die ihm die Wahrheit sagten und seinen Passionen sich widersetzten, für seine besten Freunde achten. Katte bittet schließlich „auf's Heftigste, der Kronprinz möchte in sich gehen und

ſein Herz Gott ergeben, und ja nicht glauben eine Fatalität, ſondern gewiß ſein der Vorſehung und Regierung Gottes in allen Kleinigkeiten."

Durch dieſe Vorſtellungen, welche den Prinzen ſehr ernſt berührten, wurde es dem Feldprediger Müller erleichtert, auch auf ihn ſelbſt einen heilſamen geiſtlichen Einfluß zu gewinnen. Der König hatte den Prediger, weil er viel Gutes von ihm gehört, beauftragt, nach der Execution auch zum Prinzen zu gehen. Er ſollte ihm vorſtellen, daß wer Gott verlaſſe, auch von dieſem verlaſſen werde, und ihm in's Gewiſſen reden, in ſich zu gehen, ſich zu bekehren und Gott knieend und mit zerknirſchtem Herzen um Verzeihung der ſchweren Sünde zu bitten, die er begangen, indem er Leute verführt, deren einer das jetzt mit dem Leben gebüßt habe. Das müſſe jedoch ſehr vorſichtig geſchehen, und weil der Prinz ein verſchlagener Kopf ſei, wohl Acht gegeben werden, daß er wahre Reue zeige. Vor Allem lag dem König auch daran, daß der Prinz von ſeinem Glauben an die ſtreng calviniſtiſche Lehre von der unbedingten Vorherbeſtimmung des Menſchen zur Seligkeit oder zur Verdammung abgebracht und der milderen lutheriſchen Auffaſſung zugänglich gemacht werde.

Der Geiſtliche fand um der Erinnerung an Katte willen gute, herzliche Aufnahme bei dem Prinzen. Dieſer war ſeit dem Tode des Freundes tief gebeugt und überaus kleinmüthig, zum Theil durch die Meinung beängſtigt, daß auch er nun auf den Tod vorbereitet werden ſolle. Er öffnete dem frommen und milden Prediger Herz und Ohr, nur die Lehre von der abſoluten Gnadenwahl vertheidigte er zuerſt mit beredten Gründen, bis er auch hierin ſich überzeugen ließ und „ganz zerknirſchten Herzens ſein geſammtes Unrecht ausſprach, in des Königs Willen ſich ergab und nun auch durch die erſten Strahlen der Hoffnung wieder aufgerichtet wurde." „Hierauf", ſo berichtet Müller weiter an den König, betete ich nun mit ihm, und nach dem Gebet bezeigte Er ſich wieder etwas beruhigt und bat mich, wenn ich könnte, möchte ich doch bei Ihm bleiben und wo möglich auch auf dem Schloſſe ſchlafen, daß Er mich nahe hätte und deſto mehr mit mir zu Seiner Erbauung ſprechen könnte; welches denn auch geſchiehet. Weil ich nun aus Seinem vielfältigen wehmüthigem Bezeigen vor Gottes Angeſicht Ew. K. M. verſichern kann, daß keine Verſtellung bei dem Kronprinzen im Geringſten zu ſpüren, ſo bitte auf's Allerunterthänigſte, Ew. K. M. wollen nach dem Exempel Gottes barmherzig ſein; denn ich ſonſt immer mehr befürchte, daß Er in Furcht und Erwartung der Dinge, die über Ihn noch kommen könnten und wegen anhaltender und zunehmender großer Traurigkeit in eine ſchwere Gemüthskrankheit, daraus keine Rettung ſein dürfte, verfallen."

Der König wurde durch dieſen Bericht in ſeinem väterlichen Herzen tief gerührt und wandte von jenem Augenblick an, wenn auch zuerſt noch rückhaltsvoll und vorſichtig, dem wiedergewonnenen Sohn ſeine Liebe in immer reicherem Maaße zu. Er ſchrieb ſofort nach Empfang des Briefes an Müller, ſeinen „Ehrwürdigen lieben Getreuen" zurück, er ſolle „noch weiter fleißig zum Kronprinz gehen und ihn aus Gottes Wort ermahnen, daß er von Herzen ſeine Sünden bereue, die er gegen den lieben Gott, gegen ſeinen Vater und gegen ſich ſelbſt und ſein Honneur begangen; denn Geld zu leihen, ohne daß man ſolches wiederbezahlen kann, und deſertiren wollen, kämen von keinem Honnett-Homme her, ſondern gewiß aus der Höllen, von des Teufels Kindern und alſo ohnmöglich von

Gottes Kindern." „Wofern Ihr nun", fährt der König fort, „den Kronprinz also findet, daß Ihm Seine Sünden von Herzen leid sind, es auch Seine wahre Intention ist, sich zu bessern, so sollt Ihr in Meinem Namen Ihm andeuten, daß Ich Ihn zwar noch nicht pardonniren könnte, aber Ich würde Ihn dennoch aus unverdienter Gnade aus dem scharfen Arrest lassen; es sollte Ihm die ganze Stadt zum Arrest sein, so daß er nicht aus der Stadt gelassen werde. Ich würde Ihm auch vom Morgen bis zum Abend Occupationes geben bei der Kriegs- und Domänen-Kammer. Ehe aber solches geschehe, würde ich Ihn einen körperlichen Eid ablegen lassen, Meinem Willen und Ordres stricte und gehorsamlich nachzuleben und in allen Stücken zu thun, was einem getreuen Diener, Unterthan und Sohn gehöret und gebühret. Wofern er aber wieder umschlagen und auf die alten Sprünge kommen würde, solle Er der Krone und Chur bei der Succession verlustig sein, auch nach denen Umständen wohl gar das Leben verlieren. — — Wofern er den Eid übertreten und brechen würde, so könnte keine Excüse weiter statt haben; also möchte Er dieses wohl bedenken, Sein böses Herz durch göttlichen Beistand zwingen und ändern, weil dieses eine sehr wichtige und schwere Sache wäre." „Gott der Allmächtige", so schließt der König, „gebe seinen Segen, und da er oft durch wunderliche Leitungen und saure Tritte die Menschen in's Reich Christi zu bringen weiß, so helfe unser Heiland, daß dieser ungerathene Sohn zu seiner Gemeinschaft gebracht, sein gottloses Herz zerknirscht, erweicht und geändert, auch den Satan aus den Klauen entrissen werden möge."

Friedrich war über diese Botschaft auf's Höchste erfreut, und gern bereit, den von ihm verlangten Eid zu leisten, überzeugt, daß der König nichts Anderes „als was väterlich" verlangen würde. Vor einer besonders dazu ernannten Commission legte denn der Prinz am 19. November den verlangten Eid feierlich ab; er versicherte dabei, derselbe werde ihm nicht schwer zu halten, da er entschlossen sei, sich in Zukunft immer nach des Königs Willen und Befehl zu richten. Auch die neuen Gesellschafter, welche ihm beigegeben wurden, die Kammerjunker von Natzmer und von Rohwedel, sowie der königliche Rath Wolden, dem die Oberaufsicht anvertraut wurde, mußten schwören, daß sie nur Einen Gott erkennen wollten, und Einen König, Friedrich Wilhelm, als ihren Herrn.

Friedrich wurde nun seiner Haft entlassen und durfte fortan in der Festung umhergehen, die Thore derselben jedoch nicht ohne königliche Erlaubniß überschreiten. In der für seine weitere Beschäftigung aufgesetzten Instruction war von Militärdienst gar nicht die Rede; er bat sich deshalb aus, schriftliche Vorstellung hierüber beim König zu machen, und als der Feldprediger Müller von ihm Abschied nahm, trug er ihm außer dem herzlichsten Dank für des Königs Gnade noch die Bitte an denselben auf, ihm an seinen Degen auch ein Port d'Epée zukommen zu lassen, worauf der König freudig ausrief: „Ist denn Fritz auch ein Soldat? Nun, das ist ja gut!" Doch blieb es fürerst dabei, daß der Prinz nur mit Regierungssachen, nicht im Militärdienst beschäftigt werden sollte; auch blieb seine Umgebung nur aus Civilpersonen zusammengesetzt. Es wurde ihm ein eigenes wohl eingerichtetes Haus in Küstrin gemiethet und sein Haushalt zwar einfach, aber nicht unwürdig eingerichtet, indem er nächst dem Geheimenrath von Wolden, der

sein Mentor und zugleich sein Hofmarschall sein sollte, und den genannten Kammerjunkern, noch zwei Pagen und vier Lakaien erhielt.

Ernste Arbeiten in Küstrin.

Die Zeit, welche der Prinz fortan noch in Küstrin verlebte, ist nicht blos als der Schluß seiner Prüfungsjahre von Interesse; sie ist zugleich von der allergrößten Wichtigkeit für den künftigen Fürsten und Landesherrn geworden, welcher dort erst einen festen Grund für eine genauere Kenntniß der Landesverwaltung legte. Friedrich Wilhelm, dessen Hauptbekümmerniß um seinen Sohn ja immer die gewesen war, daß er den mühsam gemachten Anfang für die militärische und administrative Ausbildung des brandenburgischen Staatswesens mißachten und wieder preisgeben würde, hatte schon lange gewünscht, denselben in der Verwaltung arbeiten zu lassen. Ein Fürst, meinte er, der nichts von Administration und Oeconomie verstehe, gerathe in die Hände der Günstlinge und werde verachtet. Besser und heilsamer konnte nach seiner Ueberzeugung die vom Prinzen noch zu bestehende Strafzeit gar nicht angewandt werden, als wenn sie zugleich eine Zeit ernster, fruchtbringender Arbeit würde, und in der That kann man den Nutzen jener Tage für Friedrich's Ausbildung zu einem einsichtig landesväterlichen Regiment nicht hoch genug anschlagen.

Gleich am Tage nach der Eidesleistung wurde der Prinz in die Kriegs- und Domänenkammer eingeführt, wo er an einem untenan gestellten Tischchen als Auscultator mit einem seiner Kammerjunker Platz nahm. Hier sollte er täglich von sieben bis halb zwölf und von drei bis fünf Uhr arbeiten, in den späteren Stunden aber von dem Präsidenten von Münchow, dem Director Hille und Anderen noch Unterricht und Aufklärung über die Einzelnheiten der Verwaltung und über Alles, was ihm in den Kammersachen unverständlich geblieben, erhalten. Von besonderem Interesse und Einfluß scheint Hille's Unterricht über Finanz- und Polizeisachen, sowie anderweitige Belehrung über Landwirthschaft und Domänenverwaltung gewesen zu sein. Aus Büchern wollte der König nicht, daß sein Sohn sein Wissen schöpfe, durch unnütze Lectüre sei der Prinz eben verdorben worden; nur die alten Aufzeichnungen des Markgrafen Johann von Küstrin, des ersten brandenburgischen Fürsten, der ächten Sinn für Staatshaushalt gehabt, möge er studiren. Auch nahm es Friedrich Wilhelm gar nicht so gut, wie man erwartet, auf, als ihm schon nach kurzer Zeit ein Verbesserungsvorschlag des Prinzen in Betreff der Spinnwerke eingesandt wurde: bevor er sich mit solchen Projecten beschäftigte, sollte er erst einen rechten Grund für das Nothwendigste legen, sollte Anschläge von Grund und Boden machen lernen und sich um die Viehzucht bekümmern, — denn er müsse erfahren, wie viel Mühe es einem Bauern koste, soviel Groschen zusammenzubringen, als zu einem Thaler gehören, um damit einst rathsam umzugehen. In der That richtete Friedrich jetzt auf diese praktischen Grundlagen der Staatswirthschaft großen Fleiß und Eifer, und sandte dem König bald sehr gute Anschläge ein, die er von demselben mit belehrender, gründlicher Beurtheilung zurück erhielt.

Noch in einer andern Richtung war Friedrich Wilhelm's Sorge für seinen Sohn zu jener Zeit sehr thätig: er wollte denselben von jener religiösen Ansicht abbringen, welche

augenscheinlich bei des Prinzen sittlichen Verirrungen nicht ohne allen Antheil war. Derselbe war nämlich, wie erwähnt, in dem seit langer Zeit schwebenden Streit zwischen den lutherischen und calvinistischen Theologen über die Gnadenwahl der streng-calvinistischen Ansicht zugethan, nach welcher durch Gottes unerforschlichen Rathschluß ein Theil der Menschen zum Heil, ein Theil zur Verdammniß prädestinirt sein soll. Da nun bei Friedrich die übrigen christlichen Glaubensgrundlagen und frommen Lebensansichten, welche sonst die Schroffheit jener Lehre und ihrer Folgerungen zu mildern vermögen, nicht eben gleichmäßig entwickelt waren, so konnte ihn jener Prädestinationsglauben fast unbewußt zu einem sittlichen Fatalismus führen, nach welchem einige Menschen nur Gutes, andere nur Schlechtes hervorzubringen im Stande seien. Bei einer solchen Ansicht kann die Verantwortlichkeit für die Sünde gar nicht mehr dem Menschen in vollem Maaße zugeschrieben werden, und diese sittliche Gleichgültigkeit, die in dem Prinzen früher besonders auch durch Katte's Lebensauffassung bestärkt worden war, hatte ihn in der That die eigene Verschuldung nicht ernstlich genug empfinden lassen. Wenn man dies erwägt, wird man es nicht als einen theologischen Eigensinn des Königs betrachten können, daß er all sein Bestreben daran setzte, dem Sohn jenen bedenklichen Glauben zu nehmen. Der Feldprediger Müller hatte schon auf Katte in diesem Sinne eingewirkt und seinem Einfluß war es zu danken gewesen, daß Jener in seinen oben mitgetheilten Abschiedsworten den Prinzen ausdrücklich bat, ja nicht weiter „an eine Fatalität" zu glauben, sondern „gewiß zu sein der Vorsehung und Regierung Gottes." Wiewohl diese Ermahnung und die daran geknüpften Vorstellungen Müller's nicht ohne Wirkung auf den Prinzen blieben, so hatte sich dieser doch durch die Lectüre französischer Streitschriften, welche die calvinistische Lehre vertheidigten, von Neuem so sehr in derselben befestigt, daß es viel Mühe kostete, ihn davon abzubringen: endlich aber vermochten ihn die eindringlichen schriftlichen Vorhaltungen des Kammerdirectors Hille über die Consequenzen jener Ansicht dazu, sich, wenn auch vielleicht ohne volle innere Ueberzeugung, zum Aufgeben seiner bisherigen Auffassung zu bequemen. Der König war hierüber hoch erfreut, und schickte Predigten, um den Prinzen vollends in besseren Ansichten zu bestärken.

Während nun für ernste Beschäftigung des Prinzen in reichem Maaße gesorgt war, sollte er dagegen seine liebsten Erholungen völlig entbehren: nach dem Willen des Vaters sollte er keine Briefe schreiben, nicht einmal an seine Geschwister, nur an König und Königin, ebenso wenig durfte er Briefe empfangen. Auch Fremde sollte er so wenig wie möglich sehen, und über Politik mit Niemand sprechen. Von Büchern wurden ihm nur drei gestattet: die Bibel, das Gesangbuch und Arndt's wahres Christenthum. Vor Allem sollte streng darüber gewacht werden, daß französische Bücher und alles französische Wesen von ihm fern gehalten würden. In allen diesen Punkten aber wurden die Vorschriften des Königs nicht in ihrer ganzen Strenge ausgeführt; die Theilnahme, welche der geistvolle und liebenswürdige Prinz überall erweckte und die sich in seiner nächsten Umgebung bald bis zur freudigsten Ergebenheit steigerte, ließ die Mittel finden, die Strenge jener Verbote zu umgehen. Der Präsident von Münchow selbst und dessen Familie suchten dem hohen Staatsgefangenen alle möglichen Erleichterungen und Annehmlichkeiten zu verschaffen, und Alle, mit denen er in Berührung kam, wetteiferten, sich ihm gefällig zu erzeigen. So fehlte

es denn bald auch an geistiger Nahrung nicht und vorzüglich hing der Prinz, je schärfer das Verbot war, mit desto eifrigerer Vorliebe der französischen Literatur nach; er selbst dichtete damals viel französische Verse und tröstete sich in witzigen Epigrammen über manche Entbehrung. In Kurzem bildete sich um ihn ein munterer, geistig erregter Kreis, in welchem sehr bald ein Hauptmann Baron von Knobelsdorf, welcher so eben, um ganz seiner Neigung für Malerei und Baukunst zu leben, den Abschied genommen hatte, als besonderer Günstling und Vertrauter erscheint. Die Gesellschaften im Münchow'schen Hause boten dem Prinzen mannichfache erwünschte Abwechslung und Unterhaltung. Auch seine Flöte war bald wieder seine treue Gefährtin und Trösterin in mancher einsamen Stunde.

Trotz aller dieser Erleichterungen empfand Friedrich doch den Druck und die Einschränkung des Küstriner Lebens sehr peinlich, und dachte an die Mittel und Wege, dasselbe abzukürzen. Das Sicherste schien ein völliges Eingehen auf die Wünsche und Ansichten des Vaters: er bequemte sich in Allem mit anscheinend größter Hingebung den Neigungen des Königs an, bemühete sich in Briefen und Kammerberichten ganz dessen Anschauungen gemäß zu schreiben und fügte wiederholt die höchsten Betheuerungen hinzu, wie sehr er dessen Gnade schätze und sich derselben würdig machen wolle. Friedrich Wilhelm aber traute der Aufrichtigkeit solcher Versicherungen nicht; zwar äußerte er sich zufrieden über die günstigen Berichte der „Aufseher" des Prinzen, „aber", fügte er hinzu, „er werde die Zeit schon wissen, wenn das böse Herz wahrhaftig gebessert und keine Heuchelei mehr darin zu finden sei." Bald darauf im Mai 1731 schrieb er wiederholt: „der Kronprinz solle sich gewöhnen, ein stilles Leben zu führen, das französische und englische Wesen aus dem Kopf schlagen, und nichts als preußisch, seinem Herrn Vater getreu sein und ein deutsches Herz haben, alle Petitmaitres, französische, politische und verdammte Falschheit aus dem Herzen lassen und hingegen Gott fleißig anrufen um seine Gnade."

Dem Prinzen waren die Fortschritte in der Wiederkehr der königlichen Gnade zu langsam; um sie zu beschleunigen, nahm er, so schwer es ihm fallen mochte, den Rath und Beistand des General von Grumbkow an, welcher jetzt in Gemeinschaft mit dem österreichischen Gesandten Seckendorf dahin trachtete, durch eine völlige Aussöhnung des Kronprinzen mit seinem Vater die Gunst des künftigen Monarchen zu erlangen. Er ertheilte demselben guten Rath, wie er die Briefe an den Vater einzurichten habe, um dessen Beifall und Gnade vollständig wieder zu gewinnen. Grumbkow's Einfluß mochte es denn zum Theil auch zuzuschreiben sein, daß der König sich nach Verlauf eines Jahres entschloß, seinen Sohn einmal wiederzusehen, wozu eine Reise nach Sonnenburg im August 1731 eine passende Gelegenheit gab.

Die Zusammenkunft, welche im Regierungsgebäude zu Küstrin stattfand, hatte zuerst einen sehr ernsten feierlichen Charakter. Der Prinz fiel seinem Vater zu Füßen, sowie er ihn ansichtig wurde; der König befahl ihm aufzustehen und redete ihn streng an, indem er ihm seine Verirrungen nochmals ernstlich vorhielt. „Wenn ein junger Mensch Sottisen thut im Courtisiren, liederliche Händel anfängt und dergleichen, solches, sagte er, kann man noch als Jugendfehler pardonniren, aber mit Vorsatz Lâchetés und dergleichen garstige Action thun, ist impardonnable. Ihr habt gemeint, mit Eurem Eigensinn durchzukommen,

aber höre mein Kerl, wenn Du auch sechzig und siebzig Jahre alt wärest, so sollst Du mich nichts vorschreiben. Und da Ich Mich bis dato gegen Jedermann souteniret, wird es mir an Mitteln auch nicht fehlen, Dich zur Raison zu bringen." Se. K. M. erklärten weiter, heißt es in dem Bericht eines Augenzeugen, „daß Sie nichts mehr touchirt, als daß Er nicht mehr Vertrauen zu Sie hätte, da Sie doch Alles, was Sie zum Aggrandissement des Hauses, der Armee und der Finanzen thäten, nur für Ihn sein müßte. Se. K. M. müßten hiermit declariren, daß Sie Alles gethan, um des Kronprinzen Freundschaft zu gewinnen, aber Alles umsonst. Bei welcher Expression der Kronprinz sich sehr wehmüthig zu seines Herrn Vaters Füßen warf." Der König machte den Prinzen sodann auf die Folgen aufmerksam, die seine Flucht nach England, wenn sie gelungen wäre, nach sich gezogen hätte: Friedrich's Mutter und die Schwester wären dadurch in's Unglück gestürzt worden, und ferner wäre der König mit seiner Armee in's Hannöversche gezogen und hätte Alles brennen und sengen lassen, sollte er auch sein Leben, Land und Leute dabei geopfert haben. Das Einzige, was das Frühere repariren könne, sei, daß der Prinz mit Hintansetzung seines Blutes den Fehler gut zu machen suche. Friedrich warf sich bei diesen Worten nochmals dem Vater zu Füßen, mit der Bitte, ihn auf die härtesten Proben zu stellen, er wollte Alles ausstehen, um des Königs Gnade und Achtung wieder zu gewinnen. Auf Friedrich Wilhelm's weitere Fragen machte er über die Fluchtangelegenheit offenere Geständnisse als bisher. Schließlich kam der König noch auf die religiösen Ansichten des Prinzen, und ermahnte ihn, Jesum Christum zu bitten, ihn auf bessere Wege zu bringen. Dann vergab er ihm das Vergangene, in Hoffnung auf bessere Aufführung, was der Prinz in großer Erregung und unter Thränen des Dankes annahm; derselbe war, wie es scheint, wirklich von kindlichem Gefühl überwältigt. Dies machte auch auf den König einen tiefen Eindruck; er umarmte Friedrich beim Abschied auf's Zärtlichste und sagte, er wolle nun in der Ueberzeugung von seiner aufrichtigen Reue weiter für ihn sorgen.

Es erfolgte in der That eine neue Instruction für des Prinzen Aufenthalt und Beschäftigung in Küstrin. Er erhielt in der Kriegs- und Domänenkammer nunmehr wirklich Sitz und Stimme, saß zunächst dem Präsidenten und unterzeichnete wie dieser alle Sachen. Ferner durfte er nun auch über die Mauern von Küstrin hinaus; es wurden ihm sechs benachbarte Domänenämter angewiesen, die er in Gesellschaft eines Kammerraths zu seiner Belehrung besuchen sollte. „Da er jetzo nur die Theorie gelernt", sagte der König, „so soll er nunmehr sich bemühen, die Wirthschaft praktisch zu erlernen; zu dem Ende soll ihm Alles gesagt werden, wie gepflüget, gemistet, gesäet und der Acker zubereitet und bestellt werden muß, und daß er solches selbst kennen und beurtheilen lerne, wie ihm denn auch von der Viehzucht und Brauwesen aller nöthige Unterricht zu geben. Es soll auch auf solche Weise bei Bereisung der Aemter fleißig mit ihm von Allem raisonniret und gezeiget werden, warum dieses oder jenes geschehe, auch ob es nicht könne anders und besser gemacht werden, und wie die Pächter es machen, daß sie können die Pachtgelder bezahlen, — wie sie Alles können zu Gelde machen und was sie vor Verkehr dabei machen müssen." Bei diesen Reisen sollen jedoch keine Schmausereien vorkommen, auch soll der Prinz keine Nacht außerhalb Küstrins schlafen. Wohl aber darf er nun zu seinem Vergnügen jagen, reiten und fahren, wozu ihm

der König Pferde und Wagen schickt, doch soll er niemals allein sein, und allen Umgang mit Frauenzimmern vermeiden. Französische Bücher, Musik, Spiele und Tanz blieben verboten. Vielmehr sollte der Hofmarschall von Wolden „den Kronprinz jederzeit auf solide Sachen führen und ihn auch dahin anweisen, daß er sich angewöhnt, selbst etwas zu thun und bei allen Gelegenheiten selbst Hand mit anzulegen, als das Gewehr zu laden, zu putzen und dergleichen, und nicht Alles durch andere Leute verrichten zu lassen."

Je drückender für den Prinzen die Beschränkung auf die engen Mauern der Festung gewesen war, desto freudiger nahm er die Erlaubniß zur Bereisung der Domainen wahr. Dabei erwachte in ihm bald ein ernstes Interesse für die Oeconomie und für die Verwaltung: es machte einen großen Eindruck auf ihn, als er hörte, das eine Amt habe früher nur sechszehnhundert Thaler eingetragen, sei aber durch die Verbesserungen seines Vaters bis auf zweiundzwanzigtausend Thaler Ertrag gebracht worden. Er achtete überall näher auf die Beschaffenheit von Gebäude, Vieh, Acker u. s. w. und auf die möglichen weiteren Verbesserungen. Mit seinem eigenen Interesse für die Sache und mit seinen Kenntnissen wuchs zugleich die Achtung vor dem Streben und den Verdiensten seines Vaters, auf dessen Willen und Gesichtspunkte er nun um so überzeugter einging. Freilich nicht in Allem, wie wir sehn werden, konnte ein solches inneres Einverständniß erreicht werden, besonders nicht in Beziehung auf geistiges Leben und geselligen Verkehr, aber es war von sehr großer Wichtigkeit, daß Friedrich in den ernstesten Aufgaben der Staatsverwaltung sich des Vaters Sinn und Auffassungsweise näherte, — es war von Wichtigkeit nicht blos für die Herstellung eines guten Einvernehmens zwischen Vater und Sohn, sondern vor Allem auch für Friedrichs dereinstige Tüchtigkeit als Landesherr. In der strengen, aber zugleich zweckmäßig praktischen Schule, die er zu Küstrin durchmachte, wurde die bisherige Einseitigkeit seiner Neigungen gebrochen: nicht mehr auf Vergnügen und auf literarisch-schöngeistiges Treiben allein, sondern ebenso sehr auf ernste Arbeit und auf praktische Sorgen war fortan sein Geist gerichtet; mit immer wachsendem Interesse und Eifer gab er sich den staatswirthschaftlichen Studien hin, und sein lebendiger Geist bewegte sich bald in den Problemen der Verwaltung und der öffentlichen Wohlfahrt mit demselben Gefallen, wie früher in den blos literarischen Studien. Auch zum Soldatenwesen kehrte er bald mit freiwilliger Neigung zurück. Die eigenen schriftstellerischen Versuche des Prinzen, welche vordem nur der schönen Literatur gegolten hatten, wandten sich jetzt auch ernsteren Fragen zu: wir haben von ihm aus jener Zeit merkwürdige Aufsätze theils über wichtige Handelsinteressen, theils von politischer Natur. Besonders ist ein Entwurf beachtenswerth, in welchem er nachwies, wie Preußen in seiner geographischen Begrenzung nicht verbleiben könne, daß vielmehr im Osten der Besitz von Westpreußen und von schwedisch Pommern, im Westen noch Jülich und Berg unumgänglich nöthig seien. Der alte Prinz Eugen, der durch den Grafen Seckendorf von dieser und anderen Arbeiten des preußischen Kronprinzen Kunde erhielt, machte sehr ernstlich darauf aufmerksam „was vor weit aussehende Ideen dieser junge Herr habe, und wiewohl selbige noch flüchtig und nicht genug überlegt seien, so müsse es ihm doch an Lebhaftigkeit und an Vernunft gar nicht fehlen, weshalb er mit der Zeit seinen Nachbarn sehr gefährlich werden dürfte."

Friedrich befand sich in seinem jetzigen Leben zu Küstrin zwar nicht mehr unglücklich, doch war ihm auch die theilweise Beschränkung seiner Freiheit noch sehr peinlich und er wendete Alles an, um derselben sobald als möglich enthoben zu werden. Er hatte sich jetzt völlig davon überzeugt, daß es für ihn dazu keinen anderen Weg gebe, als sich des Vaters Gunst durchaus zu verschaffen, und er bediente sich zu diesem Zweck willig der Rathschläge, die ihm des Königs Vertrauter Grumbkow auf sein Verlangen darüber zugehen ließ. Der General bezeigte seinen lebhaften Wunsch, die Einigkeit zwischen Vater und Sohn ganz wieder hergestellt zu sehn, und gab dem Prinzen die genauesten Anweisungen, wie er seinen Vater zu behandeln habe, um dessen Beifall zu gewinnen. Friedrich ging ganz auf Grumbkow's einsichtsvollen Rath ein, schonte fortan in jeder Beziehung die Schwächen des Königs und bequemte sich durchaus dessen Lieblingsneigungen an. Durch seine verständigen, sachkundigen und gut geschriebenen Berichte über die Bereisungen der Domainenämter und durch gute praktische Vorschläge zu deren Verbesserung verschaffte er sich des Königs Achtung wieder. Zugleich erfreute er denselben auch dadurch, daß er an der Jagd wieder mit Lust Theil zu nehmen schien; wenigstens ließ er es sich angelegen sein, in seinen Briefen darüber mit anscheinend großem Interesse ausführliche Mittheilungen zu machen.

Um die Versöhnung zu vollenden, war jedoch noch Eines übrig, die Erledigung der Heirathsangelegenheit.

Volle Verzeihung.

Die Heirathspläne des Prinzen und seiner Schwester hatten wie erwähnt, an den traurigen Irrungen in der königlichen Familie den größten Antheil gehabt; um daher des Königs Mißtrauen vollständig zu bannen und den häuslichen Frieden gänzlich wieder herzustellen, mußte erst jener Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt werden. Friedrich war entschlossen, sich auch in dieser Beziehung den Absichten des Vaters zu fügen. Schon im April (1831) hatte er dem General Grumbkow geschrieben, er verzichte auf jede Heirath gegen seines Vaters Willen. Irre geführt durch falsche Gerüchte, als wünsche Friedrich Wilhelm seine Vermählung mit der Erzherzogin Maria Theresia von Oesterreich, erklärte er sich hierzu bereit, nur unter der Bedingung, daß er dabei die Religion nicht zu ändern brauche, und ferner in der Voraussetzung, daß dann seine Schwester Wilhelmine den Prinzen von Wales heirathe. Aber weder in Berlin, noch in Wien hatte man ernstlich an eine Heirath des Kronprinzen mit Maria Theresia gedacht: Grumbkow war daher über diesen Brief wie aus den Wolken gefallen und schickte ihn an Friedrich zurück, mit der Bitte, denselben eilig zu verbrennen, damit er dem König nicht zu Gesicht komme.

Das Geschick der Prinzessin Wilhelmine sollte sich jetzt sehr bald entscheiden. Wiewohl der König in Folge der Untersuchung über den Fluchtversuch seines Sohns, bei welcher wenigstens eine Mitwissenschaft des englischen Gesandten um den Plan als höchst wahrscheinlich hervorgetreten war, jeden weiteren Gedanken an die englischen Heirathen ausdrücklich von sich gewiesen hatte, so setzte doch seine Gemahlin ihre Bemühungen in dieser Beziehung insgeheim fort und schärfte ihrer Tochter auf das Nachdrücklichste ein, sich

jedem andern Heirathsvorschlag hartnäckig zu widersetzen. Da jedoch auf englischer Seite nur wenig Bereitwilligkeit für diese Heirath vorhanden war, außer bei gleichzeitiger Verbindung des Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin, woran jetzt nicht mehr gedacht werden konnte, so kam es nur zu einem nochmaligen Austausch stolzer und gereizter Anfragen und Erwiederungen zwischen Friedrich Wilhelm und Georg II. Der König ließ endlich, nachdem jede Aussicht auf die Vermählung Wilhelminens mit dem Prinzen von Wales verschwunden war, seiner Tochter feierlich erklären, sie solle nun den Erbprinzen von Baireuth heirathen, den ja die Königin selbst früher vorgeschlagen habe. Wenn sie gehorsam sei, so wolle er ihr doppelt soviel als ihren Geschwistern zur Mitgift geben, den Kronprinzen ganz in Freiheit setzen, alles Vergangene vergessen und ihm und der Königin gut begegnen. Die Prinzessin, welche den ihr bestimmten Bräutigam nicht kannte, aber viel Gutes von ihm gehört hatte, gab nach kurzem Bedenken den ihr gemachten dringenden Vorstellungen nach. Die Königin freilich gerieth hierüber in die größte Wuth gegen Wilhelminen, sie überhäufte dieselbe mit den heftigsten Schmähworten und Mißhandlungen und drohte, sie nicht mehr als ihre Tochter anerkennen zu wollen. Friedrich Wilhelm dagegen war hoch erfreut und schrieb nun seit langer Zeit die ersten väterlich-freundlichen Worte an die Prinzessin: „Ich bin sehr glücklich, meine liebe Wilhelmine, daß du dich dem Willen deines Vaters unterwirfst: der liebe Gott wird dich segnen und ich werde dich niemals verlassen; ich werde dein ganzes Leben für dich Sorge tragen und dir bei jeder Gelegenheit beweisen, daß ich bin — Dein treuer Vater."

Um dieselbe Zeit (im Mai 1731) schrieb der König auch an seinen Sohn nach Küstrin, theilte ihm die Verlobung der Schwester mit und fügte hinzu, auch er, der Kronprinz solle heirathen, wenn es dem Vater belieben werde; aber keine englische Prinzessin, doch werde ihm unter etlichen die Wahl gelassen werden. Friedrich war zuerst sehr mißvergnügt über das Schicksal seiner Schwester, die er gern auf dem englischen Thron gesehen hätte; als er aber erfuhr, wie stolz sich der englische Hof gegen seinen Vater benommen, hielt er dafür, daß dieser nach den Forderungen der Ehre so habe handeln müssen und billigte die getroffene Wahl.

Die Vermählungsfeier der Prinzessin Wilhelmine (November 1731) führte die Gelegenheit herbei, wo der Kronprinz zum ersten Male wieder am Berliner Hofe erscheinen durfte: zur Trauungsfeierlichkeit selbst wurde er freilich nicht zugezogen und schon verzweifelte die Schwester, daß ihr sehnlicher Wunsch in Erfüllung gehn würde, aber am vierten Tage der Festlichkeiten sollte sie durch die vom König heimlich angeordnete Ankunft des geliebten Bruders überrascht werden. Während eines Balles, zu dem auch viele Berliner Bürger eingeladen waren, Abends nach sieben Uhr traf der Prinz im Schloß ein, und mischte sich von den Meisten unerkannt zuerst unter die Menge, welche sich an der Thür des Tanzsaals drängte. Plötzlich trat der General Grumbkow während der Menuett an die Prinzessin Wilhelmine heran und sagte leise zu ihr, ob sie denn nicht bemerkt, was so eben für Fremde hier eingetroffen seien. „Ich hielt zugleich inne," erzählt die Prinzessin in ihren Memoiren weiter, „und indem ich nach allen Seiten umblickte, bemerkte ich nur einen jungen Mann in grauem Kleide, der mir unbekannt vorkam. — So gehn Sie doch, den Kronprinzen

zu umarmen, sagte Grumbkow. Alles Blut in meinen Adern gerieth in heftige Wallung. O Gott, mein Bruder! rief ich, aber noch vermochte ich ihn nicht wirklich wieder zu erkennen. — Grumbkow führte mich zu ihm; als ich ihm nahe kam, erkannte ich ihn wieder, jedoch nur mit Mühe. Er war außerordentlich stark geworden, auch sein Gesicht war verändert und nicht mehr so schön, wie früher. Ich fiel ihm um den Hals, konnte aber nur unzusammenhängende Worte hervorbringen, ich weinte und lachte wie eine Närrin. Nach dieser ersten Erregung eilte ich mich dem König zu Füßen zu werfen, der laut rief: „Nun seid Ihr zufrieden mit mir, Ihr seht, daß ich Wort gehalten." Ich nahm meinen Bruder bei der Hand und bat den König ihm seine Freundschaft wiederzuschenken. Das Alles war so ergreifend, daß die ganze Versammlung zu Thränen gerührt war. — Ich wandte mich immer wieder an meinen Bruder und überhäufte ihn mit tausend Zärtlichkeiten; er aber blieb dabei kalt wie Eis und antwortete kaum. Ich war hierüber äußerst betroffen, glaubte aber, daß es aus Furcht vor dem König geschehe. Doch das ganze Wesen des Prinzen setzte mich in Erstaunen, er sah sehr stolz aus und betrachtete alle Welt mit einer Art Geringschätzung." Wenn Friedrich wirklich, wie die Schwester vermuthete, nur aus Rücksicht auf den König sich solche Zurückhaltung gegen dieselbe auferlegt hätte, so mußte er bald durch Grumbkow erfahren, daß der Vater selbst dies Verhalten nicht in der Ordnung fand. Friedrich Wilhelm meinte, wenn dasselbe aus Furcht vor ihm stamme, so müsse er es als einen Beweis des Mißtrauens gegen ihn beklagen, sei es aber wirkliche Kälte, so müsse man darin schwarzen Undank gegen die Schwester erkennen. Dagegen freute sich der König in aller Aufrichtigkeit über die Herzlichkeit, womit die Prinzessin den lieben Bruder empfangen, dem er selbst sich gleichfalls sehr freundlich und huldreich erwies. Daß Friedrich sich übrigens nicht blos vor dem König Zwang angethan, zeigte sich in den weiteren vertraulichen Zusammenkünften mit der Schwester, wo er gegen sie und besonders gegen ihren Gemahl dieselbe Zurückhaltung und Kälte zeigte. Es war augenscheinlich in seinem ganzen inneren Wesen eine ebenso große Veränderung wie in seinem Aeußeren vorgegangen. Wenn sein Geist in der schweren Prüfungszeit gereift war, so war sein Herz durch den ihm auferlegten Zwang etwas kälter, sein früher so leicht hingebendes Vertrauen zurückhaltender geworden: mit der Lebhaftigkeit seiner Gefühle und Neigungen, die er in dem schweren Jahre unterdrücken gelernt, war auch die Wärme und Unbefangenheit derselben in einem gewissen Grade geschwunden, und er hat sich seitdem nie mehr Jemandem mit voller rückhaltsloser Hingebung vertraut.

Am Tage nach des Prinzen Ankunft in Berlin baten alle daselbst anwesenden Oberoffiziere, den Fürsten Leopold von Dessau an der Spitze, den König um Wiederaufnahme seines Sohnes in die Armee. Friedrich Wilhelm gab der Bitte gern nach und bald darauf erschien der Kronprinz mit ihm bei einer Heerschau in der Uniform des Golz'schen Infanterie-Regiments, unter dem jubelnden Zuruf der versammelten Volksmenge.

Noch einmal kehrte jedoch der Prinz nach Küstrin zurück, wo er noch drei Monate hindurch seine Arbeiten bei der Kammer fortsetzte, bis die Entscheidung über seine eigene Verheirathung ihn endlich ganz der Freiheit zurückgab.

Friedrich's Beſuch bei der Vermählungsfeier ſeiner Schweſter.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Friedrich's Vermählung.

Friedrich Wilhelm beschäftigte sich jetzt seit längerer Zeit ernstlich mit der Sorge um die Verheirathung seines Sohnes, theils weil er die Thronfolge bald gesichert wissen wollte, theils in der Hoffnung, daß der Ehestand den Prinzen vollends zu einem ehrbaren Lebenswandel zurückführen würde. Es war nach einander von verschiedenen Partien für denselben die Rede, insbesondere auch von der Prinzessin Anna von Mecklenburg, der Erbin des russischen Throns. Friedrich selbst scheint für diese Vermählung günstig gestimmt gewesen zu sein, zum Theil wohl aus Rücksicht auf die drei Millionen Rubel Mitgift die ihr versprochen waren, der König aber stellte, um nicht etwa Preußens Selbständigkeit bei einer Verbindung mit Rußland aufs Spiel zu setzen, so hohe Bedingungen, daß der Plan daran scheitern mußte. Der österreichische Einfluß hatte bei ihm bereits eine anderweitige Verbindung in Anregung gebracht, durch welche das brandenburgische Haus noch fester an das kaiserliche Interesse geknüpft werden sollte. Ohne daß Friedrich Wilhelm selbst die Absichtlichkeit merkte, war sein Blick auf eine Nichte der Kaiserin, auf die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern gerichtet worden. Es konnte dies um so leichter gelingen, als deren Vater von jeher in der größten Achtung bei dem König stand und die Prinzessin selbst alle Eigenschaften der Bescheidenheit und Ehrbarkeit besaß, die Friedrich Wilhelm an einer Frau schätzte. Er theilte seinen Wunsch dem Kronprinzen in folgendem Schreiben (vom 4. Februar 1732) mit:

„Mein lieber Sohn Fritz!"

„Ihr wisst, mein lieber Sohn, daß, wenn Meine Kinder gehorsam sind, ich sie sehr lieb habe, so wie Ihr zu Berlin gewesen, Ich Euch Alles von Herzen vergeben habe und von die Berliner Zeit, daß Ich Euch nicht gesehen, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein und Euch zu etabliren, sowohl bei der Armee, als auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter und Euch suchen, bei Meinem Leben noch zu verheirathen. Ihr könnt wohl persuadirt sein, daß Ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andere, soviel als möglich ist, examiniren lassen, was sie vor Conduite und Education; da sich dann die Prinzessin, die älteste von Bevern, gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen, so müssen Frauen sein. Ihr sollt Mir cito Euer sentiment schreiben. — — Die Prinzessinn ist nit häßlich, auch nit schön. — — Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch und dieses ist alles und comportable sowohl mit Euch, als mit den Schwiegereltern. Gott gebe seinen Segen dazu und segne Euch und Eure Nachfolgers und erhalte Dich als einen guten Christ — — Dein getreuer Vater bis in den Tod..."

Friedrich antwortete in der unterwürfigsten Weise, daß er sich ganz in des Vaters Willen füge, auch wenn die Prinzessin nicht schön sei, nur wünsche er, sie vorher zu sehn. Friedrich Wilhelm war hierüber sehr erfreut und schrieb sogleich an den braunschweigischen Hof. Der Kronprinz scheint die Sache zuerst sehr leicht genommen zu haben und auf die heimlichen Rathschläge Grumbkow's, der ihn versicherte, stille und bescheidene Frauen seien die bequemsten für den Ehemann, erwiederte er in einem Schreiben voll übermüthiger Laune

und frivoler Scherzworte. Inzwischen aber hatte Grumbkow die Braut, die mit ihren Aeltern nach Berlin gekommen, persönlich kennen gelernt und machte dem Prinzen eine nicht eben schmeichelhafte Beschreibung von derselben, in der Absicht, daß derselbe sie nachher, wenn er sie selber sähe, angenehmer finden möchte, als er erwartet. Diese Mittheilungen machten in Friedrich die größten Bedenken rege, er besorgte, sich für alle Zukunft durch ein Band zu fesseln, das ihm unerträglich werden müsse und in größter Aufregung schrieb er an Grumbkow, um wo möglich den Entschluß des Königs rückgängig zu machen. Für die Verirrungen, die er begangen, sei er durch das bisherige Unglück genug bestraft, er wolle sich wenigstens nicht noch für alle Zukunft unglücklich machen. „Ein Pistolenschuß," fügte er hinzu, „kann mich von allem Kummer meines Lebens befreien, und der gute Gott würde Mitleiden mit mir haben und mich nicht verdammen." Grumbkow führte ihm in einem sehr entschiedenen Schreiben zu Gemüthe, daß er zu früh verzweifele, da er ja die Prinzessinn noch nicht kenne, und versagte alle Mitwirkung zur Umstimmung des Königs. Mehr als solche Vorstellungen aber wirkte auf den Prinzen der gleich darauf eintreffende Brief des Vaters, welcher ihm seine Freude bezeigte, einen so gehorsamen Sohn zu haben, und ihn anwies, sein Quartier in Küstrin aufzusagen, Alles zu bezahlen und mit Sack und Pack nach Berlin zu kommen. Der Gedanke, seine völlige Freiheit wieder zu erlangen, ließ jetzt in Friedrich alle Bedenken zurücktreten, und am 26. Februar (1732) am Fastnachtsabend traf er im Schloß zu Berlin ein.

Die Prinzessin Elisabeth mißfiel dem Kronprinzen bei weitem nicht so, wie er gefürchtet hatte. Dieselbe war, ohne schön zu sein, doch auch nichts weniger als häßlich: sie hatte feine, liebliche Züge und einen blendend weißen Teint, blaue, freilich etwas matte Augen und schönes blondes Haar; — ihr Wuchs und ihre Haltung aber waren ungraziös und ihr ganzes Wesen schüchtern und unbeholfen. Ihr Geist war zwar nicht glänzend, doch fehlte es ihr weder an klarem Verstand, noch an mannichfacher Bildung, nur hinderte die Unsicherheit ihres Benehmens die unbefangene Aeußerung, dagegen machte sich eine gediegene Herzensgüte in ihrem ganzen Wesen leicht bemerkbar, und imponirte auch dem Kronprinzen. So wenig er von ihrem ungeschickten, linkischen Benehmen erbaut war, so meinte er doch, das würde sich bei weiterer Ausbildung geben und erklärte, er habe keinen Widerwillen gegen sie. Die Prinzessin sagte ihrerseits, die Person des Prinzen mißfalle ihr mit nichten, und sie werde Alles thun, was Vater und Mutter von ihr forderten. Am 10. März fand die feierliche Verlobung statt, zu welcher der Herzog Franz von Lothringen, der spätere Gemahl der österreichischen Thronerbin, Maria Theresia, nach Berlin gekommen war, wo ihm zu Ehren große militärische Festlichkeiten statt fanden. Der Kronprinz schien mit demselben enge Freundschaft zu schließen. Der österreichische Hof ließ überhaupt jetzt kein Mittel unbenutzt, um den preußischen Thronerben soviel als möglich für das kaiserliche Interesse heranzuziehen; da man in Wien wußte, daß derselbe noch immer nur allzuoft in Geldverlegenheiten und in Schulden gerieth, so wußte man es durch Seckendorf und Grumbkow dahin zu bringen, daß er insgeheim gradezu einen jährlichen Zuschuß vom Kaiser annahm. Auch seine Schwester Wilhelmine, der es am Hofe von Baireuth oft am Nothwendigsten fehlte, erhielt Geldsendungen von Wien, besonders um ihren Einfluß auf den Bruder

zu Gunsten seiner Braut geltend zu machen, die er von Anfang an nur allzusehr fühlen und entgelten ließ, daß er bei ihrer Wahl nicht freie Hand gehabt. Zwar mußte er eingestehen, sie sei „ein gutes Herz" und er könne ihr nichts Böses wünschen, doch versicherte er von vorn herein, er werde sie niemals lieben, und bezeigte ihr soviel abstoßende Kälte, daß dadurch ihr schüchternes, unsicheres Wesen und damit wieder sein Mißbehagen nur noch vermehrt wurde.

Gleich nach der Rückkehr von Berlin war der Prinz zum Obersten des Goltz'schen Infanterieregiments ernannt und zugleich in das Generaldirectorium eingeführt worden, zuerst unter der Bedingung, noch nichts zu entscheiden, sondern sich erst zu unterrichten. Der Aufenthalt in Berlin unter den Augen des Vaters war ihm jedoch nicht erwünscht, und er hieß es willkommen, daß ihm das Städtchen Neu-Ruppin zur Garnison gegeben wurde. Dort fuhr er fort, sich als Soldat und in den Verwaltungsarbeiten ganz nach des Vaters Sinn weiter auszubilden. Er hielt sein Regiment in so glänzendem Zustand, daß es bei den Revuen in Berlin des Königs höchste Befriedigung erregte; er schrieb über militärische Vorkommnisse, sowie über den Feldbau, die Pachtverhältnisse, die Kolonistendörfer die vortrefflichsten Berichte, und versäumte auch nicht des Vaters Lieblingsneigungen, besonders dessen Sucht nach „langen Kerls" zu schmeicheln. Mit Hülfe österreichischen Geldes ließ er lange Soldaten auch im Auslande anwerben und in einem seiner Berichte meldete er, im Mecklenburgischen, dicht an der Grenze, befinde sich ein Schäferknecht, der sechs Fuß vier Zoll messe; mit Gutem sei nichts bei ihm auszurichten, da er aber oft allein die Schafe hüte, so könnte man ihn „mit ein paar Officiers und ein paar tüchtige Unterofficiers schon kriegen." — Nur in Einem scheint er dem Vater nicht ganz zu Willen gewesen zu sein; er schrieb nicht oft genug an seine Braut, worüber er sich dann, so gut es ging, entschuldigen mußte. An Grumbkow freilich schrieb er offener, man solle sich doch erinnern, daß man ihm diese Ehe wider seinen Willen aufgedrängt habe.

Ehe es zur Vermählung kam, wurde von derselben Seite, welche die Verbindung mit der Prinzessin von Bevern durch alle Mittel befördert hatte, ein Versuch gemacht, dieselbe grade zu Gunsten eines englischen Heirathplans wieder aufzulösen. Der kaiserliche Hof suchte sich nämlich in Folge veränderter politischer Verhältnisse jetzt dem König von England gefällig zu erweisen, und da dieser noch immer wünschte, eine seiner Töchter auf den preußischen Thron zu bringen, so wurde dies Streben nunmehr auch von Wien aus unterstützt. Natürlich ging die Königin Sophie von Preußen sofort wieder mit ganzem Eifer auf die Sache ein, wogegen Friedrich Wilhelm, sich von vornherein argwöhnisch auf der Hut gegen solche Bemühungen hielt. Er warnte auch seinen Sohn davor, der theils aus kluger Berechnung und nothgedrungener Resignation, theils aus Unwillen über das frühere zweideutige Benehmen Englands ganz des Königs Auffassung zustimmte und ihm schrieb: „Nein, ich habe einmal mein Wort an meine liebe Prinzessin gegeben, ich lasse nicht von ihr bis in den Tod; sie wird schon gut werden, und weil es meines Vaters Wille ist und ich keinen andern Willen habe, und gehe morgen darauf das Abendmahl zu nehmen." Die Ausdrücke dieses Schreibens lassen freilich auf eine nicht geringe Verstellung schließen. Obwohl nun Grumbkow sich dahin aussprach, der König würde den wohl nach Spandau schicken,

und frivoler Scherzworte. Inzwischen aber hatte Grumbkow die Braut, die mit ihren Aeltern nach Berlin gekommen, persönlich kennen gelernt und machte dem Prinzen eine nicht eben schmeichelhafte Beschreibung von derselben, in der Absicht, daß derselbe sie nachher, wenn er sie selber sähe, angenehmer finden möchte, als er erwartet. Diese Mittheilungen machten in Friedrich die größten Bedenken rege, er besorgte, sich für alle Zukunft durch ein Band zu fesseln, das ihm unerträglich werden müsse und in größter Aufregung schrieb er an Grumbkow, um wo möglich den Entschluß des Königs rückgängig zu machen. Für die Verirrungen, die er begangen, sei er durch das bisherige Unglück genug bestraft, er wolle sich wenigstens nicht noch für alle Zukunft unglücklich machen. „Ein Pistolenschuß," fügte er hinzu, „kann mich von allem Kummer meines Lebens befreien, und der gute Gott würde Mitleiden mit mir haben und mich nicht verdammen." Grumbkow führte ihm in einem sehr entschiedenen Schreiben zu Gemüthe, daß er zu früh verzweifele, da er ja die Prinzessinn noch nicht kenne, und versagte alle Mitwirkung zur Umstimmung des Königs. Mehr als solche Vorstellungen aber wirkte auf den Prinzen der gleich darauf eintreffende Brief des Vaters, welcher ihm seine Freude bezeigte, einen so gehorsamen Sohn zu haben, und ihn anwies, sein Quartier in Küstrin aufzusagen, Alles zu bezahlen und mit Sack und Pack nach Berlin zu kommen. Der Gedanke, seine völlige Freiheit wieder zu erlangen, ließ jetzt in Friedrich alle Bedenken zurücktreten, und am 26. Februar (1732) am Fastnachtsabend traf er im Schloß zu Berlin ein.

Die Prinzessin Elisabeth mißfiel dem Kronprinzen bei weitem nicht so, wie er gefürchtet hatte. Dieselbe war, ohne schön zu sein, doch auch nichts weniger als häßlich: sie hatte feine, liebliche Züge und einen blendend weißen Teint, blaue, freilich etwas matte Augen und schönes blondes Haar; — ihr Wuchs und ihre Haltung aber waren ungraziös und ihr ganzes Wesen schüchtern und unbeholfen. Ihr Geist war zwar nicht glänzend, doch fehlte es ihr weder an klarem Verstand, noch an mannichfacher Bildung, nur hinderte die Unsicherheit ihres Benehmens die unbefangene Aeußerung, dagegen machte sich eine gediegene Herzensgüte in ihrem ganzen Wesen leicht bemerkbar, und imponirte auch dem Kronprinzen. So wenig er von ihrem ungeschickten, linkischen Benehmen erbaut war, so meinte er doch, das würde sich bei weiterer Ausbildung geben und erklärte, er habe keinen Widerwillen gegen sie. Die Prinzessin sagte ihrerseits, die Person des Prinzen mißfalle ihr mit nichten, und sie werde Alles thun, was Vater und Mutter von ihr forderten. Am 10. März fand die feierliche Verlobung statt, zu welcher der Herzog Franz von Lothringen, der spätere Gemahl der österreichischen Thronerbin, Maria Theresia, nach Berlin gekommen war, wo ihm zu Ehren große militärische Festlichkeiten statt fanden. Der Kronprinz schien mit demselben enge Freundschaft zu schließen. Der österreichische Hof ließ überhaupt jetzt kein Mittel unbenutzt, um den preußischen Thronerben soviel als möglich für das kaiserliche Interesse heranzuziehen; da man in Wien wußte, daß derselbe noch immer nur allzuoft in Geldverlegenheiten und in Schulden gerieth, so wußte man es durch Seckendorf und Grumbkow dahin zu bringen, daß er insgeheim gradezu einen jährlichen Zuschuß vom Kaiser annahm. Auch seine Schwester Wilhelmine, der es am Hofe von Baireuth oft am Nothwendigsten fehlte, erhielt Geldsendungen von Wien, besonders um ihren Einfluß auf den Bruder

zu Gunsten seiner Braut geltend zu machen, die er [illegible]
und entgelten ließ, daß er bei ihrer Wahl nicht [illegible]
stehen, sie sei „ein gutes Herz" und er könne ihr [illegible]
von vorn herein, er werde sie niemals lieben, [illegible]
dadurch ihr schüchternes, unsicheres Wesen und [illegible]
mehrt wurde.

Gleich nach der Rückkehr von Berlin [illegible]
fanterieregiments ernannt und zugleich in das [illegible]
unter der Bedingung, noch nichts zu entscheiden, [illegible]
Aufenthalt in Berlin unter den Augen des [illegible]
hieß es willkommen, daß ihm das Städtchen [illegible]
Dort fuhr er fort, sich als Soldat und in der [illegible]
Sinn weiter auszubilden. Er hielt sein Regiment [illegible]
den Revuen in Berlin des Königs höchste Befriedigung [illegible]
rische Vorkommnisse, sowie über den Feldbau, [illegible]
die vortrefflichsten Berichte, und versäumte auch nicht [illegible]
sonders dessen Sucht nach „langen Kerls" zu [illegible]
ließ er lange Soldaten auch im Auslande [illegible]
er, im Mecklenburgischen, dicht an der Grenze, [illegible]
vier Zoll messe; mit Gutem sei nichts bei ihm [illegible]
Schafe hüte, so könnte man ihn „mit ein paar [illegible]
ciers schon kriegen." — Nur in Einem [illegible]
zu sein; er schrieb nicht oft genug an seine Braut, [illegible]
entschuldigen mußte. An Grumbkow [illegible]
daß man ihm diese Ehe wider seinen Willen [illegible]

Ehe es zur Vermählung kam, wurde [illegible]
der Prinzessin von Bevern durch alle Mittel [illegible]
grade zu Gunsten eines englischen Heirathsplans [illegible]
suchte sich nämlich in Folge veränderter politischer [illegible]
land gefällig zu erweisen, und da dieser auch [illegible]
preußischen Thron zu bringen, so wurde [illegible]
stützt. Natürlich ging die Königin Sophie [illegible]
die Sache ein, wogegen Friedrich Wilhelm, [illegible]
gegen solche Bemühungen hielt. Er wurde auf [illegible]
Berechnung und nothgedrungener Resignation, [illegible]
deutige Benehmen Englands ganz des Königs [illegible]
„Nein, ich habe einmal mein Wort [illegible]
ihr bis in den Tod; sie wird schon gut werden, [illegible]
ich keinen andern Willen habe, und gehe [illegible]
Ausdrücke dieses Schreibens lassen freilich auf [illegible]
wohl nun Grumbkow sich dahin aussprach, [illegible]

offen. Durch
Friedrich eine
eilte später in
in seinen man-
ck. Auch sein
Schuld jener
in den Stun-
Fehltritte aber
fern gehalten.
immer mehr in
Ausübung des
ielmehr wurde
r militärischen
d mit leichtem
; — aber aus
em, unermüd-
ommenen Ver-
Mannszucht der
Sorge, und ist
Zustand seines
wähnt sogar in
schon damals
Regiment Ihre
h seine Tapfer-
lexander, da er

des Marquis
Feldzüge unter
ndé, Turenne
Wirkung auf
welche der Fürst
ne „ausführliche
ng waren sechs-
s so Deutliches

n schon damals
en größten Theil
Verhältniß zu

und frivoler Scherzworte. Inzwischen aber hatte Grumbkow die Braut, die mit ihren Aeltern nach Berlin gekommen, persönlich kennen gelernt und machte dem Prinzen eine nicht eben schmeichelhafte Beschreibung von derselben, in der Absicht, daß derselbe sie nachher, wenn er sie selber sähe, angenehmer finden möchte, als er erwartet. Diese Mittheilungen machten in Friedrich die größten Bedenken rege, er besorgte, sich für alle Zukunft durch ein Band zu fesseln, das ihm unerträglich werden müsse und in größter Aufregung schrieb er an Grumbkow, um wo möglich den Entschluß des Königs rückgängig zu machen. Für die Verirrungen, die er begangen, sei er durch das bisherige Unglück genug bestraft, er wolle sich wenigstens nicht noch für alle Zukunft unglücklich machen. „Ein Pistolenschuß," fügte er hinzu, „kann mich von allem Kummer meines Lebens befreien, und der gute Gott würde Mitleiden mit mir haben und mich nicht verdammen." Grumbkow führte ihm in einem sehr entschiedenen Schreiben zu Gemüthe, daß er zu früh verzweifele, da er ja die Prinzessinn noch nicht kenne, und versagte alle Mitwirkung zur Umstimmung des Königs. Mehr als solche Vorstellungen aber wirkte auf den Prinzen der gleich darauf eintreffende Brief des Vaters, welcher ihm seine Freude bezeigte, einen so gehorsamen Sohn zu haben, und ihn anwies, sein Quartier in Küstrin aufzusagen, Alles zu bezahlen und mit Sack und Pack nach Berlin zu kommen. Der Gedanke, seine völlige Freiheit wieder zu erlangen, ließ jetzt in Friedrich alle Bedenken zurücktreten, und am 26. Februar (1732) am Fastnachtsabend traf er im Schloß zu Berlin ein.

Die Prinzessin Elisabeth mißfiel dem Kronprinzen bei weitem nicht so, wie er gefürchtet hatte. Dieselbe war, ohne schön zu sein, doch auch nichts weniger als häßlich: sie hatte feine, liebliche Züge und einen blendend weißen Teint, blaue, freilich etwas matte Augen und schönes blondes Haar; — ihr Wuchs und ihre Haltung aber waren ungraziös und ihr ganzes Wesen schüchtern und unbeholfen. Ihr Geist war zwar nicht glänzend, doch fehlte es ihr weder an klarem Verstand, noch an mannichfacher Bildung, nur hinderte die Unsicherheit ihres Benehmens die unbefangene Aeußerung, dagegen machte sich eine gediegene Herzensgüte in ihrem ganzen Wesen leicht bemerkbar, und imponirte auch dem Kronprinzen. So wenig er von ihrem ungeschickten, linkischen Benehmen erbaut war, so meinte er doch, das würde sich bei weiterer Ausbildung geben und erklärte, er habe keinen Widerwillen gegen sie. Die Prinzessin sagte ihrerseits, die Person des Prinzen mißfalle ihr mit nichten, und sie werde Alles thun, was Vater und Mutter von ihr forderten. Am 10. März fand die feierliche Verlobung statt, zu welcher der Herzog Franz von Lothringen, der spätere Gemahl der österreichischen Thronerbin, Maria Theresia, nach Berlin gekommen war, wo ihm zu Ehren große militärische Festlichkeiten statt fanden. Der Kronprinz schien mit demselben enge Freundschaft zu schließen. Der österreichische Hof ließ überhaupt jetzt kein Mittel unbenutzt, um den preußischen Thronerben soviel als möglich für das kaiserliche Interesse heranzuziehen; da man in Wien wußte, daß derselbe noch immer nur allzuoft in Geldverlegenheiten und in Schulden gerieth, so wußte man es durch Seckendorf und Grumbkow dahin zu bringen, daß er insgeheim gradezu einen jährlichen Zuschuß vom Kaiser annahm. Auch seine Schwester Wilhelmine, der es am Hofe von Baireuth oft am Nothwendigsten fehlte, erhielt Geldsendungen von Wien, besonders um ihren Einfluß auf den Bruder

zu Gunsten seiner Braut geltend zu machen, die er von Anfang an nur allzusehr fühlen und entgelten ließ, daß er bei ihrer Wahl nicht freie Hand gehabt. Zwar mußte er eingestehen, sie sei „ein gutes Herz" und er könne ihr nichts Böses wünschen, doch versicherte er von vorn herein, er werde sie niemals lieben, und bezeigte ihr soviel abstoßende Kälte, daß dadurch ihr schüchternes, unsicheres Wesen und damit wieder sein Mißbehagen nur noch vermehrt wurde.

Gleich nach der Rückkehr von Berlin war der Prinz zum Obersten des Goltz'schen Infanterieregiments ernannt und zugleich in das Generaldirectorium eingeführt worden, zuerst unter der Bedingung, noch nichts zu entscheiden, sondern sich erst zu unterrichten. Der Aufenthalt in Berlin unter den Augen des Vaters war ihm jedoch nicht erwünscht, und er hieß es willkommen, daß ihm das Städtchen Neu-Ruppin zur Garnison gegeben wurde. Dort fuhr er fort, sich als Soldat und in den Verwaltungsarbeiten ganz nach des Vaters Sinn weiter auszubilden. Er hielt sein Regiment in so glänzendem Zustand, daß es bei den Revuen in Berlin des Königs höchste Befriedigung erregte; er schrieb über militärische Vorkommnisse, sowie über den Feldbau, die Pachtverhältnisse, die Kolonistendörfer die vortrefflichsten Berichte, und versäumte auch nicht des Vaters Lieblingsneigungen, besonders dessen Sucht nach „langen Kerls" zu schmeicheln. Mit Hülfe österreichischen Geldes ließ er lange Soldaten auch im Auslande anwerben und in einem seiner Berichte meldete er, im Mecklenburgischen, dicht an der Grenze, befinde sich ein Schäferknecht, der sechs Fuß vier Zoll messe; mit Gutem sei nichts bei ihm auszurichten, da er aber oft allein die Schafe hüte, so könnte man ihn „mit ein paar Officiers und ein paar tüchtige Unterofficiers schon kriegen." — Nur in Einem scheint er dem Vater nicht ganz zu Willen gewesen zu sein; er schrieb nicht oft genug an seine Braut, worüber er sich dann, so gut es ging, entschuldigen mußte. An Grumbkow freilich schrieb er offener, man solle sich doch erinnern, daß man ihm diese Ehe wider seinen Willen aufgedrängt habe.

Ehe es zur Vermählung kam, wurde von derselben Seite, welche die Verbindung mit der Prinzessin von Bevern durch alle Mittel befördert hatte, ein Versuch gemacht, dieselbe grade zu Gunsten eines englischen Heirathplans wieder aufzulösen. Der kaiserliche Hof suchte sich nämlich in Folge veränderter politischer Verhältnisse jetzt dem König von England gefällig zu erweisen, und da dieser noch immer wünschte, eine seiner Töchter auf den preußischen Thron zu bringen, so wurde dies Streben nunmehr auch von Wien aus unterstützt. Natürlich ging die Königin Sophie von Preußen sofort wieder mit ganzem Eifer auf die Sache ein, wogegen Friedrich Wilhelm, sich von vornherein argwöhnisch auf der Hut gegen solche Bemühungen hielt. Er warnte auch seinen Sohn davor, der theils aus kluger Berechnung und nothgedrungener Resignation, theils aus Unwillen über das frühere zweideutige Benehmen Englands ganz des Königs Auffassung zustimmte und ihm schrieb: „Nein, ich habe einmal mein Wort an meine liebe Prinzessin gegeben, ich lasse nicht von ihr bis in den Tod; sie wird schon gut werden, und weil es meines Vaters Wille ist und ich keinen andern Willen habe, und gehe morgen darauf das Abendmahl zu nehmen." Die Ausdrücke dieses Schreibens lassen freilich auf eine nicht geringe Verstellung schließen. Obwohl nun Grumbkow sich dahin aussprach, der König würde den wohl nach Spandau schicken,

der ihm einen Bruch seines gegebenen Wortes vorzuschlagen wagte, so erhielt Seckendorf dennoch den Auftrag, ihn unter Anerbietung gewisser politischer Vortheile zur Auflösung der Verlobung des Kronprinzen zu vermögen. Seckendorf fühlte, daß dies der schwerste Auftrag war, den er jemals gehabt, er mußte ihn jedoch in Folge wiederholter Weisungen von Wien ausführen. Der König zeigte sich, als der Gesandte ihm die peinliche Mittheilung machte, sofort aufs Tiefste verletzt, sein Ehrgefühl war über die Zumuthung des Wiener Hofes äußerst entrüstet. Für den Augenblick zwar hielt er noch an sich, am Abend in der Tabaksgesellschaft aber äußerte er seinen Unwillen mit rückhaltloser Heftigkeit. „Nein ich kanns nicht aushalten, rief er, es frißt mir das Herz ab! Mich zur Begehung einer Niederträchtigkeit bringen wollen! Mich! Mich! Nein und nimmermehr! Mich zum Schelmen machen?“ Er konnte es nicht ertragen, daß man ihm Dinge wider die Ehre zumuthe. Er beschleunigte jetzt grade um so mehr die Vermählung des Kronprinzen, welche auf den 12. Juni festgesetzt wurde. Tags zuvor mußte Seckendorf dennoch seine Vorstellungen nochmals wiederholen, der König aber erklärte ihm, daß er durch keine Vortheile der Welt sich würde bewegen lassen, seiner Ehre und Parole einen solchen Schandfleck anzufügen und die Heirath zu verändern.

Die Vermählung fand am bestimmten Tage (12. Juni 1733) zu Salzdahlum, einem Lustschlosse des Herzogs von Braunschweig, Großvaters der Braut statt, unter großen Festlichkeiten, aber in freudloser Stimmung; die Königin und ihr Anhang waren betrübt, daß nun alle Hoffnung für das Gelingen ihrer Pläne dahin sank, der König seinerseits war durch die Intriguen der letzten Tage und zugleich durch den Hinblick auf das Brautpaar verstimmt, welches nicht eben von glücklichen Hoffnungen erfüllt schien. Die Braut hatte trotz aller neueren Bemühungen um ihre Ausbildung für die große Welt doch ihre frühere Schüchternheit nur wenig überwunden und wurde durch den überaus kalten Ton, welchen Friedrich gegen sie beobachtete, nur noch unsicherer und ängstlicher gemacht; denn der Kronprinz bezeigte ihr absichtlich eine noch größere Kälte und Entfremdung, als er im Grunde gegen sie empfand, um die Bedeutung des Opfers, welches er aus Gehorsam gegen den Willen des Vaters brachte, um so höher geltend zu machen. So schien die allseitige Stimmung bei dem Vermählungsfest der jungen Fürstin eine Zeit des Märtyrerthums zu verkündigen.

Das junge Ehepaar bezog in Berlin das jetzige Königspalais (in neuerer Zeit als Wohnsitz des Königs Friedrich Wilhelm III. wohl bekannt); dasselbe hieß bis dahin das K. Gouvernementshaus, war aber nun von dem König für seinen Sohn stattlich eingerichtet worden. Friedrich zog es jedoch vor, auch ferner seinen Aufenthalt in der Provinz zu nehmen und behielt Ruppin als Garnison bei, während er zu seinem eigentlichen Hofhalt ein kleines Städtchen nahebei, das freundliche Rheinsberg erkor. Der Vater kaufte das dortige alte Schloß für fünfzigtausend Thaler und ließ es nach den Wünschen und Anordnungen des Sohnes umbauen und einrichten. Zur Einweihung kamen König und Königin selbst hin und ließen sich die Bewirthung ihrer Kinder wohlgefallen.

Der Aufenthalt in Rheinsberg.

Die Zeit der Verirrungen und ihrer schweren Folgen war nun abgeschlossen. Durch die gewaltigen Prüfungen war an die Stelle des jugendlichen Leichtsinns bei Friedrich eine ernstere Gesinnung und höhere Auffassung der Pflichten getreten. Er selbst verweilte später in der Erinnerung nicht gern bei jenen Schritten jugendlicher Unbesonnenheit: in seinen mannichfachen Schriften, Briefen und Gedichten kommt er nirgends darauf zurück. Auch sein späteres Verhalten gegen die Theilnehmer der Verirrung zeigte, daß er die Schuld jener Tage ernst erkannte; denjenigen zwar, die schuldlos mit ihm gelitten oder ihn in den Stunden der Trübsal getröstet, lohnte er gern mit Dank, die Gefährten seiner Fehltritte aber hat er niemals besonderer Gunst gewürdigt, vielmehr sorgfältig von sich fern gehalten. Der größere Ernst, den er in Küstrin gewonnen, bewährte sich zunächst immer mehr in seinen militärischen Studien. Freilich fehlte viel, daß er sich der täglichen Ausübung des Soldatenberufs mit des Vaters leidenschaftlicher Liebe hingegeben hätte, vielmehr wurde seine regsame, von geistigen Bedürfnissen erfüllte Natur bei dem Einerlei der militärischen Uebungen dann und wann von einem Gefühl des Ueberdrusses beschlichen, und mit leichtem Spott ruft er einmal aus: „ich exercire, habe exercirt und werde exerciren"; — aber aus Pflichtgefühl und Ueberzeugung treibt er den militärischen Beruf doch mit vollem, unermüdlichen Eifer, sucht seinem Regiment alle bei der Potsdamer Leibtruppe vorgenommenen Verbesserungen gleichfalls anzueignen, trägt besonders für die Gesundheit und Manneszucht der Soldaten, für die Fähigkeit und das sittliche Verhalten der Officiere alle Sorge, und ist hoch erfreut, als der Vater ihn bei einer Revue aus Befriedigung über den Zustand seines Regiments öffentlich vor der Front umarmt. Während er dem König wie erwähnt sogar in dem Streben nach langen Soldaten zu Gefallen war, so hatte er freilich doch schon damals andere Begriffe von dem eigentlichen Werth der Truppen: „Woher hat mein Regiment Ihre Neugier erregen können?" schrieb er um jene Zeit, „ich wünschte es wäre durch seine Tapferkeit bekannt und nicht durch seine Schönheit. Ganz andere Krieger führte Alexander, da er Griechenland unterwarf und Asien eroberte."

Er studirte mit Eifer die damals erschienenen Kriegsdenkwürdigkeiten des Marquis von Feuquières, in welchen die Grundlagen des neuen Heerwesens, die Feldzüge unter Ludwig XIV. und die eigenthümlichen Verdienste der großen Generale Condé, Turenne und Luxemburg gründlich erörtert waren; das Buch hat eine bleibende Wirkung auf Friedrich ausgeübt. Sehr willkommen war ihm auch eine Abhandlung, welche der Fürst Leopold von Dessau besonders zu seiner Belehrung niederschrieb, nämlich eine „ausführliche Beschreibung, wie eine Stadt soll belagert werden"; zur besseren Erläuterung waren sechszehn große Pläne beigefügt, und Friedrich meinte, daß es bis dahin etwas so Deutliches und Unterrichtendes noch nicht gegeben habe.

Ein werther Genosse in allen militärischen Bestrebungen wurde ihm schon damals Heinrich von Fouqué, einer der tüchtigsten Officiere des Königs, welcher den größten Theil des Jahres in Rheinsberg zubringen durfte und bald in das innigste Verhältniß zu

Friedrich trat. Bezeichnend für ihr gemeinschaftliches Streben war die Gründung eines militärischen Ordens, dessen Theilnehmer feierlich gelobten, sich jeder edlen That zu weihen. Die Vervollkommnung der Heeresführung und der Kriegsgeschichte war die weitere Aufgabe des Vereins, der sich unter den Schutz Bayard's, des Ritters ohne Furcht und Tadel, stellte. Fouqué ward zum Großmeister ernannt; die Mitglieder (nur zwölf an der Zahl) führten besondere Beinamen, Friedrich hieß: le Constant.

Bald lernte er auch den Ernst des Krieges, freilich nur in einer unbedeutenden Campagne, aus eigener Anschauung kennen. In dem Reichskrieg gegen Frankreich ließ Friedrich Wilhelm im Frühjahr 1734 zehntausend Preußen zu dem kaiserlichen Heere stoßen, und ertheilte seinem Sohn die Erlaubniß, als Volontär den Feldzug mitzumachen. Das Reichsheer stand unter dem Befehl des berühmten Prinzen Eugen von Savoyen, des Siegers bei Hochstätt, Turin, Malplaquet, der freilich jetzt als Siebziger nicht mehr derselbe war, wie in jenen frischeren Jahren. Er lag in der Nähe von Philippsburg, als unser Kronprinz am 7. Juli bei ihm eintraf. Friedrich nahete dem greisen Feldherrn mit der Bitte, er möge ihm erlauben „zuzusehen, wie ein Held Lorbeeren sammele." Prinz Eugen, der wie wir wissen, schon längst die vielversprechende Entwickelung des preußischen Prinzen aus Seckendorfs Berichten erfahren hatte, sah ihn ernst prüfend an, sagte ihm viel Schmeichelhaftes und schloß damit, Alles an ihm verrathe, daß er einst ein großer Feldherr sein werde. Als während der ersten Mittagstafel die Franzosen heftig auf die Reichstruppen schossen, freute sich Friedrich, wie eine von ihm ausgebrachte Gesundheit vom Geschützesdonner begleitet wurde. Aber auch bei gefahrvolleren Gelegenheiten bewährte sich schon damals sein kriegsmuthiger, unerschrockener Sinn. Täglich beritt er die Linien von Philippsburg: als er einst von einer Recognoscirung zurückkehrte, wurde er durch ein lichtes Gehölz von dem Feuer der feindlichen Geschütze verfolgt. Die Kugeln sausten an ihm vorüber, neben ihm wurden die Bäume zerschmettert, aber ihn freute diese erste Begegnung wirklicher Kriegsgefahr; ruhig und sicher führte er sein Pferd weiter und mit aller Unbefangenheit fuhr er in seinem Gespräch fort. Der alte Eugen hatte seine innige Freude an dem preußischen Königssohn, er ahnte nicht, daß dessen militärische Größe sich einstmals auf Kosten des Kaiserhauses ganz anders bewähren sollte; er zog ihn zu jedem Kriegsrath zu und ließ sich gern mit ihm in weitere Gespräche über die Operationen ein. Friedrich ließ die Gelegenheit nicht unbenutzt, sich in eigener Anschauung genau von dem Kriegswesen zu unterrichten, er nahm an den Beschwerden des Lagers Theil und achtete sorgfältig auf Alles, was die Verpflegung und Behandlung der Truppen betraf. Der König Friedrich Wilhelm, der selbst auch seinen Truppen folgte, war hoch befriedigt über den militärischen Eifer seines Sohnes und besonders über das rühmliche Zeugniß, welches der ergraute österreichische Kriegsheld demselben ausstellte. Friedrich wurde durch diese Begegnung mit Prinz Eugen zu einer schwungreichen Ode an den Ruhm begeistert.

Freilich war die damalige Campagne nicht grade dazu angethan, den Ruhm des gealterten Feldherrn und der österreichischen Truppen zu erhöhen, und Friedrich hat bei aller Hochachtung für Eugen auch schon damals ein offenes Auge für die dort begangenen Fehler und für die Gebrechen der kaiserlichen Armee gehabt, denen er mit gerechtem Stolz die

trefflich ausgerüsteten und disciplinirten Truppen seines Vaters gegenüberstellte. Die Erinnerung an die damaligen Erfahrungen trug sicher dazu bei, ihn später zu dem gewagten Unternehmen gegen Oesterreich zu ermuthigen. Vor Allem aber wurde er jetzt in höherem Grade als früher von Hochachtung für die militärischen Schöpfungen seines Vaters durchdrungen und ging nun um so rückhaltsloser auf dessen Bestrebungen ein. Seitdem ist auch des Königs Wohlgefallen an dem Kronprinzen immer höher und herzlicher geworden, mit Freude bewilligte er ihm eine freigebigere Ausstattung des Rheinsberger Lebens, und da er jetzt wußte, daß der Prinz die Sorge um Soldaten und um die Verwaltung nicht gering achte, so ließ er ihn dagegen auch in seinen geistigen, literarischen Neigungen um so freier gewähren. Er brauchte ja nicht mehr zu besorgen, daß der „Querpfeifer und Poet" ihm einst „seine ganze Arbeit verderben" würde, wiewohl die Begeisterung für Poesie, Kunst und Wissenschaft in Friedrich lebhafter als je entzündet war.

Geistiges Streben in Rheinsberg.

Das ganze Leben in Rheinsberg war in jeder Beziehung von solchem Hauch der Begeisterung durchweht und gehoben, und ist eben hierdurch für die Richtung und hohe Bestimmung des Fürsten, der sich dort bildete, von der allergrößten Bedeutung geworden. Dort haben sich die Keime des großartigen geistigen Lebens, durch welches Friedrich einst eine so bedeutsame Anregung nach allen Seiten hin ausüben sollte, in frischester, freier Weise entfaltet, dort sind die Neigungen, Ideen und Pläne, von welchen die erhabene Fürstenerscheinung später erfüllt war, allmälig gereift und erstarkt, dort sind alle die Fäden lebendigen Geistesverkehrs angeknüpft worden, durch welche der große Mann mit dem Gesammtleben Europa's in steter Verbindung blieb.

Rheinsberg war, als Friedrich es ankaufte, ein verfallenes Schloß mit einigen verwilderten Gärten, aber in reizender Lage: die Gewässer eines Sees spielten fast bis an die Mauern des Schlosses und ein Wald von Buchen und Eichen umkränzte den See in Gestalt eines Amphitheaters. Das Schloß war im gothischen Styl erbaut, der Kronprinz ließ die Wiederherstellung und Verschönerung desselben nach seinen eigenen und Knobelsdorf's Ideen ausführen: bei dem Ausbau selbst war er freilich durch die alte Anlage beengt, um so freier waltete sein feiner Geschmack bei der Ausschmückung des Innern, welches mit Schnitzwerk, Malereien und Vergoldung, reich, doch ohne Ueberladung, ausgestattet wurde, besonders ein Saal, der mit künstlichem Marmor bekleidet wurde und dessen Decke der treffliche Maler Pesne mit einem allegorischen Bild, den Aufgang der Sonne darstellend, zierte. Die liebsten Räume im Schloß waren für Friedrich die Bibliothek, ein Saal für physikalische Instrumente und ein Observatorium. Die Gärten wurden nach seinen eigenen Angaben reizend angelegt und mannichfach verschönt.

In jenen lieblichen Aufenthalt versammelte der Prinz eine Reihe von Freunden um sich, als Genossen seines geistigen Strebens und eines leichten geselligen Verkehrs, zunächst den Oberst von Keyserlink, den er um seines lebendigen, bis zum Uebermuth heiteren Umgangs willen schon längst vom Vater wieder erbeten hatte, sodann Jordan, der auf Reisen

ausgebreitete Kenntnisse erworben hatte, die ihn, wie sein liebenswürdiger Humor dem Prinzen zum willkommnen, bald fast zum unentbehrlichen Gesellschafter machten, ferner Knobelsdorf, der durch seine Kenntnisse und Ideen über Kunst, besonders über Baukunst viel galt, endlich Fouqué und manche Andere, die, wie der feurige Winterfeldt und der Oberst Camas, nur dann und wann zum Besuch in Rheinsberg erschienen. Friedrich war für Freundschaft ungemein empfänglich und hat deren Reiz in seinen Briefen und in Gedichten mit besonderer Vorliebe gepriesen. Wie er sich in dem Umgange jenes ausgewählten Kreises so recht innig erfreute, so blieb er auch mit auswärtigen Freunden in dem belebtesten Briefwechsel, so mit Duhan de Jandun, seinem Lehrer, dessen Verbannung vom Hofe seit dem Fluchtversuch des Prinzen zwar gemildert, doch noch nicht ganz aufgehoben war, mit dem früheren sächsischen Gesandten Suhm und Anderen.

Aus dem Rheinsberger traulichen Kreise blieben Frauen nicht ausgeschlossen: Friedrich wußte den Werth edler Frauen und zumal deren Bedeutung für den höheren geselligen Umgang wohl zu würdigen. „Die Frauen", schrieb er einst „verbreiten unaussprechliche Reize über den Umgang und sind auch, abgesehen von aller Galanterie, unentbehrlich für die Gesellschaft. Ohne sie ist jede Unterhaltung matt." Seine Gemahlin vermochte ihm in Folge des ihm ursprünglich auferlegten Zwanges zwar auch jetzt keine eigentliche Neigung abzugewinnen, aber ihr Verhältniß war, je mehr er sie kennen und schätzen lernte, immer mehr ein achtungs- und rücksichtsvolles geworden. Drei Jahre nach der Verheirathung gestand er: „Ich müßte der verächtlichste Mensch von der Welt sein, wenn ich sie nicht wahrhaft achten wollte; denn sie ist sehr sanft, höchst gelehrig und übermäßig gefällig, indem sie jedem meiner Wünsche zuvorzukommen sucht." Es scheint, daß die Schüchternheit, welche zuerst die freie Entfaltung ihrer geistigen und gemüthlichen Vorzüge verhindert hatte, sich in dem einfacheren Leben zu Rheinsberg bald verlor, und daß alsdann die wahrhaft innerliche Liebenswürdigkeit ihres Wesens sich unbefangen geltend machte, während auch ihr Aeußeres an Grazie und Gefälligkeit immer mehr zunahm. Sie trug mit ihren Damen und mit manchen willkommenen Besucherinnen viel zur Verschönerung des Rheinsberger Lebens bei.

Wir finden in den Briefen eines Augenzeugen die anziehendste Beschreibung von der Art und Weise der kronprinzlichen Hofhaltung. „Alle die auf dem Schloß wohnen", heißt es dort, genießen die ungezwungenste Freiheit. Sie sehen den Kronprinzen und dessen Gemahlin nur bei der Tafel, beim Spiel, auf dem Ball, im Concert oder bei anderen Festen, an denen sie Theil nehmen können. Jeder denkt, lies't, zeichnet, schreibt, spielt ein Instrument, ergötzt oder beschäftigt sich in seinem Zimmer bis zur Tafel. Dann kleidet man sich sauber, doch ohne Pracht und Verschwendung an und begiebt sich in den Speisesaal. Alle Beschäftigungen und Vergnügungen des Kronprinzen verrathen den Mann von Geist. Sein Gespräch bei der Tafel ist unvergleichlich; er spricht viel und gut. Es scheint als wäre ihm kein Gegenstand zu fremd oder zu hoch; über jeden findet er eine Menge neuer und richtiger Bemerkungen. Er duldet den Widerspruch und versteht die Kunst, die guten Einfälle Anderer zu Tage zu fördern. Er scherzt und neckt zuweilen, doch ohne Bitterkeit und ohne eine witzige Erwiederung übel aufzunehmen. — — Die Bibliothek des Prinzen ist aller-

liebst; sie ist in einem der Thürme des Schlosses aufgestellt und hat die Aussicht auf den See und Garten. Sie enthält eine nicht zahlreiche, aber wohlgewählte Sammlung der besten französischen Bücher. Voltaire's lebensgroßes Bild ist darin aufgehängt. — — Nach der Mittagstafel gehen die Herren in das Zimmer der Dame, an der die Reihe ist, die Honneurs des Kaffees zu machen. Die Oberhofmeisterin fängt an und die anderen folgen.. Der ganze Hof versammelt sich um den Kaffeetisch; man spricht, man scherzt, man macht ein Spiel, man geht umher, und diese Stunde ist eine der angenehmsten des Tages. Der Prinz und die Prinzessin trinken in ihrem Zimmer.. Die Abende sind der Musik gewidmet: der Prinz hält in seinem Salon Concert, wozu man eingeladen sein muß: eine solche Einladung ist immer eine besondere Gnadenbezeugung." Nachdem der Brief noch die Lieblichkeit, Anmuth und Milde der Prinzessin in begeisterten Ausdrücken erhoben, schließt er: „Ich verlebe hier wahrhaft entzückende Tage: eine königliche Tafel, ein Götterwein, eine himmlische Musik, köstliche Spaziergänge sowohl im Garten als im Walde, Wasserfahrten, Zauber der Künste und Wissenschaften, angenehme Unterhaltung, Alles vereinigt sich in diesem feenhafte Palaste, um das Leben zu verschönern."

Friedrich selbst kann in seinen Briefen nicht lebhaft genug seine Freude über das Leben an jenem beglückten Aufenthalt ausdrücken. Ueber die Eintheilung seiner Tage schreibt er: „Wir haben unsere Beschäftigungen in zwei Klassen, in nützliche und angenehme getheilt, zu den nützlichen rechne ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen; die angenehmen sind die Musik, die Lust- und Trauerspiele, welche wir aufführen, die Maskeraden und Gastmähler, welche wir geben. Ernsthafte Beschäftigungen behalten indeß den Vorzug, und ich darf wohl sagen, daß wir nur einen vernünftigen Gebrauch von den Vergnügungen machen, indem sie uns blos zur Erholung und zur Milderung des Ernstes der Philosophie dienen, welche die Grazien nicht leicht zu einem freundlichen Gesicht bringen können."

Der große Unterschied, welcher Friedrich's jetziges Leben und Treiben im Vergleich mit den oberflächlich literarischen Neigungen seiner früheren Jugendzeit charakterisirt, ist der selbstbewußte, ernste Zweck, welchen er damit im Auge hatte. Die Wissenschaft erschien ihm nunmehr vor Allem als ein Mittel, sich zur Erfüllung seines königlichen Berufs fähiger zu machen, und er scheute keine Anstrengung, um diesen Zweck immer mehr zu erreichen. „Ich studire mit aller Kraft", schrieb er, „und thue alles Mögliche, mir Kenntnisse zu erwerben, die mir nöthig sind, um mich meiner künftigen Bestimmung würdig zu machen; endlich arbeite ich daran, mich zu veredeln und meinen Geist mit allem dem zu erfüllen, was die älteren und die neueren Zeiten an glänzenden Vorbildern hinterlassen haben."

Friedrich's religiöse Ansichten; Voltaire's Einfluß.

In seinen ernsten geistigen Streben wurde Friedrich vor Allem auch zur Beschäftigung mit jenen wichtigsten Grundfragen alles menschlichen Denkens und sittlichen Trachtens hingeführt, welche das gemeinsame Gebiet der philosophischen Forschung und des religiösen Glaubens ausmachen, den Fragen über das Dasein und Wesen Gottes, sowie über

die Natur und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Wir haben früher gesehen, wie Friedrich trotz des lebendigen Eifers seines Vaters für einen ernst christlichen Glauben grade durch die verkehrte Art, wie ihm derselbe mitgetheilt werden sollte, in seinem Herzen vielmehr allem christlichen Wesen entfremdet worden war. Wenn später die warme Ansprache des Feldprediger Müller in dem durch harte Prüfungen erweichten Gemüth des Prinzen einen besseren Boden für die Aussaat frommer Gefühle zu finden schien, so war doch jener Eindruck bald wieder verwischt worden, und Friedrich hatte seinen früheren fatalistischen Ansichten mehr nur äußerlich nothgedrungen entsagt, ohne den entgegenstehenden christlichen Anschauungen von der göttlichen Regierung und sittlichen Weltordnung wahrhaft sein Herz zu öffnen. In der Tiefe dieses Herzens blieb der Stachel des Zweifels zurück, des Zweifels nicht etwa an einzelnen christlichen Lehren, sondern an der Offenbarung überhaupt, ja selbst an den Grundwahrheiten alles religiösen Glaubens, an der Gewißheit des Daseins Gottes und der Ewigkeit. Mit solchem Zweifel stand Friedrich allerdings inmitten der damaligen Zeit, deren ganze Richtung sich von der positiven Offenbarung, von dem eigenthümlich-Christlichen abwandte. Der König Friedrich Wilhelm mit seinem aufrichtig strengen Glauben und mit den entsprechenden Anforderungen an seine Umgebung machte eine seltene Ausnahme unter den damaligen Höfen; denn grade in den höchsten Kreisen gehörte es in ganz Europa zum guten Ton, in die frivole Geistesrichtung mit einzustimmen, welche in ihrer weiteren Entwickelung die Altäre wie die Throne erschüttern sollte, von der man aber erst umkehrte, als man ihre verderblichen Folgen eben in den Stürmen und Greueln der Revolution erfahren hatte. Friedrich war mit dieser Geistesrichtung, welche seinem früheren leichtfertigen Sinn von vorn herein zugesagt hatte, durch mehrere seiner intimsten Jugendvertrauten näher bekannt geworden, und die Liebe zur französischen Sprache und Literatur, die ihm sein Lehrer Duhan eingeflößt, ließ ihn sich immer mehr mit jener Denkungsweise befreunden. Zu der Zeit, von der wir jetzt berichten, in seinen frühesten Mannesjahren war ihm jede innere Beziehung zum christlichen Glauben bereits völlig entschwunden, und wir sehen ihn nur mit dem Zweifel ringen, ob überhaupt ein Gott sei und ob es über das irdische Leben hinaus noch eine Ewigkeit gebe. Fast schien es, als hätte die Meinung derer, welche in der Seele selbst nur eine Erscheinung der vergänglichen Materie und in der Lehre von der Unsterblichkeit nur ein Anzeichen menschlichen Hochmuths erblickten, in ihm die Oberhand gewonnen und sein Vater mochte damals nicht Unrecht haben, wenn er einmal die Besorgniß aussprach, daß mit Friedrich der Atheismus den Thron besteigen werde. Aber der Geist des Prinzen beruhigte sich bei jener trostlosen Ueberzeugung nicht, sein edleres Wesen sträubte sich gegen die kahle, dürre Lehre, und mit allem Ernst, dessen sein lebendiger Geist fähig war, sehen wir ihn bei den damaligen Philosophen nach weiterer Aufklärung über jene Urfragen alles menschlichen Forschens wißbegierig suchen. Zwei seiner Freunde, der Graf von Manteuffel und Herr von Suhm, beide Sachsen, wiesen ihn, um seine Zweifel an der Unsterblichkeit der menschlichen Seele zu überwinden, auf die Gedanken des Philosophen Wolf über Gott, die Welt und die menschliche Seele hin, welche man für das Ueberzeugendste hielt, was die Philosophie zu Gunsten positiver Ueberzeugungen in diesen Punkten aufstellen könne und welche Suhm deshalb für den Prinzen ins Französische

übersetzte. In der That gelang es, ihn durch Wolf's Schriften, die er treffend und tief fand, von jenen schlimmsten Zweifeln einigermaßen zurückzuführen, und er schrieb damals an Manteuffel: „Ich bin jetzt überzeugt von der Unsterblichkeit meiner Seele; ich glaube an Gott und an den, welcher gesandt ward, die Welt zu erleuchten und zu erlösen; ich werde tugendhaft sein, soviel ich kann, dem Schöpfer die Anbetung widmen, die seine Creatur ihm schuldig ist, und die Pflichten eines guten Bürgers gegen die Menschen meines Gleichen erfüllen, nicht als könnte ich mir den Himmel mit meinen Worten verdienen, sondern in der Ueberzeugung, daß Gott ein Wesen nicht ewig unglücklich machen kann, das ihm dankbar ist, weil er ihm sein Dasein gegeben." Er dankt Suhm, daß er ihm zum Bewußtsein seiner Seele geholfen habe. In einem seiner damaligen Gedichte wendet er sich von dem in ihm sich regenden Zweifel zu der tröstlichen Hoffnung hin, daß die gereinigte Substanz der Seele das Grauen des Grabes überdauern und ihren ewigen Wohlthäter erblicken werde.

Freilich war dieser Anfang religiöser Ueberzeugung weit entfernt von dem Glauben an die christliche Offenbarung, auch war derselbe zu schwach, um weiteren Versuchungen erfolgreich zu widerstehen, als Friedrich mehr und mehr mit den philosophischen Lehren bekannt wurde, welche von England und Frankreich aus ihren Weg durch ganz Europa machten und alle Grundlagen christlichen Denkens und Lebens tief erschütterten. In England zuerst war ein philosophisches System ausgebildet worden, welches nicht nur die göttliche Offenbarung, wie sie in den heiligen Schriften überliefert ist, gradezu verwarf, sondern auch die Offenbarung in dem Geist und Gewissen des Menschen selbst, die höheren dem menschlichen Geiste eingepflanzten Ideen hinweg leugnete und nur das als wahr zugab, was durch die Sinnen und durch die Erfahrung wahrgenommen werden kann. Diese gefährlichen Lehren, welche den Grund alles religiösen Glaubens untergraben, fanden ihre Verbreitung vorzüglich durch die französischen Schriftsteller, welche damals das geistige Leben in ganz Europa beherrschten. Unter ihnen ragte durch glänzende Behandlung der französischen Sprache, durch Geist, Schärfe und Witz keiner mehr hervor, als Voltaire, der in seinen Schriften die höchsten Gegenstände mit derselben Leichtigkeit, Festlichkeit, Anmuth und Liebenswürdigkeit der Form besprach, wie man es etwa in der leicht fließenden Unterhaltung des Salons gewöhnt ist. Derselbe hatte in England die Lehren jener Philosophie näher kennen gelernt und war seitdem zum eifrigen Apostel derselben geworden; während er schon früher in Folge persönlicher Erlebnisse die Schärfe seines zum Spott nur allzu sehr hinneigenden Geistes mit besonderer Vorliebe gegen die Herrschsucht, den Uebermuth und die vermeintliche Heuchelei der Geistlichkeit gerichtet hatte, so ging er nun immer mehr zur Bekämpfung des christlichen Glaubens selbst über, dessen Widerspruch mit der menschlichen Vernunft er in jeder Beziehung nachzuweisen sich zur Aufgabe machte. Bald gab es für ihn wie für seine zahlreiche Geistesgenossen nichts Heiliges mehr in der christlichen Offenbarung, in den Einrichtungen, sowie in der Geschichte der christlichen Kirche, — Alles was seit Jahrhunderten Gegenstand der Ehrfurcht und die Grundlage geistiger und sittlicher Entwickelung der Völker Europa's gewesen war, wurde als Lug und Trug herrschsüchtiger Priester gelästert und verhöhnt. Je glänzender das Darstellungstalent des reich begabten Mannes war, desto verderblicher war der Einfluß seiner gottesleugnerischen Thätigkeit: was den ernsteren, schwer-

fälligeren Schriften der englischen Philosophen nicht gelungen wäre, das erreichte des Franzosen leicht spielende Darstellung; in ganz Europa fanden die irreligiösen Lehren die man mit dem Namen der „Aufklärung" ehrte, allseitige Verbreitung und lebhaften Anklang.

Voltaire's Einwirkung war es, welche auch Preußen's Friedrich in dem kaum gewonnenen Glauben an die allgemeinsten religiösen Wahrheiten von Neuem zu erschüttern drohete. Der Prinz hatte von jeher ein besonders großes Gefallen an einer reinen, leichten Form der Darstellung gehabt, und die Meisterschaft der Voltaire'schen Schreibart erfüllte ihn daher mit Bewunderung und Entzücken. Noch dazu waren es grade die Probleme, welche seinen Geist seit langer Zeit in so hohem Grade beschäftigt hatten, die er nun in Voltaire's Schriften mit einer vorher unerhörten Leichtigkeit und einschmeichelnder Grazie behandelt fand. Da überdies die Ansichten selbst, für welche sich der Franzose entschied, theilweise großen Anklang in Friedrich's Geist fanden, so ist es nicht eben überraschend, daß er von dem lebhaften Wunsche erfüllt wurde, mit dem geistvollen Mann selbst in Verbindung zu treten. Auf den Rath einiger Freunde knüpfte er in der That einen Briefwechsel mit demselben an; der erste Brief Friedrich's ist aus dem Jahre 1736 und athmet die begeistertste Bewunderung für die literarischen Vorzüge und Verdienste Voltaire's, den er weit über die alten Classiker stellt. „Die nachsichtsvolle Theilnahme und Aufmunterung", fährt der Prinz dann fort, „die Sie den Verehrern der Künste und Wissenschaften nie versagen, läßt mich hoffen, daß Sie mich von der Zahl derjenigen nicht ausschließen werden, die Sie Ihrer Unterweisung würdig finden. Unterweisung nenne ich einen Briefwechsel mit Ihnen, weil er jedem denkenden Wesen nicht anders als nützlich sein kann. — — Ohne Ihnen Weihrauch zu streuen, der unwerth wäre, Ihnen gestreut zu werden, sage ich Ihnen, daß mich zahllose Schönheiten an Ihre Werke fesseln. — — Dies erweckt in mir das brennende Verlangen, alle Ihre Werke zu besitzen. Ich bitte Sie, senden Sie mir dieselben alle, keins ausgenommen. Finden Sie unter den noch ungedruckten einige, die Sie aus nöthiger Vorsicht dem Publicum vorenthalten, so haben Sie mein Wort, daß ich sie mit dem Schleier des Geheimnisses bedecken und mich damit begnügen will, sie in meiner Einsamkeit zu lesen und Ihnen eben so geheim meinen Beifall zu zollen. — — — — Wie viel Dank ist man denen schuldig, die Wissenschaften und Künste mit Glück anbauen! Den Fürsten gebührt es, ihre Nachtwachen zu belohnen! O, warum wählt der Ruhm mich nicht, um Ihre glückliche Thätigkeit zu krönen? Ich würde weiter nichts befürchten, als daß unser Land, das wenig Lorbeeren baut, deren nicht so viel hervorbringen würde, als Ihre Werke verdienen. Versagt mir auch das Schicksal das Glück, Sie ganz zu besitzen, so darf ich doch wenigstens hoffen, den Mann einmal zu sehen, den ich so lange aus der Ferne bewundere, und Ihnen mündlich zu versichern, daß ich mit der ganzen Hochachtung, die denen gebührt, welche nur der Fackel der Wahrheit folgen und ihre Kräfte dem allgemeinen Wohl aufopfern, verharre ꝛc." Die Antwort Voltaire's ist nicht weniger von Schmeicheleien für den jungen Fürsten erfüllt, welcher „eine Seele, die zum Befehlen geboren ist, durch die gesunde Philosophie zu bilden suche." „Seien Sie überzeugt", sagt ihm Voltaire, „daß Sie einst, wenn der Drang der Geschäfte und die Schlechtigkeit der Menschen einen so göttlichen

Charakter nicht verderben, von Ihren Völkern angebetet und von der ganzen Welt geliebt sein werden. — Die meisten Fürsten fürchten sich, die Wahrheit zu vernehmen, Sie aber werden in derselben unterrichten. — Ich wünsche Nichts mehr, als daß Sie immer Sich ähnlich bleiben und andere Könige Ihnen."

Die so eingeleiteten persönlichen Beziehungen steigerten die begeisterte Hingebung des Prinzen für den berühmten Mann zusehends; bald darauf schrieb er ihm: „Sehn Sie meine Handlungen künftig als die Früchte Ihrer Lehren an, durch diese ist mein Herz genährt worden und ich habe es mir zum Gesetz gemacht, sie mein ganzes Leben hindurch zu befolgen", und später: „Uns fehlt in Rheinsberg, um vollkommen glücklich zu sein, nur ein Voltaire. Wenn Sie aber gleich fern von uns leben, so sind Sie doch mitten unter uns. Ihr Bild schmückt meine Bibliothek, unmittelbar über Ihren Werken, daß ich Sie immer vor Augen habe. Fast möchte ich sagen: Ihr Bild sei mir die Memnonssäule, die wenn die Sonnenstrahlen sie berührten, harmonisch ertönte, und wer sie anschaute, dessen Geist ward belebt." Ein anderes Mal sagt er, „Gott habe eines Voltaire bedurft, um dieses Jahrhundert liebenswürdig zu machen"; von einem Briefe zum andern wird der Ausdruck seiner Verehrung überschwänglicher. Kein Wunder, daß der so geschmeichelte Voltaire sich auch seinerseits ohne Rückhalt dem geistvollen Fürstensohn hingab, den er den „jungen Salomon des Nordens" nannte. Er geht mit Freuden auf alle seine Bestrebungen ein, discutirt mit ihm über die großen Fragen der Philosophie, verbessert Friedrich's zahlreiche poetische Versuche und ist ihm in jeder Beziehung ein literarischer Freund, Führer und Leitstern.

Bei einem so innigen Verhältniß konnte es nicht fehlen, daß Voltaire's Ansichten grade über die wichtigsten Fragen, welche des Prinzen Geist seit langer Zeit beschäftigten, einen großen Einfluß auf denselben gewannen, doch ist es Friedrich's Selbständigkeit hoch anzurechnen, daß er sich diesem Einfluß keineswegs ohne Widerstand überließ, vielmehr seine eigenen Ueberzeugungen gegen den berühmten und von ihm so verehrten Mann Schritt für Schritt vertheidigte. Er hatte demselben gleich mit seinem ersten Briefe Wolf's Schriften zugehn lassen, Voltaire aber mochte die Ansichten des deutschen Philosophen, welche einen Zusammenhang mit der positiven Religion festhielten, nicht gelten lassen, wogegen Friedrich sich mit großer Wärme für dieselben aussprach. So entwickelte sich zwischen Beiden eine interessante Polemik. Die größere Tiefe der Anschauung ist dabei auf Seiten des Prinzen: besonders in Bezug auf die göttliche Vorsehung in der Leitung der Welt und der menschlichen Geschicke tritt er mit Entschiedenheit den Lehren Voltaire's entgegen, welcher über die unbedingte Freiheit des menschlichen Willens so absolute Behauptungen aufstellte, daß damit die Ueberzeugung von Gottes Voraussicht und Weltregierung nicht bestehen zu können schien. Mit großer Wärme sagte dagegen Friedrich: er würde der Meinung Voltaire's sein, wenn es keinen Gott gäbe, — zu jeder Handlung gehöre eine Gelegenheit, die in den Umständen liege, diese aber führe nicht der Zufall, sondern Gott herbei, der die Dinge und die Menschheit leite; darauf beruhe die Idee von der göttlichen Vorsehung, die erhabenste, edelste, prächtigste Vorstellung, die sich das Geschöpf vom Schöpfer machen könne, — es sei möglich, daß der Mensch dadurch kleiner erscheine, aber Gott um so größer. — Freilich

näherte sich Friedrich in der Entwickelung dieser Ansichten von der göttlichen Vorsehung und Weltregierung wieder seinen früheren schroffen Ueberzeugungen von einer absoluten Vorherbestimmung, und mit Recht konnte er von den Gefahren der philosophischen Forschung sagen: „wer die Scylla vermeiden will, geräth in den Strudel der Charybdis.“ Es traten Augenblicke ein, wo er allen Glauben an die Philosophie überhaupt verlor: „Ich kenne so viele Systeme wie Philosophen“, schrieb er im Jahre 1738, „jedes derselben hat eine gewisse Wahrscheinlichkeit, aber eins widerspricht dem andern. Nun rühme man noch die menschliche Vernunft und die Tiefe unserer Forschungen. Wir wissen in Wahrheit sehr wenig, aber unser Geist ist stolz genug, Alles umfassen zu wollen. Die Metaphysik schien mir ehemals die Wissenschaft, wo große Entdeckungen zu machen wären, jetzt erscheint sie mir wie ein unermeßliches Meer, welches nur durch Schiffbrüche berüchtigt ist. Sie gleicht einem Charlatan, verspricht viel und hält nichts, wie die Erfahrung zeigt. Wenn man die Wissenschaften eifrig studirt und den Geist des Menschen betrachtet hat, kommt man schließlich nur beim Zweifel an.“ Je geringer allmälig sein Glauben an die Wahrheit philosophischer Systeme wurde, desto mehr erschien es ihm als Pflicht, Nachsicht gegen Andersmeinende und Irrende zu üben, und zum Maßstab der Beurtheilung der Menschen nicht ihre Ansichten, sondern ihre Handlungsweise zu nehmen.

Während die Enttäuschung über die Macht und Wahrheit menschlicher Forschung oft die kräftigsten Geister zu demüthiger Hingebung an den Offenbarungsglauben führte, blieb Friedrich leider bei dem Zweifel selbst stehen: denn Voltaire's Einfluß, so wenig er den Prinzen in dem Glauben an die allgemeinsten religiösen Ideen ganz zu erschüttern vermochte, war doch bedeutend genug, um ihn in seinen Vorurtheilen gegen die positive christliche Lehre für sein ganzes Leben zu bestärken. Er hatte ja von Jugend auf das wahrhaft Tiefe, Erhabene und Beseligende der christlichen Heilslehre niemals wahrhaft kennen gelernt, — durch den Zwang, womit man ihm die Frömmigkeit hatte aufdrängen wollen und durch den hierdurch in ihm erzeugten Widerwillen war er nur allzusehr vorbereitet, auf Ansichten von Kirche und Geistlichkeit wie die Voltaire's einzugehen, welcher die Religion im Grunde als ein Mittel des Betrugs darstellte, durch welches die Priester und die Mächtigen der Welt das einfältige Volk in Unwissenheit und in Gehorsam erhalten wollen. Wie Voltaire die Geistlichen im Allgemeinen für Heuchler und Betrüger erklärte, in der ganzen christlichen Lehre nur ein künstliches Gewebe des Aberglaubens erblickte, und Alles, was den christlichen Völkern für heilig und ehrwürdig galt, mit beißendem Spott geißelte und herabzog, so ging auch Friedrich in seiner Mißachtung christlichen und kirchlichen Glaubens und Wesens immer weiter und gewöhnte sich mehr und mehr, auf Voltaire's Art über Geistliche, wie über religiöse Gegenstände zu spotten. Nur wo ihm bei näherer persönlicher Kenntniß eine ächte, aufrichtige Frömmigkeit überzeugend entgegentrat, da wußte er dieselbe wohl zu achten und zu schonen, wie er z. B. seinen genauen Freund Fouqué ungehindert einer strengen kirchlichen Frömmigkeit nachleben ließ, und selbst einzelne Geistliche, die ihm den Eindruck einer besonderen Wahrhaftigkeit und eines kräftigen sittlichen Ernstes machten, hoch in Ehren hielt. Dies war unter Anderen der Fall mit dem achtzigjährigen französischen Prediger Beausobre, welcher Friedrich, als derselbe einer seiner Predigten im Jahre 1736

zufällig beiwohnte, durch den würdigen Freimuth seiner Aeußerungen über den fürstlichen Beruf imponirte. „Auch die Macht ist eine Gabe Gottes", sagte er, „die Menschen, von Natur gleich, sind einander nur nach Gottes Ordnung unterworfen, welchem allein die Autorität zu eigen gehört. Die Menschen können weder vereinzelt leben, noch in der Vereinigung ohne Unterordnung: es sind Gesetze nöthig, aber dieselben würden unnütz sein, wenn es keine Gewalt gäbe, um sie zu handhaben. Diejenigen nun, welche mit solcher Gewalt bekleidet sind, wieviel Gnade von Gott haben sie nöthig, wieviel Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf das, was billig, gerecht und wohlthätig ist, um diese Gewalt nicht zu mißbrauchen! Wenn man Alles kann, was man will, welcher Gnade von Gott bedarf man nicht, um nur das zu wollen, was löblich, was gerecht ist, was die Vernunft lehrt und was das Gesetz Gottes gebietet! Das Große, das Schöne, das Erhabene — es besteht darin, Herr der Gesetze zu sein und sie zu beobachten, die Gewalt in den Schranken der Gerechtigkeit zu halten, und weise und tugendhaft zu sein, ohne einen andern Zügel zu haben, als die Tugend selbst." Eine solche Sprache hörte Friedrich gern aus dem Munde der Geistlichen, und wer weiß, ob seine Ehrfurcht vor dem geistlichen Stande und vor den religiösen Dingen nicht überhaupt höher gewesen wäre, wenn nicht die deutsche Kanzelberedtsamkeit, wie die ganze Theologie damals alles inneren Lebens entbehrt hätte und dagegen in Schroffheit und leidigem steifem Formwesen so sehr befangen gewesen wäre. Auch der Probst Reimbeck in Berlin und der Pastor Quandt in Königsberg hatten sich der Achtung und Gunst des Prinzen zu erfreuen.

Es hängt mit Friedrich's Streben nach Erforschung der allgemeinen Wahrheiten zusammen, daß er sich insgeheim auch in den Freimaurerorden aufnehmen ließ, welchem mehrere seiner Freunde schon längst angehörten, dem aber sein Vater sehr entgegen war. In Rheinsberg wurde öfter feierlich Loge gehalten, und später unter Friedrich's Schutz in Berlin die Loge „zu den drei Weltkugeln" gegründet; doch scheint er in der Freimaurerei die geistige Befriedigung, welche er davon erwartete, keineswegs gefunden zu haben, und verhielt sich später nicht nur gleichgültig gegen dieselbe, sondern ließ sich öfter sogar mit Spott darüber vernehmen.

Friedrich's erste Schriften; der Antimachiavell.

Das geistige Streben, welches die Rheinsberger Epoche in Friedrich's Leben so wichtig und folgenreich machte, äußerte sich nicht nur in Studien und vielseitigem Briefwechsel, auch die ersten größeren Versuche schriftstellerischer Thätigkeit gehören jener regsamen Zeit an. Zunächst müssen wir einer Vorrede zu Voltaire's Henriade Erwähnung thun. Er wünschte dieses Heldengedicht, dessen Druck auf mannichfache Hindernisse stieß, seinerseits dem Publicum zu verschaffen, und schrieb dazu eine Vorrede, in welcher er das Werk in schwungreichster Weise pries und über die Heldengedichte Homer's und Virgil's erhob. Er glaubte zur Unsterblichkeit eines Gedichts beitragen zu müssen, welches die Großen und das Volk über ihre Pflichten belehre.

Wichtiger sind seine damaligen politischen Arbeiten. Im Jahre 1737 legte er seine politischen Gedanken in „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand Europa's“ nieder; er ging dabei von dem Gesichtspunkt aus, daß es für einen Fürsten nöthig sei, vor Allem die dauernden Grundsätze der Handlungsweise fremder Höfe und die Triebfedern ihrer Politik genau zu beobachten und zu ergründen. Seine Betrachtungen sind auf die damaligen Tendenzen aller europäischen Mächte, besonders aber des kaiserlichen Hofes und Frankreichs gerichtet; bezeichnend für seine späteren Bestrebungen ist dabei besonders das Urtheil, daß es dem Kaiser Karl VI. augenscheinlich darauf ankomme, die kaiserliche Würde in seinem Hause erblich zu machen und dann eine eigentlich monarchische Verfassung in Deutschland einzuführen. Gleiche Beachtung aber will er dem Streben Frankreichs gewidmet wissen, welches Elsaß und Lothringen bereits erworben habe, unter nichtigen Vorwänden ein Stück nach dem andern von Deutschland nehmen werde und mit großer Umsicht die günstigen Umstände beim Tode des Kaisers abwarte, um die schon von Ludwig XIV. ins Auge gefaßte Universalmonarchie zu verwirklichen. Alle mächtigen Fürsten wären in Sicherheit gewiegt, kein kühner und gewandter Mann an der Spitze eines Staates. — Die ganze Abhandlung giebt Zeugniß von einer klaren, scharfen Auffassung der europäischen Verhältnisse, in welche der junge Fürst bald so tief und kräftig eingreifen sollte.

Wie er die Pflichten eines Fürsten überhaupt auffaßte, darüber hat er seine Ansichten in einer seiner denkwürdigsten Schriften niedergelegt, welche ihn kurz vor seiner Thronbesteigung zwei Jahre hindurch beschäftigte, in seinem „Anti-Machiavell.“ Der berühmte Florentiner Staatsmann und Schriftsteller Machiavell hatte im Hinblick auf die zerrissenen und trostlosen Zustände Italiens im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts ein Buch „der Fürst“ geschrieben, in welchem er augenscheinlich schildern wollte, wie ein Fürst beschaffen sein und handeln müßte, um Italien damals von der Herrschaft der Fremden zu befreien und zu neuer Macht und Herrlichkeit zu führen. Für den Fürsten als Wiederhersteller der Einheit und Freiheit Italiens schien ihm nun jedes entschlossene Mittel, sei es Gewalt, sei es List, gut und recht. Um seine Aufgabe durchzuführen, muß für den Fürsten nach Machiavell der erste Gesichtspunkt bei all seinem Handeln die Selbsterhaltung sein, seine erste Tugend die Kraft, welche Alles im Gehorsam hält, ferner die Consequenz, der Ernst und Nachdruck des Handelns; sodann die Klugheit, welche die Menschen nach der Natur ihres Wesens zu benutzen weiß. Weil er dafür hält, daß alle Menschen böse sind und nur aus Furcht Gutes thun, ist ihm Erregung der Furcht das sicherste Mittel der Regierung; ebenso berechnet er, wie alle Affecte und Leidenschaften der Menschen, der Ehrgeiz der Großen, die Noth des Volks, die Parteibestrebungen klug zu benutzen seien. Sein Fürst soll Fuchs sein, um die Schlingen zu sehen und Schlingen zu legen, zugleich Löwe, um die Wölfe zu schrecken. — Diese unsittlichen Lehren hatten, abgesehen von den Umständen, für welche Machiavell sie zunächst berechnet hatte, unter den Fürsten fortgewirkt, und der Florentiner genießt den traurigen Ruhm, daß seitdem jede verschlagene, hinterlistige, ehrlose Politik mit seinem Namen bezeichnet wird. Friedrich lernte in seiner Rheinsberger Zeit das merkwürdige Buch kennen, und folgte dem Zuge eines unmittelbaren sittlichen Eindrucks, einer edeln Entrüstung über die Entwürdigung und Entwei-

hung des Fürstenberufs durch jene gemeinen Rathschläge und niedrigen Zumuthungen. Es galt ihm gleich, auf welche Zustände sich die Abhandlung ursprünglich bezog, es schien ihm, als müsse er jenen Makel tilgen und den sittlich verzerrenden Eindruck, der durch Machiavell's Fürsten in die Welt gekommen, wieder auslöschen. In der Vorrede zu seiner Schrift sagt er: „Ich wage es die Vertheidigung der Menschheit gegen ein Ungeheuer zu unternehmen, welches dieselbe ausrotten will; ich wage es, Vernunft und Gerechtigkeit den Sophismen und der Bosheit entgegenzustellen. Ich habe den Fürsten des Machiavell immer für eines der gefährlichsten Bücher angesehn, die der Welt bekannt gemacht worden sind. — Wenn es Unrecht ist, die Unschuld einer Privatperson zu Grunde zu richten, die nur geringen Einfluß auf das Ganze hat, so ist es um so schädlicher, Fürsten zu verderben, deren Beruf es ist, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, Beispiele davon für ihre Unterthanen aufzustellen und durch ihre Güte, Seelengröße und Mildthätigkeit sichtbare Ebenbilder der Gottheit zu sein. Die Plagen des Himmels dauern nur eine Zeit lang, verwüsten nur einzelne Gegenden und lassen sich wieder gut machen, aber die Verbrechen der Fürsten bringen dauerndes Unglück und zwar ganzen Völkerschaften." Wohl weiß auch Friedrich die Kraft und Consequenz, Voraussicht und Thätigkeit als fürstliche Tugenden zu schätzen, aber sie haben für ihn nur dann Werth, wenn sie etwas Höherem dienen, sie sind ihm nur dann fürstliche Tugenden, wenn ein sittlicher Geist sie beseelt, wenn nichts Anderes als die Gerechtigkeit und das Streben für die Wohlfahrt des Volks den Fürsten leitet. Er erblickt in dem Besitze der höchsten Gewalt weniger ein Recht, als ein Amt; der Fürst solle sich als den ersten Diener seiner Völker betrachten, und nur darnach streben seine Unterthanen glücklich zu machen; die Völker sollen die Werkzeuge seines Ruhmes sein. Die Regierenden müssen der Welt ein Beispiel der Tugend geben, — deshalb auch aus den Verträgen jede Zweideutigkeit entfernen und Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit wieder herstellen, welche man nicht mehr unter den Fürsten finde. Merkwürdig sind Friedrich's Aeußerungen über die Eroberungssucht: er erklärt sich im Allgemeinen gegen neue Eroberungen, vorzüglich weil der Ehrgeiz unersättlich sei und viele Menschen um der Launen eines Einzelnen Willen unglücklich würden. Muth und Gewandtheit fänden sich auch bei dem Straßenräuber, wie bei dem Eroberer, nur daß diesem der Lorbeer, jenem der Strick zu Theil werde. Der Krieg an sich sei schrecklich, ein Unrecht und eine tyrannische Grausamkeit gegen das eigene Volk, wie gegen die Nachbarn: die Ursachen zum Kriege seien daher gewissenhaft zu erwägen, damit der Fürst sich nicht das vergossene Blut seiner Unterthanen vorzuwerfen habe. Der wahre Ruhm bestehe darin, gerecht und menschenfreundlich und nur dann kriegerisch zu handeln, wenn es die Ehre, die Abwehr von Gewalt oder die Rettung der Völker von Unterdrückung erfordern. Das sicherste Mittel über ererbte und eroberte Länder zu regieren, bestehe darin, das Wohlsein der Unterthanen so unzertrennlich mit dem Interesse des Fürsten zu verbinden, daß das Glück des Volkes auch das des Fürsten sei und umgekehrt. Die Stärke der Staaten beruhe nicht auf der Ausdehnung wüster Länderstrecken, sondern auf dem Reichthum zahlreicher Einwohner. Außer durch Eroberung könne ein betriebsamer Fürst seine Macht durch die Thätigkeit vergrößern, welche auf Beförderung von Handel und Gewerbe, von Künsten und Wissenschaften ge-

richtet sei. Das sicherste Zeichen eines durch gute Regierung glücklichen und reichen Landes sei die Blüthe der schönen Künste und Wissenschaften. — Mit Abscheu weis't Friedrich Macchiavell's Rath zurück, daß der Fürst sich vor dem Volk den Schein religiösen Glaubens geben solle. Er selbst erkennt es als ein Unglück für den Fürsten, nicht gläubig zu sein, wie seine Völker, aber er will dazu nicht noch das Verbrechen der Heuchelei hinzugefügt wissen; er meint, das Volk werde einen Fürsten, der nicht gläubig, aber ein ehrlicher Mann sei, zuletzt mehr lieben, als einen rechtgläubigen Bösewicht. Die Politik gebiete, nicht an dem Glauben der Völker zu rütteln, dabei aber die Geistlichen und das Volk zur Toleranz zu bewegen, welche ebenso dem Geiste des Evangeliums, wie dem Interesse der Fürsten entspreche.

Die ganze Schrift giebt Zeugniß von dem großen Ernst, mit welchem Friedrich über seinen künftigen Beruf nachgedacht, und von der strengen sittlichen Auffassung, welche sich mehr und mehr in ihm entwickelt hatte. Dieselbe ließ ihn viele Seiten des Staatslebens sogar rein idealisch darstellen. In seiner bald beginnenden wirklichen Ausübung des Fürstenberufs mußte sich freilich manche ideale Anschauung vor der Macht der thatsächlichen Verhältnisse verflüchten; sein gesunder praktischer Sinn wußte sich alsdann in die Forderungen der Wirklichkeit leicht zu finden. Doch blieb es gewiß ein Segen für sein ganzes Wirken und Streben, daß eine Zeit vorhergegangen, wo sein Geist dem Ideal der Fürstengröße nachging und von dem Bewußtsein der gewaltigen Pflichten seines erhabenes Berufs erfüllt wurde.

Während Friedrich sich nun auf solche Weise für den Thron vorbereitete, waren die Meinungen darüber, was man von ihm zu erwarten habe, sehr getheilt. Selbst seine genauesten Freunde waren hierüber durchaus nicht im Klaren, wie viel mehr mußten alle Andern über die dereinstige Richtung seiner Neigungen ungewiß sein. Die allgemeinste Ansicht war, daß er an seinem Hofe vor Allem Wissenschaft und Kunst beschützen, daß sein Leben in Berlin nur in größerem Maßstabe und in glänzenderer Weise eine Fortsetzung des Rheinsberger Thun und Treibens sein würde. Männer von Gelehrsamkeit und Geist würden herbeigezogen werden und der Fürst selbst an wissenschaftlichem Streben mit ihnen wetteifern; außerdem ließ seine Neigung zu einem glänzenden Hofhalt vermuthen, daß er Gewerbe und Industrie befördern und die Wohlthaten des Friedens pflegen würde. So viel Mühe die österreichische Partei sich gab, den Prinzen zu beobachten und zu erforschen, so kam doch der kluge Seckendorf nicht weiter, als zu der Ueberzeugung, daß derselbe sich wohl zu verstellen vermöge, — Verstand mußte er ihm wohl zuerkennen, doch meinte er, an einem guten Witzwort habe er größere Freude, als an wichtigen Dingen. Die Wenigsten ahnten, daß er außer einem Freund geistiger Bestrebungen und außer einem Vater des Vaterlandes wohl auch ein Kriegsheld werden könne; doch schrieb ein französischer Geschäftsträger an den Hof zu Versailles: der eigentliche Gegenstand all seines Strebens sei der Ruhm und zwar der Kriegsruhm, er brenne vor Begierde in die Fußtapfen seines Ahnherrn, des großen Kurfürsten zu treten.

Des Vaters Lebensende.

Friedrich's Verhältniß zu seinem Vater blieb zwar auch in jenen späteren Jahren nicht völlig ungetrübt, da bei Friedrich Wilhelm, besonders in Folge gehässiger Zuträgereien, doch öfter wieder die Besorgniß erwachte, daß des Prinzen Neigungen dem Militärwesen, welches er selbst für die Grundlage von Preußens Größe hielt, abgewandt und nur für schöngeistige und künstlerische Bestrebungen empfänglich seien. Friedrich gab sich jedoch alle Mühe, des Vaters Gunst zu erhalten und neu zu beleben, zu welchem Zweck er besonders die größte Sorgfalt auf die Einexercirung seines Regiments verwandte. Es gelang ihm in der That, hierdurch wiederholt die höchste Befriedigung des Königs zu erwecken, und nicht minder war er bestrebt, selbst mit großem Kostenaufwand fortdauernd durch Herbeischaffung langer Soldaten dem Vater öfter eine Freude zu bereiten. Um dessen Gunst nicht zu verscherzen, enthielt er sich überdies auf das Strengste jeder Theilnahme an allen politischen Vorgängen und Intriguen, von denen er ausdrücklich gar nichts wissen wollte. Weder von den Umtrieben des Hofes, noch von den Verhandlungen mit fremden Staaten sollte in den Briefen von Berlin die Rede sein, und als sich einst Herr von Pöllnitz zu regelmäßigen Berichten von dort erbot, schrieb ihm Friedrich, er nehme es nur unter der Bedingung an, daß darin lediglich von dem Befinden des Königs und etwa davon die Rede sei, was man in Berlin von ihm, dem Prinzen, denke und sage, — überdies sollten die Briefe zur Vermeidung allen Verdachts nur durch einen beim König sehr beliebten Offizier befördert werden. Als Pöllnitz diese Vorschrift einst umging, schickte ihm Friedrich den Brief unerbrochen zurück. Auch in seinem Verkehr mit fremden Gesandten vermied er absichtlich alle Berührung der Politik, und als ihm einst die Minister, um sich bei wichtigen Verhandlungen mit Frankreich der Zustimmung des künftigen Herrschers zu versichern, die Actenstücke darüber vorlegten, gab er dieselben zurück, ohne ein Wort eigenen Urtheils hinzuzufügen. Wieviel in diesem Verhalten aufrichtig, wieviel nur auf den Schein berechnet war, mag dahin gestellt bleiben, — jedenfalls erreichte der Prinz damit seinen Zweck, indem sich ihm des Vaters Zuneigung immer rückhaltloser zuwandte. Ihn selbst kostete damals die Rücksichtnahme auf des Königs Wesen und Charakter um so weniger Ueberwindung, als er in demselben Grade, wie er ernster in die Staatsverwaltung und ihre Sorgen eindrang, einen um so höheren Begriff von den Verdiensten Friedrich Wilhelm's um das Wohl des Staats und des Volks erhielt. Mehr vielleicht als alle Zeitgenossen und alle Nachkommen wußte er die großartige Pflichttreue zu würdigen, womit der König seinen Beruf als Landesvater auffaßte und die unvergleichliche Energie, womit er den Aufschwung des preußischen Staats in vielen höchst wichtigen Beziehungen förderte. Die Schwächen des Vaters lernte er tragen, weil sie ihm gering erschienen im Vergleich mit der wahrhaft tüchtigen, ächt landesväterlichen Grundrichtung desselben; er war stolz darauf, unter den vielen gewissenlosen Fürsten jener Zeit in seinem Vater ein Vorbild fürstlicher Ehrenhaftigkeit und strengster Vorsorge für das Volkswohl zu finden. So wurde er bei einer Reise nach Lithauen von wahrer Bewunderung für Friedrich Wilhelm's Verdienste um die Hebung des jüngst von

einer Peſt heimgeſuchten Landes erfüllt. Er ſchreibt (1739) an Voltaire: „Litthauen ward zu Anfang des Jahrhunderts von der Peſt verheert, und mehr als dreihunderttauſend Einwohner kamen vor Krankheit und Elend um. Die Felder blieben unbebaut, von Unkraut ſtarrend: die blühendſte von unſern Provinzen ward in die ſchauderhafteſte Einöde verwandelt. ———— Mein Vater ward von der öffentlichen Noth gerührt, er kam hierher zur Stelle und ſah mit eigenen Augen dieſe weiten Gegenden abgeſperrt, mit allen ſchaudervollen Spuren, welche die anſteckende Seuche, die Hungersnoth, der ſchmutzige Geiz der Miniſter zurückgelaſſen. Zwölf bis fünfzehn Städte ſtanden leer, und vier- bis fünfhundert Dörfer, unbewohnt und unbebaut, waren das traurige Schauſpiel, welches ſich ſeinem Auge darbot. Weit entfernt, ſich von einem ſo betrübenden Anblick abzuwenden, fühlte er ſich von dem lebendigſten Mitgefühl durchdrungen und beſchloß, die Bevölkerung wieder zu vermehren, Wohlſtand, Handel und Gewerbfleiß in dieſen Gegenden wiederherzuſtellen. Von dem Augenblick an waren ihm keine Koſten zu groß, die er nicht zur Erreichung ſeiner heilbringenden Abſichten verwandt hätte: er ſchrieb Reglements voll der weiſeſten Anordnungen, er baute Alles wieder auf, was die Peſt verheert hatte, er ließ Tauſende von Familien aus allen Gegenden Europa's kommen. Der Boden befruchtete ſich, das Land bevölkerte ſich wieder, der Handel blühet von Neuem und jetzt herrſcht mehr als jemals Ueberfluß in dieſer einträglichen Provinz. Es ſind mehr als eine halbe Million Einwohner in Lithauen, es ſind mehr Städte, als zuvor, mehr Heerden, als ſonſt je, mehr Reichthum und Fruchtbarkeit, als in irgend einer Gegend Deutſchlands; und das Alles iſt man nur dem König ſchuldig, der nicht blos befohlen, ſondern der Ausführung ſelber vorgeſtanden hat, der die Entwürfe allein ausgedacht, der Nichts geſpart an Sorgen, Mühen, an ungeheuren Summen, an Aufmunterung und Belohnungen, um das Glück und das Daſein einer halben Million denkender Weſen zu ſichern, welche ihm allein ihr Heil und die Blüthe ihres Landes zu danken haben."

Auch in anderer Beziehung wußte Friedrich ſeines Vaters Beſtrebungen damals ganz anders zu ſchätzen, als während der Kämpfe der erſten Jugendzeit: wenn er ihn auch für die eigentlich literariſchen Studien unzugänglich fand, ſo freute er ſich doch der Aufmunterung, welche der König den Naturwiſſenſchaften durch Berufung bedeutender Männer zu Theil werden ließ; ja in einem Schreiben kurz vor der Thronbeſteigung rühmt er ſogar, daß ſein Vater von den Wiſſenſchaften als von etwas Löblichem geſprochen habe. Ueberhaupt will er eine merkliche Veränderung in dem Weſen des Königs gefunden haben, der gegen ihn ſehr gnädig geworden. „Ich bin entzückt, fügt er hinzu, und außer mir vor Freuden über Alles was ich geſehen und gehört habe."

Auch Friedrich Wilhelm benutzte gern jede Gelegenheit, um ſeinem Sohn Zeichen ſeiner wiedergewonnenen Huld zu geben. So ſchenkte er ihm bei der Reiſe nach Lithauen ganz unverhofft das ſchöne Geſtüt zu Trakehnen, deſſen reiche Einnahmen dem Kronprinzen zur Deckung ſeiner immer noch wenig geregelten Ausgaben ſehr willkommen waren.

Während ſo in jeder Beziehung ein freundliches Verhältniß zwiſchen dem König und dem Kronprinzen wiederhergeſtellt war, nahete die Zeit, welche Letzteren auf den Thron berief. Im Frühjahr 1740 ging der König mit dem Vorgefühl ſeines baldigen Endes von

Berlin nach Potsdam; als er dort eine weitere Abnahme seiner Kräfte bemerkte, richtete er seine ganze Sorge darauf, den Kronprinzen in den Stand der Staatsgeschäfte vollkommen einweihen zu lassen. Er schickte zuerst den Finanzminister Boden nach Ruppin, um Friedrich mit dem Geldhaushalt und dem Accisewesen genau bekannt zu machen, sodann die Minister Podewils und Thulemeier, die ihn von der Lage der auswärtigen Politik vollständig unterrichten mußten. Da sich das Befinden des Königs immer mehr verschlimmerte, so eilte der Prinz auf solche Kunde nach Potsdam, um den Vater nur noch lebend anzutreffen. Er wurde auf das Rührendste empfangen. Auf dem sonnigen Schloßhof saß Friedrich Wilhelm in einem Rollstuhl, als sein Sohn herbeieilte und sich unter Thränen in seine Arme warf: mit dem lebhaftesten Ausbruch väterlichen Gefühls drückte er ihn an sein Herz und mochte ihn gar nicht wieder von sich lassen. In einigen schmerzensfreien Stunden wollte er nun selbst vollenden, was seine Minister begonnen hatten, und legte seinem Nachfolger die damalige Stellung Preußens zu den fremden Mächten und seine Pflichten als preußischer Fürst mit einer merkwürdigen Unbefangenheit, Klarheit und Geisteskraft dar. Vor Allem schärfte er ihm wiederholt ein, daß ein König von Preußen sein Augenmerk immer auf zwei Dinge richten müsse, auf das Emporkommen seines Hauses und auf die Wohlfahrt seiner Unterthanen, auf beides zugleich und auf Nichts als dies, — von jeder Allianz für fremde Interessen aber müsse er sich fern halten. Die Art, wie Friedrich diese Lehren aufzunehmen schien, erfüllte den König mit großer Genugthuung: die frühere Besorgniß, daß sein Sohn dereinst nur an dem eiteln Schimmer der Fürstengröße Gefallen finden, die schweren Pflichten des Königsberufs aber mißachten möchte, war einer freudigen Ueberzeugung von dessen ernster Auffassung seiner künftigen Stellung gewichen und der König konnte sich dem erhebenden Gefühl überlassen, daß das Werk, das er in der schweren Arbeit seines Lebens gegründet, Bestand haben würde. Am Schluß seiner Unterhaltung drückte er dann seinen Dank gegen Gott aus, der ihm einen so braven Sohn gegeben. Auf diese Worte erhob sich der Prinz, küßte dem Vater die Hand und benetzte sie mit Thränen. Der König aber umarmte ihn und rief mit tiefster Rührung aus: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger hinterlasse."

Als die letzte Stunde herannahte, empfahl der König seine Gemahlin der Fürsorge seines Erben und ermahnte seine jüngeren Söhne, brave Soldaten zu werden und ihrem älteren Bruder als ihrem souveränen Herrn treu und gehorsam zu sein. Darauf entsagte er feierlich der Regierung, die er in Friedrich's Hände niederlegte, selbst für den Fall, daß er wider Erwarten noch einmal genesen sollte. „Ich bin müde zu leben", sagte er, „ich habe mein Herz selbst losgerissen von meiner Familie, meiner Armee, meinem Königthum." Vor seinen Augen mußte Friedrich noch mit den Ministern in das Cabinet treten, wo er selbst mit ihnen zu arbeiten gepflegt, damit er noch die Beruhigung empfände, daß die Regierung trotz seines Todes in den geordneten Wegen blieb. Nachdem er sodann mit der größten Ruhe und kalten Ueberlegung Minute für Minute das Herannahen des Todes beobachtet, verschied er (am 31. Mai 1740) mit den Worten: „Herr Jesu, du bist mein Gewinn im Leben und im Sterben."

Friedrich sagt von dem Tode seines Vaters: „Er starb mit der Festigkeit eines Phi-

loſophen und mit der Ergebung eines Chriſten. Er bewahrte eine bewunderungswürdige Gegenwart des Geiſtes bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens, indem er ſeine Geſchäfte leitete wie ein Staatsmann, die Fortſchritte ſeiner Krankheit prüfte wie ein Naturforſcher, und über den Tod triumphirte wie ein Held.“ Die Geſchichte Friedrich Wilhelm's ſchließt Friedrich in ſeinen Brandenburgiſchen Memoiren mit den Worten: „Dieſer Fürſt iſt es, dem Preußen die Gründung ſeines Heeres, und damit ſein ganzes Glück zu danken hat, und wenn das Heer ſeitdem ſo furchtbar geworden iſt, ſo gebührt ihm auch davon das Verdienſt. Wie der Schatten der Eiche, die uns deckt, in der Kraft der Eichel liegt, aus der ſie hervorgewachſen iſt, ſo muß die ganze Welt eingeſtehen, daß in dem arbeitſamen Leben dieſes Fürſten und in ſeinen klugen Maßregeln der glückliche Zuſtand zu ſuchen ſei, in welchem das königliche Haus nach ſeinem Tode ſich befunden hat.“ —

Friedrich als Regent.

Thronbesteigung und erste Regierungshandlungen.

Friedrich war achtundzwanzig Jahre alt, als er am 31. Mai 1740 den Thron des brandenburgischen Hauses bestieg. Hundert Jahre waren verflossen, seitdem sein gewaltiger Ahnherr, Friedrich Wilhelm der große Kurfürst, die Regierung des damals zerrütteten, alles Ansehens und Einflusses beraubten Landes angetreten hatte. Jenem Kriegshelden und Staatsmann war es gelungen, den verhältnißmäßig kleinen Staat, durch die Energie seines Regiments, durch Einführung einer einheitlichen Verwaltung und Hervorrufung eines gemeinsamen vaterländischen Bewußtseins zu einer selbständigen Macht zu erheben, welche im europäischen Staatensystem an die Stelle des dahinsinkenden Schwedens trat. Friedrich I., des großen Kurfürsten Sohn, hatte sodann der neugewonnenen Machtstellung den gebührenden Glanz und Namen verliehen, — sein Nachfolger Friedrich Wilhelm aber war vor Allem darauf bedacht gewesen, die mannichfachen Keime innerer Kraft und Selbständigkeit, welche der junge Weltstaat in sich barg, vollständig zu entwickeln, und so die Machtstellung desselben als eine innerlich berechtigte zu sichern. Der brandenburgisch-preußische Staat umfaßte bei dem Tode Friedrich Wilhelm's I. außer der Mark Brandenburg noch einen Theil von Pommern (welches zum andern Theil noch im Besitz der Schweden war), ferner Ost-Preußen (während das dazwischen liegende West-Preußen noch zu Polen gehörte), von ehemals sächsischen Landen nur das Erzstift Magdeburg, den Saalkreis mit Halle, die Stifte Halberstadt und Quedlinburg, von den westphälischen Gebieten nur Minden und die Grafschaften Ravensberg, Mark und Tecklenburg, von den Rheinlanden endlich nur Cleve, Geldern und Meurs. Dieses ganze Gebiet betrug 2275 Quadratmeilen mit etwas über zwei Millionen Einwohnern. Ein solcher Staat schien durch seinen äußeren Umfang und durch seine Hülfsquellen im Vergleich mit den großen europäischen Mächten, die allmälig an die Spitze der allgemeinen Politik getreten waren, mit Frankreich, England,

Oesterreich und Rußland, an und für sich nicht berufen, eine bedeutende Stelle einzunehmen. Nicht stand ihm, wie jüngst zuvor den holländischen Generalstaaten der Einfluß einer großartigen Entfaltung des Handels und der Seemacht zur Seite; denn die Eifersucht der übrigen Staaten hatte dem großen Kurfürsten trotz seiner gewaltigen Kriegsthaten die Verwirklichung seiner Pläne für eine maritime Entwickelung Preußens zu versagen gewußt. Dazu kam, daß die weithin gestreckte Lage der preußischen Landestheile von der Memel bis zum Rhein, zum Theil durch fremde Gebiete auseinander gerissen, einen unverhältnißmäßig großen Aufwand von Mitteln und eine vervielfältigte Wachsamkeit für die Behauptung und Vertheidigung des Landes nöthig machte. Im Hinblick auf diese Umstände kann Preußen einem Fürsten nicht genug danken, welcher mit der allseitigen gewissenhaften Vorsorge, mit der Kraft und Consequenz Friedrich Wilhelm's I. die militärische Machtentfaltung und zugleich die innere Blüthe der Gewerbthätigkeit und der allgemeinen Volkswohlfahrt so mächtig förderte, dabei aber trotz der empfindlichsten Wahrung der preußischen Ehre es sorgfältig vermied, die erstarkende Macht des Staates vorzeitig in größere Händel zu verwickeln. Friedrich Wilhelm hatte das Heer von etwa 40,000 Mann auf mehr als 80,000 gebracht, die Einnahmen des Staats von 2½ Millionen Thaler auf mehr als 7 Millionen, und trotz der großartigsten Verwendungen für den Wiederanbau zerrütteter Landstriche, für Verbesserung der Domänen u. s. w., hatte er seinem Sohn doch noch einen baaren Schatz von 8,700,000 Thalern hinterlassen. Der Augenblick war nicht fern, wo die mühsam entwickelten und gesammelten Kräfte Preußens es seinem jungen Heldenkönig möglich machten, beim Eintritt einer längst erwarteten europäischen Krisis eine selbständige Stellung unter den Großmächten zu erkämpfen: daß er aber dies kühne Beginnen wagen durfte, das war außer seinem eigenen hochherzigen Sinn vor Allem dem lebenslangen Sorgen und Schaffen seines Vaters zu danken, dessen Verdienste um Preußen, wie gesagt, Niemand mehr zu würdigen wußte, als Friedrich selbst. Der beste Beweis dafür liegt unzweifelhaft in der Wahrnehmung, daß er ungeachtet seines so ganz abweichenden persönlichen Wesens dennoch den Thron nicht mit umfassenden Neuerungsplänen bestieg, sondern in den wichtigsten Beziehungen zunächst die väterlichen Bestrebungen fortzusetzen gewillt war. Nur insoweit machte sich sein eigenthümlicher Geist und Charakter unverweilt in allen Richtungen geltend, daß er einzelne Schroffheiten und Auswüchse des vorigen Regiments zu beseitigen suchte.

Friedrich gab seinen Schmerz über des Vaters Tod vielfach auf die lebhafteste Weise kund, und wir dürfen annehmen, daß er denselben wirklich tief empfand; aber ebenso lebendig und mächtig war in ihm vom ersten Augenblicke an das Bewußtsein von der hohen Würde sowohl, wie von den erhabenen Pflichten seiner neuen Stellung. Die angesehensten, wie die vertrautesten seiner Unterthanen sollten sofort erfahren, daß er sich als König fühlte, und daß er ganz und wahrhaftig König sein wollte. Noch waren die Thränen, die er am Todbette des Vaters geweint, nicht getrocknet, als der alte Fürst Leopold von Dessau mit dem Ungestüm, der ihm eigen war, eine Audienz begehrte. Mit lautem Schluchzen trat er ein und umfaßte die Kniee des jungen Monarchen zuerst ohne ein Wort hervorzubringen; dann äußerte er sein Beileid über den Tod des vorigen Königs, und nach dem Ausdruck der

Huldigung für den neuen Fürsten sprach er die Erwartung aus, daß Friedrich ihn und seine Söhne in ihren Stellen belassen und ihm auch die Autorität, die er früher gehabt, erhalten werde. Der König antwortete, er werde ihm gern in Allem insoweit möglich zu Gefallen sein, auch sollten ihm und seinen Söhnen ihre Stellen bleiben, was aber die Autorität betreffe, in der er erhalten sein wolle, so wisse Friedrich von derselben Nichts, er gedenke, nachdem er König geworden, das Amt in voller Ausdehnung zu verwalten und alle Autorität allein zu üben. Um diese für den ergrauten Feldherrn etwas harte Aeußerung richtig zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß derselbe sich gewöhnt hatte, in militärischen Dingen fast mit dictatorischem Willen zu schalten.

Noch an demselben Abend begab sich Friedrich nach Berlin, wo ihn die Bevölkerung mit lautem, begeistertem Zuruf empfing. Am andern Morgen erwachte er darüber, als unter seinen Fenstern eines der Regimenter ihm den Eid der Treue schwur. Das Lebehoch, das ihm dabei gebracht wurde, mahnte ihn von Neuem an den schmerzlichen Verlust, den er erlitten, aber er durfte sich diesem Gefühl nicht hingeben; die in Berlin anwesenden Generale kamen gleich darauf ihre Huldigung darzubringen. Mit imponirender königlicher Würde trat Friedrich unter sie. „Wir haben", sagte er ihnen, „unsern gemeinschaftlichen Herrn und König verloren und müssen uns darüber zu trösten suchen. Ich hoffe, Sie werden mir beistehen, die schöne Armee zu erhalten, welche Sie meinem Vater haben bilden helfen. Sie werden in mir einen Herrn finden, der Sie nicht weniger liebt, als der verstorbene, nicht minder Sorge für Sie tragen wird." Aber an zwei Dinge, fuhr er fort, wolle er sie erinnern: das Eine, daß die Truppen ebensowohl gut und brauchbar sein müssen, wie schön, und das Zweite, daß sie dem Lande nicht verderblich werden dürfen, das sie beschützen sollen. Gegen Einige lägen Klagen über Härte, Habsucht und Uebermuth vor; diese sollten sie abstellen; ein guter Soldat müsse ebenso menschlich und vernünftig, als herzhaft und brav sein.

Von demselben Geiste war die Anrede an die Minister beseelt, deren Eidesleistung er bald darauf im Schlosse zu Charlottenburg entgegennahm. Er wisse wohl, sagte er, daß sie ihm auch ohne den Eid eben so treu dienen würden, wie seinem Vater, für einen redlichen Mann und Unterthan bedürfe es des Eides nicht, um seine Pflicht zu thun. Ueber die Art und Weise der Verwaltung wolle er nur Eines bemerken: es sei bisher zwischen den Interessen des Königs und denen des Landes öfter ein Unterschied gemacht worden, — er denke aber, daß der Vortheil des Landes auch sein eigener sei und daß er gar kein Interesse haben könne, welches nicht zugleich das des Landes wäre. Sollten sich beide nicht mit einander zu vertragen scheinen, so solle der Vortheil des Landes den Vorzug haben.

Die große Sparsamkeit und Genauigkeit, welche in dem Staatshaushalt unter Friedrich Wilhelm I. stattgefunden hatte, war, wie sich leicht erklären läßt, einem großen Theil der Hofbeamten sehr unbequem gewesen, und sie hatten ihre Hoffnung darauf gerichtet, daß der neue Monarch einen großartigeren, glänzenderen Haushalt leicht genehmigen würde. Um ihre Pläne in dieser Beziehung durchzusetzen, wußten sie es zu vermeiden, daß der Finanzminister Boden, welcher durch die strenge Verwaltung der Domainen und durch die sparsamste Staatswirthschaft den bisherigen guten Zustand der Finanzen vorzüglich herbei-

geführt, durch jene Strenge aber vielfache Ungunst auf sich gezogen hatte, vom König in das Vertrauen gezogen wurde. So wie Boden aber von den beabsichtigten Neuerungen Kunde erhielt, wußte er durch dringende Vorstellungen das Ohr des jungen Fürsten zu erhalten und erklärte demselben mit Freimuth und schlagender Begründung, daß, wenn die neuen Pläne zur Ausführung kommen sollten, entweder die Steuern erhöht oder die Armee vermindert werden müßte. Der König, der selbst gegen Boden einigermaßen eingenommen war, hatte ihm zuerst mit sichtlicher Ungeduld, dann aber mit immer steigendem Ernst und Vertrauen zugehört und zuletzt erwiederte er mit Entschiedenheit: „Nein, keins von Beiden soll geschehen. Meine Unterthanen sollen keinen Heller mehr geben, ich weiß zu gut, wie sehr sie schon gedrückt sind. Das Heer aber soll noch verstärkt werden.“ Boden besaß von da an sein volles Vertrauen und erhielt in dem Geschenk eines ansehnlichen Hauses eine der ersten Gnadenbezeigungen des Königs. Wenn auch der Hofhalt, der unter Friedrich Wilhelm geradezu kärglich gewesen war, auf einen geziemenden Fuß erhöht wurde, so blieb doch im Ganzen das bisherige System der Sparsamkeit in Geltung, und den Kriegs- und Domainen-Kammern (Regierungen) in den Provinzen wurde ausdrücklich eröffnet, daß der König die Einrichtungen seines Vaters in Finanzangelegenheiten auf das Strengste festhalten wolle.

In einer einzigen Beziehung, wo Friedrich Wilhelm das Geld nicht geschont hatte, ließ Friedrich unverzüglich eine bedeutende Ersparniß eintreten: er schaffte des Vaters Riesengarde, die „langen Kerls“ des Potsdamer Leib-Grenadier-Regiments ab. Dieses Corps hatte jährlich gegen 300,000 Thaler gekostet und dabei durch die Qual der Ergänzung, durch die widerwärtigen Werbehändel und durch den Uebermuth der so sehr begünstigten Grenadiere die größten Unannehmlichkeiten bereitet. Der junge König war sofort entschlossen, diese zugleich kostspielige und lästige Truppe aufzulösen. Nur beim Begräbniß Friedrich Wilhelm's I. (22. Juni) ließ er sie noch einmal in vollem Glanz erscheinen, damit sie ihrem Stifter und väterlichen Freund die letzte Ehre erwiesen; Tags darauf wurde das Regiment aufgehoben; statt desselben bildete der König eine Garde zu Fuß aus drei Bataillonen. Selbst bei dieser Maßregel achtete Friedrich jedoch insoweit das Gedächtniß seines Vaters, daß er ausdrücklich bestimmte, das erste der neu gebildeten Bataillone solle als „Leibgarde-Bataillon“ „zum glorwürdigsten Andenken des in Gott ruhenden Königs Majestät“ in immer unveränderter Einrichtung verbleiben.

Friedrich sah in allem Uebrigen die bestehende militärische Organisation als ein ehrwürdiges Denkmal der Regentenweisheit seines Vaters an und änderte daran zumal in den ersten Zeiten nichts Wesentliches: die Kriegsartikel und die Reglements für die Offiziere blieben in Kraft, ebenso die Kantonseinrichtung für die Aushebung und die fremden Werbungen. Nur hielt der junge König in beiden Beziehungen auf eine mildere, rücksichtsvollere Praxis, wie er auch die militärische Disciplin von der damals herrschenden Brutalität zu befreien strebte. Um das Ehrgefühl der Offiziere noch mehr anzufeuern, stiftete er den Orden pour le mérite. Mit großer Strenge schärfte er dagegen vom ersten Augenblick ein, daß die Militärs sich nicht, wie bis dahin nur allzuoft geschehen war, in die Verwaltung und in die Rechtspflege einmischen sollten. Freilich konnte dieser Mißbrauch nicht sofort ganz abgestellt werden.

Wie wenig Friedrich gewillt war, die militärische Grundlage der brandenburgischen Machtstellung zu erschüttern, das ging schon aus der bedeutenden Vermehrung der Truppen hervor, welche er gleich nach seiner Thronbesteigung eintreten ließ. Sechszehn Bataillone wurden in kürzester Zeit neu errichtet: außer den erwähnten drei Bataillonen Garde zu Fuß noch eine Schwadron Garde du Corps zu Pferde, die der König selbst im Lustgarten zu Berlin, im Thiergarten und in Potsdam fleißig exercirte, und mit denen er praktische Versuche nach neuen Reglements zu machen pflegte, — ferner eine Jägerabtheilung zu Fuß, ein reitendes Feldjägercorps aus Förster- und Jägersöhnen, und sieben neue Regimenter Infanterie. Die Fahnen und Standarten in der ganzen Armee erhielten den schwarzen Adler mit dem Degen in der einen, dem Scepter in der andern Klaue, nebst der Inschrift „Pro Gloria et Patria", welche Worte der Fürst selbst auch als Devise an seinem eigenen Degen führte.

Auch in der bürgerlichen Verwaltung trat Friedrich nicht ohne Weiteres mit durchgreifenden Reformplänen hervor; in einzelnen Beziehungen aber bekundete sich sofort der Geist der Humanität, der ihn beseelte. Schon am dritten Tage seiner Regierung erließ er eine Cabinetsordre, durch welche er die Folter bei den gerichtlichen Untersuchungen abschaffte. Trotz der entschiedenen Angriffe, welche besonders der berühmte Thomasius schon dreißig Jahre zuvor unter dem Beifall aller gelehrten Kreise gegen die Tortur gerichtet hatte, war sie doch noch überall als Mittel der Criminaluntersuchung beibehalten, und es wurden gegen die Abschaffung derselben vom praktischen Standpunkt immer wieder die allergrößten Bedenken erhoben: Friedrich aber ließ sich dadurch nicht abhalten, die Menschlichkeit, welche er durch dieses grausame Mittel tief gekränkt sah, in ihre Rechte wieder einzusetzen. Dieser erste Schritt gab einen heilsamen Anstoß für eine weitere Umgestaltung des früheren Criminalverfahrens.

Wie sich bei seiner Stellung zur Religion erwarten ließ, war ihm von vorn herein daran gelegen, in dieser Rücksicht die größte Milde und Duldung in der allgemeinen Auffassung zur Geltung zu bringen. In gewisser Beziehung setzte er auch hierin nur die alte Tradition des brandenburgischen Hauses fort. Während nämlich sonst überall in Europa die Wohlthaten des Staates mehr oder weniger nur für eine bestimmte Confession vorhanden waren, während in Deutschland nicht nur die geistlichen Fürsten, sondern auch die österreichischen Kaiser die katholischen Institutionen als die Grundlage ihrer ganzen Autorität festhielten, während in Frankreich die Hugenotten verfolgt und verjagt waren und selbst in England die sogenannte Duldungsacte nur für die protestantischen Secten galt, — ist es von Alters her einer der ruhmvollsten Vorzüge des brandenburgischen Staats gewesen, daß, so sehr auch der Protestantismus das Lebensprinzip desselben war, doch die Confessionen hier friedlich neben einander existiren konnten. Wie schon der erste brandenburgische Hohenzoller, Kurfürst Friedrich I. auf dem Concil zu Kostnitz, soviel an ihm lag, auf religiöse Duldung gedrungen hatte, so ist es später das unausgesetzte Bestreben der brandenburgischen Regenten gewesen, nicht nur den Zwiespalt zwischen den Lutherischen und Reformirten in ihrem Lande zu beseitigen, sondern auch den Katholiken volle Religionsfreiheit zu gewähren. Die Erwerbungen der cleveschen Lande, wo die drei Bekenntnisse

neben einander bestanden, hat die Regierung in dieser Richtung noch bestärken müssen, und weit früher, als in den meisten andern Staaten wurde dort Allen „einerlei Recht, Schutz und Gleichheit" zu Theil. Schon dem großen Kurfürsten stand es wohl an, gegen Ludwig XIV. zu versichern, daß er den Protestanten in Frankreich gar nicht mehr wünschen könne, als so behandelt zu werden, wie in seinen Landen die Katholiken, — von König Friedrich I. rühmten die Katholiken selbst, daß ein Fürst ihres eigenen Glaubens ihnen nicht mehr Freiheit gewähren könnte, als sie unter ihm genössen, — und selbst Friedrich Wilhelm I., mit so großer Entschiedenheit er im evangelischen Bekenntniß stand, widmete doch seinen katholischen Unterthanen alle geistliche Rücksicht und Pflege.

Friedrich's des Zweiten Geist und Sinnesweise entsprach es durchaus, diese althergebrachte Richtung der brandenburgischen Fürstenweisheit fortzusetzen und in noch freierer Weise auszubilden. Bei ihm freilich ruhte die Toleranz nicht auf dem Grunde einer positiven und ihrer selbst gewissen evangelischen Ueberzeugung, wie bei den meisten seiner Vorfahren, sondern auf einer fast gleichmäßigen Indifferenz gegen alle positiven Bekenntnisse, zugleich aber auf einer tiefen Achtung vor jeder wirklichen Ueberzeugung und vor der Würde des innern Menschen, welche durch keinen äußeren Zwang beeinträchtigt werden sollte. Die Toleranz galt ihm überdies als ein politisch vortheilhaftes Staatsprinzip: der falsche Glaubenseifer, schrieb er einst, sei ein Tyrann, der die Länder entvölkere, die Duldung eine zarte Mutter, welche sie hege und blühen mache. So benutzte er denn die erste Gelegenheit, um seine Willensmeinung in dieser Beziehung mit aller Schärfe und Unumwundenheit auszusprechen. Die geistliche Behörde zeigte ihm an, daß die katholischen Soldatenschulen viel Anlaß zum Uebertritt von Protestanten zum Katholicismus gäben, und fragte, ob sie deshalb etwa aufgelöst werden sollten. Darauf erließ der König eine Cabinetsordre mit jenen allberühmten Schlußworten: „die Religionen müssen alle toleriret werden, und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue, denn hier muß ein Jeder nach seiner Façon selig werden", womit er dem Anspruch eines Glaubens, als der alleinseligmachende zu gelten, begegnen wollte. Da seine Vorfahren in übelverstandenem Eifer für die Vereinigung der protestantischen Confessionen viele alte lutherische Ceremonien untersagt hatten, so erklärte er im Sinne allseitiger Duldung, „daß sämmtliche evangelisch-lutherische Kirchen völlige Freiheit genießen sollten, die bei ihrem Gottesdienst vormals üblich gewesenen Ceremonien wieder einzuführen." Freilich wünschte er, daß die Geistlichen das Volk vor Allem zu einem friedlichen und rechtschaffnen Lebenswandel ermahnen sollten. Dieser letzte Gesichtspunkt ist ihm der wichtigste: er rühmt öfter die Seelsorge eifriger Geistlichen und erklärt sich bereit, sie zu belohnen, er warnt auch wohl, daß sie nicht über literarischen Beschäftigungen, so hoch er diese zu schätzen wußte, die Pflichten des Seelsorgerberufs vernachlässigen. Was er im Anti-Machiavell als Pflicht des Fürsten bezeichnet, daß sucht er jetzt zu erfüllen: wiewohl selbst dem Glauben entfremdet, will er es doch vermeiden, den Glauben seiner Völker anzutasten oder ihnen ein Aergerniß zu geben. Wir werden später sehen, wie das Beispiel und der Einfluß seiner persönlichen Denkungsweise dennoch zur Untergrabung des kirchlichen Glaubens wesentlich beitrug; in seiner Thätigkeit als Regent aber machte er es sich zur Pflicht, den Glauben

seiner Unterthanen zu achten. Nur sollte keines der Bekenntnisse ein Uebergewicht beanspruchen: diese seine Stellung bezeichnete er schon am ersten Sonntag nach seinem Regierungsantritt, indem er Vormittags im reformirten Dom, des Nachmittags aber bei der Predigt des lutherischen Probst Reimbeck erschien.

Eine wahre Befriedigung gewährte es dem König, demjenigen Mann, dem er in Belehrung über die höchsten Probleme der menschlichen Vernunft das Meiste verdankte, dem Philosophen Wolf, der unter dem vorigen König aus Halle entfernt worden war, seine Verehrung zu beweisen. Er wünschte denselben alsbald wieder an jene Universität zu berufen, und erklärte sich gegen den Probst Reimbeck, der die Sache vermitteln sollte, bereit, „alle raisonnablen Conditions zu accordiren." Er bat ihn durch ein eigenhändiges Schreiben, sich um den Wolf Mühe zu geben. „Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt", fügte er hinzu, „muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden, und glaube er, daß er eine conquête im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn er den Wolf hierher persuadiret." Wolf kehrte wirklich bald als Vicekanzler an die Universität Halle zurück.

Den literarischen Neigungen des Königs lag es nahe, gleich nach seinem Regierungsantritt den Tagesblättern einige Aufmerksamkeit zu widmen. Bis dahin gab es nur ein Blatt in Berlin, die Rüdiger'sche (jetzt Voßische) Zeitung, welche drei Mal wöchentlich in einem halben Bogen erschien und nach Friedrich Wilhelm's strenger Sinnesweise nicht eben viel über innere Angelegenheiten hatten mittheilen dürfen. Friedrich ließ wenige Tage nach seiner Thronbesteigung den Professor Formey auffordern, ein französisches Blatt (Journal de Berlin) zu gründen, für welches er selbst Beiträge lieferte, welches jedoch nach dem Ausbruch des schlesischen Kriegs bald in's Stocken gerieth. Außerdem ertheilte er dem Buchhändler Haude, in dessen Laden er als Kronprinz oft heimlich seinen literarischen Neigungen nachgegangen war, ein Privilegium auf die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" (die noch heute bestehende Haude- und Spener'sche Zeitung). Das Blatt erhielt gleichfalls einzelne Beiträge von der Hand des Königs selbst, welcher auf diese Weise schon in den ersten Tagen seiner Regierung das geistige Leben in seinem Staat anzuregen bedacht war. Nicht minder verdankte ihm eine freiere Geselligkeit von vornherein mehrfache Förderung.

Während alle diese Anzeichen eine edle Auffassung des Herrscherberufs von Seiten unsers jungen Fürsten verkündigten, konnte er sich die Gunst seiner Unterthanen zugleich auch noch durch eine Maßregel für die äußere Wohlfahrt gewinnen, die sein Vater noch auf dem Sterbebette beschlossen hatte. Der strenge Winter von 1739 zu 1740 hatte eine große Theuerung und theilweise Hungersnoth zur Folge: da wurden zur Linderung der allgemeinen Bedrängniß die in den königlichen Magazinen aufgehäuften Vorräthe von Getreide verwandt. Später ließ Friedrich für die Wintermonate zur Unterbringung von tausend armen Frauen Stuben zum Flachsspinnen einrichten und den Armenhäusern mancherlei Vergünstigung zuwenden. Das Volk segnete den wohlwollenden Fürsten, der solche Fürsorge selbst unter den bald eintretenden großartigen Kriegsvorbereitungen nicht vergaß.

Alle Welt war von dem Ernst, dem Eifer und der Selbstthätigkeit in Erstaunen gesetzt,

welche der junge Regent nach allen Seiten hin entwickelte. Diejenigen, welche, irre geführt durch seine bekannten literarischen Neigungen, einen geringeren Glauben an seinen eigentlichen Regierungsberuf gehabt hatten, sahen sich bald von seiner Sachkenntniß und gewissenhaften Fürsorge für die Einzelnheiten der Verwaltung beschämt. Das General-Directorium erhielt nach einander die überraschendsten scharfen Verweise wegen schlecht begründeter Anträge. Als die Behörde einen kostspieligen Anschlag zur Reparatur des Weges von Rheinsberg nach Ruppin vorlegte, schrieb Friedrich eigenhändig daneben: „Wenn die andern Anschläge der Domänen-Kammern so ridicül wie dieser Antrag sind, so meritiren die Räthe, weggejagt zu werden; denn die Reparation ist ganz und gar nicht nöthig. Ich kenne den Weg und muß mir die Kriegs-Kammer vor ein großes Behst halten, um mit solches ungereimtes Zeug und das mir besser bekannt ist, bei der Nase kriegen zu wollen. Das Directorium muß sich schlecht von der Sache informiren, um solche unnöthige Reparations anzubringen; sie werden wohl bald 100,000 Thaler zur Reparation des Charlottenburger Wegs fordern." Das General-Directorium legte solche Verweise bei Seite in ein besonderes Spinde, welches man scherzhaft das „Nasenspinde" nannte. Die Selbständigkeit, welche Friedrich in allen Richtungen gleichmäßig bewährte, war natürlich nicht nur seinen Beamten, sondern auch den fremden Gesandten sehr unbequem, für die es da keine Gelegenheit gab, durch bevorzugte Vertraute Einfluß auf den jungen Monarchen zu gewinnen oder auch nur dessen Absichten zu erforschen. Es ist interessant, grade aus dem Munde eines einsichtigen fremden Beobachters eine Schilderung des Eindrucks zu hören, welchen Friedrich gleich in jenen ersten Zeiten machte. Der damalige dänische Gesandte in Berlin schrieb an seinen Minister: „Um Ew. Excellenz einen richtigen Begriff von der neuen Herrschaft zu geben, so muß ich sagen, daß bis jetzt der König von Preußen schlechterdings Alles selbst thut, und daß, ausgenommen den Finanzminister von Boden, der Sparsamkeit predigt und damit ungemeinen, ja noch größern Eingang findet, als unter der vorigen Regierung, Se. Majestät keinen Rath von irgend einem Minister leiden, so daß Herr von Podewils, jetzt der einzige Arbeitsfähige im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, nichts zu thun hat, als die ihm direct aus dem Cabinet zukommenden Befehle zu expediren. — Ich habe viel Resolutionen vom König gesehen, sie vereinigen lakonischen Ausdruck und bewunderungswürdigen Geschäftsblick. Unglücklicherweise ist nicht Einer um den König, der Sr. Majestät ganzes Vertrauen hätte, und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen. Daraus entspringt, daß ein Gesandter hier mehr desorientirt ist, als an jedem andern Hofe und nicht weiß, welchen Weg er nach dem Ziele hin einzuschlagen hat, zu welchem er gelangen soll und will." Derselbe Gesandte schrieb bald darauf: „Die Arbeiten des Königs, seine große Thätigkeit und die Raschheit, womit er seine Befehle ausführen läßt, setzen Jedermann in Erstaunen, und sind in der That bewunderungswürdig. Ich glaube, die Geschichte liefert kein Beispiel von einen Fürsten, der soviel über sich genommen hat und es so leicht in's Werk setzt. Ueber die Zukunft erlaube ich mir keine Voraussetzung; aber sicherlich sinnt dieser Monarch auf eine große Unternehmung und wird sich nicht mit der Eroberung einer Provinz begnügen, sondern trachten, der Schiedsrichter des deutschen Reichs zu werden."

Am 7. Juni (1740) ging Friedrich nach Preußen, um sich dort huldigen zu lassen. Wie sein Vater sah er von einer eigentlichen Krönung ab, und wie Jener verbat er sich alle Aufzüge und sonstigen Empfangsfeierlichkeiten. Er reis'te in der einfachsten Weise, mit nur drei Wagen; unterwegs besichtigte er Truppen, unterrichte sich überall genau von dem Stand der öffentlichen Angelegenheiten und erwies hier und da Gnadenbezeigungen. Die Bevölkerung nahm ihn überall mit aufrichtig herzlicher Freude auf. Die Huldigung selbst ging ohne besondere Schwierigkeiten von Statten, obwohl Friedrich sich weigerte, den Ständen vorher die früher übliche Versicherung ihrer Privilegien, um welche sie einst so heftige Fehden gegen den großen Kurfürsten bestanden hatten, zu ertheilen. Die Regierung hatte seit dem großen Kurfürsten in Preußen, wie auf dem ganzen europäischen Continent immer mehr eine Richtung auf die Befestigung der souveränen Gewalt des Landesfürsten genommen, und wie Friedrich Wilhelm I., so war auch Friedrich II. nicht im Geringsten geneigt, sich in der freien Disposition über den Staatshaushalt und das Heerwesen, welches nicht mehr auf den alten Lehensverhältnissen beruhete, durch irgend eine Rücksicht auf ständische Privilegien beschränken zu lassen. Die Stände waren ihrerseits diesmal nicht eben gar schwierig und beruhigten sich auf die Vorstellung des Ministers Podewils, ein Fürst wie dieser, dessen ganzes Sinnen nur auf das Glück seiner Völker gerichtet sei, biete ihnen eine größere Sicherheit dar, als alle Garantieen der Welt. Am 20. Juli fand die feierliche Erbhuldigung statt; es wurden dabei Medaillen mit der Inschrift Felicitas Populi ausgegeben, welche in der That das unablässige Streben seiner Regierung bezeichnete. Den bisherigen Titel „Rex Borussiae" veränderte er in „Rex Borussorum". Bald nach der Rückkehr aus Preußen am 2. August fand die Erbhuldigung in Berlin, ebenso wie dort in einfachster Weise, statt. Man sah dabei weder den Kurhut, noch das Scepter des Kämmerers des deutschen Reichs; die Huldigungsmedaillen trugen hier die Devise „Veritati et Justitiae". Bald darauf machte Friedrich den westlichen Provinzen einen Besuch, wobei seine Absicht theils auf die Musterung der Truppen und auf die Besichtigung der Festungen, theils auf Erholung und Vergnügen gerichtet war. Er besuchte seine Schwester Wilhelmine in Baireuth, und machte dann incognito unter manchen ergötzlichen Abenteuern einen Ausflug nach dem Süden. Zuletzt kam er auf den Gedanken, bis nach Straßburg zu gehen, und reis'te in der That unter dem Namen eines Grafen du Four in Begleitung seines Bruders August Wilhelm, des Erbprinzen von Dessau und einiger Anderer dahin. An kleinen Schwierigkeiten und Abenteuern, wie man sie gewünscht, fehlte es nicht: in Straßburg selbst lud der verkappte Fürst auf gute Art und ohne viel Ceremonieen einige französische Offiziere zu sich, mit denen er bei lustigem Gelage viel über militärische Dinge sprach und am folgenden Tage den Uebungen beiwohnte. Bald erkannt zog er sich aber schleunig wieder zurück und ging den Rhein hinunter bis Wesel. Hier traf er mit dem gelehrten Naturforscher Maupertuis zusammen, den ihm Voltaire schon früher zum Vorsteher der Akademie der Wissenschaften empfohlen, und den der König aufgefordert hatte, nach Berlin zu kommen, um in jenen „wilden Stamm das Reis der Wissenschaften zu pfropfen, damit er blühe". Noch einer seiner sehnlichsten Wünsche sollte auf jener Reise erfüllt werden: er sah zum ersten Male Voltaire von Angesicht zu Angesicht, der auf seine

Einladung nach Cleve gekommen war. Den Eindruck, den ihm der berühmte Mann gemacht, können wir aus einem Schreiben Friedrich's an Jordan entnehmen: „Ich habe Voltaire gesehen", — — schrieb der Fürst, „er ist so beredt als Cicero, so angenehm als Plinius und so weise als Agrippa; mit einem Worte: er vereinigt in sich alle Tugenden und Talente der drei größten Männer des Alterthums. Sein Geist arbeitet unaufhörlich, jeder Tropfen Dinte, der aus seiner Feder fließt, wird zu einem Bonmot. Du wirst mich bei meiner Rückkehr sehr geschwätzig finden, doch bedenke, daß ich zweierlei Dinge gesehen, die mir immer so sehr am Herzen lagen: Voltaire und französische Truppen". In freudiger Stimmung, wiewohl von Fieberanfällen belästigt, kehrte Friedrich nach Berlin zurück, Maupertuis mit ihm, während Voltaire bald nachkommen sollte. Unterwegs verlobte er noch seinen Lieblingsbruder August Wilhelm mit seiner eigenen Schwägerin, der liebenswürdigen Amalie von Bevern.

Am 23. September langte der König wieder an seinem Hoflager an, um sich in erwähnter Weise den Sorgen der Regierung zu widmen. Sein sonstiges Leben setzte er in Potsdam und in Charlottenburg in ähnlicher Art fort, wie er es in Rheinsberg geführt hatte, ein Leben der Freundschaft und literarischer Genüsse. Das Glück eines innigen Familienlebens dagegen versagte er sich nach eigenem Entschluß. Als Friedrich von Rheinsberg nach Potsdam geeilt war, um den Segen seines sterbenden Vaters zu empfangen, war seine Gemahlin Elisabeth Christine in Rheinsberg zurückgeblieben; nach seiner Thronbesteigung aber traf sie auf seine Einladung am 1. Juni in Berlin ein. Man war allgemein begierig, was aus der seltsamen Ehe werden würde. Friedrich empfand fortwährend, daß ihm bei derselben Zwang angethan worden, und trotz der vorübergehenden Annäherung, die in dem gemüthlichen Leben zu Rheinsberg stattgefunden hatte, konnte und wollte er doch jenes peinliche Gefühl nicht überwinden. Man erwartete deshalb eine Scheidung, aber Elisabeth Christine hatte sich durch ihr edel weibliches Benehmen in ihrer ungemein schwierigen Lage, durch die trefflichen Eigenschaften ihres Herzens und besonders durch die Würde und Ergebung, womit sie des Königs Entfremdung trug, dessen Hochachtung in so vollem Maße erworben, daß er nicht daran denken mochte, jenen für sie kränkenden Schritt zu thun. Er war entschlossen, sein tägliches Leben nicht mit ihr zu theilen, aber sie sollte als Königin geehrt und mit allen Rücksichten, die ihr gebührten, behandelt werden. Er ließ ihr einen glänzenden Hofhalt in Berlin und als Sommeraufenthalt das Schloß Schönhausen einrichten, und hielt darauf, daß der ganze Hof, die königliche Familie, die fremden Gesandten und seine genauesten Vertrauten ihr immerdar die größte Ehrfurcht erwiesen: er selbst aber blieb von ihren Festen, wie von ihrem königlichen Verkehr entfernt und sah sie bald nur während des Carnevals bei den großen Galafesten im Schloß, auch dann ohne mit ihr zu sprechen. Elisabeth Christine hat ihr Geschick mit seltener, würdevoller Ergebung getragen, indem sie ihrem Gemahl trotz seiner Entfremdung in treuester Liebe anhing, ihre Zeit aber außer literarischer Beschäftigung vor Allem den Werken der Frömmigkeit und christlicher Armenpflege widmete.

Friedrich's Mutter, der er gleich am Todbett Friedrich Wilhelm's die Zeichen der größten kindlichen Verehrung darbrachte, erhielt in dem Schlosse Monbijou einen reicheren

Hofstaat, als sie zu ihres Gemahls Zeiten gehabt, und konnte ihren Neigungen im täglichen Empfang einheimischer und fremder Gäste frei folgen: unter ihrer Obhut lebten die beiden noch unverheiratheten Töchter Ulrike und Amalie, während die beiden verheiratheten, die Markgräfin von Baireuth und die Markgräfin von Anspach öfter zum Besuch hinkamen. Der älteste Bruder des Königs, Prinz August Wilhelm, erfreute sich der herzlichen Liebe und des ununterbrochen vertrauensvollen Umgangs desselben; die jüngeren Prinzen, Heinrich und Ferdinand, wurden unter Friedrich's eigener Fürsorge von tüchtigen Lehrern ausgebildet.

Unter des Königs Freunden gab es nach seiner Thronbesteigung manche Enttäuschte: sie hatten gehofft, ohne Weiteres zu großem Ansehen im Staate und zu Ehrenstellen zu gelangen, wogegen Friedrich trotz aller persönlichen Zuneigung nur Einzelnen von ihnen bescheidene Aemter und zwar nur nach ihrer wirklichen Brauchbarkeit zuwies. Keyserling, welcher in Rheinsberg als der eigentliche Günstling gegolten hatte, vermeinte jetzt eines besonders großen Einflusses gewiß zu sein und wollte denselben zu allerlei Empfehlungen gebrauchen. Friedrich aber wies ihn halb ernst, halb scherzhaft in seine Schranken zurück, indem er ihm zu verstehen gab, daß er zwar an seiner Unterhaltung und an seinen Späßen Gefallen finde, seine Rathschläge in ernsteren Dingen aber nicht brauchen könne. Jordan war gleichfalls sehr betroffen, als ihm das wenig reizende Amt eines Directors der Armenpolizei in Berlin übertragen wurde. Die Zahl der Freunde in Friedrich's nächster Umgebung wurde durch die Herbeiziehung des gelehrten Italieners Algarotti vermehrt, welcher in Physik, Alterthumskunde, Architektur, Sprachen und Geschichte, ja selbst in der Kriegskunst gleichmäßig bewandert war und dem König bald ein fast unentbehrlicher Gesellschafter wurde.

Im October 1740 ging Friedrich mit seinem Hofstaat noch einmal nach Rheinsberg, wo er, trotz öfterer Fieberanfälle, sich in alter Weise des regsten geselligen und literarischen Lebens erfreute. Zugleich wurden manche Pläne zur Erhöhung der künstlerischen Genüsse der Hauptstadt für den nächsten Sommer gemacht; eine französische Schauspielergesellschaft sollte aus Paris kommen, der Bau eines Opernhauses rückte der Ausführung näher und der Componist Graun sollte in Italien eine Truppe vorzüglicher Sänger zusammenbringen.

Aber zu jener Zeit trat mit dem Tod des Kaisers Karl VI. eine Wendung der Dinge ein, die Friedrich's Geist und Streben auf einen großartigeren Schauplatz lenkte: seine Heldenlaufbahn sollte beginnen.

Die Stellung Brandenburgs unter den Mächten Europas bei Friedrich's Thronbesteigung.

Der brandenburgische Staat war durch das Verdienst seiner Fürsten zu einer geachteten Stellung unter den Mächten Europas gelangt, aber er schien, als Friedrich den Thron seiner Väter bestieg, wie gesagt, weit entfernt, sich an Ansehen und Macht den vier damaligen Großmächten an die Seite stellen zu können: wie sollte der junge Staat mit seinem verhältnißmäßig geringen, so wenig zusammenhängenden Ländergebiet, mit seiner spät erwachten Industrie und geistigen Regsamkeit sich in Vergleich stellen mit der alten

habsburgischen Krone, deren Glanz außer den ausgedehnten deutschen Erbstaaten durch den Besitz von Ungarn, der Lombardei und der österreichischen Niederlande, und durch die Kaiserwürde erhöht war, — mit Frankreich, dessen Entwickelung im Innern und nach außen in dem Zeitalter Ludwig XIV. einen Höhepunkt erreicht hatte, der ihm fast das Uebergewicht in Europa gesichert, — mit England, welches nach dem Sinken Holland's die Meere beherrschte und durch eine immer wachsende Colonialmacht, wie durch die Eroberungen seiner Industrie jenes Uebergewicht Frankreichs auszugleichen strebte, — mit Rußland endlich, dessen ungeheure Länderstrecken kurz vorher durch die Ausdehnung bis an die Ostsee und dessen reiche innere Hülfsquellen durch Peters des Großen Energie und Regentenweisheit eine so große Bedeutung unter den europäischen Staaten gewonnen hatte. Mit keiner dieser Mächte konnte der brandenburgisch-preußische Staat an und für sich in Vergleich treten, kaum hätte er seiner Ausdehnung und seinen natürlichen Mitteln nach mit dem wiewohl gesunkenen, doch immer noch reichen Holland, mit dem sächsisch-polnischen Fürstenhaus, oder etwa mit Schweden wetteifern können, — aber Dank der Helden- und Fürstengröße des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, Dank der Gründung und Entwickelung der Militärmacht, welche dessen Enkel König Friedrich Wilhelm I. so sorgsam gepflegt hatte, war der Staat doch so weit an Ansehen gediehen, daß man nicht mehr umhin konnte, bei allen wichtigen europäischen, wie deutschen Angelegenheiten ihn vorsichtig zu beachten und um seine Betheiligung für die eine oder die andere Seite zu werben. Das war eben das Streben schon des großen Kurfürsten gewesen, es soweit an Selbständigkeit zu bringen, daß alle Großstaaten ihn brauchen müßten, daß er selbst aber frei zwischen denselben stehen und alle sich darbietenden Umstände zur Vergrößerung seiner Macht benutzen könnte. Diesen Gesichtspunkt hatte König Friedrich Wilhelm, wenn auch nach seiner Weise engherziger und ängstlicher, doch mit ganzer Energie aufgefaßt, und während er die innere Macht seines Staates unvergleichlich erhöht hatte, war er doch, wie erwähnt, streng darauf bedacht gewesen, sich durch keine bindende Allianz zur Unzeit in europäische Händel zu verwickeln, bei denen das brandenburgische Interesse nicht unmittelbar betheiligt war. Er wußte zu wohl, daß für seinen wachsenden Staat nirgends in Europa wirkliches Wohlwollen, vielmehr fast überall nur Eifersucht und Neid vorhanden war; er war davon durchdrungen, daß alle Mächte sich seiner militärischen Mittel sehr gern für ihre Zwecke bedienen mochten, doch ohne ihm je einen rechten Lohn dafür auch nur in der Durchsetzung seiner berechtigten Ansprüche zu gönnen. Er hatte es nicht vergessen, daß der große Kurfürst selbst durch die ewig ruhmwürdigen Feldzüge gegen Schweden den Besitz von Pommern nicht erlangen konnte, weil Oesterreich verhindern wollte, daß im Norden Deutschlands, wie man sich in Wien ausdrückte „ein neuer König der Vandalen" erstehe, und weil alle übrigen Staaten ihn gleichfalls im Stich ließen. Ebenso fand sich König Friedrich Wilhelm selbst in den altbegründeten Erbansprüchen seines Hauses auf den ihm noch vorenthaltenen Theil der jülich-cleveschen Lande immer auf's Neue getäuscht und hingehalten; von Natur mißtrauischen Charakters, war er hierdurch in den auswärtigen Beziehungen um so vorsichtiger geworden und hatte noch auf dem Sterbebett seinem Sohn gleiche Umsicht und Zurückhaltung in der europäischen Politik dringend anempfohlen.

In dem schon erwähnten letzten „Discurs" sprach sich der scheidende König über seine Stellung zu allen europäischen Mächten aus, von deren Wohlwollen für Preußen er eben nicht viel zu rühmen wußte. Am meisten wies er seinen Sohn auf eine enge Verbindung mit Dänemark und den benachbarten deutschen Höfen, Hessen, Braunschweig, ja selbst Sachsen hin, wogegen er Schwedens Eifersucht noch immer fürchtete, und auch gegen Rußland, mit dem er vorher eine engere Verbindung gesucht, ein neutrales vorsichtiges Verhalten empfahl, jedoch mit Vermeidung aller Feindseligkeit, da Preußen hierbei nur verlieren könnte. Als die Hauptsache für Preußen stellte er die Ansprüche auf Jülich und Berg dar und ließ sich über das Verhältniß der hierbei betheiligten Mächte ausführlicher vernehmen. Dem Kaiser, sagte er, müsse man geben, was des Kaisers ist, d. h. ihm mit aller der Rücksicht entgegenkommen, die das Oberhaupt des Reiches von einem Kurfürsten fordern könne, — aber man dürfe nie vergessen, daß er dem Hause Oesterreich angehöre, welches seinen eigenen Vortheil suche und unabänderlich den Grundsatz befolge, das Haus Brandenburg eher zu erniedrigen, als zu erhöhen. Auch Holland, wiewohl es mit Preußen von Alters her in Freundschaft und Bündniß stehe, sehe doch auf die mögliche Vergrößerung der brandenburgischen Macht am Rhein mit scheelen Augen hin. Mit England habe Preußen nicht nur die religiösen, sondern auch andere Interessen gemein, aber wegen Hannovers manchen Streit über Grenzansprüche; alle Beleidigungen, die er von Georg II. erfahren, habe er ihm verziehen, sich aber besser dabei befunden, in kein genaueres Verhältniß zu ihm zu treten. Jetzt scheine es, daß England damit umgehe, Preußen an sich zu ziehen, um eine große Allianz gegen Frankreich zu Stande zu bringen, — aber Friedrich solle sich vorsehen und sich nicht allzueilig anschließen, sich gute Bedingungen ausmachen und vor Allem darauf sehen, daß man ihn als einen durchaus Gleichstehenden behandle und ihm nicht etwa die letzten Zwecke der Verbindung vorenthalte. Mit Frankreich habe sich das Haus Brandenburg je nach der Lage der Umstände in freundlichere oder feindselige Beziehungen gesetzt; wegen der Mißgunst der andern Mächte habe er sich bewogen gesehen, sich in einen Vertrag mit Frankreich einzulassen, durch den er wenigstens festen Fuß im Bergischen zu fassen gehofft, doch solle sich Friedrich in ein engeres Bündniß mit Frankreich nur dann einlassen, wenn ihm ganz Berg gesichert werde. Schließlich rieth der sterbende König seinem Sohne überhaupt, Allianzen lieber zu vermeiden, mit fremden Gesandten sich nicht zu viel in persönlichen Verkehr einzulassen, denn ihre Absicht sei doch nur, hinter seine Geheimnisse zu kommen, — er möchte niemals übereilt zu den Waffen greifen, denn man sei zwar Meister einen Krieg zu beginnen, nicht aber ebenso ihn zu beenden, — sei es nicht anders, und erfordere es die Ehre und die Nothwendigkeit, so möge er seine Macht beisammen halten und seinen Entschluß mit Standhaftigkeit durchführen. — Diese Lehren, welche in mehrfacher Beziehung mit Friedrich's eigener Auffassung zusammentrafen, scheinen nicht ohne Eindruck auf denselben geblieben zu sein.

Kaum war Friedrich Wilhelm gestorben, so wurden, wie er es erwartet, seinem Sohn Anerbietungen zu einem engen Bündniß mit England gemacht: Georg II. hielt es für gewiß, daß der junge König, der ja früher eine große Neigung für England kund gegeben, sich leicht werde gewinnen lassen, — Friedrich jedoch widerstand der Hast, mit der man

ihn der englischen Politik dienstbar zu machen suchte und ließ sich fürerst auf ein näheres Bündniß nicht ein. Dagegen ließ er seinerseits die Stimmung des französischen Hofes erforschen, mit dem er sich eng zu verbinden geneigt schien, wenn ihm dafür der Besitz der Grafschaft Berg gesichert würde. Frankreich aber hatte es niemals ernst damit gemeint, Preußen am Rhein festen Fuß gewinnen zu lassen, vorzüglich sollte Düsseldorf nicht in die Hände Preußens kommen, da die Franzosen dasselbe als bequemen Uebergang über den Rhein bei künftigen Kriegsfällen zu benutzen gedachten. Zwar suchte der Cardinal Fleury, welcher die Politik des Hofes von Versailles damals leitete, Friedrich mit schönen Worten und Versprechungen zu gewinnen, dieser aber durchschaute schon damals, daß er wirkliche Unterstützung für das Emporkommen Preußens von Frankreich her nicht zu erwarten habe, daß vielmehr die dortige Politik unabänderlich auf den eigenen Besitz des Rheins gerichtet sei. Er gab die Unterhandlungen mit Frankreich auf und wandte sich nun mit größerer Bereitwilligkeit als zuvor den Anerbietungen Englands zu, welches auf allen Seiten geschäftig war, eine Coalition gegen Frankreich zusammenzubringen. Gleichzeitig unterhandelte Friedrich mit Rußland und es kam auf dieser Seite wirklich ein Vertrag zu gegenseitiger Unterstützung zu Stande.

Am wichtigsten waren jedoch für den brandenburgischen Hof die Beziehungen zum kaiserlichen Hause. Es schien zuerst, als sollten sich dieselben überaus günstig gestalten: in Wien betrachtete man den jungen König wegen seiner braunschweigischen Gemahlin als einen nahen Verwandten und bezeigte seinem Gesandten die größte Aufmerksamkeit. Friedrich selbst, überzeugt, daß dem Wiener Hofe an einer festen Verbindung mit Preußen viel gelegen sein müsse, ließ seinerseits die Neigung zu einem guten Einverständniß auf die verbindlichste Art versichern, worauf die österreichischen Minister geradezu bekannten, daß eine Allianz mit dem König von Preußen ihnen als das vorzüglichste Mittel zur Wiederherstellung des alten Glanzes des kaiserlichen Hauses erscheine. Je mehr Friedrich jedoch von der Wahrheit dieser Ansicht, von der hohen Wichtigkeit seiner Freundschaft für das Haus Habsburg durchdrungen war, desto mehr war er auch entschlossen, sich demselben nicht ohne Weiteres und ohne gleichzeitige wesentliche Vortheile für seinen eigenen Staat hinzugeben. In ihm lebte die Erinnerung an all das Uebelwollen, welches seinen Vorfahren von Seiten Oesterreichs jederzeit widerfahren war, so oft man in Wien nicht ihrer Hülfe bedurfte; die Erinnerung an die vielfachen Widerwärtigkeiten, welche selbst seinem Vater trotz dessen entschiedener Hinneigung für das Kaiserhaus von dort her bereitet worden waren. Friedrich Wilhelm hatte wiederholt bitter beklagt, wie rücksichtslos, ja feindselig man in Wien und beim Reichsgericht gegen ihn zu Werke ging, wie man ihn verurtheilte, ohne ihn zu hören, wie man bei allen Grenz- oder Erbstreitigkeiten für seine Nebenbuhler entschied. Sein Unwillen war in den späteren Regierungsjahren immer höher gestiegen. Er war sich bewußt, Alles gethan zu haben, um das Zustandekommen einer großen Allianz zum Untergange des österreichischen Hauses zu verhüten, er hatte, als zwischen dem Kaiser und Frankreich der Krieg ausbrach, ohne Zögern seine Truppen an den Rhein gesandt, und dennoch häufte man gegen ihn Vernachlässigung auf Vernachlässigung. Als es zu Friedensverhandlungen mit Frankreich kam, waren ihm die Präliminarien gar nicht mitgetheilt, bei der Ver-

mählung der Erzherzogin Maria Thereſia mit dem Herzog von Lothringen ſelbſt die einfache Anzeige vorenthalten worden, und, was wichtiger war, bei der Erhebung des Kurfürſten von Sachſen zum König von Polen hatte man ſeinen Vorſtellungen nicht die geringſte Beachtung gewidmet. Friedrich Wilhelm war in der tiefſten Seele entrüſtet geweſen über die Verletzung der ihm gebührenden Rückſichten, und in einem ſolchen Augenblick gekränkten Ehrgefühls rief er einſt, auf ſeinen Sohn zeigend, prophetiſch aus: „da ſteht Einer, der mich rächen wird.“ Als der Kaiſer den Befehl gab, daß alle preußiſchen Werber die kaiſerlichen Staaten verlaſſen ſollten, ſchien Friedrich Wilhelm bereit, es auf's Aeußerſte kommen zu laſſen, ſetzte Alles in Kriegsbereitſchaft und ſchrieb an den alten Deſſauer: „Tout pour tout! Dies iſt eine affaire d'honneur und nicht d'intérêt. Die Mächte ſollen mich nicht ſo ſchändlich tractiren und mir nicht mit der Feder ſolch' eine Niederträchtigkeit thun. Dazu bin ich zu alt, mich auf meine 50 Jahre zum Hundsvott machen zu laſſen. Alſo werde ich nicht nachgeben, bis ich unterliege, lieber mit Ehre nichts haben, als mit Unehre in gutem Stande ſein; — und davon ſoll mich nichts bringen, als die Force vieler Puissancen. Denn nach den Franzoſen frage ich nichts, wo nur die Schweden und Ruſſen dabei ſtill ſitzen. Mit den andern nehme ich es auf; denn es hat der David den Goliath mit der Schleuder todt geworfen.“

In den letzten Jahren Friedrich Wilhelm's war nun all ſein politiſches Sorgen einzig und allein auf die jülich-bergiſche Sache gerichtet geweſen. Der große Kurfürſt hatte ſich zur Beilegung des Streites über die jülich-cleve'ſche Erbſchaft damit begnügt, durch den Vertrag zu Düſſeldorf einſtweilen den einen Theil derſelben, Cleve, Mark und Ravensberg, wirklich in Beſitz zu nehmen, während Jülich und Berg fürerſt dem Hauſe Pfalz-Neuburg verbleiben, bei deſſen Ausſterben aber an Brandenburg fallen ſollten. Jetzt ſtand der Tod des letzten Fürſten von Pfalz-Neuburg, des Kurfürſten Carl Philipp von der Pfalz ohne männliche Nachkommenſchaft bevor, und das brandenburgiſche Haus gedachte in die alten Erbanſprüche ohne Weiteres einzutreten. Der Kaiſer dagegen begünſtigte den Wunſch des eifrig katholiſchen Carl Philipp, daß deſſen Schwiegerſohn, der katholiſche Pfalzgraf von Sulzbach die jülich'ſchen Lande erben möchte, und je näher der Tod des Kurfürſten rückte, deſto lebhafter wurden von beiden Seiten die Anſtrengungen, deſto mehr wurde die Erbſchaftsfrage zu einer Angelegenheit der allgemeinen europäiſchen Politik erhoben. Friedrich Wilhelm war entſchloſſen geweſen, nöthigen Falls mit Waffengewalt ſeine alt begründeten Anſprüche durchzuſetzen. Da man in Wien, wie er ſagte, Treu und Glauben gänzlich bei Seite geſetzt, ſo trug er zuletzt kein Bedenken, in die ſchon erwähnten Unterhandlungen mit Frankreich einzutreten.

Die Jülich'ſche Frage war es nun, die nach ſeinem Tode dem jungen Friedrich als „Probirſtein“ dienen ſollte, ob die große Zuneigung, die ihm der Wiener Hof bezeigen ließ, aufrichtig ſei oder nicht. Er ließ durch ſeinen Geſandten anfragen, ob er die Behauptung ſeiner gerechten Anſprüche auf Jülich und Berg vom Kaiſer erwarten könne, erhielt jedoch nur ausweichende, nichtsſagende Antworten, die es ihm von Neuem zur Gewißheit machten, daß das Emporkommen ſeines kräftig aufſtrebenden Hauſes keinerlei Unterſtützung von dem eiferſüchtigen Oeſterreich zu hoffen habe. Er hielt ſich ſeitdem überzeugt, daß er in Deutſch-

ihn der englischen Politik dienstbar zu machen suchte und ließ sich fürerst auf ein näheres Bündniß nicht ein. Dagegen ließ er seinerseits die Stimmung des französischen Hofes erforschen, mit dem er sich eng zu verbinden geneigt schien, wenn ihm dafür der Besitz der Grafschaft Berg gesichert würde. Frankreich aber hatte es niemals ernst damit gemeint, Preußen am Rhein festen Fuß gewinnen zu lassen, vorzüglich sollte Düsseldorf nicht in die Hände Preußens kommen, da die Franzosen dasselbe als bequemen Uebergang über den Rhein bei künftigen Kriegsfällen zu benutzen gedachten. Zwar suchte der Cardinal Fleury, welcher die Politik des Hofes von Versailles damals leitete, Friedrich mit schönen Worten und Versprechungen zu gewinnen, dieser aber durchschaute schon damals, daß er wirkliche Unterstützung für das Emporkommen Preußens von Frankreich her nicht zu erwarten habe, daß vielmehr die dortige Politik unabänderlich auf den eigenen Besitz des Rheins gerichtet sei. Er gab die Unterhandlungen mit Frankreich auf und wandte sich nun mit größerer Bereitwilligkeit als zuvor den Anerbietungen Englands zu, welches auf allen Seiten geschäftig war, eine Coalition gegen Frankreich zusammenzubringen. Gleichzeitig unterhandelte Friedrich mit Rußland und es kam auf dieser Seite wirklich ein Vertrag zu gegenseitiger Unterstützung zu Stande.

Am wichtigsten waren jedoch für den brandenburgischen Hof die Beziehungen zum kaiserlichen Hause. Es schien zuerst, als sollten sich dieselben überaus günstig gestalten: in Wien betrachtete man den jungen König wegen seiner braunschweigischen Gemahlin als einen nahen Verwandten und bezeigte seinem Gesandten die größte Aufmerksamkeit. Friedrich selbst, überzeugt, daß dem Wiener Hofe an einer festen Verbindung mit Preußen viel gelegen sein müsse, ließ seinerseits die Neigung zu einem guten Einverständniß auf die verbindlichste Art versichern, worauf die österreichischen Minister geradezu bekannten, daß eine Allianz mit dem König von Preußen ihnen als das vorzüglichste Mittel zur Wiederherstellung des alten Glanzes des kaiserlichen Hauses erscheine. Je mehr Friedrich jedoch von der Wahrheit dieser Ansicht, von der hohen Wichtigkeit seiner Freundschaft für das Haus Habsburg durchdrungen war, desto mehr war er auch entschlossen, sich demselben nicht ohne Weiteres und ohne gleichzeitige wesentliche Vortheile für seinen eigenen Staat hinzugeben. In ihm lebte die Erinnerung an all das Uebelwollen, welches seinen Vorfahren von Seiten Oesterreichs jederzeit widerfahren war, so oft man in Wien nicht ihrer Hülfe bedurfte; die Erinnerung an die vielfachen Widerwärtigkeiten, welche selbst seinem Vater trotz dessen entschiedener Hinneigung für das Kaiserhaus von dort her bereitet worden waren. Friedrich Wilhelm hatte wiederholt bitter beklagt, wie rücksichtslos, ja feindselig man in Wien und beim Reichsgericht gegen ihn zu Werke ging, wie man ihn verurtheilte, ohne ihn zu hören, wie man bei allen Grenz- oder Erbstreitigkeiten für seine Nebenbuhler entschied. Sein Unwillen war in den späteren Regierungsjahren immer höher gestiegen. Er war sich bewußt, Alles gethan zu haben, um das Zustandekommen einer großen Allianz zum Untergange des österreichischen Hauses zu verhüten, er hatte, als zwischen dem Kaiser und Frankreich der Krieg ausbrach, ohne Zögern seine Truppen an den Rhein gesandt, und dennoch häufte man gegen ihn Vernachlässigung auf Vernachlässigung. Als es zu Friedensverhandlungen mit Frankreich kam, waren ihm die Präliminarien gar nicht mitgetheilt, bei der Ver-

mählung der Erzherzogin Maria Thereſia mit dem Herzog von Lothringen ſelbſt die einfache Anzeige vorenthalten worden, und, was wichtiger war, bei der Erhebung des Kurfürſten von Sachſen zum König von Polen hatte man ſeinen Vorſtellungen nicht die geringſte Beachtung gewidmet. Friedrich Wilhelm war in der tiefſten Seele entrüſtet geweſen über die Verletzung der ihm gebührenden Rückſichten, und in einem ſolchen Augenblick gekränkten Ehrgefühls rief er einſt, auf ſeinen Sohn zeigend, prophetiſch aus: „da ſteht Einer, der mich rächen wird." Als der Kaiſer den Befehl gab, daß alle preußiſchen Werber die kaiſerlichen Staaten verlaſſen ſollten, ſchien Friedrich Wilhelm bereit, es auf's Aeußerſte kommen zu laſſen, ſetzte Alles in Kriegsbereitſchaft und ſchrieb an den alten Deſſauer: „Tout pour tout! Dies iſt eine affaire d'honneur und nicht d'intérêt. Die Mächte ſollen mich nicht ſo ſchändlich tractiren und mir nicht mit der Feder ſolch' eine Niederträchtigkeit thun. Dazu bin ich zu alt, mich auf meine 50 Jahre zum Hundsvott machen zu laſſen. Alſo werde ich nicht nachgeben, bis ich unterliege, lieber mit Ehre nichts haben, als mit Unehre in gutem Stande ſein; — und davon ſoll mich nichts bringen, als die Force vieler Puissancen. Denn nach den Franzoſen frage ich nichts, wo nur die Schweden und Ruſſen dabei ſtill ſitzen. Mit den andern nehme ich es auf; denn es hat der David den Goliath mit der Schleuder todt geworfen."

In den letzten Jahren Friedrich Wilhelm's war nun all ſein politiſches Sorgen einzig und allein auf die jülich-bergiſche Sache gerichtet geweſen. Der große Kurfürſt hatte ſich zur Beilegung des Streites über die jülich-cleve'ſche Erbſchaft damit begnügt, durch den Vertrag zu Düſſeldorf einſtweilen den einen Theil derſelben, Cleve, Mark und Ravensberg, wirklich in Beſitz zu nehmen, während Jülich und Berg fürerſt dem Hauſe Pfalz-Neuburg verbleiben, bei deſſen Ausſterben aber an Brandenburg fallen ſollten. Jetzt ſtand der Tod des letzten Fürſten von Pfalz-Neuburg, des Kurfürſten Carl Philipp von der Pfalz ohne männliche Nachkommenſchaft bevor, und das brandenburgiſche Haus gedachte in die alten Erbanſprüche ohne Weiteres einzutreten. Der Kaiſer dagegen begünſtigte den Wunſch des eifrig katholiſchen Carl Philipp, daß deſſen Schwiegerſohn, der katholiſche Pfalzgraf von Sulzbach die jülich'ſchen Lande erben möchte, und je näher der Tod des Kurfürſten rückte, deſto lebhafter wurden von beiden Seiten die Anſtrengungen, deſto mehr wurde die Erbſchaftsfrage zu einer Angelegenheit der allgemeinen europäiſchen Politik erhoben. Friedrich Wilhelm war entſchloſſen geweſen, nöthigen Falls mit Waffengewalt ſeine alt begründeten Anſprüche durchzuſetzen. Da man in Wien, wie er ſagte, Treu und Glauben gänzlich bei Seite geſetzt, ſo trug er zuletzt kein Bedenken, in die ſchon erwähnten Unterhandlungen mit Frankreich einzutreten.

Die Jülich'ſche Frage war es nun, die nach ſeinem Tode dem jungen Friedrich als „Probirſtein" dienen ſollte, ob die große Zuneigung, die ihm der Wiener Hof bezeigen ließ, aufrichtig ſei oder nicht. Er ließ durch ſeinen Geſandten anfragen, ob er die Behauptung ſeiner gerechten Anſprüche auf Jülich und Berg vom Kaiſer erwarten könne, erhielt jedoch nur ausweichende, nichtsſagende Antworten, die es ihm von Neuem zur Gewißheit machten, daß das Emporkommen ſeines kräftig aufſtrebenden Hauſes keinerlei Unterſtützung von dem eiferſüchtigen Oeſterreich zu hoffen habe. Er hielt ſich ſeitdem überzeugt, daß er in Deutſch-

land und in Europa nur so viel gelten und erreichen werde, als er im entscheidenden Augenblick durch Benutzung seiner Kriegsmacht durchzusetzen entschlossen und im Stande sei.

Bald zeigte er in einer an und für sich nicht bedeutenden Angelegenheit, daß es ihm an selbständigem Willen zur Behauptung seines guten Rechts nicht fehle.

Die Herrschaft Herstall im lüttich'schen Gebiet war schon unter Friedrich Wilhelm I. mit der oranischen Erbschaft an Brandenburg gefallen, die katholischen Bewohner aber zeigten sich dem neuen Landesherrn auf alle Weise widerspenstig und wurden darin von dem Bischof von Lüttich unterstützt, welcher seinerseits landesherrliche Rechte daselbst in Anspruch nahm. Vergeblich hatte Friedrich Wilhelm alle Mittel der Güte und der Drohung versucht, bei seinem Tode aber verweigerten die Herstaller seinem Sohn die Huldigung, bis er vom Bischof mit der Herrschaft belehnt sei. Da forderte Friedrich diesen in einem scharfen Schreiben auf, sich binnen zwei Tagen zu erklären, ob er seine angemaßte Souveränetät zu behaupten und die rebellischen Unterthanen weiter zu schützen gedenke, oder nicht, — und als der Bischof, wiewohl durch dieses entschiedene Auftreten betroffen, mit der Antwort zögerte, ließ der König 2000 Mann Truppen ins Lüttich'sche einrücken, welche von den Bewohnern alle Verpflegung und starke Executionsgebühren eintrieben. Der Bischof, heftig erregt, forderte Hülfe beim Kaiser, und das Reichshofgericht nahm Partei gegen Friedrich, dessen Entschluß man „hitzigen, der Reichssachen unkundigen, eigensüchtigen Rathgebern" Schuld gab. Der König wies jedoch die Einmischung des Reichs entschieden zurück, und der Bischof bequemte sich, Abgeordnete nach Berlin zu schicken, wo ein Abkommen über den Verkauf der Herrschaft zu Stande kam. Dem österreichischen Gesandten aber ließ Friedrich geradezu sagen, er habe bei dieser Gelegenheit sehen können, was er von der guten Freundschaft des Wiener Hofes in größeren Dingen zu erwarten habe. Er war entschlossen, sich bei dem bevorstehenden Tode des Kurfürsten von der Pfalz auch mit Waffengewalt in den Besitz von Berg zu setzen, als ganz unerwartet vor dem Eintritt jenes längst erwarteten Todesfalles ein viel wichtigerer Thronwechsel eintrat, der Friedrich's Thätigkeit nach einer andern Seite hin richtete.

Der erste schlesische Krieg.

Der letzte männliche Sproß des habsburgischen Kaiserhauses, Karl VI., war in noch kräftigem Mannesalter am 20. October 1740 gestorben: ganz Europa hatte dieses Erlöschen des Mannsstammes der Habsburger zwar längst vorausgesehen, aber man hatte nicht glauben können, daß es so bald eintreten würde. Mit Kaiser Karl's Abscheiden brach ganz unerwartet die Krisis für das Bestehen der österreichischen Monarchie herein, welcher Karl durch die pragmatische Sanction hatte vorbeugen wollen. Dieses Hausgesetz, welches alle Rechte der Nachfolge in Ermangelung männlicher Leibeserben des Kaisers auf seine älteste Tochter Maria Theresia übertrug, war zwar von allen bedeutenden Staaten anerkannt worden, aber man erwartete dennoch allgemein, daß es dabei sein Verbleiben nicht haben werde, daß beim Eintritt des wichtigen Todesfalls ein europäischer Krieg über die gewaltige Erbschaft entstehen würde. Zunächst war es das Haus Baiern, welches auf Grund alter Heirathsverbindungen mit den Habsburgern ein Anrecht der Nachfolge in den deutschen Erblanden

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Friedrich II. mit Schwerin und Podewils.

derselben, in Böhmen und in Ungarn geltend machte, — auch Sachsen erhob ähnliche Ansprüche, Frankreich aber, welches seit Jahrhunderten in dem Kaiserhause seinen größten Nebenbuhler erblickte, schien nur darauf zu warten, jene Ansprüche zu unterstützen, um die habsburgische Monarchie durch eine Theilung zu vernichten. In Wien selbst war man zuerst von den drohenden Gefahren tief durchdrungen, man sah im Geiste schon Oesterreich von den Baiern angegriffen, Böhmen von den Sachsen, die Ungarn in den Waffen und Frankreich als Seele von dem Allen. Die größte Gefahr aber, die bevorstand, sah man freilich nicht.

Als der Courier mit der großen Todesbotschaft (am 26. October 1740) in Rheinsberg eintraf, lag König Friedrich am Fieber danieder: die Nachricht wurde ihm vorenthalten, bis der schlimmste Anfall vorüber war. Sowie er alsdann von dem wichtigen Ereigniß unterrichtet war, raffte er sich auf, des Fiebers nicht mehr achtend, ließ seinen Cabinetsrath kommen, und beschied den Minister von Podewils und den Feldmarschall Graf von Schwerin ungesäumt von Berlin zu sich nach Rheinsberg. Niemand in seiner Umgebung ahnte, was in ihm vorging: jüngst vorher hatten nur Gedanken des Friedens und literarische Genüsse ihn erfüllt, und eben damals hatte er den Idyllendichter Gresset in einer lieblichen Epistel zu sich eingeladen, in behaglicher Stimmung rühmend, auch dort habe man stille Landhäuser, man kenne den ganzen Werth eines ruhigen, fleißigen Lebens, das vielleicht das einzige glückliche in der Welt sei. Doch solches Glück sollte ihm nicht beschieden sein: in ihm selbst war noch eine andere Natur, neben der innigen Freude an gemüthlich geistiger Beschäftigung eine hohe Empfänglichkeit für den Ruhm, ein lebendiger Ehrgeiz für sich und seine Monarchie. Mit der Kunde von dem wichtigen Todesfalle, der ganz Europa in Bewegung setzte, erwachte in ihm die Gewißheit, daß ihn das Schicksal auf jene minder behagliche, aber glanzvollere Ruhmesbahn rufe, — und er hatte für jetzt nur den Gedanken, durch die Geltendmachung alter Ansprüche sein Haus zu neuer Machtstellung zu erheben.

Es stand bei ihm fest, sich Schlesiens zu bemächtigen, auf welches seine Vorfahren einst Erbschaftsrechte erworben hatten, deren Erfüllung aber von den österreichischen Kaisern verhindert worden war. Als nämlich der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg seine Tochter Barbara mit dem zweiten Sohn des Herzogs Friedrich von Liegnitz, Brieg und Wohlau, und seinen ältesten Sohn, den Kurprinzen Johann Georg mit Friedrich's Tochter Sophie verheirathet hatte, war zwischen beiden Fürstengeschlechtern eine Erbverbrüderung der Art geschlossen worden, daß nach dem Erlöschen des herzoglichen Mannsstammes die gesammten Lande des liegnitzischen Hauses (welche einen großen Theil von Mittel- und Niederschlesien umfaßten) an den Kurfürsten von Brandenburg, im umgekehrten Falle aber alle diejenigen brandenburgischen Lande, welche Lehen der Krone Böhmen waren, an die Herzoge von Liegnitz fallen sollten. Diesen im Jahr 1537 geschlossenen Vertrag erklärte jedoch der Kaiser Ferdinand neun Jahre darauf für ungültig, weil der Herzog von Liegnitz denselben nicht ohne Genehmigung seines Lehnsherrn, des Königs von Böhmen, habe schließen können. Herzog Friedrich dagegen behauptete für sich das Recht zu solcher selbständiger Erbverfügung, weil seinen Vorfahren längst ehe das österreichische Haus die Herrschaft über Böhmen und die Oberhoheit über Schlesien erlangte, von den alten jagellonischen Königen

das ausdrückliche Privilegium ertheilt worden war, ihre Städte, Lande und Leute, wie bei Lebzeiten, so auch durch Testament und auf dem Todbette nach eigenem besten Rathe zu vergeben. Auf Grund dieser verbrieften und besiegelten Befugniß war der Erbvertrag mit Brandenburg geschlossen worden, und Herzog Friedrich erklärte denselben noch auf dem Sterbebette für gültig. Noch ein anderes Anrecht hatte das brandenburgische Haus einst auf schlesisches Gebiet erworben: ein Markgraf von Brandenburg war Herzog von Jägerndorf geworden und als solcher allgemein anerkannt. Als er jedoch beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges gegen den Kaiser, seinen Lehnsherrn, zu Gunsten des protestantischen Friedrich von der Pfalz Partei genommen, war er nach dessen Besiegung in der Schlacht am weißen Berge in den Fall desselben verwickelt und abgesetzt worden. Zu Utrecht aber entzog der Kaiser dem brandenburgischen Hause überhaupt das Erbrecht auf jene Lande: dasselbe sollte durch eine Geldzahlung dafür entschädigt werden, hat aber um solchen Preis niemals auf seine Rechte verzichten mögen. Die Umstände waren freilich fürerst und lange Zeit hindurch nicht günstig, um diese und jene älteren Rechte auf die liegnitzische Erbschaft wirklich durchzuführen. Als nämlich der letzte Herzog von Liegnitz im Jahr 1675 starb, setzte sich Oesterreich ohne Weiteres in Besitz seiner Länder; der große Kurfürst war zuerst noch zu sehr mit dem Krieg gegen Schweden beschäftigt, als daß er es hätte verhindern und seine auf der alten Erbverbrüderung beruhenden Ansprüche mit Nachdruck geltend machen können. Als er aber nach Wiederherstellung des Friedens mit diesen Ansprüchen hervortrat und den Kaiser aufforderte, ihm eine Zeit zu bestimmen, wo er die schlesischen Herzogthümer zu Lehen empfangen könnte, wurde er kurz abgewiesen; man gab ihm zu verstehen, das Haus Oesterreich werde es niemals geschehen lassen, daß ein protestantischer Fürst mitten in seinen Erbländern Fuß fasse. Als einzige Befriedigung wurde ihm der Kreis Schwiebus im Herzogthum Glogau gewährt, noch dazu war es damit nicht redlich gemeint; denn insgeheim wußte man seinen Sohn, den Kurprinzen Friedrich, dahin zu bringen, daß er um den Preis der Anerkennung seiner Erbansprüche auf die ungetheilten brandenburgischen Lande sich zur Rückgabe des schwiebuser Kreises schriftlich verpflichtete. Als der Kurprinz freilich zur Regierung gekommen war und von seinen Ministern die gute Begründung weit größerer Ansprüche auf Schlesien genau erfahren hatte, sagte er bei der Rückgabe des Kreises Schwiebus: „Ich muß, will und werde mein Wort halten; das Recht aber in Schlesien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlassen, welche ich ohnedem bei diesen widerrechtlichen Umständen weder binden kann noch will. Giebt es Gott und die Zeit nicht anders, als jetzo, so müssen wir zufrieden sein: schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie desfalls dereinst zu thun und zu lassen haben werden."

Im brandenburgischen Hause lebte denn die Ueberzeugung fort, daß Schlesien von Rechtswegen ihm gehöre, und auch Friedrich Wilhelm I. kam darauf öfter zurück, besonders im vertraulichen Gespräch mit seinen Ministern. Doch ging der Sinn dieses Fürsten nicht darauf, dem Hause Oesterreich Schlesien mit Gewalt zu entreißen, sondern er gedachte durch geleistete Dienste seine Rechte zur Anerkennung zu bringen, besonders wenn der erwartete Streit über die österreichische Erbfolge entstände.

Als nun dieser wichtige Augenblick eintrat, war Friedrich II. sofort entschlossen, die große Gelegenheit zur Geltendmachung der Rechte seines Hauses nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen.

Jetzt, wo die ganze Existenz der österreichischen Monarchie auf dem Spiel stand, wo es möglich schien, daß das habsburgische Erbe großentheils in fremde Hände fiel, mußte auch Brandenburg seine alten vertragsmäßigen Ansprüche wieder ins Auge fassen. Zwar hatte auch das preußische Königshaus die pragmatische Sanction gewährleistet, ja Friedrich Wilhelm I. hatte nicht wenig dazu beigetragen, dieselbe überhaupt bei den europäischen Mächten zur Anerkennung zu bringen, aber Oesterreich hatte ihm dagegen den Besitz des Herzogthums Berg garantiren müssen. Sowie sich der Wiener Hof jedoch durch anderweitige Verbindungen wieder gesichert glaubte, hatte er das an Preußen gegebene Versprechen nicht mehr für verbindlich erachtet und anders über die bergische Erbschaft verfügt. Darum hielt sich Friedrich auch seinerseits an den Vertrag, den Oesterreich zuerst verletzt hatte, nicht mehr für gebunden: nachdem das Verhältniß zwischen beiden Häusern längst ein gereiztes geworden, fühlte er sich frei, die Umstände ganz zum Vortheile seiner Monarchie zu benutzen. Die Mittel dazu hatte er in Händen: mit stolzem Bewußtsein blickte er auf die treffliche Armee und den gefüllten Schatz, den ihm sein Vater hinterlassen. Jetzt oder nie war der Zeitpunkt gekommen, von den lang gesammelten Kräften Gebrauch zu machen: Friedrich, für den Ruhm in hohem Grade empfänglich, war nicht einen Augenblick schwankend, dem Rufe des Schicksals zu folgen. Er selbst schreibt der Ruhmbegier einen großen Antheil an dem Unternehmen zu, vor Allem aber faßte er dasselbe als eine Ehrenpflicht gegen sein Land auf. „Friedrich der Erste, sagte er später, hatte, als er Preußen zum Königreich erhob, einen Keim des Ehrtriebs in seine Nachkommenschaft gelegt, der seine Früchte tragen mußte. Die preußische Monarchie, wie er sie hinterlassen, war noch etwas Halbes, mehr noch ein Kurfürstenthum, als ein Königreich. Es war ein rühmliches Unternehmen, das Wesen des Staats zur Entscheidung zu bringen, und dieses Gefühl mußte neben so vielen einladenden Beweggründen zu dem wichtigen Entschluß treiben."

Die vertrauten Rathgeber, die er zu sich berufen, der Minister Podewils und der Feldmarschall Schwerin, stellten zwei Wege zur Erreichung seines Ziels als möglich dar: — entweder konnte er sich in der großen Gefahr, von welcher das habsburgische Haus von allen Seiten bedroht war, sofort offen zu den Feinden desselben gesellen oder als Bundesgenosse der bedrängten Maria Theresia auftreten und zum Lohn seiner Dienste die freiwillige Abtretung Schlesiens fordern. Dieser zweite Weg wurde von Podewils vor Allem empfohlen: er meinte, daß die junge Fürstin auf Oesterreich's Thron vom äußersten Verderben bedroht, mit Freuden Schlesien zum Opfer bringen würde, um sich durch ein enges Bündniß mit dem schlagfertigen Preußen gegen alle sonstigen Nebenbuhler zu stärken. Führe ein solcher wohlgemeinter Antrag nicht zum Ziel, so müßte man sich mit den feindlichen Bewerbern um die österreichischen Erblande verbinden und mit Gewalt die Ansprüche auf Schlesien durchsetzen. In beiden Fällen aber sei dieses Land vorweg in Besitz zu nehmen, als ein Pfand, sei es für das bessere Gelingen der Unterhandlungen, sei es für den Erfolg der Kriegführung. Dies schien um so unerläßlicher, weil zu befürchten stand, daß

sonst einer der Nebenbuhler Maria Theresia's, Baiern oder Sachsen, dem König von Preußen zuvorkäme. Daß dies zu verhindern sei, darüber war in Friedrich's Geist vom ersten Augenblick an kein Bedenken: er wußte zumal, daß er im Stande sei, ohne Weiteres in Schlesien einzurücken. „Ich habe meine Truppen und alles Nöthige bereit, sagte er. Wenn ich so im Vortheil bin, soll ich ihn nicht benutzen? Ich müßte den Werth des Guts, das ich in Händen habe, nicht zu schätzen wissen." Wohl wurden auch alle Bedenken ernst und reiflich erwogen, besonders die ungünstige Lage der preußischen Länder, die weit hingestreckt zwischen eifersüchtigen Staaten schlimmsten Falls, wie Podewils vorstellte, auf allen Seiten, im Rücken, in den Flanken, ja selbst im Herzen den feindlichen Angriffen ausgesetzt seien. Friedrich aber zeigte sich voll des größten Vertrauens auf die Stärke seiner Kriegsmacht, zumal im Vergleich mit den benachbarten Staaten. Wolle Sachsen sich etwa regen, das könne man leicht überwältigen, in Preußen werde er gegen einen möglichen Einfall von Polen oder von Rußland fünf und funfzig Schwadronen und hinreichendes Fußvolk lassen; ja während er in Schlesien eindringe, denke er doch Kräfte genug zu haben, um nöthigen Falls auch noch Berg in Besitz zu nehmen und sich nach allen Seiten zur Wehr zu setzen.

So war in der Stille des Geheimnisses Alles erwogen, und der Plan stand für alle Fälle fest, ehe irgend Jemand ahnte wie Großes der König im Sinn habe. Während die diplomatischen Verhandlungen mit dem Wiener Hofe durch vertrauliche Eröffnungen eingeleitet wurden, traf man vor Allem schleunigst alle Vorbereitungen, um zunächst Schlesien in Besitz zu nehmen. Schon am 8. November erhielten mehrere Regimenter Befehl, sich marschfertig zu halten, bald war Alles in Bereitschaft gesetzt, um noch vor Eintritt des Winters den Feldzug zu eröffnen: mit dem Fortgang der Rüstungen stieg des Königs Muth und Zuversicht. „Ich will die kühnste, unerwartetste und größte Unternehmung beginnen, schrieb er damals, welche je ein Fürst meines Hauses gewagt hat. Der Zustand meiner Truppen läßt einen glücklichen Erfolg hoffen. Mein Herz ist erfüllt von guten Vorahnungen."

Bald waren die Rüstungen nicht mehr geheim zu halten, aber die Gesandten der fremden Mächte wußten sich nicht darüber Rechenschaft zu geben, gegen wen dieselben gerichtet sein könnten. Vorzüglich kam es darauf an, den österreichischen Hof so lange als irgend möglich in Zweifel zu halten. Friedrich war der Erste gewesen, der Maria Theresia als Königin von Ungarn und Böhmen ausdrücklich anerkannt; das von ihrem Gemahl, dem Großherzog Franz von Toscana ausgesprochene Vertrauen, daß Oesterreich vorzüglich auf England und Preußen rechne, ließ er durch die Versicherung erwiedern, der Großherzog könne auf seine Bereitwilligkeit ihm zu dienen vertrauen, — die Gefahr für Oesterreich sei groß, doch habe er Geld und Waffen, und sei bereit, Maria Theresia mit Beidem zu unterstützen. Zugleich aber sollte der preußische Gesandte, von Borcke, die große Wichtigkeit der preußischen Hülfe wohl hervorheben und zu verstehen geben, daß dieselbe an Bedingungen geknüpft sei, welche der Größe der Gefahr angemessen wären. Beunruhigt durch diese dunkeln Eröffnungen und durch die Kunde von Preußens Rüstungen, schickte die Königin den Marquis von Botta nach Berlin, um sich der Absichten Friedrich's zu versichern. Botta kam Ende November an, er hatte unterwegs viele Truppenabtheilungen im Marsch

nach Schlesien gefunden, die Berliner Garnison war bereits ausgerückt, Alles in Kriegsbereitschaft, wie in einem Heerlager. Die Richtung der Kriegsabsichten ließ sich nicht mehr verhehlen: Botta suchte jedoch vergeblich durch allerlei Wendungen den König und seine Vertrauten zu einer bestimmten Aeußerung darüber zu bringen. Geflissentlich brachte er das Gespräch immer wieder auf Schlesien; als er mit einiger Befriedigung die Bemerkung hervorhob, daß dort gerade alle Straßen durch Ueberschwemmungen unwegsam seien, erwiederte Friedrich scherzhaft, das Schlimmste, was denen, die den Weg zu machen haben, begegnen könne, sei eben, daß sie beschmutzt ankommen.

Als die Vorbereitungen weit genug gediehen waren, schrieb der König (am 6. Dezbr.) eigenhändig an Maria Theresia und betheuerte die Aufrichtigkeit seiner freundschaftlichen Gesinnungen und seine Bereitwilligkeit zur Unterstützung Oesterreichs, jedoch unter Bedingungen, welche der nach Wien abgesandte Graf Gotter näher darlegen würde. Als dem Marquis von Botta bei dessen Abschiedsaudienz dieselben Mittheilungen gemacht wurden, rief er erstaunt aus: „Sie werden Oesterreich zu Grunde richten, aber zugleich Sich selbst.“ Friedrich antwortete, es hänge nur von der Königin ab, seine Anerbietungen anzunehmen. Botta drang in ihn, wohl zu bedenken, was er unternehme, seine Truppen seien zwar schön, aber sie hätten sich nicht, wie die österreichischen, schon vor dem Feinde bewährt. Friedrich aber antwortete lebhaft: „Sie finden meine Truppen schön, ich gedenke zu zeigen, daß sie auch gut sind,“ und brach alle weiteren Erörterungen kurz ab.

Als der Plan des Königs nun in Berlin und im Lande bekannt wurde, entstand zuerst das größte Erstaunen darüber; selbst bedeutende Militärs schüttelten bedenklich die Köpfe über die Kühnheit des ungeahnten Vornehmens. Vor Allem äußerte sich der alte Fürst Leopold von Dessau höchst mißbilligend. Derselbe gehörte von jeher zu den aufrichtigen Freunden Oesterreich's, er hatte den Ruhm des Prinzen Eugen im spanischen Erbfolgekrieg getheilt und war überdies dem Kaiserhause persönlich zu Dank verpflichtet, weil es seine Ehe mit einer Bürgerstochter aus Dessau legitimirt hatte. Friedrich hatte ihn deshalb weder zu den Vorberathungen über das schlesische Unternehmen zugezogen, noch gedachte er ihm ein Commando in Schlesien zu übertragen, — nur der Befehl der zurückbleibenden Truppen zum etwaigen Schutz gegen Sachsen sollte ihm übergeben werden. Der König schrieb ihm darüber begütigend, und fügte hinzu, die schlesische Occupation wolle er selbst leiten, und es dürfe nicht den Anschein haben, als ziehe er mit einem Hofmeister in's Feld. Der alte Dessauer aber wurde durch die vermeintliche Zurücksetzung noch ungehaltener und ließ seine Mißbilligung über den Kriegsplan in lauten Aeußerungen überall vernehmen. Um diese und andere Eindrücke in der Armee selbst zu verwischen, rief der König die noch in Berlin anwesenden Offiziere zusammen und sprach so zu ihnen: „Ich unternehme einen Krieg, in welchem Ihre Tapferkeit und Ihre Ergebenheit meine einzigen Verbündeten sind. Meine Sache ist gerecht. Erinnern Sie Sich des Ruhms, den Ihre Vorfahren bei Warschau, Fehrbellin und auf dem Zuge nach Preußen errungen haben. Ihr Schicksal ist in Ihrer Hand: Auszeichnungen und Belohnungen warten Ihrer, die Sie durch Ihre tapfern Thaten verdienen sollen. Doch brauche ich Sie nicht erst zum Ruhme anzufeuern, den allein Sie im Auge haben. Wir werden uns mit Truppen messen, die unter dem Prinzen Eugen im höchsten Rufe standen.

sonst einer der Nebenbuhler Maria Theresia's, Baiern oder Sachsen, dem König von Preußen zuvorkäme. Daß dies zu verhindern sei, darüber war in Friedrich's Geist vom ersten Augenblick an kein Bedenken: er wußte zumal, daß er im Stande sei, ohne Weiteres in Schlesien einzurücken. „Ich habe meine Truppen und alles Nöthige bereit, sagte er. Wenn ich so im Vortheil bin, soll ich ihn nicht benutzen? Ich müßte den Werth des Guts, das ich in Händen habe, nicht zu schätzen wissen." Wohl wurden auch alle Bedenken ernst und reiflich erwogen, besonders die ungünstige Lage der preußischen Länder, die weit hingestreckt zwischen eifersüchtigen Staaten schlimmsten Falls, wie Podewils vorstellte, auf allen Seiten, im Rücken, in den Flanken, ja selbst im Herzen den feindlichen Angriffen ausgesetzt seien. Friedrich aber zeigte sich voll des größten Vertrauens auf die Stärke seiner Kriegsmacht, zumal im Vergleich mit den benachbarten Staaten. Wolle Sachsen sich etwa regen, das könne man leicht überwältigen, in Preußen werde er gegen einen möglichen Einfall von Polen oder von Rußland fünf und funfzig Schwadronen und hinreichendes Fußvolk lassen; ja während er in Schlesien eindringe, denke er doch Kräfte genug zu haben, um nöthigen Falls auch noch Berg in Besitz zu nehmen und sich nach allen Seiten zur Wehr zu setzen.

So war in der Stille des Geheimnisses Alles erwogen, und der Plan stand für alle Fälle fest, ehe irgend Jemand ahnte wie Großes der König im Sinn habe. Während die diplomatischen Verhandlungen mit dem Wiener Hofe durch vertrauliche Eröffnungen eingeleitet wurden, traf man vor Allem schleunigst alle Vorbereitungen, um zunächst Schlesien in Besitz zu nehmen. Schon am 8. November erhielten mehrere Regimenter Befehl, sich marschfertig zu halten, bald war Alles in Bereitschaft gesetzt, um noch vor Eintritt des Winters den Feldzug zu eröffnen: mit dem Fortgang der Rüstungen stieg des Königs Muth und Zuversicht. „Ich will die kühnste, unerwartetste und größte Unternehmung beginnen, schrieb er damals, welche je ein Fürst meines Hauses gewagt hat. Der Zustand meiner Truppen läßt einen glücklichen Erfolg hoffen. Mein Herz ist erfüllt von guten Vorahnungen."

Bald waren die Rüstungen nicht mehr geheim zu halten, aber die Gesandten der fremden Mächte wußten sich nicht darüber Rechenschaft zu geben, gegen wen dieselben gerichtet sein könnten. Vorzüglich kam es darauf an, den österreichischen Hof so lange als irgend möglich in Zweifel zu halten. Friedrich war der Erste gewesen, der Maria Theresia als Königin von Ungarn und Böhmen ausdrücklich anerkannt; das von ihrem Gemahl, dem Großherzog Franz von Toscana ausgesprochene Vertrauen, daß Oesterreich vorzüglich auf England und Preußen rechne, ließ er durch die Versicherung erwiedern, der Großherzog könne auf seine Bereitwilligkeit ihm zu dienen vertrauen, — die Gefahr für Oesterreich sei groß, doch habe er Geld und Waffen, und sei bereit, Maria Theresia mit Beidem zu unterstützen. Zugleich aber sollte der preußische Gesandte, von Borcke, die große Wichtigkeit der preußischen Hülfe wohl hervorheben und zu verstehen geben, daß dieselbe an Bedingungen geknüpft sei, welche der Größe der Gefahr angemessen wären. Beunruhigt durch diese dunkeln Eröffnungen und durch die Kunde von Preußens Rüstungen, schickte die Königin den Marquis von Botta nach Berlin, um sich der Absichten Friedrich's zu versichern. Botta kam Ende November an, er hatte unterwegs viele Truppenabtheilungen im Marsch

nach Schlesien gefunden, die Berliner Garnison war bereits ausgerückt, Alles in Kriegsbereitschaft, wie in einem Heerlager. Die Richtung der Kriegsabsichten ließ sich nicht mehr verhehlen: Botta suchte jedoch vergeblich durch allerlei Wendungen den König und seine Vertrauten zu einer bestimmten Aeußerung darüber zu bringen. Geflissentlich brachte er das Gespräch immer wieder auf Schlesien; als er mit einiger Befriedigung die Bemerkung hervorhob, daß dort gerade alle Straßen durch Ueberschwemmungen unwegsam seien, erwiederte Friedrich scherzhaft, das Schlimmste, was denen, die den Weg zu machen haben, begegnen könne, sei eben, daß sie beschmutzt ankommen.

Als die Vorbereitungen weit genug gediehen waren, schrieb der König (am 6. Dezbr.) eigenhändig an Maria Theresia und betheuerte die Aufrichtigkeit seiner freundschaftlichen Gesinnungen und seine Bereitwilligkeit zur Unterstützung Oesterreichs, jedoch unter Bedingungen, welche der nach Wien abgesandte Graf Gotter näher darlegen würde. Als dem Marquis von Botta bei dessen Abschiedsaudienz dieselben Mittheilungen gemacht wurden, rief er erstaunt aus: „Sie werden Oesterreich zu Grunde richten, aber zugleich Sich selbst.“ Friedrich antwortete, es hänge nur von der Königin ab, seine Anerbietungen anzunehmen. Botta drang in ihn, wohl zu bedenken, was er unternehme, seine Truppen seien zwar schön, aber sie hätten sich nicht, wie die österreichischen, schon vor dem Feinde bewährt. Friedrich aber antwortete lebhaft: „Sie finden meine Truppen schön, ich gedenke zu zeigen, daß sie auch gut sind,“ und brach alle weiteren Erörterungen kurz ab.

Als der Plan des Königs nun in Berlin und im Lande bekannt wurde, entstand zuerst das größte Erstaunen darüber; selbst bedeutende Militärs schüttelten bedenklich die Köpfe über die Kühnheit des ungeahnten Vornehmens. Vor Allem äußerte sich der alte Fürst Leopold von Dessau höchst mißbilligend. Derselbe gehörte von jeher zu den aufrichtigen Freunden Oesterreich's, er hatte den Ruhm des Prinzen Eugen im spanischen Erbfolgekrieg getheilt und war überdies dem Kaiserhause persönlich zu Dank verpflichtet, weil es seine Ehe mit einer Bürgerstochter aus Dessau legitimirt hatte. Friedrich hatte ihn deshalb weder zu den Vorberathungen über das schlesische Unternehmen zugezogen, noch gedachte er ihm ein Commando in Schlesien zu übertragen, — nur der Befehl der zurückbleibenden Truppen zum etwaigen Schutz gegen Sachsen sollte ihm übergeben werden. Der König schrieb ihm darüber begütigend, und fügte hinzu, die schlesische Occupation wolle er selbst leiten, und es dürfe nicht den Anschein haben, als ziehe er mit einem Hofmeister in's Feld. Der alte Dessauer aber wurde durch die vermeintliche Zurücksetzung noch ungehaltener und ließ seine Mißbilligung über den Kriegsplan in lauten Aeußerungen überall vernehmen. Um diese und andere Eindrücke in der Armee selbst zu verwischen, rief der König die noch in Berlin anwesenden Offiziere zusammen und sprach so zu ihnen: „Ich unternehme einen Krieg, in welchem Ihre Tapferkeit und Ihre Ergebenheit meine einzigen Verbündeten sind. Meine Sache ist gerecht. Erinnern Sie Sich des Ruhms, den Ihre Vorfahren bei Warschau, Fehrbellin und auf dem Zuge nach Preußen errungen haben. Ihr Schicksal ist in Ihrer Hand: Auszeichnungen und Belohnungen warten Ihrer; die Sie durch Ihre tapfern Thaten verdienen sollen. Doch brauche ich Sie nicht erst zum Ruhme anzufeuern, den allein Sie im Auge haben. Wir werden uns mit Truppen messen, die unter dem Prinzen Eugen im höchsten Rufe standen.

Leben Sie wohl. Ziehen Sie hin, ich werde Ihnen bald auf den Schauplatz des Ruhmes folgen, der unser wartet."

Besitzergreifung von Schlesien.

Am Morgen des 13. Dezember brach Friedrich, nachdem er in der Nacht vorher noch einem Hofball scheinbar ganz unbefangen beigewohnt hatte, zu dem Heere auf, welches sich, 30,000 Mann stark, bei Crossen an der Grenze Schlesiens versammelt hatte. Noch einmal sprach er dort zu dem Offiziercorps anfeuernde Worte „nicht als Herr, sondern als Freund," vor seinen Augen sollten sie fechten, er wolle sie belohnen wie ein Familienhaupt. Am 16. Dezember rückte er in Schlesien ein. „Ich bin über den Rubicon gegangen, schrieb er in jenen Tagen, mit fliegenden Fahnen und unter dem Schlag der Trommeln. Meine Truppen sind voll guten Willens, die Offiziere voll Ehrgeiz, die Generale dürstend nach Ruhm. Ich will untergehen oder Ehre von diesem Unternehmen haben. Mein Herz verspricht mir alles Gute; ein zuversichtliches Gefühl, dessen Grund mir unbekannt ist, weißagt mir Glück; ich werde nicht wieder nach Berlin kommen, ohne mich des Blutes würdig gemacht zu haben, aus dem ich stamme, und der braven Truppen, die ich anführe."

So vortrefflich des Königs Kriegsmacht, und so wohl vorbereitet sein Unternehmen war, so hatte er doch die glückliche Ausführung desselben wesentlich noch zwei Umständen zu danken: die schlesische Bevölkerung nämlich kam der preußischen Besitznahme theils ohne Widerstreben, theils mit entschiedenem Wohlwollen entgegen, — die österreichische Regierung aber war zu kräftiger Gegenwehr in Schlesien nicht gerüstet.

Die schlesischen Landschaften hatten neben der kaiserlichen Regierung, welche von dem Oberamtscollegium ausgeübt wurde, ihre eigenen ständischen Körperschaften beibehalten, welche mit dem österreichischen Regiment nicht selten im Streit lagen, die einzelnen Fürstenthümer standen theils unter eigenen Fürsten, theils unter besonderen Fürstenthumscollegien, die größeren Städte genossen unter ihren Magistraten ausgedehnte Gerechtsame und Privilegien. Ueber die Herbeiziehung fremder Regimenter aus andern österreichischen Kronlanden, über das Hin- und Herziehen und die Excesse der Truppen, wie der entlassenen Söldlinge, besonders über die Verpflegung der Soldaten gab es Seitens der Stände unaufhörlich Beschwerden; überhaupt klagten dieselben gerade um jene Zeit über die drückenden Umstände des Landes, — die Auflagen seien unerschwinglich, der Handel im Verfall, unzählige Bauerngüter und Bürgerhäuser wegen Schulden sequestrirt, Niemand habe mehr Geld, dem Landmann bleibe keine Hoffnung, sich aus solcher Bedrängniß wieder herauszuarbeiten. Wenn in diesen Klagen gewiß viel Uebertreibung lag, so war dagegen in einer anderen, in religiöser Beziehung die Mißstimmung eines Theils der Bevölkerung nur allzu begründet. Die Reformation, welche einst in Schlesien am frühesten eine Stätte gefunden, war dort unter der österreichischen Regierung mit der größten Entschiedenheit verfolgt worden. Bis zum dreißigjährigen Kriege gab es weite Landstriche, wo kein Katholik zu finden war, bald darauf aber wurde zuerst in Oberschlesien, dann nach dem Absterben der liegnitzischen Fürsten auch in jenen vom Kaiser eingezogenen Ländern der evangelische Glaube durch Anwendung

von Drohungen und schwerer Bedrückung beeinträchtigt und zurückgedrängt. Wiewohl Carl XII. von Schweden durch die Altranstädter Convention wenigstens für einige der schlesischen Fürstenthümer und für die Stadt Breslau gewisse Erleichterungen herbeiführte, so wurde doch die evangelische Religion nur als eine geduldete, nicht als eine berechtigte angesehen: die Protestanten waren von allen Aemtern ausgeschlossen, und während man den Uebertritt zur evangelischen Kirche als Apostasie hart verfolgte, wurde die Bekehrung von Protestanten zum Katholicismus oft gewaltsam erzwungen. Bei der Thronbesteigung der Maria Thersia verkündeten nun die Katholiken mit erhöhter Zuversicht, daß jetzt ihre Kirche ausschließlich herrschen solle. Um so freudiger war daher der Eindruck unter den schlesischen Protestanten, als sich auf einmal die Kunde verbreitete, daß der junge Fürst des mächtigsten evangelischen Staates von Deutschland mit einem gewaltigen Heere zur Besitznahme Schlesiens herbeikomme: Friedrich erschien wie ein Schutzengel für den bedrohten evangelischen Glauben und es wurden Sagen und vermeintliche Prophezeihungen über die wunderbare Fügung seines hülfreichen Auftretens verbreitet.

Bei solcher Stimmung der schlesischen Bevölkerung machte ein Patent, welches der König gleich beim Eintritt in Schlesien verkündigte und in welchem er seine Absichten im freundlichsten Lichte darstellte, eine um so günstigere Wirkung. Er sagte darin: nach dem Erlöschen des österreichischen Mannsstammes müsse er besorgen, es möchten diejenigen, welche Ansprüche auf die österreichische Erbschaft machen, Schlesien, die Vormauer seiner Staaten, an deren Wohlstand ihm viel liege, gewaltsam in Besitz nehmen; um dem zuvorzukommen, habe er zur eigenen Vertheidigung und zum Schutz des Landes Truppen einrücken lassen, keineswegs in der Absicht, die Königin von Ungarn zu verletzen, mit welcher er vielmehr genaue Freundschaft zu unterhalten beabsichtige und sich darüber zu verständigen im Begriff sei. Niemand solle Feindliches besorgen, vielmehr Jeder, weß Standes und welcher Religion er sei, bei seinen wohlhergebrachten Gerechtigkeiten, Freiheiten und Privilegien erhalten und seines königlichen Schutzes sich erfreuen; wie er denn auch die strengste Mannszucht bei seinen Truppen halten lassen wolle, so daß Niemand durch dieselben molestirt oder beunruhigt, noch weniger aber in dem Besitz des Seinen gestört werden solle. Da hiernach sein Absehen auf der Schlesier eigenes Bestes und auf die Erhaltung der ihm und ihnen so nöthigen Ruhe ihres Vaterlandes gehe, so erwarte er, sie würden sich bei solchem freundnachbarlichen Betragen nicht an ihm und den Seinigen vergreifen, da sie die übeln Folgen davon alsdann sich selbst beizumessen haben würden.

Diese Ansprache verfehlte ihren Zweck nicht: die Schlesier, von vorn herein dem herbeiziehenden Fürsten nicht abgeneigt, beruhigten sich nun über seine Absichten um so eher, als er eine Verständigung mit der bisherigen Landesherrin ankündigte; selbst die Landesbehörden, so gut kaiserlich sie gesinnt waren, beschränkten sich doch fast durchweg darauf, der preußischen Besitzergreifung vorsichtige Proteste oder Verwahrungen entgegen zu setzen. Bezeichnend für diese Art Widerstand ist das Benehmen des Magistrats von Grüneberg. Als Friedrich mit einer Truppenabtheilung vor dieser Stadt erschien, die Thore aber geschlossen fand, schickte er einen Offizier hinein, um die Schlüssel der Stadt zu fordern. Derselbe wurde vor den versammelten Rath geführt: Bürgermeister und Schöppen saßen in großer

Amtstracht, vor ihnen auf dem Rathstische lagen die Schlüssel der Stadt. Auf die nachdrücklichen Vorstellungen des Parlamentairs erwiederte der Bürgermeister endlich mit feierlichem Tone: „Hier liegen die Schlüssel der Stadt, ich werde sie Ihnen unter keinen Umständen geben, wollen Sie sie nehmen, so kann ich's freilich nicht hindern.“ Lächelnd nahm sie der Offizier, die Preußen rückten unter freudiger Begrüßung der Einwohner in die Stadt, und Friedrich ließ dann die Schlüssel, welche der Bürgermeister auch nicht zurückholen lassen wollte, unter Musik und Trommelschlag von einem Commando seiner Truppen auf den Rathstisch zurückbringen.

Vergeblich erließ die oberste Behörde der Provinz, das kaiserliche Oberamt in Breslau, den Befehl an die Einwohner Schlesiens, den einrückenden Preußen weder Lebensmittel zuzuführen, noch sonst eine Handreichung zu leisten; solchen Verboten konnte kein Nachdruck gegeben werden, da die schlesischen Stände selbst sich geradezu mit Friedrich in Verbindung setzten. Die Landesältesten der Fürstenthümer Glogau, Liegnitz und Wohlau erschienen in seinem Lager, um über die Verpflegung seiner Truppen mit ihm zu verhandeln und ihre Commissarien begleiteten die Preußen beim weiteren Vorrücken von Stadt zu Stadt, von Kreis zu Kreis.

Die kaiserlichen Behörden in Schlesien waren gar nicht im Stande, einen kräftigeren Widerstand zu organisiren: es fehlte ihnen dazu eine hinreichende bewaffnete Macht. Nur 3000 Mann Oesterreicher standen im Lande: trotz aller nach Wien gelangten Warnungen waren die Rüstungen dort so langsam betrieben worden, daß man fürerst nicht daran denken konnte, den Preußen entgegenzurücken. Der Hofkriegsrath in Wien war mit der Berathung seiner Entwürfe noch nicht fertig, als Friedrich bereits in Schlesien stand. Von den Festungen, welche sich in den Händen der Oesterreicher befanden, waren nur Groß-Glogau, Brieg und Neiße von größerer Bedeutung, einige andere Plätze nur schwach befestigt und zum Theil gar nicht besetzt. Die Hauptstadt Breslau durfte nach einem alten kaiserlichen Privilegium gar nicht mit österreichischem Militair belegt werden.

So konnte denn Friedrich die seinerseits wohl vorbereitete Besitzergreifung fast ohne Hinderniß und ohne Aufenthalt ausführen: sein Heer rückte in zwei Abtheilungen in Schlesien vor, rechts gegen das Gebirge hin unter Schwerin, links die Oder hinauf unter seinem eigenen Oberbefehl. Am 22. Dezember langte er nach einigen starken und beschwerlichen Märschen auf den von Regen durchweichten Wegen vor Glogau, der alten Schutzwehr Schlesiens an und schlug dort sein Lager auf. Er hatte zu leicht auch auf die sofortige Uebergabe dieses Ortes gerechnet; da er sich in dieser Hoffnung getäuscht sah, überließ er die Blokade der Festung dem Erbprinzen von Anhalt, um selbst weiter nach Breslau zu eilen. Dort war auf die Nachricht von dem Einrücken der Preußen eine besonders lebhafte Aufregung entstanden: die Evangelischen machten kein Hehl daraus, welche Hoffnungen sie auf Friedrich's Schutz baueten, und ihre Prediger deuteten diese Hoffnungen selbst von den Kanzeln an, während die vorher so herausfordernden Reden katholischer Geistlicher vorsichtig verstummten. Die Stimmung in Breslau war von einer um so größeren Wichtigkeit, als die Stadt, wie gesagt, das Privilegium hatte, sich selbst zu bewachen und zu vertheidigen. Kaiserliche Truppen erhielten selbst Durchzug nur unter den größten Vorsichtsmaßregeln:

die städtischen Wachen wurden in einem solchen Falle verstärkt und die Hauptstraßen mit Ketten gesperrt. Nur der sogenannte Dom, ein zwischen zwei Oderarmen liegender besonderer Stadttheil und Hauptsitz der katholischen Geistlichkeit, durfte kaiserliche Besatzung erhalten. Natürlich lag der österreichischen Regierung bei der jetzigen großen Gefahr Alles daran, die Hauptstadt Schlesiens in ihrer Gewalt zu behalten, und sie beantragte bei dem Magistrat, daß der kaiserliche Oberst, wenn er sich auf dem Dome nicht mehr halten könne, mit seinen Truppen in die innere Stadt kommen dürfe. Der Magistrat, der den kaiserlichen Behörden gern zu Willen war, gab auch diesmal nach: kaum aber war dies bekannt geworden, so entstand darüber in der Bürgerschaft, besonders in den Handwerkszünften, die größte Aufregung. Noch einmal erhob sich die Bevölkerung in dem selbständigen Geist des einst so mächtigen Bürgerthums: an der Spitze der Bewegung stand als Rädelsführer der Schuhmachermeister Döblin, ein unternehmender, dreister Mann, ganz dazu angethan, das große Wort auf dem öffentlichen Markte zu führen. In einer stürmischen Versammlung auf dem Rathhause erklärte er dem Magistrat: sie wollten keine österreichische Besatzung, die sie wohl bald um ihre bürgerliche und religiöse Freiheit bringen möchte, die Bürgerschaft werde selbst die Stadt vertheidigen und dazu einige tausend Handwerksburschen in den Waffen üben. Wiewohl der Magistrat leicht einsehen konnte, daß es hiermit wohl mehr auf den Widerstand gegen die Oesterreicher, als gegen die Preußen abgesehen sei, so wagte er doch nicht durchzugreifen: die Aufregung stieg zumal immer mehr und schon war es zwischen den Bürgern und den österreichisch gesinnten Studenten der dortigen Jesuitenuniversität zu blutigen Schlägereien gekommen. Die Behörde mußte schließlich dem Willen der Bürger nachgeben, welche nun wirklich alle jungen Leute ausrüsteten und zu kriegerischen Uebungen zusammenriefen, was freilich für die Preußen nicht gar gefährlich und auch nicht eben so böse gegen sie gemeint war.

König Friedrich war von allen diesen Vorgängen unterrichtet und hielt es für dringend nöthig, sich so bald als möglich Breslau's zu versichern, damit sich nicht doch noch die Oesterreicher dort festsetzten. Er marschirte deshalb unmittelbar auf die Stadt. General Schwerin, dessen Ansicht und Rath er am Beginn seiner Kriegslaufbahn besonders gern hörte, war über diesen Entschluß sehr erfreut: denn das Geheimniß der Kriegskunst, schrieb er, bestehe darin, seinem Feinde zuvorzukommen und ihn durch Ueberraschung zu verwirren. Es war gerade am Neujahrstage 1741, als Friedrich vor der Hauptstadt Schlesiens eintraf; er schickte sogleich zwei Offiziere an den Magistrat und ließ demselben auf sein königliches Ehrenwort versichern, er komme nicht als Feind, sondern als Freund, wolle die Stadt bei allen ihren Rechten erhalten und auch keine Garnison einlegen, außer in die Vorstädte. Er verlange Nichts, als in Begleitung von 30 bis 40 Gensdarmen in die Stadt kommen zu dürfen, und Lebensmittel gegen baare Bezahlung für seine Truppen. Für den Fall der Verweigerung war er entschlossen, einen Sturm auf die nicht eben stark gerüsteten Wälle zu unternehmen. Doch zu so ernsten Maßregeln war bei der günstigen Stimmung der Bürgerschaft keine Veranlassung: die Chroniken erzählen, wie die Breslauer den herbeirückenden Preußen den besten Empfang bereiteten, wie sie mit Behagen die schmucken, trefflich ausgerüsteten Truppen sich vor den Thoren aufstellen sahen und ihnen aus freien Stücken

Lebensmittel hinausschickten. Ohne alle Schwierigkeit wurde ein Vertrag abgeschlossen (3. Januar 1741), durch welchen der König der Stadt Breslau vollkommene Neutralität bewilligte, ohne eine Huldigung, Abgabe oder Leistung zu fordern: nur in den Vorstädten sollte ein Bataillon seiner Truppen stehen, jedoch auf seine Kosten verpflegt werden. Dagegen erklärte die Stadt, daß sie es sich als eine besondere Ehre rechnen wolle, den König, da er als Freund gekommen, mit seinem Hofstaate aufzunehmen, so oft es ihm gefalle. Derselbe bezeigte sich über den Abschluß dieses Vertrags sehr erfreut und kam bald zu Pferde mit dreißig Gensdarmen und vielen Offizieren durch das schweidnitzer Thor in die Stadt, wo er unter großem Zulauf der Menge freundlich aufgenommen wurde. Sein leutseliges, zutrauliches und dadurch Vertrauen erweckendes Benehmen gewann ihm vollends die Bevölkerung: er lud täglich eine Anzahl vornehmer Bürger, Magistratsmitglieder und selbst Domherren zu sich, verkehrte mit ihnen auf ungezwungen herzliche Weise, zeigte sich für das Gedeihen der Stadt und der Provinz sehr besorgt, trank bei der Tafel auf das Wohlergehen derselben, gab dem Adel und den vornehmen Kaufleuten einen Ball, wobei er selbst mit Damen aus adeligen und bürgerlichen Häusern tanzte, — kurz, sein ganzes Wesen und Thun war bei aller Würde so ungewöhnlich herablassend für ein gekröntes Haupt jener Zeit, daß ihm in allen Ständen die Herzen zufielen. Selbst die Katholiken, welche sein Erscheinen mit den größten Besorgnissen erfüllt hatte, wußte er durch versöhnliche Zusicherungen zu beruhigen; einige Strenge zeigte er nur gegen den Grafen Schaffgotsch, den Director des kaiserlichen Oberamts und dessen Räthe, die das Patent gegen seinen Einmarsch erlassen hatten; sie wurden fürerst aus Breslau verwiesen. Den Dom, welcher in dem Neutralitätsvertrag nicht mit inbegriffen war, ließ der König von seinen Truppen besetzen, was ohne Widerstand ausgeführt wurde.

Gleich darauf ergab sich das befestigte Ohlau; diese Gewinnung eines festen Platzes an der Oder war besonders auch wegen Anlegung von Magazinen von Wichtigkeit. Der Feldmarschall Schwerin, der unterdeß über Liegnitz mehr am Gebirge hin vorgedrungen war und die dortigen gewerbfleißigen Städte in Besitz genommen hatte, drang jetzt an der Grafschaft Glatz vorbei nach Oberschlesien vor. Dort, wo die katholische Bevölkerung überwiegend war, traten zuerst größere Schwierigkeiten hervor. Ein Versuch auf Glatz mußte aufgegeben werden, weil die engen Pässe verlegt und durch Waldschützen vertheidigt waren; bald darauf kam es bei Ellgut zu einem ersten Gefecht mit lichtenstein'schen Reitern, welche über die Neiße zurückgeworfen wurden. Die Stadt und das Schloß Ottmachau wurden von österreichischen Grenadieren vertheidigt, bis Friedrich selbst von Ohlau her mit Geschütz erschien, worauf sich die Besatzung ergab. Der König trennte sich dann wieder von Schwerin und zog zunächst gegen Neiße, wo er den ersten bedeutenderen Widerstand fand: nach einigen Tagen ernstlichen Bombardements zog er es vor, die Festung fürerst, wie Glogau, nur einzuschließen, da sich während des Winters an eine regelmäßige Belagerung nicht denken ließ. Schwerin war seinerseits von Ottmachau über Neustadt nach Jägerndorf, dann nach Troppau bis an die äußersten Grenzen Schlesiens vorgedrungen, indem der österreichische Befehlshaber mit seinen unzureichenden Heereshaufen überall vor ihm zurückwich. Bald war er auch Herr des Jablunkapasses und bedrohete zugleich Mähren und Ungarn. Die

Oesterreicher mußten Alles daran setzen, die Gebirgspässe unwegsam zu machen, überall wurde das Landvolk aufgerufen, um das weitere Vordringen der Preußen zu hindern; doch war ein solches fürerst nicht zu befürchten, denn Friedrich ließ sich an der Besitznahme Schlesiens, das er außer den drei Festungen Glogau, Brieg und Neiße ganz inne hatte, genügen. Es war ihm Ernst mit der Betheuerung, daß er nicht ausgezogen, um die österreichische Monarchie zu erschüttern oder gar zu zertrümmern, sondern nur sein alt begründetes Recht auf Schlesien durchzuführen. Er durfte hoffen, daß ihm dies gelungen sei, und in zuversichtlichem Vertrauen auf den Erfolg seines unerwarteten und fast ungehemmten Vorgehens und auf die inzwischen in Wien angeknüpften Unterhandlungen kehrte er zu Ende Januar, wo die Jahreszeit überdies weiteren Kriegsthaten Aufschub gebot, fürerst nach Berlin zurück.

Unterhandlungen wegen Schlesien.

So leicht die Besitzergreifung von Schlesien dem entschlossenen König gelungen war, so sehr hatte er sich in Bezug auf den Eindruck, den dieselbe in Wien hervorbringen sollte, getäuscht: er hatte zu große Hoffnungen auf den Erfolg der Ueberraschung und Einschüchterung des Hofes der Maria Theresia gebaut, weil es ihm verborgen war, daß er einer Frau gegenüberstand, die an hochherziger Denkungsart, an ächt fürstlicher Würde und an Charakter und Festigkeit keinem Fürsten, auch ihm selbst nicht, nachstand. Wohl setzte die kühne That der Besitzergreifung Alles in Erstaunen, aber sie erschien zunächst eben als ein Schritt unbegreiflicher Verwegenheit: man konnte es nicht fassen, daß der „Kurfürst von Brandenburg" allein und ohne jeden Bundesgenossen das habsburgische Haus herausforderte, gegen dessen Macht und alt begründetes Ansehen selbst das gewaltige Frankreich seit Jahrhunderten einen immer schwankenden Kampf bestand, — Niemand konnte noch ahnen, daß der Fürst, welcher dieses Riesenunternehmen begonnen, die Heldengröße und die politische Weisheit besaß, um es trotz aller Schwierigkeiten ruhmvoll hindurchzuführen. Fürerst erschien er als ein Abenteurer, verleitet durch jugendlichen Uebermuth und unbesonnenen Thatendrang, — und wer weiß, ob er wirklich den gewaltigen Schritt gewagt hätte, wenn er vorher gewußt, welcher Fürstin er gegenüberstand und welche Gewalten sich zum Widerstand gegen ihn dereinst verbinden würden.

Maria Theresia, welche nach ihres Vaters, Carl's VI. Tode die Herrschaft aller österreichischen Erblande antrat, war dreiundzwanzig Jahr alt, von jugendlich blühender, üppiger Schönheit, voll Adel und zugleich voll Grazie in der Erscheinung, dabei von trefflicher Bildung des Geistes, in Sprachen besonders und selbst in den alten Autoren bewandert. „Was ihr aber den höchsten Werth verleiht", so urtheilte ein Italiener schon einige Jahre vor ihrer Thronbesteigung, „das ist die Erhebung des Geistes, die sie an den Tag legt, verbunden mit einer gewissen Männlichkeit des Gemüths; man sieht, daß sie fühlt, wozu sie geboren ist, und darf glauben, daß ihre Rathgeber dereinst keine despotische Gewalt über sie üben werden." In der That bewies sie solche Selbständigkeit des Geistes und Willens sofort nach der Erhebung auf den habsburgischen Thron, und selbst ihrem Gemahl, dem Großherzog Franz von Lothringen, so innig sie ihn liebte, gestattete sie keinen überwiegenden

Lebensmittel hinausschickten. Ohne alle Schwierigkeit wurde ein Vertrag abgeschlossen (3. Januar 1741), durch welchen der König der Stadt Breslau vollkommene Neutralität bewilligte, ohne eine Huldigung, Abgabe oder Leistung zu fordern: nur in den Vorstädten sollte ein Bataillon seiner Truppen stehen, jedoch auf seine Kosten verpflegt werden. Dagegen erklärte die Stadt, daß sie es sich als eine besondere Ehre rechnen wolle, den König, da er als Freund gekommen, mit seinem Hofstaate aufzunehmen, so oft es ihm gefalle. Derselbe bezeigte sich über den Abschluß dieses Vertrags sehr erfreut und kam bald zu Pferde mit dreißig Gensdarmen und vielen Offizieren durch das schweidnitzer Thor in die Stadt, wo er unter großem Zulauf der Menge freundlich aufgenommen wurde. Sein leutseliges, zutrauliches und dadurch Vertrauen erweckendes Benehmen gewann ihm vollends die Bevölkerung: er lud täglich eine Anzahl vornehmer Bürger, Magistratsmitglieder und selbst Domherren zu sich, verkehrte mit ihnen auf ungezwungen herzliche Weise, zeigte sich für das Gedeihen der Stadt und der Provinz sehr besorgt, trank bei der Tafel auf das Wohlergehen derselben, gab dem Adel und den vornehmen Kaufleuten einen Ball, wobei er selbst mit Damen aus adeligen und bürgerlichen Häusern tanzte, — kurz, sein ganzes Wesen und Thun war bei aller Würde so ungewöhnlich herablassend für ein gekröntes Haupt jener Zeit, daß ihm in allen Ständen die Herzen zufielen. Selbst die Katholiken, welche sein Erscheinen mit den größten Besorgnissen erfüllt hatte, wußte er durch versöhnliche Zusicherungen zu beruhigen; einige Strenge zeigte er nur gegen den Grafen Schaffgotsch, den Director des kaiserlichen Oberamts und dessen Räthe, die das Patent gegen seinen Einmarsch erlassen hatten; sie wurden fürerst aus Breslau verwiesen. Den Dom, welcher in dem Neutralitätsvertrag nicht mit inbegriffen war, ließ der König von seinen Truppen besetzen, was ohne Widerstand ausgeführt wurde.

Gleich darauf ergab sich das befestigte Ohlau; diese Gewinnung eines festen Platzes an der Oder war besonders auch wegen Anlegung von Magazinen von Wichtigkeit. Der Feldmarschall Schwerin, der unterdeß über Liegnitz mehr am Gebirge hin vorgedrungen war und die dortigen gewerbfleißigen Städte in Besitz genommen hatte, drang jetzt an der Grafschaft Glatz vorbei nach Oberschlesien vor. Dort, wo die katholische Bevölkerung überwiegend war, traten zuerst größere Schwierigkeiten hervor. Ein Versuch auf Glatz mußte aufgegeben werden, weil die engen Pässe verlegt und durch Waldschützen vertheidigt waren; bald darauf kam es bei Ellgut zu einem ersten Gefecht mit lichtenstein'schen Reitern, welche über die Neiße zurückgeworfen wurden. Die Stadt und das Schloß Ottmachau wurden von österreichischen Grenadieren vertheidigt, bis Friedrich selbst von Ohlau her mit Geschütz erschien, worauf sich die Besatzung ergab. Der König trennte sich dann wieder von Schwerin und zog zunächst gegen Neiße, wo er den ersten bedeutenderen Widerstand fand: nach einigen Tagen ernstlichen Bombardements zog er es vor, die Festung fürerst, wie Glogau, nur einzuschließen, da sich während des Winters an eine regelmäßige Belagerung nicht denken ließ. Schwerin war seinerseits von Ottmachau über Neustadt nach Jägerndorf, dann nach Troppau bis an die äußersten Grenzen Schlesiens vorgedrungen, indem der österreichische Befehlshaber mit seinen unzureichenden Heereshaufen überall vor ihm zurückwich. Bald war er auch Herr des Jablunkapasses und bedrohete zugleich Mähren und Ungarn. Die

Oesterreicher mußten Alles daran setzen, die Gebirgspässe unwegsam zu machen, überall wurde das Landvolk aufgerufen, um das weitere Vordringen der Preußen zu hindern; doch war ein solches fürerst nicht zu befürchten, denn Friedrich ließ sich an der Besitznahme Schlesiens, das er außer den drei Festungen Glogau, Brieg und Neiße ganz inne hatte, genügen. Es war ihm Ernst mit der Betheuerung, daß er nicht ausgezogen, um die österreichische Monarchie zu erschüttern oder gar zu zertrümmern, sondern nur sein alt begründetes Recht auf Schlesien durchzuführen. Er durfte hoffen, daß ihm dies gelungen sei, und in zuversichtlichem Vertrauen auf den Erfolg seines unerwarteten und fast ungehemmten Vorgehens und auf die inzwischen in Wien angeknüpften Unterhandlungen kehrte er zu Ende Januar, wo die Jahreszeit überdies weiteren Kriegsthaten Aufschub gebot, fürerst nach Berlin zurück.

Unterhandlungen wegen Schlesien.

So leicht die Besitzergreifung von Schlesien dem entschlossenen König gelungen war, so sehr hatte er sich in Bezug auf den Eindruck, den dieselbe in Wien hervorbringen sollte, getäuscht: er hatte zu große Hoffnungen auf den Erfolg der Ueberraschung und Einschüchterung des Hofes der Maria Theresia gebaut, weil es ihm verborgen war, daß er einer Frau gegenüberstand, die an hochherziger Denkungsart, an ächt fürstlicher Würde und an Charakter und Festigkeit keinem Fürsten, auch ihm selbst nicht, nachstand. Wohl setzte die kühne That der Besitzergreifung Alles in Erstaunen, aber sie erschien zunächst eben als ein Schritt unbegreiflicher Verwegenheit: man konnte es nicht fassen, daß der „Kurfürst von Brandenburg" allein und ohne jeden Bundesgenossen das habsburgische Haus herausforderte, gegen dessen Macht und alt begründetes Ansehen selbst das gewaltige Frankreich seit Jahrhunderten einen immer schwankenden Kampf bestand, — Niemand konnte noch ahnen, daß der Fürst, welcher dieses Riesenunternehmen begonnen, die Heldengröße und die politische Weisheit besaß, um es trotz aller Schwierigkeiten ruhmvoll hindurchzuführen. Fürerst erschien er als ein Abenteurer, verleitet durch jugendlichen Uebermuth und unbesonnenen Thatendrang, — und wer weiß, ob er wirklich den gewaltigen Schritt gewagt hätte, wenn er vorher gewußt, welcher Fürstin er gegenüberstand und welche Gewalten sich zum Widerstand gegen ihn dereinst verbinden würden.

Maria Theresia, welche nach ihres Vaters, Carl's VI. Tode die Herrschaft aller österreichischen Erblande antrat, war dreiundzwanzig Jahr alt, von jugendlich blühender, üppiger Schönheit, voll Adel und zugleich voll Grazie in der Erscheinung, dabei von trefflicher Bildung des Geistes, in Sprachen besonders und selbst in den alten Autoren bewandert. „Was ihr aber den höchsten Werth verleiht", so urtheilte ein Italiener schon einige Jahre vor ihrer Thronbesteigung, „das ist die Erhebung des Geistes, die sie an den Tag legt, verbunden mit einer gewissen Männlichkeit des Gemüths; man sieht, daß sie fühlt, wozu sie geboren ist, und darf glauben, daß ihre Rathgeber dereinst keine despotische Gewalt über sie üben werden." In der That bewies sie solche Selbständigkeit des Geistes und Willens sofort nach der Erhebung auf den habsburgischen Thron, und selbst ihrem Gemahl, dem Großherzog Franz von Lothringen, so innig sie ihn liebte, gestattete sie keinen überwiegenden

Einfluß auf die Staatsgeschäfte: in jeder Beziehung zeigte sie sich erfüllt von dem Bewußtsein ihrer Herrscherstellung und von dem gerechten Stolz des Hauses, dessen Ruhm sie fortzusetzen hatte. So ließ sich denn die hochherzige Frau auch nicht im Geringsten durch die Schwierigkeiten einschüchtern, die sich gegen die Ausführung der pragmatischen Sanction auf mehreren Seiten zeigten: ohne auf den baier'schen Protest zu achten, nahm sie mit kräftiger Zuversicht überall die Erbhuldigung in Anspruch, und ihr ebenso gewinnendes, als majestätisches Auftreten erstickte manchen drohenden Widerstand schon im Keime. So schwanden denn auch bald die vorher gehegten Besorgnisse wegen des Zerfallens der österreichischen Erblande, um so mehr, als man auf den Beistand Frankreichs mit Zuversicht rechnete: der Wiener Hof überließ sich mehr und mehr dem Gefühle voller Sicherheit.

Als in solcher Stimmung plötzlich die Nachricht von dem Einfall des Königs von Preußen in Schlesien eintraf, wollte man derselben zuerst kaum Glauben beimessen; als es aber nicht mehr möglich war, daran zu zweifeln, empörte sich das ganze Selbstgefühl der Königin und ihrer Umgebung gegen den Gedanken, sich von einem Fürsten des deutschen Reichs, den sie bis dahin so tief unter sich geschätzt hatte, Gewalt anthun zu lassen. Obwohl man das Vorrücken Friedrich's fürerst nicht zu hindern vermochte, so hielt man sich doch überzeugt, daß er, sobald erst Truppen gesammelt seien, mit leichter Mühe wieder aus Schlesien verjagt werden und das verwegene Unternehmen schwer zu büßen haben werde: ganz Deutschland, meinte man überdies, müsse sich gegen den Bruch des Reichsfriedens erheben. Fast nur mit Hohn wurden daher Friedrich's Erklärungen und Vorschläge zu freundschaftlicher Verständigung aufgenommen: man bezeichnete es geradezu als eine unbegreifliche Ueberhebung, daß der König von Preußen mit dem Degen in der Hand, und um den Preis der Abtretung Schlesiens sein Bündniß anbiete. Friedrich's Gesandter erhielt auf seine Eröffnungen die Antwort: die Königin dürfe und werde von ihren Erblanden auch nicht einen Zoll breit abtreten; eher aber würde sie sich mit allen Anderen vertragen, eher die Türken vor Wien kommen lassen, als auf Schlesien verzichten. Auch wolle der Großherzog Franz die Kaiserkrone nicht mit dem Verlust einer Provinz erkaufen, er müßte sonst der letzte aller Menschen sein.

Friedrich war durch diese so unbedingte Abweisung aller seiner Anträge in hohem Grade überrascht; wenn er auch nicht geradezu gehofft, daß man ohne Weiteres in die Abtretung von ganz Schlesien willigen werde, so hatte er doch zuversichtlich erwartet, daß ihm wenigstens einige Gegenanerbietungen gemacht werden würden. Er zeigte sich denn seinerseits jetzt zu weit milderen Forderungen bereit, und seine Gesandten in Wien versuchten, den kaiserlichen Hof zur Abtretung eines Theils von Schlesien geneigt zu machen; aber auch damit fanden sie kein Gehör, vielmehr wurde ihnen wiederholt gesagt, daß an Unterhandlungen überhaupt nicht zu denken sei, so lange der König von Preußen in Schlesien stehe. Maria Theresia äußerte sich fortwährend tief entrüstet über die ihr angethane Beleidigung ihrer Rechte und ihrer Ehre, und die preußischen Gesandten mußten, wie man erzählt, sogar die geringschätzigen Worte hören, dem Kurfürsten von Brandenburg stehe es an, dem künftigen Kaiser als Kämmerer zu dienen, nicht ihn mit Krieg zu überziehen. Friedrich's Auftreten wurde so stolz und verächtlich behandelt, und der ganze Wiener Hof führte eine so zuver-

sichtliche Sprache, daß die preußischen Gesandten selbst vertraulich nach Berlin schrieben, dem König werde nichts Besseres übrig bleiben, als den vermeintlich übereilten Schritt wieder zurück zu thun. Als vollends die Nachricht von den Ereignissen zu Breslau nach Wien kam, wurden dort alle Verhandlungen abgebrochen und die preußischen Gesandten mußten den Hof verlassen. Da es denn zur gütlichen Verständigung nicht kommen sollte, so war nun eben die Frage, wer die Lage Oesterreichs und die Absichten der übrigen Mächte richtiger beurtheilt hatte, ob Friedrich oder Maria Theresia?

Das Wiener Cabinet rechnete, wie gesagt, vor Allem auf Frankreich. Der Cardinal Fleury, welcher damals die Politik im Cabinet von Versailles leitete, hatte die Versicherungen aufrichtiger Bundesgenossenschaft und entschiedener Unterstützung der pragmatischen Sanction so oft wiederholt, daß man sich dadurch in Wien in ruhige Zuversicht hatte einwiegen lassen. Ueberhaupt wußte Fleury mit einem äußerlich sanften, milden, liebenswürdigen Wesen die Welt zu täuschen, als läge ihm nur am Frieden, während er im Herzen keinen der ehrgeizigen Pläne der alten französischen Vergrößerungspolitik, und eben darum auch die alte Nebenbuhlerschaft gegen Oesterreich, nicht aufgegeben hatte. Schon ehe Kaiser Karl VI. starb, waren dem preußischen Gesandten in Paris ermuthigende Eröffnungen gemacht worden. Dem Hofe von Versailles schien der lang ersehnte Augenblick gekommen, um die österreichische Macht zu zertrümmern; einer der einflußreichsten französischen Staatsmänner, der Graf von Belle-Isle, drang mit aller Kraft darauf, zu solchem Zweck eine große Allianz mit Spanien, Sardinien, Preußen, Baiern, Schweden und anderen Staaten zu schließen. Maria Theresia sollte auf Oesterreich und Ungarn beschränkt werden: dann, wenn die habsburgische Macht gebrochen sei, werde Frankreich allein Schiedsrichter in Europa werden, da die Seemächte auf dem Festland Nichts mehr vermögen würden. Diese Rathschläge drangen in Versailles durch, und während man in Wien noch zuversichtlich auf Frankreich baute, ließ Cardinal Fleury dem Kurfürsten von Baiern heimlich erklären, daß er auf Frankreich für seine Erhebung auf den Kaiserthron rechnen könne, und der französische Gesandte in Berlin machte einen vertraulichen Antrag zu einem engen Bündniß zwischen Frankreich und Preußen, indem das französische Cabinet die Vergrößerung der brandenburgischen Macht nach Schlesien hin, ohne die mindeste Eifersucht, im Gegentheil recht gern sehe.

So standen die Dinge, als Friedrich nach der vollständigen Besitzergreifung von Schlesien auf kurze Zeit nach Berlin zurückkehrte: in Wien mit allen seinen Anträgen hochmüthig zurückgewiesen, sah er dagegen den mächtigsten Staat des Festlandes zu seiner Unterstützung bereit. Sollte er sich bedenken, dies Anerbieten anzunehmen? Und doch widerstrebte der Anschluß an Frankreich des Königs tiefsten Neigungen: er hielt denselben für gefährlich sowohl für die Gegenwart, wie für die Zukunft. Zunächst fürchtete er dadurch in den großen Kampf verwickelt zu werden, der zwischen Frankreich und England seit lange von Neuem auszubrechen drohete. Schon hatte England in ganz Europa Bundesgenossen angeworben. Es war zu fürchten, daß Preußen, von Frankreich vielleicht nur unzureichend unterstützt, sich zugleich von Oesterreich, Rußland, England, Hannover, Holland und Dänemark bedroht sehen würde. Dazu kam, daß Friedrich im Hinblick auf seine und ganz Deutschlands zukünftige Geltung keine Lust haben konnte, Oesterreich zum Vortheile Frank-

reichs zu demüthigen. Sein eigener Gewinn an Schlesien erschien ihm als ein geringer Vortheil, wenn zugleich Frankreich die seit Jahrhunderten angestrebte Uebermacht erlangte, und alle deutschen Staaten fortan dem französischen Einfluß anheim fielen. Solche Betrachtungen, in denen der Minister Podewils den König bestärkte, hielten ihn von dem sofortigen Abschluß eines Bündnisses mit Frankreich zurück: er sprach es geradezu aus, eine solche Allianz erscheine ihm erst als das äußerste Mittel, wenn kein anderes mehr übrig bleibe. Fürerst zog er es vor, die Vermittelung Englands nachzusuchen, um wo möglich seinen Anträgen in Wien besseres Gehör zu verschaffen. Noch dazu beschränkte er seine Forderungen jetzt ausdrücklich nur auf Niederschlesien (wenn es sein könne; mit Breslau), wofür er sich zu einer Geldzahlung erbot. König Georg II. von England hätte eine solche Beilegung der Angelegenheit gern herbeigeführt, Maria Theresia aber war zu keinem Zugeständniß zu bewegen. Sie war der Hülfe Englands versichert, und meinte selbst Cardinal Fleury's Friedensliebe immer noch vertrauen zu dürfen; überdies war die Kaiserin Anna von Rußland für Oesterreich gestimmt und der König August von Sachsen und Polen leicht gegen Preußen gewonnen. Als man in ganz Europa schon rüstete, versuchte König Georg noch einmal, das Wiener Cabinet zur Abtretung wenigstens eines Theils von Niederschlesien zu bestimmen, aber auch diese Anträge wurden von Maria Theresia mit Unwillen zurückgewiesen, und es wurde immer klarer, daß nur die blutige Entscheidung der Waffen gelten sollte. So mußte sich denn Friedrich auch seinerseits entschließen, Alles daran zu setzen, um den schweren Kampf durchzuführen. „Ich will eher umkommen", sagte er, „als von meinem Unternehmen abstehen: die Mächte sollen nicht glauben, daß ich mich durch Drohungen einschüchtern lasse. Ich werde ihnen zeigen, daß ich bereit bin, früher als sie den ersten Schlag zu führen."

Nachdem er die Aufstellung eines Heeres gegen Sachsen dem alten Fürsten Leopold von Dessau übertragen und die schlesische Armee bedeutend vermehrt hatte, reis'te er schon Ende Februars selbst wieder nach Schlesien ab.

Die Einnahme von Glogau und die Schlacht bei Mollwitz.

Um den Besitz Schlesiens zu sichern, war zunächst Zweierlei ins Auge zu fassen: die Eroberung der drei bisher noch in Feindeshand befindlichen Festungen, Glogau, Brieg und Neiße, — ferner die Vertheidigung der Grenzen gegen das Wiedereindringen österreichischer Truppen. Zu letzterem Zweck traf der König sofort die umsichtigsten Anordnungen, er selbst begab sich bald nach Frankenstein, um die Posten zu besichtigen, die an den Eingängen der Grafschaft Glatz gebildet waren. Dort wartete seiner die größte Gefahr: fast wäre durch seine Gefangennehmung am Beginn des Krieges sein ganzes Unternehmen unverhofft vereitelt worden. Der österreichische General Lentulus, der jenseit der Gebirgspässe in Glatz stand, hörte von des Königs Annäherung und schickte zweihundert Husaren aus, demselben aufzulauern. Friedrich kam von Silberberg nach Wartha, besah die Verhau der Pässe und traf mancherlei Anordnungen, ohne zu ahnen, daß dicht dabei die feindliche Reiterschaar lagerte, die ihn unschwer in ihre Gewalt bekommen konnte. Zum Glück wurden die

Oesterreicher selbst getäuscht: eine Schwadron preußischer Dragoner nämlich, die sich beim Dorfe Baumgarten zeigte und bestimmt war, des Königs Rückkehr zu decken, zog die Aufmerksamkeit der Feinde auf sich, welche, in der Meinung, Friedrich sei darunter, stürmisch gegen sie eindrangen und sie zersprengten. Nur ein kleinerer Schwarm der Husaren kam in die Nähe des Königs selbst, der mit seiner Begleitung rasch zu Pferde war und, von feindlichen Kugeln vergeblich verfolgt, nach Baumgarten hinwegeilte. Mit Hülfe einiger unterdeß von Frankenstein herbeigekommenener Infanterie wurden alsdann die Oesterreicher zum Rückzug genöthigt. Friedrich, der hier zum ersten Male vor dem Feinde stand, zeigte dabei große Kühnheit und setzte seine Person unerschrocken der Gefahr aus. Er nahm jedoch aus dem Vorgang die Lehre, sich nicht mehr mit so geringer Begleitung hinauszuwagen; vielmehr gab er jetzt dem Rath des alten Dessauers mehr Gehör, der schon längst aus der Ferne ermahnt hatte, die Truppen nicht so zu zersplittern, sondern in möglichst starken Abtheilungen zusammenzuhalten.

Friedrich mußte nun besorgen, daß der Feind von der Grafschaft Glatz her mit Macht vordringen und den Entsatz der umzingelten Festung Glogau versuchen würde. Während er deshalb bei Schweidnitz möglichst zahlreiche Truppen zusammenzog, wünschte er vor Allem erst Glogau schleunigst in seine Gewalt zu bekommen. Er hatte bis dahin einen Sturm auf die Festung aus Schonung für die Einwohner und für seine eigenen Truppen vermeiden wollen: jetzt ließ er dem Erbprinzen von Dessau, der dort commandirte, den dringenden Befehl zugehen, „mit Glogau ein Ende zu machen."

Am 7. März erhielt der Prinz die Ordre; am 8. des Abends fand die Eroberung statt. Nach dem Zapfenstreich rückten die Regimenter unter dem Schutze der Dunkelheit und in tiefster Stille aus den Dörfern, wo sie in Cantonnements gelegen, unter die Mauern der Festung heran, ohne alles Gepäck, nur mit dem Gewehr und den Patronen. Als es in der Stadt Mitternacht schlug, trafen sie auf dem Glacis zusammen; unentdeckt überstiegen sie die ersten Palliſaden und kletterten mit bewunderungswürdiger Kraft und Behendigkeit den Wall hinan, obwohl die schroffe Abdachung gerade durch Glatteis noch gefährlicher gemacht war. Der Erbprinz war der erste, der nebst sieben Mann auf der Höhe ankam; bald folgten ihnen Andere. Die Oesterreicher, von der Ankunft des fern geglaubten Feindes ganz verblüfft, geriethen in völlige Verwirrung, während die Preußen siegesfreudig vordrangen. Vier Grenadiere vom Regiment Glasenapp hatten sich von ihren Cameraden entfernt und stießen vereinzelt auf funfzig Oesterreicher: muthig senkten die vier ihre Bajonette und forderten diese gewaltige Ueberzahl auf, sich zu ergeben. Dank der Bestürzung der Feinde hielten sie dieselben so lange fest, bis mehr Preußen herbeikamen. Trotz der Gegenwehr, welche die Generale Wallis und Reiski im Innern der Festung versuchten, war diese in Zeit einer Stunde in den Händen der Preußen. Die Eroberung von Glogau war nicht blos ein Triumph der Kühnheit und rühmwürdiger militärischer Präcision, sondern ebenso ein Triumph der schönsten Mannszucht: kein Einwohner wurde geplündert, kein Exceß irgend einer Art begangen. Die Nachricht von dem glücklichen Erfolg des Unternehmens erfüllte den König mit der größten Befriedigung. „Ihro Majestät", sagt ein Augenzeuge, „haben bei dieser Nachricht recht vor Freuden gesprungen." Er schrieb sofort eigenhändig

an den Erbprinzen von Dessau: „Mein lieber Prinz Leopold. Ich bin Ihnen tausend Mal obligirt für die schöne und Ihren Namen verewigende Action, so Sie gethan haben. Die Erkenntlichkeit, so ich gegen Sie habe, wird unsterblich sein. Grüßen Sie alle unseren braven Officiers und sagen Sie Ihnen von meinetwegen, daß ich es ihnen mein Tage nicht vergessen werde —. Die drei Grenadiere von Glasenapp bringen Sie mit, ich muß sie kennen." — Dem Vater des Erbprinzen, dem alten Dessauer, wünschte er Glück zu einem Sohne, der eine solche Waffenthat ausgeführt, eine der schönsten im Jahrhundert, „eine Festung zu nehmen ohne Kanonen und Escalade (Sturmleiter), mit dem Degen in der Faust."

Jetzt konnte Friedrich, da er im Rücken nichts mehr zu fürchten hatte, die Heeresabtheilung des Prinzen von Dessau an sich ziehen; dieselbe brach von Glogau nach Oberschlesien auf, wo die Oesterreicher eben zur Befreiung von Neiße einzufallen droheten. Der König selbst kam von Schweidnitz mit Fußvolk und Reiterei herüber und marschirte vereint mit Schwerin nach Jägerndorf. Dort erfuhr er, daß die Feinde unterdeß viel eifriger gerüstet hatten und schleuniger vorgedrungen waren, als er irgend erwartet. Ein beträchtliches Heer unter dem Befehl des im Türkenkriege erprobten Feldmarschall Neipperg stand jenseits des mährischen Gebirges: zugleich war in all den österreichischen Völkerschaften von Mähren bis Croatien hin eine lebhafte Bewegung und freiwillige Rüstung entstanden. Besonders zahlreich war bei dem österreichischen Heer die Reiterei, von deren Ueberlegenheit man in Wien sich große Erfolge versprach. Neipperg, lebhaft besorgt, daß nach Glogau auch Neiße fallen möchte, brach trotz der ungünstigen, kalten Jahreszeit und tiefen Schnees Ende März auf und konnte, bei Zugmantel, wo ihn die Preußen nicht erwarteten, ungehindert in Schlesien eindringen: dann kam er Friedrich auf dem Marsch nach Neiße mit leichter Mühe zuvor und zog am 5. April (1741) unter freudiger Begrüßung der katholischen Einwohner in die Festung ein. Jetzt mußte der König ernstlich befürchten, von Niederschlesien abgeschnitten zu werden; diese Gefahr wurde noch größer, als Neipperg von Neiße aus eilig über Grottkau nach Brieg vorrückte und die große Straße nach Niederschlesien besetzte. Friedrich selbst war inzwischen bei Löwen über die Neiße gegangen und wollte auf Ohlau marschiren: er erkannte das Schwierige seiner Lage, aber er war rasch entschlossen, eine große Entscheidung durch eine Feldschlacht herbeizuführen.

Bei dem Dorfe Mollwitz auf dem Wege nach Ohlau traf der König auf den Feind; so wie er der Nähe desselben versichert war, befahl er seinen Truppen, sich zur Schlacht aufzustellen. Sie formirten sich in zwei Treffen, das erste unter Schwerin, das zweite unter dem Prinzen von Anhalt, im Ganzen gegen neunzehntausend Mann. Es war ein kalter, aber klarer und heiterer Tag: der Boden, vorher aufgeweicht, war angefroren und mit leichtem Schnee bedeckt. Neipperg wurde durch Signale von den Thürmen zu Brieg von dem Anmarsch der Preußen, die er so nahe nicht glaubte, unterrichtet; er hatte grade nur Zeit, seine Armee vor Mollwitz in Schlachtordnung aufzustellen, gleichfalls gegen neunzehntausend Mann stark, doch weit zahlreicher an Reiterei, was in der weiten Ebene ein erheblicher Vortheil war. Um 1 Uhr Mittags rückten die Preußen heran, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, in der schönsten Ordnung, als wäre es auf dem Paradeplatz. Die

Artillerie, an der Spitze des Treffens, erreichte schon den Feind. Da brach zuerst die österreichische Reiterei hervor und stürzte sich auf ein preußisches Dragonerregiment, welches von dem stürmischen Andrang über den Haufen geworfen wurde und in seiner wilden Flucht die nächsten Infanterieregimenter mit in Verwirrung brachte. Friedrich, mitten im Gewühl, suchte durch aufmunternden Zuruf die Seinen zum Stehen zu bringen, bald aber drangen neue feindliche Reiterschaaren mit verstärkter Gewalt heran, und der König selbst sah sich nun von den Fliehenden und Verfolgenden unwiderstehlich mit fortgerissen. Als Schwerin den Fürsten im dichtesten Getümmel in solcher Gefahr erblickte, drang er in Gemeinschaft mit dem Erbprinzen von Dessau in denselben, seine Person, an der Alles gelegen sei, in Sicherheit zu bringen. Friedrich, der die Schlacht für verloren hielt, was er sogar dem alten Fürsten von Dessau wirklich melden ließ, geistig tief erregt, körperlich aufs Aeußerste erschöpft, ließ sich dazu bestimmen, das Schlachtfeld zu verlassen. — Schwerin übernahm nun den Oberbefehl: er hatte die Hoffnung auf Sieg keineswegs aufgegeben, — der Rücksicht auf die Person des Königs überhoben, ging er nunmehr um so entschiedener ans Werk. Noch stand auf einem großen Theil der Schlachtlinie die Infanterie unerschüttert da, die Angriffe der feindlichen Reiterei waren an ihr, wie an einer lebendigen Festung, abgeprallt, ihr Pelotonfeuer aber war der österreichischen Infanterie höchst verderblich gewesen. Es bewährte sich herrlich, was der alte Dessauer durch Jahrzehnte für die Einübung der Infanterie gethan hatte. Vier Mann hoch waren die Pelotons: die beiden ersten Glieder lagen auf den Knieen, sie hatten gelernt in dieser Stellung rasch und sicher zu laden und zu schießen, die beiden andern Glieder dahinter stehend, feuerten über sie hinweg. Solch ein gewaltiges Feuer war noch in keinem Feldzuge vorgekommen; bald waren die österreichischen Bataillone nicht mehr vorwärts zu bringen, sondern drängten sich wie Knäuel zusammen. Das Feuer der preußischen Infanterie hatte mit kurzen Unterbrechungen und mit gleicher Heftigkeit fünf Stunden gedauert, die Munition war fast verbraucht; da sah Schwerin, daß Neipperg seine Cavallerie, die von den ersten gewaltigen Anläufen erschöpft war, zurückführen ließ, um sie neu zu sammeln. Der preußische Feldmarschall erfaßte den Augenblick und nahm seine ganze Armee noch einmal zu einem kräftigen Angriff zusammen: er befahl, mit klingendem Spiel vorzurücken und mit dem Bajonett in den Feind zu dringen. Oesterreichische Zeugen berichten, es sei eine wahrhaft bewundernswürdige Action gewesen. „Ich habe mein Lebtage nichts Superberes gesehen", schrieb ein österreichischer Offizier, „als das Vorgehen der feindlichen Infanterie: sie marschirte mit der größten Contenance uud so schnurstracks, als wenn's bei der Parade wäre. Das blanke Gewehr machte in der Sonne den schönsten Effect." Noch einmal erhob sich das Pelotonfeuer „nicht anders, als wie ein heftiges Donnerwetter", und so mächtig war die Wirkung, daß die österreichische Infanterie trotz aller Anstrengungen der Führer nicht mehr zu halten war. Auch die Cavallerie konnte nicht von Neuem vordringen und so entschloß sich Neipperg zum Rückzug. Die preußischen Truppen waren zu sehr erschöpft, als daß Schwerin den Feind hätte kräftig verfolgen können: des errungenen Sieges froh, begnügte er sich, das Schlachtfeld zu behaupten, auf welchem neunhundert todte und dreitausend verwundete Preußen lagen, während die Oesterreicher achthundert Todte und zweitausend Verwundete zählten, also weniger als die Sieger.

Es war eine merkwürdige Fügung, daß Friedrich selbst die ersten Freuden dieses hochwichtigen Erfolges nicht theilte: während seine Armee die ersten Triumphe der langjährigen Anstrengungen seines Vaters und seiner eigenen Mühen feierte, irrte er fast wie ein Flüchtiger umher. Er war mit geringer Begleitung nach Oppeln geeilt, wohin die Armee im Falle des Rückzugs sich zunächst begeben sollte; zu seiner Ueberraschung fand er den Ort inzwischen von den Oesterreichern besetzt, und aus den geschlossenen Thoren brachen feindliche Husaren heraus und feuerten auf den König und seine Begleiter. Doch mit kühner Geistesgegenwart warf er sein Roß herum und mit den Worten: „Adieu meine Freunde, ich bin besser zu Pferde, als ihr alle", sprengte er eiligst davon, auf Löwen zu. Dort kam er am frühen Morgen des 11. April tief erschöpft an: er hatte (auf dem seitdem berühmten Mollwitzer Schimmel) zwölf Meilen in scharfem Ritt durchgemacht, überdies in zwei Tagen kaum gegessen, noch getrunken, noch geschlafen. Da wurden mit einem Mal seine müden Lebensgeister durch die frohe Siegeskunde neubelebt, die ihm ein Adjutant des Erbprinzen von Dessau überbrachte. Wohl mochte sich in die Freude über den schönen Erfolg das nun doppelt schmerzliche Gefühl mischen, daß er vor dem Ausgang das Schlachtfeld verlassen: wie peinlich dem König dieses Bewußtsein war, läßt sich am Besten daraus erkennen, daß er niemals mit irgend Jemand davon gesprochen hat. Fürerst aber mußte in ihm das Gefühl überwiegen, wie Großes durch die Schlacht gewonnen war, und so erschöpft er war, so trieb es ihn nun weiter zu seiner siegreichen Armee zurück.

Der Tag von Mollwitz erschien dem König als einer der denkwürdigsten des Jahrhunderts: „durch zwei kleine Armeen", sagte er, „ward das Schicksal Schlesiens entschieden, und die preußischen Truppen erwarben sich dabei einen Ruhm, welchen weder die Zeit, noch der Neid ihnen rauben können." Friedrich rühmte besonders seine Infanterie, die „vom Obersten bis zum Geringsten Alles gethan, was unerschrockene, ehrliebende Leute thun können. „Mein Glück, die Conservation der Armee und die Wohlfahrt des Landes", schrieb er, „habe ich allein unserer unschätzbaren Infanterie zu danken. Unsere Infanteristen sind lauter Cäsaren und ihre Offiziere lauter Helden. Aber", fügt er hinzu, „die Cavallerie ist nicht werth, daß sie der Teufel holt." Wie er in letzterer Beziehung durch diese erste Schlacht einen großen Mangel seiner Armee erkannte, so gab ihm der ganze Feldzug auch sonst vielfachen Anlaß zu gewissenhafter Selbstprüfung. In der von ihm niedergeschriebenen „Geschichte meiner Zeit", sagt er, aus der ganzen Erzählung von jenem Feldzug gehe hervor, daß er mit Neipperg gleichsam um die Wette Fehler gemacht, doch habe er sich noch mehr vorzuwerfen, als Jener. Mollwitz aber sei für ihn und für seine Truppen eine ernste Schule gewesen, und er habe über alle dort begangenen Fehler reifliche Ueberlegung angestellt, um sie später zu vermeiden. Wir werden sehen, daß diese Ueberlegung reichliche Früchte trug; fürerst müssen wir die politischen Folgen seines Sieges ins Auge fassen.

Bündniß mit Frankreich.

Friedrich hatte Recht, die Mollwitzer Schlacht als einen der denkwürdigsten Tage anzusehen; denn dieser Tag hat ganz Europa in Staunen gesetzt und hierdurch das allgemeine

Urtheil über sein Unternehmen auf Schlesien geändert. Viele, die sein Beginnen als den Schritt eines Abenteurers verurtheilt hatten, staunten jetzt den Sieger von Mollwitz an; viele, die über die Uebungen des preußischen Heeres auf dem Paradeplatz verächtlich die Achseln gezuckt, mußten jetzt in die Bewunderung einstimmen, welche der herrlichen Haltung der Preußen auf dem Schlachtfeld zu Theil wurde. Dieser Eindruck der ersten bedeutenden Kriegsthat war Friedrich um so erwünschter, da seine politische Stellung bis dahin durchaus nicht viel Hoffnungen erweckt hatte. An den Mollwitzer Sieg glaubte er vor Allem die Erwartung knüpfen zu dürfen, daß die Verhandlungen mit Oesterreich selbst jetzt einen besseren Fortgang haben würden, und diese Hoffnung war mit ein Grund für ihn, seinen Vortheil fürerst nicht weiter zu verfolgen.

Wir haben gesehen, daß England vergeblich eine Vermittelung zwischen Maria Theresia und Friedrich angestrebt hatte: seitdem war jedoch in England die Zuneigung für die Sache Oesterreichs immer klarer hervorgetreten. Georg II. und das englische Parlament sprachen es offen und kräftig aus, daß die österreichische Macht als Gegengewicht gegen Frankreichs Streben nach Alleinherrschaft mit allen Mitteln zu erhalten sei und erklärten sich zur Stellung von Hülfstruppen und zur Lieferung von Geldhülfe bereit. Der Widerwille gegen Frankreich ließ keine Rücksicht auf die Verwandtschaft des hannöver'schen und des brandenburgischen Hauses, noch auch auf das sonst in England so mächtige protestantische Interesse aufkommen. Ebenso ließ sich Holland durch die Besorgniß von Frankreichs Uebergewicht bewegen, mit England gemeinsam für Maria Theresia aufzutreten. Rußland ließ gleichfalls vernehmen, daß es seine Pflichten gegen Oesterreich erfüllen werde, und noch feindseliger zeigte sich der sächsische Hof, der durch das gemeinschaftliche katholische Interesse und durch verlockende Versprechungen des Wiener Hofes ganz für Oesterreich gewonnen wurde; schon trug man sich mit dem Plane, das brandenburgische Land zur Strafe für den kühnen Angriff auf Schlesien von allen Seiten zu überfallen und zu zerstückeln. Wer weiß, ob diese Gefahr für den König von Preußen nicht wirklich hereingebrochen wäre, wenn nicht eben der erste erfochtene Sieg solchen Plänen Stillstand geboten hätte.

Zunächst trat jetzt Frankreich eiligst mit neuen Anerbietungen hervor. Im Lager zu Mollwitz erschien der Marschall Belle-Isle selber, um den Antrag auf ein Bündniß zu wiederholen. Friedrich aber war weit entfernt, ohne Weiteres darauf einzugehen; er selbst und besonders sein Minister Podewils, der von jeher den Gedanken einer ganz selbständigen Politik festgehalten hatte, konnten von dem Bedenken nicht loskommen, daß Frankreich wie auf das Uebergewicht in Europa überhaupt, so vor Allem auf die Herrschaft am Rhein hinarbeite. Alle deutschen Fürsten, das schien zu befürchten, würden ihm dann gleichmäßig unterthan werden, der König von Preußen vielleicht später, aber endlich doch auch nicht minder, als die Kurfürsten am Rhein. Eben deshalb war die Tradition der brandenburgischen Regenten seit dem großen Kurfürsten, mit geringen vorübergehenden Abweichungen, immerdar gegen ein Bündniß mit Frankreich gewesen. Hieran wollte Friedrich, wenn irgend möglich, auch jetzt noch festhalten, um so mehr, als es nach dem Eindruck seines Sieges den Anschein hatte, als wenn England und Rußland mit neuem Eifer eine Versöhnung mit Oesterreich zu Stande zu bringen strebten. In dem Lager zu Mollwitz erschien jetzt in der That auch

Es war eine merkwürdige Fügung, daß Friedrich selbst die ersten Freuden dieses hochwichtigen Erfolges nicht theilte: während seine Armee die ersten Triumphe der langjährigen Anstrengungen seines Vaters und seiner eigenen Mühen feierte, irrte er fast wie ein Flüchtiger umher. Er war mit geringer Begleitung nach Oppeln geeilt, wohin die Armee im Falle des Rückzugs sich zunächst begeben sollte; zu seiner Ueberraschung fand er den Ort inzwischen von den Oesterreichern besetzt, und aus den geschlossenen Thoren brachen feindliche Husaren heraus und feuerten auf den König und seine Begleiter. Doch mit kühner Geistesgegenwart warf er sein Roß herum und mit den Worten: „Adieu meine Freunde, ich bin besser zu Pferde, als ihr alle", sprengte er eiligst davon, auf Löwen zu. Dort kam er am frühen Morgen des 11. April tief erschöpft an: er hatte (auf dem seitdem berühmten Mollwitzer Schimmel) zwölf Meilen in scharfem Ritt durchgemacht, überdies in zwei Tagen kaum gegessen, noch getrunken, noch geschlafen. Da wurden mit einem Mal seine müden Lebensgeister durch die frohe Siegeskunde neubelebt, die ihm ein Adjutant des Erbprinzen von Dessau überbrachte. Wohl mochte sich in die Freude über den schönen Erfolg das nun doppelt schmerzliche Gefühl mischen, daß er vor dem Ausgang das Schlachtfeld verlassen: wie peinlich dem König dieses Bewußtsein war, läßt sich am Besten daraus erkennen, daß er niemals mit irgend Jemand davon gesprochen hat. Fürerst aber mußte in ihm das Gefühl überwiegen, wie Großes durch die Schlacht gewonnen war, und so erschöpft er war, so trieb es ihn nun weiter zu seiner siegreichen Armee zurück.

Der Tag von Mollwitz erschien dem König als einer der denkwürdigsten des Jahrhunderts: „durch zwei kleine Armeen", sagte er, „ward das Schicksal Schlesiens entschieden, und die preußischen Truppen erwarben sich dabei einen Ruhm, welchen weder die Zeit, noch der Neid ihnen rauben können." Friedrich rühmte besonders seine Infanterie, die „vom Obersten bis zum Geringsten Alles gethan, was unerschrockene, ehrliebende Leute thun können. „Mein Stück, die Conservation der Armee und die Wohlfahrt des Landes", schrieb er, „habe ich allein unserer unschätzbaren Infanterie zu danken. Unsere Infanteristen sind lauter Cäsaren und ihre Offiziere lauter Helden. Aber", fügt er hinzu, „die Cavallerie ist nicht werth, daß sie der Teufel holt." Wie er in letzterer Beziehung durch diese erste Schlacht einen großen Mangel seiner Armee erkannte, so gab ihm der ganze Feldzug auch sonst vielfachen Anlaß zu gewissenhafter Selbstprüfung. In der von ihm niedergeschriebenen „Geschichte meiner Zeit", sagt er, aus der ganzen Erzählung von jenem Feldzug gehe hervor, daß er mit Neipperg gleichsam um die Wette Fehler gemacht, doch habe er sich noch mehr vorzuwerfen, als Jener. Mollwitz aber sei für ihn und für seine Truppen eine ernste Schule gewesen, und er habe über alle dort begangenen Fehler reifliche Ueberlegung angestellt, um sie später zu vermeiden. Wir werden sehen, daß diese Ueberlegung reichliche Früchte trug; fürerst müssen wir die politischen Folgen seines Sieges ins Auge fassen.

Bündniß mit Frankreich.

Friedrich hatte Recht, die Mollwitzer Schlacht als einen der denkwürdigsten Tage anzusehen; denn dieser Tag hat ganz Europa in Staunen gesetzt und hierdurch das allgemeine

Urtheil über sein Unternehmen auf Schlesien geändert. Viele, die sein Beginnen als den Schritt eines Abenteurers verurtheilt hatten, staunten jetzt den Sieger von Mollwitz an; viele, die über die Uebungen des preußischen Heeres auf dem Paradeplatz verächtlich die Achseln gezuckt, mußten jetzt in die Bewunderung einstimmen, welche der herrlichen Haltung der Preußen auf dem Schlachtfeld zu Theil wurde. Dieser Eindruck der ersten bedeutenden Kriegsthat war Friedrich um so erwünschter, da seine politische Stellung bis dahin durchaus nicht viel Hoffnungen erweckt hatte. An den Mollwitzer Sieg glaubte er vor Allem die Erwartung knüpfen zu dürfen, daß die Verhandlungen mit Oesterreich selbst jetzt einen besseren Fortgang haben würden, und diese Hoffnung war mit ein Grund für ihn, seinen Vortheil fürerst nicht weiter zu verfolgen.

Wir haben gesehen, daß England vergeblich eine Vermittelung zwischen Maria Theresia und Friedrich angestrebt hatte: seitdem war jedoch in England die Zuneigung für die Sache Oesterreichs immer klarer hervorgetreten. Georg II. und das englische Parlament sprachen es offen und kräftig aus, daß die österreichische Macht als Gegengewicht gegen Frankreichs Streben nach Alleinherrschaft mit allen Mitteln zu erhalten sei und erklärten sich zur Stellung von Hülfstruppen und zur Lieferung von Geldhülfe bereit. Der Widerwille gegen Frankreich ließ keine Rücksicht auf die Verwandtschaft des hannöver'schen und des brandenburgischen Hauses, noch auch auf das sonst in England so mächtige protestantische Interesse aufkommen. Ebenso ließ sich Holland durch die Besorgniß von Frankreichs Uebergewicht bewegen, mit England gemeinsam für Maria Theresia aufzutreten. Rußland ließ gleichfalls vernehmen, daß es seine Pflichten gegen Oesterreich erfüllen werde, und noch feindseliger zeigte sich der sächsische Hof, der durch das gemeinschaftliche katholische Interesse und durch verlockende Versprechungen des Wiener Hofes ganz für Oesterreich gewonnen wurde; schon trug man sich mit dem Plane, das brandenburgische Land zur Strafe für den kühnen Angriff auf Schlesien von allen Seiten zu überfallen und zu zerstückeln. Wer weiß, ob diese Gefahr für den König von Preußen nicht wirklich hereingebrochen wäre, wenn nicht eben der erste erfochtene Sieg solchen Plänen Stillstand geboten hätte.

Zunächst trat jetzt Frankreich eiligst mit neuen Anerbietungen hervor. Im Lager zu Mollwitz erschien der Marschall Belle-Isle selber, um den Antrag auf ein Bündniß zu wiederholen. Friedrich aber war weit entfernt, ohne Weiteres darauf einzugehen; er selbst und besonders sein Minister Podewils, der von jeher den Gedanken einer ganz selbständigen Politik festgehalten hatte, konnten von dem Bedenken nicht loskommen, daß Frankreich wie auf das Uebergewicht in Europa überhaupt, so vor Allem auf die Herrschaft am Rhein hinarbeite. Alle deutschen Fürsten, das schien zu befürchten, würden ihm dann gleichmäßig unterthan werden, der König von Preußen vielleicht später, aber endlich doch auch nicht minder, als die Kurfürsten am Rhein. Eben deshalb war die Tradition der brandenburgischen Regenten seit dem großen Kurfürsten, mit geringen vorübergehenden Abweichungen, immerdar gegen ein Bündniß mit Frankreich gewesen. Hieran wollte Friedrich, wenn irgend möglich, auch jetzt noch festhalten, um so mehr, als es nach dem Eindruck seines Sieges den Anschein hatte, als wenn England und Rußland mit neuem Eifer eine Versöhnung mit Oesterreich zu Stande zu bringen strebten. In dem Lager zu Mollwitz erschien jetzt in der That auch

ein englischer Gesandter, Lord Hyndford, ein Mann von großem Ansehen, von Gradheit und ächt versöhnlicher Milde. Auf sein Dringen erklärte sich Friedrich bereit, selbst seine letzte Forderung, die auf Niederschlesien mit Breslau gerichtet war, nochmals zu mildern und sich überhaupt mit einem Theil von Schlesien zu begnügen. Hyndford schlug nun in Wien vor, die Herzogthümer Sagan, Glogau, Wohlau und Liegnitz an Preußen abzutreten, ja, um Oesterreichs Ehre zu wahren, sollte auch dies nur in der Form einer „Verpfändung" für eine von Friedrich auszuzahlende Summe geschehen. Aber auch hierauf mochte der Wiener Hof nicht eingehen und gab eine völlig ausweichende Antwort. Fast mußte es wie Spott erscheinen, als Maria Theresia sich endlich geneigt erklärte, nur Glogau mit Grünberg und Schwiebus und zwar als Pfand, noch dazu nur auf einige Zeit zu überlassen. Friedrich sagte darauf: „Ich werde noch eine Schlacht gewinnen und die Oesterreicher ganz aus Schlesien vertreiben, dann werden mir ganz andere Anerbietungen gemacht werden." Es wurde dem König nun immer klarer, daß er von Oesterreichs Nachgiebigkeit Nichts zu erwarten habe, und durch die Vermittelungsversuche nur hingehalten werde; darum öffnete er endlich doch den dringenden Vorstellungen Frankreichs sein Ohr. Er sah ein, daß er allein stehend und ohne alle Bundesgenossen seinen Feinden keine angemessenen Zugeständnisse abzwingen könne, und so schwer es ihm anging, so entschloß er sich endlich, die ihm von Frankreich dargebotene Hand zu ergreifen. Sein ererbter Widerwille gegen dieses Bündniß, sowie die schweren Sorgen wegen der Hereinziehung des eroberungssüchtigen Frankreichs in die deutschen Händel mußten jetzt dem Triebe der Selbsterhaltung weichen, — zwar kostete es ihn noch im letzten Augenblicke Ueberwindung, der alten brandenburgischen Politik zu entsagen, aber er hatte keine Wahl mehr; denn in dem Sinne seiner Gegner handelte es sich bereits nicht mehr blos um die Wiedereroberung Schlesiens, sondern geradezu um die Verringerung und Demüthigung Preußens. So that er denn den schweren Schritt und schloß am 5. Juni 1741 zu Breslau einen Vertrag mit Frankreich, welches sich inzwischen durch den Nymphenburger Vertrag bereits mit Baiern, sowie auch mit Spanien förmlich verbündet hatte und mit Schweden in genauen Beziehungen stand. Beide Theile gewährleisteten sich ihre Besitzungen in Europa und verpflichteten sich zu gegenseitiger Vertheidigung derselben gegen alle Angriffe. Frankreich garantirte dem König von Preußen den Besitz von Niederschlesien mit Breslau, wogegen Friedrich für den Fall, daß ihm Schlesien erst gesichert sei, auf das Herzogthum Berg zu Gunsten des von Frankreich beschützten Hauses Pfalz-Sulzbach verzichtete. Schon aus dieser Bedingung, welche offenbar allen brandenburgischen Traditionen zuwider war, würde es sich erklären, wie schwer es dem König werden mußte, den Vertrag mit Frankreich einzugehen. An den Fürsten Leopold von Dessau schrieb Friedrich über seinen Schritt: „Es hat mich die ohnbegreifliche opiniâtreté des Wienerschen Hofes, sammt dessen ohnerträgliche hauteur und kaum zu glaubende impertinence dahin gebracht, daß, da die Feinde meiner Feinde natürlicher Weise meine Freunde sein müssen, ich endlich mit der Krone Frankreich und mit der Chur-Bayern einige geheime mesures genommen, um unsern gemeinsamen und höchst orgueilleusen Feind zur raison zu bringen."

Die Verhandlungen waren sehr geheim betrieben worden, doch erhielt England einige

Kunde darüber und verdoppelte jetzt seine Friedensbemühungen; da aber Maria Thereſia nach wie vor jedes ehrenvolle Zugeſtändniß zurückwies, ſo antwortete Friedrich auch ſeinerſeits immer ſtolzer auf Englands Mahnungen und Vorſchläge. Er ſtehe an der Spitze eines mächtigen Heeres und befinde ſich bereits im Beſitze des Landes, das er haben wolle und behalten werde. „Meine Ahnen", fügte er hinzu, „würden aus ihren Gräbern erſtehen und mir Vorwürfe machen, wenn ich meine ererbten Rechte aufgäbe. Ich werde nicht leichtſinnig das erſte reiflich erwogene und feſt verfolgte Unternehmen meines Lebens aufgeben: lieber will ich mich und mein Heer unter den Trümmern Schleſiens begraben, als meine Ehre beflecken. Da der Wiener Hof meinen Antrag auf vier Herzogthümer verworfen hat, ſo nehme ich ihn zurück und verlange ganz Niederſchleſien mit Breslau Giebt es mir die Königin nicht binnen vier Wochen, ſo werde ich noch vier Herzogthümer mehr behalten."

Seine Zuverſicht wurde erhöht, als die übrigen Gegner Oeſterreichs nun wirklich mit dem Angriff Ernſt machten; die Baiern begannen mit dem Ueberfall Paſſaus den öſterreichiſchen Erbfolgekrieg, die Franzoſen ließen ein Hülfscorps gegen den Rhein rücken und Schweden erklärte den Krieg an Rußland. Des Königs Lage war nun günſtig genug geſtaltet, und er war entſchloſſen, ſeinerſeits kräftig vorzugehen, um dieſe Gunſt der Umſtände möglichſt zu benutzen.

Die Beſitznahme von Breslau und die Huldigung.

Während der alte Leopold von Deſſau mit ausgedehnten Vollmachten zum Schutz und zur Vertheidigung der Marken gegen die Hannoveraner und die Sachſen beauftragt war, und durch ſein wohlgerüſtetes Heer den Gegnern den Muth zu jedem Angriff benahm, verfolgte Friedrich in Schleſien das Ziel ſeiner ſicheren Feſtſetzung in dem eroberten Lande. Gleich nach der Schlacht bei Mollwitz war er zur Belagerung von Brieg geſchritten, ſchon am 4. Mai hatte die Beſatzung capitulirt und Friedrich konnte von dem alten Piaſtenſitz, einem Lieblingsaufenthalt der ſchleſiſchen Herzöge, Beſitz nehmen. Neipperg hatte unterdeß ſeinerſeits Verſtärkungen an ſich gezogen und ſich in ſeinem Lager bei Neiße wohl befeſtigt; Friedrich verſuchte vergeblich, ihn nochmals zu einer Schlacht herauszufordern. Da es nicht gelang, nahm er ſelbſt ein feſtes Lager bei Strehlen, in naher Verbindung mit Breslau, Brieg und Schweidnitz.

Des Königs lebhafteſte Sorge ſeit der Mollwitzer Schlacht war auf die Verbeſſerung ſeiner Reiterei gerichtet, deren ungenügenden Zuſtand er dort ſo ſchwer empfunden hatte. Eine ſeiner größten Eigenſchaften, durch die er in ſeiner glorreichen Laufbahn die ſchönſten Erfolge erreichte, war der raſche Entſchluß und die energiſche Ausführung, ſobald er Etwas als nothwendig erkannt hatte: dieſen Vorzug bewährte er hier am Beginn des ſchleſiſchen Krieges durch die überraſchende Umgeſtaltung und neue Schöpfung der preußiſchen Cavallerie. Sein Vater und der alte Deſſauer hatten ſich auf die Reiterei bei Weitem ſo gut nicht verſtanden, wie auf die Infanterie: die Leute waren zu groß, die Pferde zu ſchwer und die Bewegungen ohne alle Leichtigkeit. Friedrich faßte die Sache nun mit größtem Eifer an: er nahm kleinere Leute und leichtere Pferde, zum Theil polniſche und tartariſche,

und ließ die Reiter erst Mann für Mann exerciren, bis sie ihrer Thiere ganz Herren wurden, sodann in Reihe und Glied alle Bewegungen mit größter Präcision einüben. Sein Ziel war, daß die Reiter sich rasch und geschickt bewegen und jeden Angriff, die blanke Waffe in der Hand, in stürmischem, aber sicherem Anlauf, ausführen lernten, ohne zu schwanken oder zu brechen. Seine Bemühungen wurden bald belohnt: noch im Mai konnte er dem alten Dessauer freudig berichten, „wie es nunmehro mit denen Husaren-Parthien besser zu gehen anfängt und solche jetzo nie (von den Streifzügen) zurückkommen, ohne einen Vortheil über den Feind erreicht zu haben", — schon Ende Juli aber war er mit der Neubildung der ganzen Reiterei so weit, daß er die fremden Gesandten zu einer Musterung von 62 schönberittenen und wohlgeübten Schwadronen einladen konnte.

Während der König sich auf diese Weise zu weiteren Kriegsthaten vorbereitete, wurde er durch gewisse Vorgänge in Breslau über die künftige Haltung dieses wichtigen Platzes mehr und mehr beunruhigt. Die katholischen Einwohner, besonders der katholische Adel, hatten theilweise mit unverkennbarer Freude das Herannahen Neipperg's begrüßt, und schon hatte man blutige Drohungen gegen die Protestanten und gegen die Preußen vernehmen müssen. Die Aufregung zwischen den beiden Bekenntnissen war bei dem Näherrücken beider Heere gestiegen; jeder Vortheil der Preußen erfüllte die Evangelischen mit Freude, jeder Fortschritt der Oesterreicher die Katholiken. Unter diesen soll (nach freilich unverbürgten Nachrichten) ein Complott bestanden haben, um den Oesterreichern die Thore zu öffnen und einige tausend Mann Besatzung hereinzunehmen; die Evangelischen wünschten deshalb, daß der König von Preußen hierin seinen Feinden zuvorkommen möchte. Friedrich selbst bekam Briefe in seine Hände, welche die feindseligen Absichten vornehmer Häuser an den Tag legten, und von ernstlichem Verdacht erfüllt, beschloß er, sich Breslaus trotz der zugesicherten Neutralität zu bemächtigen. Er beauftragte damit den Feldmarschall Schwerin: „Ich bin versichert", schrieb er ihm, „daß nicht nur, falls es mit der Action zu Mollwitz anders ausgeschlagen wäre, der dortige Magistrat nebst den Katholischen den Oesterreichern Thür und Thor eröffnet und alles, was von mir in und vor der Stadt gewesen, sacrificiret haben würden, sondern daß auch noch beständig intriguirt wird, die ihnen so lieben Oesterreicher dahin zu ziehen, um vielleicht durch eine Surprise dieselben in die Stadt zu bringen. — — — Ich bin also dieses beständigen Cabalirens müde und daher determinirt, solchem ein Ende zu machen, meinen Feinden das Praevenire zu spielen, und durch eine Surprise und coup de main mich der Stadt Breslau zu bemächtigen." Dieser Handstreich wurde denn von Schwerin in Gemeinschaft mit dem Erbprinzen von Dessau rasch und fast spielend ausgeführt. Der Feldmarschall ließ am 20. August einige Fähnlein zum Durchzug melden; wie dieselben aber von den Stadtsoldaten durchgeleitet werden sollten, lenkten sie plötzlich nach dem Marktplatz ein und bemächtigten sich der Hauptwache. Ein Gleiches war unterdeß bei allen Thorwachen geschehen, und da der größere Theil der Bürger die Gewaltthat der Preußen im Herzen willkommen hieß, so ließen sich die städtischen Wachen unter allerlei Späßen ohne Weiteres entwaffnen. Die nachrückenden Preußen verbreiteten sich in der Stadt, Schwerin aber zog gleich darauf nach dem Rathhaus und verkündete dem Magistrat den Willen des Königs, sowie dessen Beweggründe; auf sein Verlangen leistete die Behörde

sofort den Eid der Treue gegen Preußen, was am folgenden Tage auch von der Bürgerschaft und allen Zünften geschah. Als Schwerin von der Rathhaustreppe herab ein Hoch auf „Friedrich, König in Preußen, Herzog in Schlesien" ausbrachte, wiederholte es das versammelte Volk unter freudigem Zuruf sieben Mal. Die Evangelischen wurden erst jetzt wieder ruhig und zuversichtlich. „Man konnte wieder ruhig schlafen", sagt ein alter Berichterstatter, „die tapferen Preußen waren auf guter Hut." Auch wurden die Soldaten bei den evangelischen Bürgern sehr gut aufgenommen und weidlich tractirt: Am folgenden Sonntag wurde ein Huldigungs- und Dankfest in allen Kirchen gefeiert, und das Kirchengebet zum ersten Male für Friedrich, statt für Maria Theresia, gehalten.

Es mag gleich hier die feierliche Huldigung der Stände mit erwähnt werden, die Friedrich selbst einige Monate später entgegennahm. Er beschied alle ansässigen Ritterbürtigen und Adligen des Herzogthums Niederschlesien, sowie der Fürstenthümer Münsterberg und Grottkau zum 7. Novbr. nach Breslau, ihm als obersten Herzog von Niederschlesien den Eid der Treue zu leisten. Im Fürstensaale des ehrwürdigen Rathhauses saß der König auf einem aus alten Zeiten noch vorhandenen Throne, auf dessen Stufen die ersten seiner Generäle versammelt waren. Der Minister Podewils hielt eine kurze Anrede an die Stände, deren Erbhuldigung der Fürst „nicht als Ueberwinder, sondern als milder Landesvater" fordere. Darauf leisteten die Bevollmächtigten des Bischofs, der geistlichen Stifte und Orden und die fürstlichen Abgeordneten knieend, die übrigen Stände stehend, den Eid; es wird erzählt, daß das Reichsschwert in der Eile vergessen worden, da habe Friedrich den Degen gezogen, mit welchem er Schlesien erobert, und darauf sei der Eid geleistet worden. Das sonst bei Huldigungen übliche Geschenk von hunderttausend Thalern lehnte Friedrich ab, — denn er sei nicht gesonnen, seinen Unterthanen Lasten zu bereiten, wolle vielmehr nur darauf bedacht sein, das Land in blühende Lage zu bringen. Am Abend ward die Stadt Breslau von den Bürgern so glänzend erleuchtet, wie man sich seit lange nicht erinnerte.

Als die Fürsten und Stände um die Bestätigung ihrer alten Privilegien, Rechte und Freiheiten baten, ließ der König ihnen eröffnen, daß er sie bei denselben erhalten und schützen wolle, soweit sie ihnen selbst und der allgemeinen Wohlfahrt zuträglich seien, — doch müßten dieselben in solcher Absicht vorher erst genauer geprüft werden, wozu jetzt keine Zeit sei. Daß er aber nicht gewillt sei, die frühere Selbständigkeit der Stände zumal in Steuersachen zu achten, das war schon kurz vorher zu Tage getreten. Er hatte mit dem sogenannten ständischen Conventus über die ihm zu bewilligenden Abgaben verhandelt und dabei nach vielen Weiterungen kurzweg gefragt, wie viel denn eigentlich das Land Schlesien dem obersten Herzog zu zahlen schuldig sei, worauf der Conventus erklärt hatte: das Land sei dem Herzog gar Nichts zu geben schuldig, Alles sei hier von jeher nach freiem Bedünken bewilligt worden. Eine solche Freiwilligkeit der Abgaben konnte jedoch Friedrich in Schlesien so wenig zugeben, wie in den anderen Provinzen, wo schon der große Kurfürst die Souveränetät des Landesfürsten gegen eine derartige Ausübung ständischer Privilegien geltend gemacht hatte. Der König erklärte denn „aus souveräner oberlandesherrlicher Macht und Autorität, er werde die Steuern, Accisen und sonstigen Einkünfte, statt wie bisher von

und ließ die Reiter erst Mann für Mann exerciren, bis sie ihrer Thiere ganz Herren wurden, sodann in Reihe und Glied alle Bewegungen mit größter Präcision einüben. Sein Ziel war, daß die Reiter sich rasch und geschickt bewegen und jeden Angriff, die blanke Waffe in der Hand, in stürmischem, aber sicherem Anlauf, ausführen lernten, ohne zu schwanken oder zu brechen. Seine Bemühungen wurden bald belohnt: noch im Mai konnte er dem alten Dessauer freudig berichten, „wie es nunmehro mit denen Husaren-Parthieen besser zu gehen anfängt und solche jetzo nie (von den Streifzügen) zurückkommen, ohne einen Vortheil über den Feind erreicht zu haben", — schon Ende Juli aber war er mit der Neubildung der ganzen Reiterei so weit, daß er die fremden Gesandten zu einer Musterung von 62 schönberittenen und wohlgeübten Schwadronen einladen konnte.

Während der König sich auf diese Weise zu weiteren Kriegsthaten vorbereitete, wurde er durch gewisse Vorgänge in Breslau über die künftige Haltung dieses wichtigen Platzes mehr und mehr beunruhigt. Die katholischen Einwohner, besonders der katholische Adel, hatten theilweise mit unverkennbarer Freude das Herannahen Neipperg's begrüßt, und schon hatte man blutige Drohungen gegen die Protestanten und gegen die Preußen vernehmen müssen. Die Aufregung zwischen den beiden Bekenntnissen war bei dem Näherrücken beider Heere gestiegen; jeder Vortheil der Preußen erfüllte die Evangelischen mit Freude, jeder Fortschritt der Oesterreicher die Katholiken. Unter diesen soll (nach freilich unverbürgten Nachrichten) ein Complott bestanden haben, um den Oesterreichern die Thore zu öffnen und einige tausend Mann Besatzung hereinzunehmen; die Evangelischen wünschten deshalb, daß der König von Preußen hierin seinen Feinden zuvorkommen möchte. Friedrich selbst bekam Briefe in seine Hände, welche die feindseligen Absichten vornehmer Häuser an den Tag legten, und von ernstlichem Verdacht erfüllt, beschloß er, sich Breslaus trotz der zugesicherten Neutralität zu bemächtigen. Er beauftragte damit den Feldmarschall Schwerin: „Ich bin versichert", schrieb er ihm, „daß nicht nur, falls es mit der Action zu Mollwitz anders ausgeschlagen wäre, der dortige Magistrat nebst den Katholischen den Oesterreichern Thür und Thor eröffnet und alles, was von mir in und vor der Stadt gewesen, sacrificiret haben würden, sondern daß auch noch beständig intriguirt wird, die ihnen so lieben Oesterreicher dahin zu ziehen, um vielleicht durch eine Surprise dieselben in die Stadt zu bringen. — — — Ich bin also dieses beständigen Cabalirens müde und daher determinirt, solchem ein Ende zu machen, meinen Feinden das Praevenire zu spielen, und durch eine Surprise und coup de main mich der Stadt Breslau zu bemächtigen." Dieser Handstreich wurde denn von Schwerin in Gemeinschaft mit dem Erbprinzen von Dessau rasch und fast spielend ausgeführt. Der Feldmarschall ließ am 20. August einige Fähnlein zum Durchzug melden; wie dieselben aber von den Stadtsoldaten durchgeleitet werden sollten, lenkten sie plötzlich nach dem Marktplatz ein und bemächtigten sich der Hauptwache. Ein Gleiches war unterdeß bei allen Thorwachen geschehen, und da der größere Theil der Bürger die Gewaltthat der Preußen im Herzen willkommen hieß, so ließen sich die städtischen Wachen unter allerlei Späßen ohne Weiteres entwaffnen. Die nachrückenden Preußen verbreiteten sich in der Stadt, Schwerin aber zog gleich darauf nach dem Rathhaus und verkündete dem Magistrat den Willen des Königs, sowie dessen Beweggründe; auf sein Verlangen leistete die Behörde

sofort den Eid der Treue gegen Preußen, was am folgenden Tage auch von der Bürgerschaft und allen Zünften geschah. Als Schwerin von der Rathhaustreppe herab ein Hoch auf „Friedrich, König in Preußen, Herzog in Schlesien" ausbrachte, wiederholte es das versammelte Volk unter freudigem Zuruf sieben Mal. Die Evangelischen wurden erst jetzt wieder ruhig und zuversichtlich. „Man konnte wieder ruhig schlafen", sagt ein alter Berichterstatter, „die tapferen Preußen waren auf guter Hut." Auch wurden die Soldaten bei den evangelischen Bürgern sehr gut aufgenommen und weidlich tractirt: Am folgenden Sonntag wurde ein Huldigungs- und Dankfest in allen Kirchen gefeiert, und das Kirchengebet zum ersten Male für Friedrich, statt für Maria Theresia, gehalten.

Es mag gleich hier die feierliche Huldigung der Stände mit erwähnt werden, die Friedrich selbst einige Monate später entgegennahm. Er beschied alle ansässigen Ritterbürtigen und Adligen des Herzogthums Niederschlesien, sowie der Fürstenthümer Münsterberg und Grottkau zum 7. Novbr. nach Breslau, ihm als obersten Herzog von Niederschlesien den Eid der Treue zu leisten. Im Fürstensaale des ehrwürdigen Rathhauses saß der König auf einem aus alten Zeiten noch vorhandenen Throne, auf dessen Stufen die ersten seiner Generäle versammelt waren. Der Minister Podewils hielt eine kurze Anrede an die Stände, deren Erbhuldigung der Fürst „nicht als Ueberwinder, sondern als milder Landesvater" fordere. Darauf leisteten die Bevollmächtigten des Bischofs, der geistlichen Stifte und Orden und die fürstlichen Abgeordneten knieend, die übrigen Stände stehend, den Eid; es wird erzählt, daß das Reichsschwert in der Eile vergessen worden, da habe Friedrich den Degen gezogen, mit welchem er Schlesien erobert, und darauf sei der Eid geleistet worden. Das sonst bei Huldigungen übliche Geschenk von hunderttausend Thalern lehnte Friedrich ab, — denn er sei nicht gesonnen, seinen Unterthanen Lasten zu bereiten, wolle vielmehr nur darauf bedacht sein, das Land in blühende Lage zu bringen. Am Abend ward die Stadt Breslau von den Bürgern so glänzend erleuchtet, wie man sich seit lange nicht erinnerte.

Als die Fürsten und Stände um die Bestätigung ihrer alten Privilegien, Rechte und Freiheiten baten, ließ der König ihnen eröffnen, daß er sie bei denselben erhalten und schützen wolle, soweit sie ihnen selbst und der allgemeinen Wohlfahrt zuträglich seien, — doch müßten dieselben in solcher Absicht vorher erst genauer geprüft werden, wozu jetzt keine Zeit sei. Daß er aber nicht gewillt sei, die frühere Selbständigkeit der Stände zumal in Steuersachen zu achten, das war schon kurz vorher zu Tage getreten. Er hatte mit dem sogenannten ständischen Conventus über die ihm zu bewilligenden Abgaben verhandelt und dabei nach vielen Weiterungen kurzweg gefragt, wie viel denn eigentlich das Land Schlesien dem obersten Herzog zu zahlen schuldig sei, worauf der Conventus erklärt hatte: das Land sei dem Herzog gar Nichts zu geben schuldig, Alles sei hier von jeher nach freiem Bedünken bewilligt worden. Eine solche Freiwilligkeit der Abgaben konnte jedoch Friedrich in Schlesien so wenig zugeben, wie in den anderen Provinzen, wo schon der große Kurfürst die Souveränetät des Landesfürsten gegen eine derartige Ausübung ständischer Privilegien geltend gemacht hatte. Der König erklärte denn „aus souveräner oberlandesherrlicher Macht und Autorität, er werde die Steuern, Accisen und sonstigen Einkünfte, statt wie bisher von

ständischen Abgeordneten, in Zukunft von eigenen Behörden verwalten lassen. Am Tage nach der Huldigung versammelte er nochmals eine Anzahl der vornehmsten und einflußreichsten Männer um sich und theilte ihnen in freier, offener Ansprache einige der wichtigsten Grundsätze mit, nach denen er in dem neu erworbenen Lande zu regieren gedenke. Vor Allem solle der Unterschied zwischen den beiden Religionen aufhören; kein Katholik solle deshalb weil er das sei, sein Recht verlieren, noch ein Evangelischer dadurch gewinnen. Er selbst sei durchaus ein Freund der Toleranz und wünsche statt der bisherigen gegenseitigen Verfolgung ein gutes Einvernehmen zwischen den beiden Religionsparteien hervorzubringen. Er wolle zwei Justizcollegien, in Glogau und Breslau, errichten und dieselben vorzüglich mit Schlesiern besetzen; beim Finanzwesen dagegen könne er fürs Erste keine Schlesier anstellen, weil es nöthig sei, hierin große Veränderungen nach den in den alten Provinzen üblichen Grundsätzen einzuführen. In einigen Hauptzügen deutete er diese Veränderungen, durch welche eine billigere Vertheilung der Steuern, als bisher, erzielt werden sollte, an. Zu diesen und anderen wichtigen Verbesserungen werde es einiger Zeit bedürfen, doch solle man ihm und seinen auf das Wohl von Schlesien gerichteten Absichten nur vertrauen: den Erfolg werde man in Zukunft sehen, wenn auch der Anfang schwer sei.

Oesterreichs große Bedrängniß; Verabredung zu Klein-Schnellendorf.

Die beiden kriegführenden Armeen hatten sich nach den letzten größeren Ereignissen gegenseitig streng bewacht und waren in wohlüberdachten Zügen von einer festen Stellung in die andere gezogen, beide eifrig bestrebt, den Gegnern einen Vorsprung abzugewinnen, — Neipperg dabei ängstlich vorsichtig, um eine offene Feldschlacht zu vermeiden. So klug derselbe aber zu Werke ging, so war doch Friedrich im Allgemeinen im Uebergewicht, was er zum Theil den immer erfolgreicheren Leistungen seiner leichten Reiterei verdankte, unter deren Führern sich schon damals der Oberst Hans Joachim von Ziethen durch die verwegensten Streifzüge und Attaquen auszeichnete. Friedrich war in Niederschlesien bald überall Meister und schloß zuletzt Neipperg am Fuße des Gebirges immer enger ein.

Unterdeß war Oesterreichs Lage durch den Ausbruch des allgemeinen Krieges, welcher den Namen des österreichischen Erbfolgekrieges führt, im höchsten Grade gefahrvoll geworden: der von Frankreich längst vorbereitete Plan zu dem Vernichtungskampf gegen das Haus Habsburg trat, wie erwähnt, mit einem Male ans Tageslicht, und Alles schien so wohl angelegt, daß man sich am Hofe von Versailles bereits den kühnsten Hoffnungen für das endliche Gelingen hingab. Im letzten Augenblick war selbst Sachsen durch das Versprechen eines Theils von Böhmen und Oberschlesiens gewonnen worden, und als im Juli die Feindseligkeiten Baierns begonnen hatten und Frankreichs Heere über den Rhein rückten, konnte Maria Theresia auf keinen einzigen thätigen Bundesgenossen, sondern nur auf Englands Hülfsgelder, rechnen.

Im September (1741) war das ganze westliche Deutschland schon mit französischen Truppen erfüllt, die zum Theil zu den Baiern stießen. Der Kurfürst Carl Albert überschritt am 12. Septbr. die österreichische Grenze und wurde sofort von Abgeordneten der Stände

eingeladen, sich in Linz huldigen zu lassen; am 14. zog er dort ein, nahm den Titel eines Erzherzogs an und seine Truppen breiteten sich die Donau hinunter aus.

Zu spät wurde jetzt in Wien die große Gefahr erkannt, in welcher die habsburgische Monarchie schwebte, zu spät wurde es offenbar, wie sehr man sich in dem Vertrauen auf Frankreich geirrt. Auf eine letzte, dringende Anfrage bei dem Cardinal Fleury gab er die kalte Antwort: er fordere Gerechtigkeit für seine Freunde und Verbündete, — und so mußte man sich denn auf den gefährlichsten Kampf bereiten, den Oesterreich jemals bestanden. Der Gemahl Maria Theresia's rief verzweifelt aus: es bleibe nichts übrig, als mit dem Schwert in der Hand unterzugehen. Ein Vertrauter des Hofes schrieb damals, es sei gar nicht auszusprechen, mit welchen kummervollen Gedanken man sich geschlagen habe.

In dieser tiefen Noth wurde es den Widerwilligsten einleuchtend, daß nur der Friede mit dem König von Preußen helfen könne, und auch von England her wurde darauf, um Frankreichs Fortschritten vorzubeugen, mit der größten Entschiedenheit hingewiesen. Für Maria Theresiä war es wohl das Schwerste, was ihr überhaupt zugemuthet werden konnte, sich mit Friedrich in gütliches Vernehmen zu setzen und ihm Zugeständnisse zu machen; denn ihr Unwillen über seinen Angriff war bis zu wirklichem Haß gestiegen, noch dazu war ihr der König auch als ein „Mann ohne Religion und Treue", wie er ihr geschildert worden, zuwider; endlich als gute Katholikin hielt sie sich in ihrer Seele verpflichtet, ihre schlesischen Glaubensgenossen nicht dem „ketzerischen" König preiszugeben. Aber es war nun einmal kein anderer Ausweg mehr, und sie verstand sich endlich auf Eng'ands Drängen dazu, ihm einige Vorschläge zu machen: statt Schlesien wollte sie ihm Ge'dern und Limburg abtreten und einige Millionen Thaler zahlen. In fast unbegreif.icher Verkennung ihrer Lage fügte sie hochmüthig hinzu, auf eine Entschädigung für den in Schlesien angerichteten Schaden wolle sie verzichten. Friedrich aber wußte besser, wie er jetzt stand, und als ihm der englische Unterhändler, Robinson, den Vorschlag überbrachte, zeigte er sich darüber höchlich beleidigt und wollte darin nur einen neuen Beweis der Geringschätzung erblicken, mit welcher ihn das österreichische Haus betrachte. Was würde die Welt von ihm denken, fügte er hinzu, wenn er Schlesien, das ihn mit offenen Armen empfangen, wieder der Herrschsucht und Wuth der Papisten überlieferte. — Als Robinson wie zur Drohung auf Englands Verbindung mit Oesterreich hinwies, rief Friedrich mit strenger Geberde: „Keine Drohungen, Herr! Der König von England ist mein Freund, und wäre ers nicht, so hat der Fürst von Anhalt ein Heer gegen ihn." Robinson kehrte ganz unverrichteter Sache nach Wien zurück, wo man sich denn mit dem Gedanken vertraut machen mußte, einen Theil von Schlesien an Friedrich abzutreten, — aber in einer neuen Sendung Robinson's bot man bei Weitem nicht ganz Niederschlesien an, und forderte dagegen, daß der König sofort zehntausend Mann gegen die Franzosen stellen sollte. Auch diesmal hatten die Anträge keinen Erfolg, besonders machte Friedrich bemerklich, er würde die Ehre seines Namens beflecken, wenn er plötzlich von einem Bündniß zum andern hinüberspränge und seine bisherigen Bundesgenossen geradezu mit bekriegte.

Insgeheim war jedoch der König selbst inzwischen für weitere Unterhandlungen einigermaßen günstig gestimmt worden, — und zwar deshalb, weil er den Absichten der Franzosen

mehr und mehr mißtraute. Die Gefahr, die von dort für Deutschland drohte, wurde immer klarer: Friedrich hatte eben aus diesem Grunde von vorn herein gewünscht, den Krieg rasch zu Ende zu führen und drang fortwährend in die Baiern und Franzosen, rasch auf Wien loszugehen, um einen günstigen Friedensschluß zu erzwingen. Auffallender Weise aber waren die Franzosen dazu nicht zu bringen: einer ihrer Diplomaten verrieth den Grund, indem er sagte, sei der Krieg so rasch beendigt und Carl Albert erst Kaiser von Deutschland, so würde man die Franzosen nicht mehr brauchen, — dabei würden sie also ihre Rechnung nicht finden. Mehr und mehr durchschaute Friedrich die Absichten der Franzosen: sie wollten auf den Trümmern der österreichischen Monarchie mehrere kleine Reiche in Deutschland errichten, über diese alle aber die Oberherrschaft Frankreichs ausdehnen. Noch dazu war es darauf abgesehen, Oberschlesien an Sachsen zu geben, indem Frankreich von Preußen schon zu fürchten begann, daß es doch wohl zu mächtig werden könne. Endlich schickte sich Frankreich an, auch Hannover als ein Besitzthum des Königs von England mit Krieg zu überziehen. Das Alles war nicht im Geringsten nach Friedrich's Sinne: er wollte nicht Deutschland den Franzosen preisgeben. „Wie unverzeihlich wäre es gewesen", ruft er später aus, „das Joch Oesterreichs zu brechen und sich dafür französische Ketten zu schmieden."

Als denn von Wien neue Vorschläge durch Lord Hyndford gebracht wurden, des Inhalts, daß ihm Niederschlesien bis an die Neiße sammt Breslau überlassen werden sollte, doch mit der Hoffnung, daß er der Königin dann mit seinem Heer zu Hülfe komme, lehnte er diesen Antrag zwar ab, gab jedoch zu verstehen, daß er sich wohl vertragen würde, wenn man ihn noch Neiße bewilligte und von ihm keine Hülfe, sondern blos Neutralität forderte. Endlich erklärte sich Maria Theresia auch hierzu bereit, und es wurde dem König zu weiteren Unterhandlungen eine Zusammenkunft mit dem Feldmarschall Neipperg vorgeschlagen. Friedrich, voll Mißtrauens gegen den schnellen Wechsel der Gesinnung in Wien, fürchtete zwar, daß man nur einen Versuch mache, ihn zu täuschen, ging aber auf die Zusammenkunft ein. Da er fürchten mußte, daß dieser Schritt, wenn er bekannt würde, ihn mit seinen bisherigen Bundesgenossen überwürfe, und daß dies die eigentliche Absicht der Oesterreicher sei, so stellte er als erste Bedingung die strengste Bewahrung des Geheimnisses auf. Am 9. October ritt er nur in Begleitung eines Adjutanten auf das Schloß Klein-Schnellendorf, wo Neipperg mit Lord Hyndford sich gleichfalls eingefunden hatte. Dort wurde festgesetzt, daß Neiße vom König nur zum Schein belagert, bald aber überliefert werden sollte, dann würde derselbe nicht weiter feindselig gegen die Oesterreicher operiren, dieselben vielmehr unverfolgt über das Gebirge nach Mähren ziehen lassen. Noch in diesem Jahre aber sollte ein definitiver Vertrag zu Stande kommen, in welchem Niederschlesien mit Neiße dem König von Preußen zu voller Souveränetät und Unabhängigkeit abgetreten würde.

Die Klein-Schnellendorfer Verabredung ist in dieser weiteren Absicht, wie wir sehen werden, nicht zur Ausführung gekommen: das Geheimniß wurde nicht beobachtet und der weitere Vertrag kam nicht zu Stande. Fürerst aber war es Friedrich schon erwünscht, daß seine Truppen sich der Ruhe in den Winterquartieren überlassen konnten, welcher sie

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Der alte Dessauer.

nach den Mühen des langen Feldzugs sehr bedürftig waren. Er selbst ging bald darauf nach Berlin.

Krieg in Mähren und Böhmen; Schlacht bei Czaslau.

Während die Baiern und Franzosen die ihnen gebotene Gelegenheit, Maria Theresia im Herzen ihres Reichs anzugreifen, unbenutzt vorüberließen, bereitete sich in den österreichischen Staaten, besonders von Ungarn aus, eine nationale Erhebung vor, durch welche die Königin unerwartet von dem drohenden Verderben errettet wurde. Daß grade von Ungarn her diese Rettung kam, war um so überraschender, als Maria Theresia seit ihrer Thronbesteigung mit den Magyaren wegen der Selbständigkeit und großen Gerechtsame im Streite lag, welche dieselben auf Grund alter Versicherungen für Ungarn in Anspruch nahmen. Auf dem Reichstag kam es zu den lebhaftesten Zwistigkeiten, und mit einem gewissen Bangen schritt die Königin zur Feierlichkeit der Krönung: als sie jedoch, in ihrer fürstlichen Schönheit, mit der Krone des heiligen Stephan auf dem Haupt, umgeben von den Magnaten in altväterischer Pracht, im feierlichen Aufzug daherschritt, — dann auf dem Königsberg nach altem Krönungsbrauch das Schwert des heiligen Königs nach den vier Weltgegenden zückte, und als sie endlich von dem Königsberg herab auf ritterlichem Roß voll erhabener Anmuth herabritt, da freute sich das ungarische Volk der edel-majestätischen Frau, und jauchzte ihr als „König und Herrin" begeistert zu. Freilich war damit der Streit um die ungarischen Privilegien nicht beseitigt, vielmehr hatte die Fürstin noch manche bittere Stunde durchzumachen, doch ließ sie den Muth und die Hoffnung nimmer sinken. „Ich bin eine arme Königin", sagte sie einst, „aber ich habe das Herz eines Königs." In ihrer großen Bedrängniß faßte sie den Entschluß, den Ungarn grade eine ihrer Forderungen zu bewilligen, durch deren Erfüllung ihr selbst jetzt geholfen werden konnte. Seit langer Zeit hatten die Ungarn immerdar vergeblich das Recht der Bewaffnung verlangt.

Am 11. September beschied die Königin die Stände vor sich in das Schloß zu Preßburg, um in ihrer großen Noth und da sie von Allen verlassen sei, zu der alten Treue und Tapferkeit der Ungarn ihre Zuflucht zu nehmen, ihre Person und ihre Kinder ihnen anzuvertrauen. In begeisterter rührender Anrede forderte sie die Stände auf, über die Mittel zu berathen, um sie und des Reiches Krone zu retten, und verhieß zugleich ihre Mitwirkung in Allem, was zur Herstellung des alten Glanzes des Reiches dienen könnte. Die Jugend, die Schönheit und das Unglück der hohen Frau rührten die ganze Versammlung, die zugleich erfreut über die Zusage der Bewaffnung, sich in begeistertem Zuruf erhob. Die Magnaten zogen den Säbel halb aus der Scheide und riefen: „Wir wollen sterben für unsern König, Maria Theresia." Wenige Tage darauf wurde der Herzog von Lothringen, Maria Theresia's Gemahl, als Mitregent mit erneutem Jubel aufgenommen, und als dann die Königin ihren noch nicht einjährigen Sohn, den Erzherzog Joseph herbeiholen ließ und hoch erhoben der Versammlung zeigte, da stürzten die Magnaten herbei, dem jungen Prinzen die Hände zu küssen, und die stürmischen Vivats wollten kein Ende nehmen. Jetzt erfolgte in ganz Ungarn eine allgemeine Rüstung: die Großen des Landes,

die Eſterházy, Bathiany u. A. gaben begeiſtert das Beiſpiel, der greiſe Palatin des Reichs, Graf Palfy, beſchloß ſelbſt noch mit ins Feld zu ziehen.

Die Baiern und ihre Verbündeten, die Franzoſen und Sachſen rückten inzwiſchen von allen Seiten nach Böhmen ein, — die Oeſterreicher zogen ihnen theils von Mähren aus unter Neipperg, theils von Wien aus neu ermuthigt entgegen. Die Verbündeten, lange Zeit unter ſich uneinig, beſchloſſen denn auf Belle-Isle's Rath, ſich zuerſt Prags zu bemächtigen, was ihnen gelang. Bald aber wurden ſie von ihrer Verbindung mit Oeſterreich abgeſchnitten, während an der Donau eine neue öſterreichiſche Armee erſchien, gebildet aus den von Italien herbeigerufenen Regimentern und aus irregulären ungariſchen Truppen, halbwilden Panduren und verwegenen Huſaren. Ein alter Berichterſtatter ſchildert dieſe ſeltſamen Reiterſchaaren, wie ſie, ihre Pferde mit dem Lärmen ihrer Stimme antreibend, gleichſam noch vor dem Staube, den der Huf erregt, die Feinde erreichen, ſich vor den erſten Kugeln derſelben hinter dem Nacken ihrer Roſſe ſchützen, dann aber ſich hoch erheben und mit dem Schwert, das ſie eben noch zwiſchen den Zähnen getragen, furchtbar und unwiderſtehlich einhauen. Vor dem wilden Anfall dieſer Schaaren wichen die Franzoſen zurück. Bald öffneten ſich die Oeſterreicher den Weg nach Baiern, gradezu auf München hin. Der Kurfürſt Carl Albert ſah ſein Erbland allen Schrecken eines feindlichen Einfalls preisgegeben und wandte ſich hülfeflehend an den König von Preußen.

Friedrich hatte mit Beſorgniß dieſen neuen Umſchlag der Dinge zu Gunſten Oeſterreichs geſehen: die Abrede von Klein-Schnellendorf hatte noch zu keinem weiteren Vertrag geführt, der ihm den Beſitz von Schleſien geſichert hätte, dagegen hatte der Wiener Hof trotz der bündigſten Zuſagen das Geheimniß jener Verabredung vielfach verrathen und ſo das Mißtrauen von Friedrich's Verbündeten rege gemacht. Hierdurch fühlte ſich dieſer von jeder Verpflichtung frei, und war entſchloſſen, den neuen Fortſchritten der öſterreichiſchen Waffen, die bald ihn ſelber wieder bedrohen konnten, nicht ſtill zuzuſehen. Er verlangte von Oeſterreich den ſchleunigen Abſchluß eines ihn völlig ſichernden Vertrags, und da er dieſen nicht erlangen konnte, ſo ſchloß er jetzt, um ſeine mißtrauiſch gewordenen Bundesgenoſſen über ſeine Abſichten ſicher zu machen, ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß mit Baiern und Sachſen, um jenem Böhmen, dieſem Mähren erobern zu helfen.

Die Kriegsoperationen begannen nun auch von preußiſcher Seite wieder; Prinz Leopold von Deſſau rückte in Böhmen, Marſchall Schwerin in Mähren bis Ollmütz vor, wo er Winterquartiere nahm (Dezember 1741). Friedrich ſelbſt weilte noch in Berlin, und wollte im Januar (1742), eben eine kurze Zeit zur Erholung nach Rheinsberg gehn, als der dringende Hülferuf des Kurfürſten von Baiern zu ihm gelangte. Augenblicklich war er entſchloſſen und ließ die Verbündeten wiſſen, daß er ſich in Perſon aufmache, um Baiern zu retten und die Dinge wieder in eine günſtige Lage zu bringen. Doch müßten Baiern und Franzoſen unter ſeinen Befehl geſtellt werden, denn „wo der König von Preußen erſcheine, da commandire er auch.“ Am 16. Januar reiſ'te er ab, in Dresden auf der Durchreiſe wußte er den ſächſiſchen Hof ganz für ſeine Pläne zu gewinnen; am 30. Januar war er bei ſeiner Armee, erfüllt von Thatenluſt und zugleich von dem Hochgefühl, daß er es ſei, der jetzt trotz Frankreich über den Lauf der Dinge zu entſcheiden habe. In dem

preußischen Lager fand er bereits einen österreichischen Unterhändler an, der ihn auf Grund der Klein-Schnellendorfer Abrede zum Frieden bewegen sollte: doch wollte er davon jetzt Nichts mehr hören.

Fast gleichzeitig aber wurden von den vorrückenden österreichischen Schaaren die Franzosen immer weiter zurückgetrieben, und ohne Widerstand drangen Jene in Baiern vor. Um sie von dort abzuziehen, rückte Friedrich von Olmütz in Mähren weiter vor, über Brünn nach Iglau, bis an die Grenzen von Oesterreich (Februar). Er bedrohte zugleich Preßburg und Wien, die Ziethen'schen Husaren verbreiteten durch kühne Streifzüge den Schrecken ihres Namens bis in die Gegend der Kaiserstadt. Da beschloß der österreichische Kriegsrath, mit einem Theil der Armee die Feinde in Böhmen im Schach zu halten, mit der Hauptmacht aber auf den König von Preußen loszugehen. Für diesen waren noch von anderer Seite Gefahren entstanden, da sich an den Grenzen die Ungarn in wilden Haufen regten, und die mährischen Gebirgsbewohner, zum vermeintlichen Kampf für ihre Religion erregt, die Preußen durch wilde Anfälle beunruhigten. Das mährische Landvolk war durch die Gewaltsamkeiten des verheerenden Feldzugs, bei welchem die Preußen das Land gradezu auszehrten, im höchsten Grade gereizt und ließ keine Gelegenheit vorbei, sich zu rächen. Dazu kam, daß die Oesterreicher alle Dörfer rings um das preußische Lager her in Brand steckten; einst sah der König achtzehn Dörfer mit einem Male in Flammen aufgehen.

Friedrich's Lage wurde durch Mißhelligkeiten mit den Franzosen und Sachsen noch mehr erschwert, und in Kurzem war dieselbe so bedenklich, daß er eine offene Feldschlacht in jenen Gegenden nicht erwarten durfte. Anfangs April entschloß er sich denn zu einer rückgängigen Bewegung, welche durch die unaufhörlichen plänkelnden Angriffe der ungarischen Husaren ungemein beschwerlich wurde und nur mittelst der größten Klugheit und Vorsicht des Feldherrn und der trefflichen Disciplin der Truppen glücklich durchgeführt werden konnte. Unter den mannichfaltigsten Gefahren, Kämpfen und Mühen erreichte Friedrich (Mitte April) die böhmische Grenze, während die jetzt unaufgehalten herbeiziehende österreichische Hauptarmee unter dem Großherzog Carl von Lothringen ganz Mähren wieder in die Gewalt Oesterreichs brachte und sich sodann gleichfalls zum Uebergang nach Böhmen anschickte. Friedrich hatte gehofft, daß in den reichen böhmischen Landstrichen an der Elbe sein Heer sich von den Beschwerden des mährischen Feldzugs bald erholen würde; zugleich beabsichtigte er neue Unterhandlungen mit Oesterreich anzuknüpfen. Durch die geringe Willfährigkeit und Hülfe, die er bei seinen Bundesgenossen bisher gefunden, war er durchaus geneigt gemacht, blos für seine eigenen Interessen zu sorgen und sich demgemäß auf gute Bedingungen mit Oesterreich zu vertragen, — doch stellte er gleich wieder voran, daß er nicht etwa Maria Theresia gegen seine bisherigen Bundesgenossen Hülfe leisten wollte. Was die Befriedigung seiner Ansprüche auf Schlesien betrifft, so verlangte er jetzt außer den zu Klein-Schnellendorf schon in Aussicht gestellten Abtretungen auch noch Oberschlesien und die Grafschaft Glatz. England verwandte sich am Wiener Hofe aufs Eifrigste für die Gewährung dieser Forderungen, Maria Theresia aber lebte zu sehr im Gefühl der wieder errungenen militärischen Vortheile, als daß sie so bedeutende Zugeständnisse mit ihrer Ehre

verträglich gefunden hätte: sie bot nur einen Theil von Oberschlesien und nur unter der Bedingung, daß Friedrich sofort mit ihr gegen alle ihre Feinde gemeinsam Krieg führe. Diese ehrenwidrige Zumuthung setzte den König in die größte Entrüstung, er hielt dieselbe für einen ihm zugedachten Hohn und erklärte ohne Weiteres, daß demnach Nichts übrig bleibe, als wieder ins Feld zu rücken.

So geschah es: die Kriegsoperationen wurden von beiden Seiten im Mai wieder aufgenommen. Der Prinz Carl von Lothringen sollte von Mähren aus geradezu nach Prag dringen, um Friedrich von den Franzosen und Sachsen abzuschneiden. Am 8. Mai traf die österreichische Armee auf der großen Straße nach Prag bei Czaslau ein, — Prinz Carl meinte, der König würde sich nicht rühren und hoffte bald mit klingendem Spiel in Prag einzuziehen. Friedrich aber, der die Absichten der Feinde klar durchschaute, war rasch entschlossen, sich ihnen entgegenzuwerfen. Er hatte einen Theil der bisher in Oberschlesien gebrauchten Truppen unter dem Erbprinzen von Dessau an sich gezogen. Am 16. Mai rückten beide Heere in der Richtung nach Prag vor: keines war von der Bewegung des andern genau unterrichtet, aber sie mußten irgendwo aufeinanderstoßen. Plötzlich erblickt Prinz Leopold von Dessau, als er auf den Höhen bei Czaslau angekommen, das Lager der Oesterreicher schlagfertig vor sich. Er rückt mit seiner Abtheilung sofort näher an die des Königs heran und schlägt sein Lager in den Niederungen bei dem Marktflecken Chotusitz auf. Seine Truppen, wie die des Königs, sind von langem Marsch ermüdet; Friedrich läßt ihm sagen, er werde am frühesten Morgen mit den alsdann ausgeruheten Leuten zu ihm stoßen. Die Oesterreicher aber wollten diesmal dem Angriff zuvorkommen und brachen noch in der Nacht auf, um die Preußen früh am Morgen in ihren Dörfern zu überfallen.

Am 16. Mai spät Abends setzen sich die Oesterreicher in Bewegung, in größter Stille und mit aller Vorsicht: es gelingt vollkommen, den nächtlichen Marsch vor den Preußen zu verbergen, — aber wider Erwarten durch die Schwierigkeiten der Hohlwege aufgehalten, findet sich die Armee erst um vier Uhr früh nahe bei den Preußen, welche zur Ueberraschung der Oesterreicher nicht in Dörfern zerstreut, sondern in einem einzigen Lager vereinigt sind. Es dauert bis sieben Uhr, ehe Alles zum Angriff vorbereitet ist; doch wissen die Preußen noch immer Nichts von der ihnen drohenden Gefahr. Plötzlich bemerkt ein Rittmeister von einer Höhe herab die Bewegungen der Feinde und benachrichtigt den Prinzen von Dessau. Dieser reitet herbei, sich selbst zu überzeugen und eilt zurück, das Heer in Schlachtordnung zu stellen; grade da, zur rechten Stunde erscheint auch der König mit seinen Bataillonen, die auf dem rechten Flügel aufgestellt werden. Die Preußen zählten etwa achtundzwanzigtausend Mann und achtundachtzig leichte Feldgeschütze, die Oesterreicher dreißigtausend mit vierzig Geschützen, — beide Heere waren in zwei Treffen aufgestellt, die Reiterei auf beiden Flanken. Die preußische Reiterei auf dem rechten Flügel eröffnet den Kampf, indem sie in vollem Jagen auf den Feind losstürmt und dessen Cavallerie über den Haufen wirft; aber bald durch Staubwolken umhüllt, kann sie die errungenen Vortheile nicht verfolgen und kehrt an ihre Stelle zurück. Unterdeß haben die Oesterreicher ihren Hauptangriff nach dem linken Flügel der Preußen gerichtet, wo die Reiterei, noch nicht völlig aufgestellt, bald geworfen wird und auch das Fußvolk in Unordnung geräth. Die Oesterreicher dringen

bereits zwischen die beiden preußischen Treffen ein; es entsteht ein mörderischer Kampf, während dessen der Feldprediger Seegebart, unter die Streitenden gemischt, Viele durch seine feurigen Ermahnungen wieder zum Vordringen bringt, hier erprobend, „wie das Christenthum resolut und muthig mache." Zum Glück für die Preußen halten sich die Oesterreicher, nachdem sie sich Chotusitz's bemächtigt, lange beim Plündern auf und stecken endlich den Ort in Brand, wodurch sie sich selber am Vorrücken hindern. Unterdeß haben sich die auseinandergesprengten Preußen mit bewunderungswürdiger Fertigkeit wieder gesammelt und geordnet, und zuletzt, nachdem der Kampf bereits vier Stunden gedauert, ersieht Friedrich selbst den entscheidenden Augenblick, besetzt mit dem Fußvolk des linken Flügels eine günstig gelegene Höhe und dringt zugleich mit seinem zahlreichen leichten Geschütz gegen die Flanke der Oesterreicher ein. Die schon ermüdete österreichische Infanterie vermag nicht zu widerstehen, und bald darauf ertheilt Prinz Carl den Befehl zum Rückzug, welcher ungestört bis hinter Czaslau stattfand. Friedrich ließ sich an dem Siege genügen, im Stillen wohl schon von der Zuversicht erfüllt, daß Maria Theresia jetzt seine Bedingungen annehmen werde. Den Franzosen meldete er lakonisch: „Prinz Carl hat mich angegriffen und ich habe ihn geschlagen"; dem alten Dessauer schickte er einen ausführlichen Bericht, den er mit den Worten schloß: „Unsere Cavallerie hat theils sehr brav und wie die Helden gethan, die Infanterie geht ohne Sagen. Die Relation ist von mir und nichts gelogen." Den Erbprinzen von Dessau umarmte er auf dem Schlachtfeld und machte ihn zum Feldmarschall. Der Sieg war theuer erkauft; denn die Preußen hatten viertausend Todte und Verwundete, tausend mehr als die Oesterreicher, von denen dagegen weit mehr gefangen waren; dennoch war es ein Sieg von der größten Bedeutung, zunächst für Friedrich selbst, dessen Feldherrntalent hier zuerst in eigen erworbenem Ruhme strahlte. Er war denn auch persönlich hoch befriedigt und glücklich über den Erfolg und begierig zu hören, „ob ihm die Welt nun die Einsicht und das Talent zugestehe, seine treffliche Armee selbst anzuführen."

Der Friede zu Breslau und die friedlichen Sorgen für Schlesien.

Unmittelbar nach der Schlacht nahm Friedrich die Friedensunterhandlungen wieder auf; er zeigte sich unter seinen früheren Bedingungen zum Frieden bereit. „Die Königin hat es gewollt, und ihr Wille ist geschehen", schrieb er an den englischen Gesandten; „man hat geschlagen und sie ist besiegt; mir genügt es, ihren Stolz gebeugt zu haben und ich kehre zu meinen früheren Vorschlägen zurück."

Maria Theresia wurde ihrerseits jetzt von den eigenen Ministern und zugleich von England zur Nachgiebigkeit gedrängt. Vor Allem stand sie zunächst von der Forderung ab, daß der König mit ihr gemeinsame Sache gegen ihre sonstigen Feinde mache; was aber die Länderabtretungen betraf, so war sie geneigt, ihm Oberschlesien und die Grafschaft Glatz zu überlassen, wogegen sie sich gegen die von ihm noch erhobene Forderung auf einen oder den andern Bezirk Böhmens mit der größten Entschiedenheit äußerte. Dazu werde keine Gewalt der Erde sie bringen; eher wollte sie alles Entsetzliche und Schreckliche erdulden und unter den Ruinen von Wien untergehen, das Schwert in der Hand.

Friedrich war von der Größe und Bedeutung dessen, was ihm jetzt geboten wurde, zu sehr durchdrungen, als daß er um einiger weiterer Vortheile willen das Ganze noch einmal hätte den Zufällen des wechselnden Kriegsglücks preisgeben mögen, — zumal da inzwischen die Oesterreicher mit Glück gegen seine bisherigen Verbündeten, die Franzosen, vordrangen. Der Minister Podewils bestärkte den König in seiner Friedensneigung. „Ew. Majestät", schrieb er ihm, „können jetzt entscheiden, ob sie binnen vier Wochen Frieden haben und Ihre Vortheile in Ruhe genießen, oder ob Sie aufs Neue sich den Wechseln der Stürme und des Meeres aussetzen und zwischen Klippen rudern wollen, wo schon viele Schiffbruch gelitten haben."

So befahl Friedrich denn am 9. Juni dem Minister Podewils, mit dem vom Wiener Hofe beauftragten Lord Hyndford in Unterhandlung zu treten, und am 11. Juni, noch an demselben Tage, wo Podewils seine Vollmacht erhalten, wurden in Breslau die Präliminarien des Friedens abgeschlossen, welcher darauf am 28. Juli in Berlin vollzogen wurde.

Maria Thersia trat „das niedere und das obere Schlesien bis auf Teschen, Troppau und das Land jenseit der Oppa (ganz Schlesien bis auf das jetzige Oesterreichisch-Schlesien, worin bei der näheren Abgrenzung zu Friedrich's großer Unzufriedenheit auch Jägerndorf begriffen wurde), sowie die Grafschaft Glatz mit voller Souveränetät und Unabhängigkeit von der böhmischen Krone an den König von Preußen ab, der dagegen auf alle seine Ansprüche an die Königin verzichtete. Großbritannien, Rußland, Dänemark und Sachsen (letzteres wenn es in sechszehn Tagen seine Truppen aus Böhmen zurückzöge) wurden in den Frieden eingeschlossen. Der König von Preußen verpflichtete sich, die katholische Religion in Schlesien in ihrem bisherigen Zustande zu erhalten, doch mit Vorbehalt völliger Gewissensfreiheit für die Protestanten; er übernahm ferner die Zahlung einer alten schlesischen Schuld an England und Holland.

Friedrich zeigte sich über den Abschluß des Friedens sehr glücklich; gleich auf die erste Nachricht von den Präliminarien gab er im Lager zu Kuttenberg in Böhmen seinen Generalen ein Gastmahl, brachte den ersten Trunk auf das Wohl der Königin Maria Thersia aus und äußerte dabei, er habe niemals die Absicht gehabt, dieselbe zu verderben, sondern nur Genugthuung von ihr erlangen wollen. An Podewils aber schrieb er unter Bezeigung seiner großen Zufriedenheit, daß er als Politiker und für das Wohl seines Volkes so handeln müsse. „Es ist ein großes und glückliches Ereigniß", fügte er hinzu, „durch welches mein Haus in den Besitz eine der blühendsten deutschen Landschaften gelangt, zum Beschluß eines glorreichen Krieges. Man muß wissen, zur rechten Zeit inne zu halten; das Glück erzwingen wollen, heißt es verlieren, — noch immer mehr verlangen, ist das Mittel niemals glücklich zu werden."

Ueber Eines freilich mußte er bei dem Friedensabschluß bedenklich werden: er ließ die Bundesgenossen im Stich, gegen die er zum Theil kurz vorher erst neue bindende Verpflichtungen eingegangen war. Man sieht aus seinen eigenen Schriften, mit welcher Sorgfalt er sich wegen dieses Vorwurfs zu rechtfertigen für nöthig findet: er sucht zu beweisen, daß er im Hinblick auf seine Verpflichtung für das Wohl seines Volks nicht anders gekonnt habe.

Seinen Bundesgenossen selbst aber schiebt er die Schuld insofern zu, als sie durch ihre Schlaffheit und Unthätigkeit ihm allein die Last des Krieges überlassen und bei längerer Dauer seine Armee und seine Völker dem Verderben ausgesetzt. Da habe er es nicht darauf ankommen lassen wollen, seine Erwerbungen zu verlieren und seinen Schatz zu erschöpfen; man könne es ihm nicht verargen, daß er sich dem sichern Schiffbruch entzogen habe. Besonders ist nicht zu vergessen, daß Friedrich den Franzosen selbst von vorn herein nicht trauete. Darauf eben beruhete das Zweideutige seiner politischen Stellung, daß er nothgedrungen in ein Bündniß getreten war, dessen letzte Zwecke er nicht im Geringsten theilte; dies führte von selbst die weiteren Zweideutigkeiten in allen Unterhandlungen und schließlich die Lossagung von dem Bündniß herbei, sobald er seine eigenen Zwecke erreicht hatte. Ja, es mußte ihm in Hinblick auf die allgemeinen europäischen Verhältnisse willkommen sein, die Absichten der französischen Politik vereiteln zu helfen. Das Cabinet zu Versailles war aufs Höchste betroffen, als es den Friedensschluß erfuhr; der Cardinal Fleury besonders konnte seinen Aerger nicht verhehlen, zumal kränkte es auch seine Eitelkeit, daß er in aller seiner Schlauheit doch den jungen König von Preußen nicht durchschaut hatte. Dagegen war in England und Holland große Freude über den Frieden und man feierte den König, dessen Kriegsruhm jetzt um so unbefangener anerkannt wurde.

Friedrich kehrte sofort nach dem Abschluß der Präliminarien nach Schlesien und dann nach Berlin zurück, wo er jubelnd empfangen wurde. Wohl hatte sein Volk Grund, ihn zu preisen; denn in dem Breslauer Frieden gewann der brandenburgisch-preußische Staat ein großentheils blühendes Ländergebiet von siebenhundert Quadratmeilen mit 1,400,000 Einwohnern, ein gutes Drittheil des ganzen bisherigen Gebietes. Selten ist von einem Staat eine Eroberung in solchem Verhältniß zu seiner bisherigen Ausdehnung gemacht worden; dazu kam der hohe Gewinn, den der König von Preußen und sein Volk in der Achtung Europa's und in der selbständigen Stellung unter den europäischen Mächten davon getragen. Cardinal Fleury selbst mußte eingestehen, der König sei jetzt der Schiedsrichter in Europa geworden, und in der That gewann durch seinen Rücktritt von der französischen Allianz die ganze Stellung der Mächte eine andere Gestalt.

Friedrich lag nach der endlichen Anerkennung seiner Rechte auf Schlesien vor Allem daran, auch die friedliche Eroberung der Gemüther seiner neuen Unterthanen zu vollenden und durch weise Verwaltungseinrichtungen den Werth des erworbenen Landes zu erhöhen. Die Hauptgrundsätze, welche er dabei befolgen wollte, sind bereits bei Gelegenheit der Huldigung erwähnt worden. Bald darauf hatte er sich gegen die Landesältesten der Provinz noch bestimmter, insbesondere über die künftige Erhebung und Verwendung der Abgaben geäußert. Um einigen längst beklagten Uebelständen in dieser Beziehung abzuhelfen, sollten die Abgaben künftighin ein für alle Mal fest bestimmt werden, ferner sollten alle Stände der Billigkeit gemäß dazu beitragen, endlich sollten die Steuern nur zum Nutzen des Landes verwendet werden. Die Verwaltung in den einzelnen Kreisen aber wurde eigens dazu ernannten Landräthen übertragen, wozu der König, um sein Vertrauen zu den Ständen zu bezeigen, nur angesessene Ritterbürtige von Adel ernennen wollte. Die Verwaltung der ganzen Provinz wurde nicht, wie die der übrigen Landestheile, dem General-Directorium in

Berlin, sondern einem eigenen Staatsminister für Schlesien übergeben, zunächst dem Präsidenten von Münchow, einem Sohn desjenigen, welcher Friedrich zur Zeit seines Aufenthaltes in Küstrin so viel Theilnahme erwiesen hatte. Münchow zeigte sich als ein Mann von Umsicht und Energie, und führte des Königs Absichten in Betreff einer billigen Abgabenvertheilung mit größter Sorgfalt und Einsicht durch. Unter der österreichischen Herrschaft war von jeher Klage gewesen wegen der Ueberbürdung der ärmeren Classen; zwar hatte die Regierung schon lange die Vorbereitungen zu einer gerechteren Vertheilung der Lasten getroffen, aber immer wieder hatte man sich gescheut, durch eine durchgreifende Veränderung die Vornehmeren in Schlesien zu verletzen. Friedrich griff die Sache sogleich kräftig an und bildete unter Münchow eine Hauptcommission für ganz Schlesien, welche die Leistungsfähigkeit und Leistungspflicht aller einzelnen Grundstücke je nach der Beschaffenheit des Bodens u. s. w. feststellte und vor dem Ende des Jahres 1743 die Veranschlagung für ganz Schlesien beendigt hatte. Ein Theil des Adels und der Geistlichkeit hatten gehofft, unter der neuen Regierung wieder des in älterer Zeit genossenen Vorrechts der Steuerfreiheit theilhaftig zu werden, Friedrich aber sprach mit aller Entschiedenheit den Grundsatz aus, daß in einem Staate, in welchem Alle eines gleichen Schutzes genießen, auch Alle schuldig seien, zu den Abgaben ihren Beitrag je nach ihren Einkünften zu gewähren.

So wenig der katholischen Geistlichkeit, welche zum Theil im Besitz der reichsten Pfründen war, ein Vorrecht in der Besteuerung eingeräumt wurde, so sehr hatten doch die Katholiken allen Grund, die Gerechtigkeit und rücksichtsvolle Billigkeit der neuen Herrschaft in allen Dingen zu preisen. Keine von den Befürchtungen, welche sie von der Unterwerfung unter das Scepter des protestantischen Fürsten gehegt hatten, sollte in Erfüllung gehen. Gewiß hätte es nicht erst der ausdrücklichen Forderung Maria Thereſia's beim Friedensschluß bedurft, um die Katholiken im Genuß ihrer Rechte und ihres Besitzes zu erhalten: schon vorher bei der Huldigung hatte Friedrich seinen Willen ebendahin zu erkennen gegeben, und es entsprach eine derartige Behandlung in der That seiner ganzen Sinnesweise, wie auch der milden Tradition des brandenburgischen Regentenhauses. Es lag dem König daran, den alten Streit und Haß der Religionsparteien wo möglich zu ertödten, nicht ihn durch seine eigene That neu zu erwecken, und er beschränkte sich darauf, den Evangelischen die lang entbehrte volle Religionsfreiheit zu sichern, ohne den Katholiken irgend Etwas von dem Ihrigen zu entziehen. Vergeblich hofften selbst die Protestanten, die zahlreichen ihnen mit Gewalt entrissenen Kirchen wieder zu erhalten: bald sahen sie ein, daß die neue Regierung auch hierin den vorgefundenen Besitzstand in Geltung erhalten wollte und sie machten nun von der ihnen gewährten Freiheit den Gebrauch, daß sie selbst neue Kirchen, Capellen, Bethäuser in großer Anzahl erbauten. Den Behörden, insbesondere den Gerichtsämtern, wurde bei jeder Gelegenheit die strengste Gerechtigkeit und gleichmäßige Behandlung gegen Katholiken wie Protestanten zur Pflicht gemacht, und so gelang es sehr bald, die katholische Bevölkerung im Allgemeinen mit der neuen Regierung völlig auszusöhnen; nur ein Theil schroff denkender, übereifriger Geistlicher, denen sich einzelne vornehme Adelige anschlossen, nährten und beförderten im Stillen die alte Anhänglichkeit an das katholische Haus Oesterreich.

Im Ganzen konnte sich Friedrich schon in den ersten Jahren nach der Eroberung Schlesiens der dortigen Zustände sehr erfreuen: der Wohlstand erblühete sehr bald wieder, die Steuern lieferten bei billiger Vertheilung einen höheren Ertrag. Man begann Ländereien, die wüst gelegen, urbar zu machen, Fabrikanten herbeizuziehen und neue Gewerbe zu gründen, wie dies in den älteren brandenburgischen Landen von jeher geübt worden war. Zugleich nahm Friedrich auf die militärische Sicherung des Landes sorgfältig Bedacht, besonders durch starke Festungsarbeiten in Neiße, Kosel, Glatz, Breslau, Brieg und Schweidnitz. Ueberhaupt versäumte er Nichts, um seine Eroberung nöthigen Falls von Neuem mit Waffengewalt zu behaupten, wiewohl sein Hauptbestreben darauf gerichtet war, dieselbe durch die Wohlthaten des Friedens von innen heraus mit seinem Reich und Thron eng zu verknüpfen. Fürerst freilich sollte diese segensvolle Arbeit nur allzubald wieder unterbrochen werden: schon in den nächsten Jahren mußte er zur Behauptung Schlesiens wiederum den Degen ziehen.

Der zweite schlesische Krieg.

Die Ursachen und Vorbereitungen des zweiten schlesischen Krieges.

Maria Theresia hatte sich zur Verzichtleistung auf Schlesien, wie wir gesehen, erst nach einem schweren Kampf mit ihrem fürstlichen Selbstgefühl entschlossen, — sie hatte dieses gewaltige Opfer bringen müssen, um aus dem Vernichtungskampf, der von allen Seiten gegen sie geführt wurde, wieder zu kräftiger, erfolgreicher Gegenwehr hervorgehen zu können. Aber diese ihr auferlegte harte Nothwendigkeit blieb als ein Stachel tief in ihrem gekränkten Herzen zurück. „Alle Uebel scheinen ihr gering gegen die Abtretung Schlesiens", schrieb damals der englische Gesandte an seinen Hof, „sie bricht wie ein Weib in Thränen aus und vergißt die Königin, sobald sie einen Schlesier sieht." Man würde ihr Unrecht thun, wenn man sie bei dem Abschluß des Breslauer Friedens selbst einer Falschheit, eines hinterlistigen Vorbehalts zeihen wollte; denn sie war in ihrem ganzen Denken und Thun wahrhaft, edel und treu: aber indem jener tiefe Schmerz in ihr zurückblieb, bald darauf aber ihr wachsendes Waffenglück den alten habsburgischen Stolz zu neuem gewaltigen Aufschwung trieb, mußte ein Augenblick herankommen, wo sich bei neuen Widersprüchen mit der Politik des Königs von Preußen auch der Gedanke an eine Wiedergewinnung Schlesiens von Neuem einfand. Ein großer Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich, die Kaiserfrage, war zumal unentschieden geblieben: Maria Theresia konnte und wollte es nicht ertragen, daß die Kaiserwürde ein anderes, als das österreichische Haus schmückte, Friedrich aber wollte die Kaisergewalt nicht wieder in den Händen der übermächtigen Habsburger sehen und hatte eben deshalb das Meiste dazu beigetragen, daß der Kurfürst von Baiern als Carl VII. zum deutschen Kaiser gewählt und gekrönt worden war. Seine Erhebung war in den Anfang des Jahres 1742 gefallen, als die österreichischen Waffen zuerst wieder glücklicher gegen die Baiern und Franzosen vordrangen, und Maria Theresia hatte sich sofort geweigert, den neu erwählten Kaiser anzuerkennen; ihr Widerspruch wurde natürlich um so herzhafter, als sie durch den Breslauer Frieden von ihrem gefährlichsten Feinde befreit war.

Seitdem war ihr Beſtreben nicht bloß auf die weitere Vertheidigung ihres Erbes gerichtet, ſondern bald entwarf ſie in Gemeinſchaft mit England die kühnſten Pläne ſelbſt zur Vergrößerung ihrer Macht auf Koſten Frankreichs, vor Allem aber verlor ſie das Kaiſerthum nimmer aus den Augen. Eine Zeit lang hoffte man, in England beſonders, den König von Preußen gleichfalls für dieſe Pläne zu gewinnen, indem man ihm eine Vergrößerung nach Polen hin in Ausſicht ſtellte, — Friedrich aber war einerſeits wegen der Vergrößerung der öſterreichiſchen Macht beſorgt, andererſeits war er überzeugt, daß es gar nicht ſo leicht ſein würde, Frankreich in ſeinem eigenen Beſitzſtand zu erſchüttern. Ihm ſchien es das Wünſchenswertheſte und Sicherſte, einen Bund unter den kleineren deutſchen Fürſten zu Stande zu bringen, um eine Schutzwehr gegen die franzöſiſche Eroberungsſucht und zugleich gegen Oeſterreichs Uebergewicht zu gewinnen; dabei kam es aber zunächſt darauf an, den Kaiſer Carl VII. in dem noch fortdauernden Krieg nicht unterliegen zu laſſen. Vergeblich machte der König im Laufe des Jahres 1742 Anſtrengungen in Wien, um einen Frieden mit dem Kaiſer zu vermitteln. Zwar wurde ſein Geſandter, Graf Dohna, damals vortrefflich aufgenommen: die Kaiſerin-Wittwe ſprach mit Bewunderung von Friedrich's glänzenden Eigenſchaften und ſelbſt Maria Thereſia ließ ſich beinahe zu Entſchuldigungen herbei, daß ſie Anfangs jung und unerfahren des Königs Anerbietungen nicht gleich angenommen habe; ganz glücklich werde ſie erſt ſein, wenn die preußiſchen Truppen an der Seite der ihrigen kämpften. Aber zu irgend welchen Zugeſtändniſſen an Carl VII. zeigte ſie ſich nicht geneigt, und der Lauf der Ereigniſſe zerſtörte vollends Friedrich's Vermittelungsabſichten.

Bald nach dem Rücktritt Preußens von dem Kriegsſchauplatz hatten die Oeſterreicher die glücklichſten Fortſchritte gemacht. In Kurzem war der größte Theil von Böhmen wieder in ihren Händen, Prag, wo der Marſchall Belle-Isle mit einer beträchtlichen Armee lag, wurde belagert. Um nicht ſeine ganze Streitmacht dem durch Krankheit und Mangel an Lebensmitteln drohenden Verderben preis zu geben, mußte ſich der Marſchall zu einem Rückzug bequemen, den er denn mitten im Winter auf bewunderungswürdige Weiſe von Prag nach Eger ausführte. Im Frühjahr 1743 konnte ſich Maria Thereſia als Königin von Böhmen feierlich krönen laſſen, — bald darauf rückten die Oeſterreicher mit aller Macht an den Rhein, wo jetzt auch eine engliſche Hülfsarmee, die ſogenannte pragmatiſche Armee, erſchien. In der Schlacht bei Dettingen wurden die Franzoſen beſiegt und mußten ſich vor den verfolgenden Engländern und Oeſterreichern zurückziehen. Jetzt wußte das Wiener Cabinet auch Sardinien auf ſeine Seite zu ziehen und Sachſen trat für engliſches Geld gleichfalls zu dem Bündniß gegen Frankreich und Carl VII. über.

Je glücklicher ſich die Dinge für Maria Thereſia geſtalteten, deſto beſorgter wurde natürlich der König von Preußen; in dem Maaße, als der Krieg ſich ausdehnte, ſchien es für ihn unvermeidlicher, daß er wieder mit hineingezogen werde. Mit dem neu gewonnenen Anſehen des Wiener Hofes kehrte auch deſſen alte Willkür in den deutſchen Angelegenheiten wieder: Friedrich hatte ſich perſönlich über mancherlei Nichtachtung zu beklagen, und ſchon war es zu gereizten Aeußerungen, beſonders über das Kaiſerthum, zwiſchen beiden Höfen gekommen. Friedrich gab zu hören, er ſei in allen Stücken ein Freund der Königin, wofern ſie aber Etwas wider die Würde des Reichs und des Kaiſers thue, ſo werde er es nimmer

dulden, — er werde solch ein Unternehmen ansehen, als ob er mittelbar selbst angegriffen worden; denn er habe an der Wahl des Kaisers den größten Antheil und dürfe auch nicht ruhig zusehen, daß sein Werk zerstört werde.

Als nun die Ereignisse immer drohender wurden, versäumte Friedrich Nichts, um für alle Fälle gerüstet dazustehen und zur rechten Stunde kräftig eingreifen zu können. Die Befestigung von Neiße, Glatz, Kosel ließ er eifriger zur Vollendung führen und reis'te selbst hin, um die ausgeführten Werke zu besichtigen. Nächstdem war er auf Vervollständigung und bald auf Vermehrung der Armee bedacht, die er wieder um achtzehntausend Mann verstärkte: die alten und neuen Truppen wurden in gewohnter Weise fleißig geübt und der König überzeugte sich überall selbst von ihren Fortschritten. Auf einer Reise von Küstrin bis Ratibor und von da zurück nach Glogau im Juli 1743 ließ er die dort aufgestellten zahlreichen Truppen, achtundachtzig Bataillone und einhundertunddreiundfunfzig Schwadronen, die Revue passiren. Das Geschützwesen ward weiter ausgebildet. Bei den großen gemeinsamen Manövers wurden vorzüglich die Erfahrungen der letzten Feldzüge zu Grunde gelegt: im Winter wurden für die Offiziere der Berliner Garnison Vorlesungen über den Angriff und die Vertheidigung fester Plätze gehalten. Trotz aller solcher Vorbereitungen aber hielt sich Friedrich noch vorsichtig zurück. „Der König von Preußen übereilt sich nicht", sagte er, „er wird wissen, wann er wieder hervorzutreten hat: noch ist seine Stunde nicht gekommen."

Sie rückte aber heran, diese Stunde; denn schon wurden in Friedrich die lebhaftesten Besorgnisse um Schlesien rege, an dessen Wiedererwerbung die ermuthigte Maria Theresia ernstlich zu denken schien. Sein Verdacht war zuerst durch zweideutige Aeußerungen, welche an den mit Maria Theresia verbündeten Höfen, im Haag und in London vorkamen, erweckt worden. Der König von England selbst schrieb damals an Maria Theresia, nicht ohne Bezug auf Schlesien, die Worte: „Madame, was gut zu nehmen ist, ist auch gut wiederzugeben." Bald erfuhr Friedrich, daß einflußreiche Männer in Wien sich wirklich mit dem Gedanken beschäftigten, einen Bruch mit Preußen herbeizuführen, um dann, wie man sicher hoffte, dem König Schlesien wieder zu entreißen. Man schmeichelte sich, die Preußen jetzt im Felde leicht zu überwinden, und es sollen Wetten gemacht worden sein, daß Friedrich nicht mehr zwei Jahre Herr in Schlesien sein werde. Einem mächtigen Minister wurde sogar die Aeußerung zugeschrieben, der König von Preußen könnte wohl leicht wieder Markgraf von Brandenburg werden. Was aber wichtiger war: in dem Tractat zu Worms, den Oesterreich mit Sardinien schloß, geschah aller neueren Verträge über den Besitzstand der österreichischen Monarchie Erwähnung, nur des Friedens zu Breslau nicht. Noch auffallender war dies in dem Vertrag, der gleich darauf mit Sachsen abgeschlossen wurde, und der in mancher Beziehung gradezu gegen Preußen gerichtet schien. Friedrich zweifelte bald nicht mehr daran, daß es noch einmal zum Zusammenstoß kommen müsse, und er war denn rasch entschlossen, dem Angriff zuvorzukommen. Um sich vorher nach dem Norden hin möglichst zu sichern, trat er in lebhafte Unterhandlungen mit Rußland und Schweden: die Kaiserin Elisabeth von Rußland war ihm freundlich gesinnt und bezeigte ihm soviel Achtung und Zuneigung, daß sie ihn bat, ihr für ihren Neffen und Thronfolger Peter eine deutsche Prinzessin zur Gemahlin vorzuschlagen, worauf Friedrich eine Prinzessin von Zerbst empfahl.

Wenn es auch in Folge englischer Einwirkungen auf Elisabeth's Umgebung nicht zu einem Bündniß zwischen ihr und Friedrich kam, so hatte er doch von dort wenigstens Nichts zu besorgen. Mit Schweden trat er in ein engeres Verhältniß, indem er seine Schwester Ulrike mit dem dortigen Thronfolger vermählte. Er hielt solche Familienverbindungen wenn auch nicht für entscheidend in der Politik, doch für wichtig; „denn eine wohlgeartete Prinzessin", sagte er, „sei doch unfähig, ihr Vaterland zu vergessen und demselben schlechte Dienste zu leisten; jedenfalls könne eine fremde an ihrer Stelle weit eher schädlich werden."

Während er sich nun hiernach vom Norden aus nicht mehr behindert fühlte, so kam es doch vor Allem darauf an, mit Deutschland und Frankreich ein festeres Bündniß anzuknüpfen. Um den Kaiser wirksam zu unterstützen, und doch das deutsche Reich nicht in Abhängigkeit von französischen Plänen kommen zu lassen, ging sein nächstes Streben dahin, eine Verbindung deutscher Fürsten selbst zu Stande zu bringen: es gelang ihm jedoch nur theilweise, indem zwischen dem Kaiser, dem König von Preußen, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von Hessen die Frankfurter Union geschlossen wurde, „um Deutschland seine Freiheit, dem Kaiser seine Würde und Europa die Ruhe wiederzugeben." Schon damals hegte Friedrich den Gedanken einer allgemeinen Verbindung der deutschen Fürsten, um die Autorität des Reichs zu heben und zu kräftigen: zugleich freilich hatte er Preußens Vergrößerung dabei im Auge, und indem er bei einer glücklichen Kriegführung Böhmen für den Kaiser Carl VII. zu erobern gedachte, sollten in diesem Falle einige an Schlesien grenzende fruchtbare Kreise jenes Landes zu Preußen geschlagen werden. Solche Erfolge konnten durch die Union allein nicht erreicht werden: ein neues Einverständniß mit Frankreich war dazu unerläßlich. Schon vorher waren ihm von Ludwig XV., welcher seit Fleury's Tode selbst zu regieren versuchte, bald jedoch zum Werkzeug seiner Buhlerinnen und der Günstlinge derselben wurde, — neue Anträge zur Theilnahme am Kriege gemacht und durch einen höchst willkommenen Boten überbracht worden. Voltaire, der längst bewunderte und ersehnte Voltaire, war grade damals durch Friedrich von Neuem und auf das Dringendste eingeladen worden, nach Berlin zu kommen, wo er vollkommen erkannt und bewundert werde und wo er ein zweites Vaterland finden solle. Voltaire ging willig darauf ein, aber er war damals von dem Ehrgeiz ergriffen, nicht mehr blos als Schriftsteller zu glänzen, sondern zugleich als Politiker eine Rolle zu spielen. Er kam im September 1743 nach Berlin und hatte den Auftrag, Friedrich schon zu jener Zeit zum kräftigen Eingreifen in die Kriegsereignisse am Rhein zu bestimmen. Der König aber, der damals zur Energie und Einsicht der französischen Regierung nicht das geringste Vertrauen hatte, lehnte zunächst diesen Antrag ab: Voltaire selbst erkannte er als untauglich zur Politik und gab es ihm ein für alle Male deutlich zu erkennen, so sehr er im Uebrigen von seinem persönlichen Umgang vorläufig entzückt war. Als nun aber die erwähnten größeren Gefahren für Preußen eingetreten waren, nahm der König selbst (im Februar 1744) die Verhandlungen wieder auf und sandte zuerst im strengsten Geheimniß einen seiner vertrautesten persönlichen Freunde, den Grafen Rothenburg, dessen Familie in Frankreich, wie in Preußen, angesessen und der selbst früher in französischen Diensten gewesen war, einen Mann von der feinsten, vielseitigsten Bildung und den einnehmendsten Formen, dabei von kräftig männlicher Sinnesart, an den

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Schwerin.

Hof von Versailles. Seine Aufgabe war besonders, den Ehrgeiz und Eifer Ludwig's XV. zu kräftigem Handeln anzufachen und unter dieser Voraussetzung und Bedingung ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich abzuschließen. Rothenburg gewann wirklich sehr bald einen erwünschten Einfluß am französischen Hofe, es gelang, die feurigeren Freunde der Kriegspolitik ans Ruder zu bringen: Frankreich erklärte im März im eigenen Namen, nicht mehr blos als Bundesgenosse Carl's VII., den Krieg an England, Holland und Oesterreich, und schloß mit Friedrich ein Bündniß ab, nach welchem ein französisches Heer nach Belgien, ein anderes nach Westphalen und Hannover vorrücken sollte, wogegen Friedrich sich verpflichtete, mit achtzigtausend Mann in Böhmen einzufallen. Erst als dieses Bündniß schon abgeschlossen war, zog der König seine Minister ins Geheimniß: dieselben verhehlten ihre großen Bedenken nicht, besonders war Podewils auch jetzt wieder entschieden gegen die französische Gemeinschaft. Der König, meinte er, würde sich nur für die Franzosen schlagen, diese aber nachher, wie er sich ausdrückte, „auch nicht einen Topf mehr an sein Feuer setzen"; was Böhmen betreffe, so werde sich Maria Theresia eher begraben lassen, als einen Kreis davon abtreten. Von anderer Seite wurde bestritten, daß der König nach den bisherigen Vorgängen schon einen rechtlichen Grund zum Bruch des Breslauer Friedens habe. Friedrich dagegen blieb dabei, daß er den dringendsten Anlaß zur Besorgniß wegen Oesterreichs Absichten habe: Maria Theresia halte sich für verletzt, sie sei stolz, fest, rachsüchtig; die Oesterreicher seien von ihrer alten Größe eingenommen, eitel auf ihr Glück, voll von chimärischen Plänen, trunken von ihren Allianzen, der König von Preußen komme ihnen viel zu schwach vor, um ihnen noch widerstehen zu können. Die Anschläge gegen ihn seien gemacht, die Batterien aufgestellt, man erwarte nur die Zeit, wo man frei sei von anderer Beschäftigung, um ihn anzugreifen; eben darum müsse er den Feinden zuvorkommen; er sei zum Kriege gezwungen, um deren offenbaren Anschlägen zu widerstehen. Jeden Tag würde seine Lage schlimmer und ungünstiger werden, und so müsse man aus der Noth eine Tugend machen, und das Werk der Erwerbung von Schlesien durch Sicherung desselben krönen. „Ich wählte den Krieg", sagte er später, „auf die Gefahr hin, darin unterzugehen, aber mit Ehren."

Der Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges; Feldzug in Böhmen.

Der König hätte vor der wirklichen Eröffnung der Feindseligkeiten gern noch ein festeres Bündniß mit Rußland und Schweden zu Stande gebracht: die Ereignisse am Rhein aber drängten ihn zu rascherem Hervortreten. Während Ludwig XV. den Feldzug in den Niederlanden mit einer Armee von hunderttausend Mann erfolgreich begonnen hatte, war dagegen das französische Heer am Oberrhein unter Anführung des Marschalls Coigny von den Oesterreichern unter dem Prinzen Carl von Lothringen hart bedrängt worden und stand in Gefahr, aus dem Elsaß weichen zu müssen. Dies bewog Friedrich, schneller, als er beabsichtigt hatte, ins Feld zu rücken. Er kündigte Ludwig XV. an, daß er Mitte August auszumarschiren und Ende August schon vor Prag zu stehen gedenke. Dabei versäumte er

nicht, die Energie der Franzosen nochmals lebhaft anzuspornen, besonders sollten sie diesmal selbst kräftig angreifend, nicht blos vertheidigend auftreten. Halte sich Frankreich gut, so könne der Krieg im nächsten Jahre zu Ende sein; da dürfe es aber keinen Augenblick der Schlaffheit geben, in den Operationen müsse „Alles Nerv sein."

Während sich Anfangs August die preußischen Truppen in Marsch setzten, ließ Friedrich durch seinen Gesandten in Wien erklären, daß er für den Schutz des Kaisers die Waffen ergreife. Er könne es als Kurfürst des Reichs nicht gleichgültig mit ansehen, daß der Wiener Hof die kaiserliche Würde unterdrücke, denselben gleichsam „mit Stumpf und Stiel vom Reichsboden ausrotte, des Reichs Verfassung willkürlich ändere und den Ständen Gewalt anthue, weshalb er sich genöthigt gesehen, mit einigen mächtigen Reichsfürsten eine Union zu schließen, deren einziger Zweck sei, das rechtmäßig erwählte Oberhaupt bei seiner Würde und die Stände bei ihren Freiheiten zu erhalten und die Ruhe im Vaterlande durch einen billigen Frieden wiederherzustellen."

Der Wiener Hof wurde durch diese Kriegserklärung zwar sehr überrascht, aber nicht eben in Angst gesetzt: fast schien es, als werde dort das Ereigniß freudig begrüßt. In dem Gefühl der jüngsten Siege belächelte man des Königs vermeintliche Unbesonnenheit, hielt seine baldige Niederlage für sicher und für die beste Gelegenheit, Schlesien wieder zu erobern. Maria Theresia ordnete, um Gottes weiteren Segen an ihre seither siegreichen Waffen zu knüpfen, zunächst ein dreitägiges Kirchengebet und Fasten an. Alle ihre militärischen Kräfte sollten jetzt vor Allem gegen den neuesten Feind gerichtet werden und sie rief deshalb die Armee des Prinzen von Lothringen aus dem Elsaß zurück: zugleich ließ sie in Oesterreich von Neuem rüsten, trieb und belebte Alles durch ihren eigenen Eifer und erschien wieder in Ungarn in einer Versammlung der Magnaten, wo der alte ehrwürdige Palatin Palfy seine Landsleute durch ein Manifest gegen den „grausamen" König von Preußen begeisterte, der, wie er behauptete, die Freiheit und die Religion bedrohe, Schlesien tyrannisch bedrücke, die Vornehmsten nach Tartarenart gefangen wegführe und den begüterten Ehemännern ihre Frauen raube. — Die Ungarn beschlossen in feuriger Erhebung wiederum ein Aufgebot von sechszigtausend Mann.

König Friedrich hatte seine Armee in drei Colonnen durch Sachsen nach der böhmischen Grenze geführt, während Schwerin mit einem kleineren Heer von Schlesien her in Böhmen einbrach. Der Durchzug durch Sachsen wurde damit gerechtfertigt, daß die Preußen als Hülfstruppen des Kaisers kämen; König August III. war zuerst gewillt, sich demselben zu widersetzen, doch besann er sich eines Besseren und ließ den Marsch, sowie die Verpflegung der preußischen Truppen ruhig geschehen; diese hielten so vortreffliche Manneszucht, daß man sagte, sie seien durch Sachsen gezogen, wie die Capuziner, nur daß die Mönche Alles umsonst bekämen, die Preußen aber Alles bezahlt hätten. Friedrich kam es nun vor Allem darauf an, sich Prags und der wichtigsten Stellungen in Böhmen zu bemächtigen, ehe die österreichische Hauptarmee zur Vertheidigung herbeieilen könnte: an Prag besonders war ihm so viel gelegen, daß er es am liebsten „mit stürmender Hand am hellen Tage an acht Stellen attaquirt" hätte. Doch so ganz einfach durch einen Handstreich ging die Einnahme der wohl vertheidigten Festung nicht von Statten.

Anfang September versammelte sich die preußische Armee, achtzigtausend Mann stark, vor Prag, und nach wenigen Tagen wurde die regelmäßige Belagerung begonnen. Bei den Operationen setzte sich der unerschrockene König selbst fortwährend den drohendsten Gefahren aus: eines Tages wurde dicht neben ihm Markgraf Friedrich Wilhelm von Schwedt von einer Kanonenkugel getödtet. Nachdem die Stadt durch das Feuer der Belagerer an mehreren Stellen in Brand gerathen war, sah sich der österreichische Befehlshaber von den Einwohnern zur Uebergabe gedrängt und gab sich am 16. September mit der ganzen Besatzung kriegsgefangen.

Friedrich war über diesen Erfolg hoch beglückt und beeilte sich nun, seine Truppen weiter nach Oesterreich vorzuschieben; noch im September ließ er Tabor und Budweis besetzen. Ganz Böhmen war in seiner Hand und mit ruhiger Zuversicht sah er dem Vorrücken der Feinde entgegen: er sehnte sich nach einem Zusammentreffen, denn er zweifelte nicht am Siege und war gewiß, einen Frieden nach seinem Sinne vorschreiben zu können.

Doch nur allzubald sollte seine große Zuversicht irre gemacht werden: seine erst so hoffnungsvolle Stellung verwandelte sich in kurzer Zeit in eine Lage voll Gefahr und Bedrängniß. Er hatte erwartet, daß dem Herzog von Lothringen bei seinem Zuge vom Rhein nach Böhmen wenigstens einige Schwierigkeiten von den Franzosen bereitet werden würden, diese aber einzig und allein auf die Vortheile ihrer eigenen Stellung bedacht, legten jenem Rückzug Nichts in den Weg, und so konnte die österreichische Armee fast in besserem Zustande über den Rhein zurückkehren, als sie hinübergegangen war, zumal beseelt von dem größten Selbstgefühl und Siegesmuth. Auch von der kaiserlichen Armee unter Seckendorf ward den Operationen des Königs nicht die geringste Unterstützung zu Theil; bald schrieb er in großem Aerger: „Ich frage nicht mehr danach, ob Kaiserliche oder Franzosen in der Welt sind; von ihnen erwarte ich Nichts.“ Während er sich allein dem Angriff der gesammten österreichischen Macht ausgesetzt sah, erstand ihm zugleich ein neuer Feind im Rücken, indem Sachsen, dessen König, wie der Minister Graf Brühl, von feindlichen Gefühlen gegen Friedrich erfüllt war, sich entschieden für Maria Theresia erklärte und zwanzigtausend Mann nach Böhmen rücken ließ. Die Lage der Preußen wurde nun ungemein bedenklich: während Batthyany mit seiner leichten ungarischen Reiterei dieselben von der einen Seite fortwährend beunruhigte, rückte der Herzog von Lothringen von der anderen Seite mit der Hauptarmee heran. Friedrich wünschte vergeblich, es zu einer Schlacht zu bringen, die Oesterreicher zogen es vor, ihn von allen Seiten umschwärmen zu lassen, alle seine Verbindungen zu stören, alle Zufuhren abzuschneiden: sie hofften ihn ohne eine Schlacht sicherer zu verderben, da auch die böhmische Bevölkerung selbst sich rings umher immer feindseliger gegen die Preußen zeigte. Maria Theresia hatte bei ihrer Krönung in Böhmen den Adel und besonders die Geistlichkeit ganz für sich gewonnen, und letztere wußte das Landvolk zu bitterem Haß gegen die protestantischen Preußen aufzuregen, die noch dazu das Land schwer bedrückten. Sowie die Böhmen durch das Erscheinen der österreichischen Armee ermuthigt waren, trat dieser Haß gegen die Feinde thätiger hervor: von Dorf zu Dorf gab man sich Nachrichten über deren Heranrücken, überall wurde dann das Getreide unter der Erde verborgen, das Vieh in die Wälder getrieben, die Preußen fanden die Häuser leer

und von allem Nothwendigen entblößt. Hier und da vereinigten sich die Bauern sogar unter muthigen Führern zu bewaffneten Haufen, um an der Vertheidigung des Landes Theil zu nehmen. Bald riß bei dem preußischen Heere Mangel an Lebensmitteln, Krankheiten und Desertion ein. Alle Versuche des Königs, eine offene Feldschlacht herbeizuführen, scheiterten an der Vorsicht der Oesterreicher, selbst als sich diese mit den Sachsen vereinigt hatten. Da blieb zuletzt Nichts übrig, als sich langsamen Schrittes, immer kämpfend gegen die herumschwärmende leichte Reiterei, immer zur Schlacht gegen die überlegene Hauptarmee der Feinde bereit, erst über die Moldau nach Prag, dann immer weiter und weiter, zuletzt bis nach Schlesien zurückzuziehen (December 1744). Die Hälfte des gesammten Heeres, das in Böhmen eingerückt war, mochte verloren sein. Unterdeß waren ungarische Haufen von Mähren aus bereits auch in Schlesien wieder vorgedrungen, die Grafschaft Glatz und Oberschlesien bis an die Neiße fielen in die Hände der Oesterreicher. Nachdem Friedrich kurz vorher schon gewähnt, noch ein Königreich erobert zu haben, war jetzt die eigene, früher eroberte Provinz wieder auf das Schwerste bedroht. Dem alten Leopold von Dessau, dem der Oberbefehl in Schlesien übertragen war, gelang es freilich, Schlesien fürerst wieder zu befreien. Der greise Kriegsmann griff die Sache mit seiner alten Energie an: wiewohl vom Alter und von Krankheiten gelähmt, war er doch unabläßig thätig, im offenen Karren fuhr er vor den in strengster Zucht gehaltenen Regimentern über die schneebedeckten Felder dahin, immer gefürchtet, von Freund und Feind als ein halber Hexenmeister angesehen. Die Oesterreicher wichen bei seinem Erscheinen wieder aus Schlesien zurück, und auch Glatz wurde von den Preußen wieder genommen. Dennoch konnte sich Friedrich das Schlimme seiner Lage nicht verhehlen; bald kamen andere Umstände hinzu, die Gefahren noch zu erhöhen.

Mitten in dem Kriege, der zu Gunsten des Kaisers Carl VII. unternommen war, starb dieser Fürst eines unerwarteten Todes (Januar 1745). Damit schwand für Friedrich alle Aussicht, in Deutschland selbst weitere Verbündete zu finden; denn mit erneuerter Sympathie wandte man sich fast überall Oesterreich als dem alten Kaiserhause zu, während Preußens neuestes Mißgeschick alle Abneigung, allen Neid und alle Mißgunst, welche das aufstrebende brandenburgische Haus längst erregt hatte, wieder wach rief. Diese Gefühle und die dadurch erregte Mißstimmung gegen Preußen wurden noch durch die Verbindung desselben mit den überall verhaßten Franzosen erhöht. Der Wiener Hof wußte diese Stimmung vortrefflich zu benutzen und bewegte sich bald in den kühnsten Plänen zu Friedrich's Demüthigung und völligem Verderben. Während Carl's VII. junger Nachfolger in Baiern, Maximilian Joseph, durch den Vertrag zu Füßen leicht gewonnen wurde, für den Preis der Wiedereinsetzung in sein fast verlorenes Kurfürstenthum, auf jede Bewerbung um die Kaiserkrone und auf alle feindlichen Schritte gegen Oesterreich zu verzichten, wurde Alles ins Werk gesetzt, um ein möglichst weit umfassendes Bündniß gegen Frankreich zu Stande zu bringen. Am eifrigsten ging Sachsen auf diese Pläne ein, in der zuversichtlichen Hoffnung, sich auf Kosten Preußens zu vergrößern: einen Theil von Schlesien freilich, den König August zuerst forderte, mochte Maria Theresia nicht versprechen, wohl aber die preußische Lausitz, sowie Crossen mit Züllichau. Man dünkte sich des entscheidenden Sieges über Friedrich so gewiß,

daß man ihm weit mehr noch als Schlesien abzunehmen gedachte. Nicht blos auf Englands und Hollands Unterstützung, auch auf Rußlands Bündniß war es dabei abgesehen. Die Kaiserin Elisabeth, neuerdings aus persönlichen Gründen in gereizter Stimmung gegen Frankreich und zum Theil auch gegen Friedrich, wurde mit Schmeicheleien, reichen Geschenken und Vorspiegelung großer Eroberungen vom Wiener Hofe angegangen, sich der Verbindung gegen Friedrich zuzugesellen. Dann sollte eine russische Armee Ostpreußen erobern, während Schlesien wieder an Oesterreich, Crossen und die Lausitz an Sachsen käme; ja auch das Herzogthum Magdeburg und die cleveschen Besitzungen sollten Preußen abgenommen werden: man sieht, es wäre von dem brandenburgischen Staat nicht gar viel übrig geblieben. Zu einer solchen Vernichtung des größten protestantischen Staates in Deutschland mochte jedoch England nicht die Hand bieten und darüber, sowie über Rußlands Zurückhaltung, zerfiel jener umfassende Plan, wogegen Oesterreich (im März 1745) mit Sachsen einen Vertrag abschloß, in welchem für Letzteres im allerungünstigsten Falle doch Crossen, Züllichau, die Lausitz, nebst dem Kreise Schwiebus als Gewinn in Aussicht genommen wurde. Der Fall, daß Friedrich nicht unterliegen könnte, wurde, wie es scheint, gar nicht mit in Betracht gezogen; man wußte eben noch nicht, mit wem man es zu thun hatte.

Feldzug in Schlesien; Schlacht bei Hohenfriedeberg.

Friedrich hatte einen Theil des Winters in Berlin zugebracht. Am 15. März (1745) brach er von da nach Schlesien auf. Er hatte keine sichere Kenntniß von der ganzen Größe der Gefahren, die sich über seinem Haupt zusammengezogen: aber was er davon wußte, hätte hingereicht, auch manchen Muthigen zu schrecken. Er selbst machte sich keine Täuschungen über die äußerst bedenkliche Lage, in der er sich befand, aber er setzte ihr die ganze Größe seiner heroischen Entschlossenheit und seines Vertrauens auf sein Heer entgegen. „Wir befinden uns in einer großen Krisis", schrieb er Ende März, „den Frieden kann ich nicht erzwingen, was den Krieg betrifft, so werde ich siegen oder von uns allen wird Niemand wieder nach Berlin kommen." Einige Friedenshoffnung baute er auf einen Vermittelungsversuch Englands, doch wollte Maria Theresia jetzt von Versöhnung Nichts hören. So mußte denn Alles zu dem schweren Kampf bereitet werden, und der König schreibt selbst, daß er Tag und Nacht arbeite, um die Lage seiner Armee zu verbessern. Zugleich traf er Anordnungen für den äußersten Fall, daß Berlin selbst bedroht werde; die Behörden und der Schatz sollten alsdann nach Magdeburg geschafft werden. Der Minister Podewils, der den Krieg von vorn herein nicht gebilligt, war jetzt fast verzweifelt, er sah geradezu dem Ruin des Hauses Brandenburg entgegen; Friedrich suchte ihn zu ermuthigen: „Ich begreife", schreibt er, „daß ihr in Berlin unruhig werdet, ich aber habe das Meiste von allen zu verlieren, doch bin ich ruhig und auf Alles gefaßt. ——— Für große Uebel bedarf es großer Heilmittel; entweder will ich Alles behaupten oder Alles verlieren. — Haben wir uns Nichts vorzuwerfen, so haben wir uns auch nicht zu grämen über unglückliche Ereignisse, welche alle Menschen treffen können." Als zuletzt noch die Kunde von dem Frieden zwischen Oesterreich und Baiern eintraf, bedurfte es vollends der ganzen Geistesstärke des Königs, um sich nicht

durch die Gewalt der drohenden Umstände niederbeugen zu lassen. „Es ist geschehen, was geschehen mußte", so ließ er sich auf die wichtige Kunde vernehmen, „mir bleibt Nichts übrig, als mich in Geduld zu fassen. Wenn alle meine Hülfsquellen versagen, wenn alle Conjuncturen gegen mich ausfallen, so ziehe ich vor, unterzugehen mit Ehren, als ein ruhmloses Leben ohne Ansehen zu führen. Mein Ehrgeiz ist, daß ich mehr als ein Anderer zur Vergrößerung meines Hauses gethan, unter den gekrönten Häuptern von Europa eine Rolle gespielt habe. Ich habe keine Wahl mehr; ich will meine Macht behaupten oder sie mag zu Grunde gehn und und der preußische Name mit mir begraben werden. Unternimmt der Feind etwas gegen uns, so werden wir ihn besiegen oder wir werden uns alle niedermetzeln lassen zum Heil des Vaterlands und zum Ruhme von Brandenburg. — — Eine Frau, die Königin von Ungarn, ist nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien, ihre besten Provinzen besetzt waren! Sollten wir nicht den Muth dieser Frau haben?" — „Ich bereite mich auf jedes Ereigniß, das kommen könnte, vor", schrieb er ferner, „mag das Glück mir günstig sein oder ungünstig, das soll mich weder muthlos machen, noch auch übermüthig. Muß ich untergehn, so sei es mit Ruhm und das Schwert in der Hand." Es ist bemerkt worden, daß Friedrich selbst in so ernster Lage von keiner Seite, außer in sich selbst, auch nicht vom Himmel Hülfe erwartet habe, und daß er dadurch nur zur größten Kraftanstrengung und strengsten Pflichterfüllung angespornt worden sei; doch aber läßt sich auch erkennen, daß sein Geist grade in jenen fast überwältigenden Krisen sich über den trostlosen Gedanken einer kalten blinden Weltordnung zu dem Glauben an einen lebendigen allmächtigen Gott erhob. In jenen Zeiten finden wir z. B., wie er den alten Dessauer, der durch persönliche Zufälle tief gebeugt war, ermahnt, „sich der göttlichen Führung mit Gelassenheit zu unterwerfen und sich in dasjenige so des Allerhöchsten Willen gethan hat, in Vernunft zu finden", — „auch weiß er dann nach errungenem Siege den Dank wohl auf den „„Allmächtigen"" zu übertragen, der „„seine Waffen gesegnet""." In jenen großen Augenblicken durchbrach eine tiefere Anschauung der Dinge das kalte System der Weltauffassung, das sein philosophisches Denken sich zurecht gemacht. Alles deutet darauf hin, daß er damals manchen schweren Kampf in seinem Innern durchgemacht: „Ich habe unendlich gelitten", sagte er, „manchen Sieg über mich selbst gewinnen müssen, aber dem Himmel sei Dank, ich vermag es jetzt, mit kaltem Blute an den Anordnungen zu arbeiten, die ich treffen muß."

Der König hatte sein Hauptquartier in Schlesien für einige Zeit im Kloster Kamenz bei Frankenstein genommen. Dort entging er von vorn herein, als er das Kloster mit geringer Begleitung erst vorläufig in Augenschein nahm, auf merkwürdige Weise einer Gefangennehmung. Die in der Gegend umherstreifenden Croaten hatten von seinem Besuch Kunde erhalten und kamen heimlich herbei, ihn aufzuheben. Zur rechten Zeit merkte der Abt des Klosters die Gefahr, überredete den König, sich als Mönch zu verkleiden, und sowie dies geschehen war, rief er durch die Abendglocke die Mönche zum Gebet zusammen; mit ihnen begab sich unerkannt der König in die Kirche. Die Croaten durchsuchten vergeblich das ganze Kloster, kamen dann auch in die Kirche, scheueten sich aber, die Mönche im Gottesdienst zu stören und zogen bald unverrichteter Sache wieder ab. — Dort in Kamenz vervollständigte der König auch seine Einrichtungen und Vorkehrungen bei der Armee: er konnte

sich des Anblicks der in jeder Beziehung wiederhergestellten muthvollen und schlagfertigen Truppen wahrhaft erfreuen. Nach dem unglücklichen Feldzug in Böhmen, wo man an Friedrich's Feldherrntalent zu zweifeln begonnen, hatte sich einige Mißstimmung in dem Heer verbreitet; jetzt konnte er bemerken, daß die Gesinnung, daß Muth und Vertrauen sich wieder befestigten. Jeder, so konnte er freudig schreiben, werde seine Pflicht thun und mit seinem Blute bezahlen; denn in der Ehre des Staats sehe ein Jeder seine besondere Ehre.

In seiner Stellung zwischen Frankenstein und Neiße erwartete Friedrich, was die Oesterreicher thun würden. Diese wurden an der böhmischen und mährischen Grenze zusammengezogen: die Absicht war, von Böhmen her in Schlesien einzubrechen, den König in offener Schlacht durch die Ueberzahl zu erdrücken und dann raschen Zuges wo möglich bis Glogau vorzudringen; — um aber diese Absicht zu verdecken, sollte zum Schein zuerst ein Angriff von Mähren aus auf Oberschlesien geschehen. Friedrich jedoch durchschaute den Plan und zog schleunigst die Truppen aus Oberschlesien an sich. Nur Markgraf Carl stand mit einer Abtheilung ganz vereinzelt noch in Jägerndorf, von ungarischen Schaaren hart bedrängt. Friedrich wollte ihn an sich heranziehen, aber der Weg dahin war durch zahlreiche Schluchten und enge Pässe erschwert und überall von den Feinden besetzt. Da wurde der kühne Husarenoberst Ziethen beauftragt, trotz solcher Schwierigkeiten zum Markgrafen hinzueilen und ihm den Befehl zum Aufbruch zu bringen. Mit seinen unerschrockenen Husaren machte sich Ziethen auf, und theils durch List, theils durch Tapferkeit gelang es ihm, sich den Weg bis zum Markgrafen zu bahnen. Es kam ihm zu Statten, daß einer der feindlichen Anführer, durch die Aehnlichkeit der neuen Pelze der preußischen Husaren mit den österreichischen getäuscht, die Ziethen'schen Reiter eine Weile für Freunde hielt, — doch war das nur ein vorübergehender Nebenumstand und wohl nicht, wie die Sage es ausgeschmückt hat, von Ziethen beabsichtigt. Zuletzt kam er mit den Panduren in ein heftiges Gefecht, doch schickte der Markgraf, der aus der Ferne schießen hörte, einige Schwadronen dem Feind in den Rücken, und so kam Ziethen glücklich durch. Es ist dieser Zug einer der berühmtesten seiner vielen kühnen Streiche; aber nicht minder ruhmvoll war der Rückzug, den jetzt der Markgraf Carl mitten durch den überlegenen Feind hindurch mit Klugheit, Unerschrockenheit und mit dem größten Glück, ohne jeglichen Verlust ausführte. Friedrich selbst rühmte seinen Vetter um dieser schönen Kriegsthat willen als einen würdigen Enkel des großen Kurfürsten.

Jetzt hatte der König seine Armee beisammen: seinen Blick hielt er auf Böhmen gerichtet, wo bald fünfundachtzigtausend Mann regelmäßiger und unregelmäßiger österreichischer Truppen, darunter Serben, Albaneser, Grenzer, Dalmatier, so wie dreißigtausend Sachsen vereinigt waren. Schon schwelgten die Oesterreicher in Siegesgewißheit: während Schlesien überfluthet wurde, sollten zugleich sächsische Truppen durch die Lausitz und polnische durch die Neumark in das Herz der brandenburgischen Lande einfallen und die hochaufstrebende preußische Macht ein für alle Mal demüthigen.

Friedrich erkannte klaren Blickes die ganze Größe dieser Gefahr: durch Klugheit und Entschlossenheit hoffte er ihr zu entgehen, ein entscheidender Sieg sollte ihn retten. Er verlegte sein Lager nach Jauernick nahe an das Gebirge heran, über welches die Feinde von Böhmen her einrücken wollten. Es war am 3. Juni, als der österreichische und der sächsische

Feldherr von den Anhöhen bei Hohenfriedeberg herab in stolzem Gefühl ihre Truppen aus den Gebirgspässen heranziehen sahen, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel. Die Sachsen kamen links aus den Bergen hervor, vor ihrer Front lag eine Anhöhe, die sie sofort mit Geschütz besetzten; rechts stiegen die Oesterreicher herab, am andern Tage wollten sie Striegau nehmen. Gegenüber auf einem Hügel bei Striegau stand mit wenigen Begleitern der König von Preußen, freudig erregt, als er endlich des Feindes ansichtig wurde. Nachdem er mit scharfem Blick beobachtet, welche Richtung die einzelnen feindlichen Colonnen nahmen, eilte er in sein Lager zu Jauernick. „Jetzt sind sie, wo wir sie haben wollen", rief er vom Pferde steigend, und noch an demselben Tage zu später Stunde ließ er die Armee aufbrechen, um früh am andern Morgen den Feind noch am Fuße des Gebirges zu überraschen. Beim dumpfen Wirbel der Tambours setzte sich Alles in vorsichtigster Stille in Marsch: tief in der Nacht wurde Striegau erreicht und besetzt. So wie der Morgen graute, versammelte Friedrich, im Mantel auf einem Feldbett ruhend, seine Generäle, und theilte ihnen seinen Plan mit. Die Feinde waren gekommen, ihn mit ihrer vereinten Uebermacht zu erdrücken; dies zu vereiteln, sollten sie wider Vermuthen in ihrem Lager angegriffen und die Sachsen zuerst, dann die Oesterreicher geschlagen werden.

Am Morgen des 4. Juni gegen vier Uhr erscholl plötzlich nach dem sächsischen Lager hin der Kanonendonner: die Preußen stürmten sofort jene Anhöhe vor der Front der Sachsen, warfen deren Besatzung herab und pflanzten ihre eigenen Kanonen an der wichtigen Stelle auf. Unterdeß rückten die sächsischen Truppen zwar zur tapferen Gegenwehr heraus, aber von den Preußen an Zucht und Uebung weit übertroffen, wurden sie in Kurzem aus ihren Positionen vertrieben. Ihr Rückzug artete allmälig in eine völlige Flucht aus. Um sieben Uhr Morgens waren die Sachsen völlig geschlagen. Unterdeß entwickelte sich der Kampf auf der ganzen weiten Schlachtlinie. Erst der Kanonendonner hatte den Erzherzog Carl aus der Ruhe geweckt, und als die Sachsen beinahe schon aus dem Felde geschlagen waren, sattelte ein Theil der österreichischen Reiterei noch. Nun rückten auch hier die Preußen unaufhaltsam vor, trotz Gräben und Morästen, trotz Hecken und Zäunen: wohl stutzte einmal eine Brigade, als sie mit ihren Kanonen an breiten Gräben ankam, doch zur rechten Zeit erschien der Prinz von Preußen und trieb mit begeisterndem Zuruf die Regimenter vorwärts, daß sie, ohne lange zu schießen, in kräftigem Bajonett-Anlauf die Feinde über den Haufen warfen. An andern Stellen kam es zum hartnäckigsten Kampf mit wechselndem Glück: von dem lebhaften Feuer erdröhnten die Berge. Eine Zeit lang gewann das österreichische Fußvolk wieder Vortheile, einige preußische Regimenter erlitten ungeheure Verluste, doch hielten sie im dichtesten Kugelregen muthig Stand, bis ihnen unerwartet Hülfe ward: mitten durch die Lücken des halb aufgeriebenen Fußvolks hindurch stürzte das Dragonerregiment Baireuth unter dem verwegenen General Geßler im kräftigsten, unwiderstehlichen Anlauf und warf sich mit unbeschreiblicher Gewalt auf die österreichische Infanterie. Diese vermochte solchem Ungestüm nicht mehr zu widerstehen: nach einander wurden von der preußischen Reiterei zwanzig Bataillone auseinandergesprengt, mehrere Tausend Oesterreicher gefangen genommen und siebenundsechszig Fahnen erbeutet. Jetzt drang auch die neu ermuthigte Infanterie wieder vor: ihre Patronen hatte sie verschossen, aber mit gefälltem Bajonett

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Friedrich bei Hohenfriedeberg.

stürmten sie auf den überall erschütterten Feind ein. Früh um acht Uhr war die Schlacht für die Preußen gewonnen: die Oesterreicher konnten sich unter der Gunst des Bodens in ziemlicher Ordnung nach den Gebirgen zurückziehen; sie ließen neuntausend Todte und Verwundete auf dem Schlachtfeld und siebentausend Gefangene, während die Preußen den Verlust von fünftausend Mann zu beklagen hatten.

Friedrich war des großen Erfolges froh, aber er wollte seinen erschöpften Truppen die Verfolgung des Feindes nicht zumuthen. Er ritt an die einzelnen Regimenter heran, ihnen seinen Dank zu sagen, und ließ Erfrischungen herbeiholen für die ermüdeten Mannschaften; die Verwundeten auf dem Schlachtfeld, Oesterreicher, wie Preußen, befahl er mit Getränk zu laben. Der König schrieb noch an demselben Abend an Podewils: „Unsere Cavallerie hat Wunder gethan, alle Corps haben geschlagen, alle vortrefflich, auch meine Brüder haben wie Löwen für das Vaterland gefochten, wir haben Wort gehalten." Er erkannte wiederum das Walten Gottes in dem großen Erfolge. „Gott hat meine Feinde verblendet", sagte er, „und mich wunderbar geschützt." Seine ganze Umgebung war voll des Dankes für den herrlichen Sieg, den Alle als ein Werk der Vorsehung priesen. Vor Allem aber empfand die evangelische Bevölkerung Schlesiens, welch große Entscheidung in der wichtigen Schlacht gefällt worden. Schon während der Donner der Geschütze dröhnte, hatten die Bauern in den benachbarten Dörfern in feierlicher Stimmung alle ihre Zwistigkeiten versöhnt, und weithin fielen bei dem Toben der Schlacht die Evangelischen auf die Kniee, um den Segen Gottes für die Waffen der Preußen zu erflehen. Unbeschreiblicher Jubel erscholl ringsum auf die Siegesbotschaft, — die noch an demselben Abend von sechszehn blasenden Postillonen in Breslau verkündet wurde. Drei Tage darauf wurden die sechsundsiebenzig eroberten Fahnen im Triumphe eingebracht.

Die Schlachten bei Sorr und bei Kesselsdorf; Friede zu Dresden.

Friedrich verfolgte den erfochtenen Sieg nur mit großer Mäßigung, vorzüglich weil er hoffte, daß seine Feinde selbst ihm jetzt die Hand zum Frieden bieten würden. In England war ein friedlicheres Ministerium ans Ruder gekommen, welches in der That bald Anstrengungen machte, um Maria Theresia zur Nachgiebigkeit zu vermögen; aber alle Vorstellungen scheiterten an der Hartnäckigkeit dieser Fürstin, welche durch die Niederlage bei Hohenfriedeberg wenig gebeugt, sofort neue Truppen zur Verstärkung ihres böhmischen Heeres herbeisandte. Sie war fest entschlossen, lieber die Lombardei, die von den Franzosen, Spaniern und Genuesen bedroht war, fürerst preis zu geben, ja, wenn es sein müßte, lieber selbst mit Frankreich Frieden zu schließen, um nur ihren Hauptgegner, den König von Preußen, zu demüthigen. Bei solcher Stimmung war es von keinen erheblichen Folgen, daß zwischen Preußen und England eine Convention zu Hannover zu Stande kam (August 1745), nach welcher binnen sechs Wochen der Frieden zwischen Preußen und Oesterreich vermittelt werden sollte. Vergeblich drang Georg II. mit dem größten Ernst, ja selbst mit Drohungen in Maria Theresia: sie wollte vom Frieden vor einer nochmaligen Schlacht Nichts wissen, und sagte, wenn sie selbst morgen mit Friedrich unterhandeln müßte, so

würde sie doch heute noch eine Schlacht versuchen. Ihr hochstrebender Sinn erlangte so eben eine gewaltige Befriedigung, indem sie die Kaiserwahl ihres Gemahls durchsetzte: mit dem Gefühl der innigsten Genugthuung, als Frau und als Fürstin, wohnte sie den Krönungsfeierlichkeiten in Frankfurt bei (October 1745), und dem Bruder ihres kaiserlichen Gatten, dem Herzog Carl von Lothringen ließ sie sagen, einst habe er ihre Krönung in Prag mit einem Siege gefeiert, sie hoffe, ein neuer Sieg in Böhmen werde jetzt auch die Kaiserkrönung verherrlichen.

Friedrich war dem österreichischen Heere langsam nach Böhmen gefolgt, eine Truppenabtheilung aber hatte er unter General Nassau nach Oberschlesien gesandt, wo sie die Ungarn verjagte und die Festung Kosel eroberte. Vorzüglich war jedoch sein Augenmerk jetzt auf Sachsen gerichtet, das er vergeblich zum Abschluß eines besonderen Friedens zu bestimmen versucht hatte, und das er nun, wenn der Krieg nochmals ausbrechen sollte, streng zu züchtigen vorhatte. Er schickte dem alten Dessauer, der fortwährend im Lager bei Halle stand, erhebliche Verstärkungen zu, wodurch die Sachsen genöthigt wurden, einen Theil ihrer Truppen aus Böhmen zu ziehen. Unterdeß gerieth des Königs eigenes Heer, durch jene Entsendungen sehr geschwächt, durch die leichte ungarische Reiterei fortwährend umschwärmt, noch dazu in einer allmälig ausgezehrten Gegend, mehr und mehr in Verlegenheit. Lange verweilte er bei Staudenz, in einer von Höhen, Wäldern, Seen, Morästen, Bergströmen und Schluchten umgebenen Stellung, wo es wegen der schwierigen Herbeischaffung der Lebensmittel täglich zu heftigen Gefechten kam. Zu Friedrich's Verlegenheiten kam noch Geldmangel hinzu: alle seine Mittel waren erschöpft und er hielt es nicht für thunlich, von seinem Volk neue größere Kriegssteuern zu fordern. So schwer es ihm wurde, wandte er sich deshalb an Frankreich und forderte vier Millionen Hülfsgelder; da man ihm aber von dort nur eine kleinere Summe anbot, brach er, in seinem Stolz verletzt, kurz ab und nahm dagegen mit Freuden ein Anerbieten der märkischen Ritterschaft an, die ihm die nöthige Summe vorschoß. Er blieb ihr dafür jeder Zeit dankbar.

Es waren wenige Monate seit dem herrlichen Tage von Hohenfriedeberg verflossen, und wiederum befand sich der König in einer überaus sorgenvollen Lage. Wenn er um sich sah, fand er sich von aller Welt bedroht, von den Franzosen fast gar nicht unterstützt, — es war ihm zweifelhaft, wie lange er sich würde halten können. Da gab es wohl Augenblicke, wo er in tiefe Gedanken versunken, seiner nächsten Umgebung den Eindruck machte, als müsse er den gewaltigen Sorgen erliegen. Aber es waren eben nur Augenblicke, und nur im engsten Kreise gab er sich einer solchen Stimmung hin; sonst zeigte er sich inmitten der großen Gefahren voll Muth und voll kräftiger Besonnenheit, — entschlossen, im günstigen Augenblick eine weitere Entscheidung herbeizuführen.

Die Königin Maria Theresia drängte ihrerseits den Herzog Carl zu neuer, größerer Thätigkeit. Dieser beschloß, den König anzugreifen und wo möglich von Schlesien abzuschneiden. Das fünfunddreißigtausend Mann starke österreichische Heer brach am 29. Septbr. in aller Stille auf und stellte sich bei Nacht, durch Wälder und Hügel verdeckt, so auf, daß die Preußen, nur noch zwanzigtausend Mann stark, wirklich von der einzigen Rückzugslinie nach Schlesien beinahe abgeschnitten waren. Als der König am 30. Septbr. in aller

Frühe erfuhr, daß die Oesterreicher in voller Schlachtordnung schon über seinen rechten Flügel hinausragten, war er zwar überrascht, aber, sogleich wieder völlig gefaßt, beschloß er, mit einem kühnen Angriff dem Feinde doch noch zuvorzukommen, obwohl dieser weit und breit die Höhen eingenommen hatte und von da aus mit starkem Geschütz das Lager beherrschte. Unter mörderischem Feuer mußten sich die Preußen zur Schlacht formiren, doch gelang es Friedrich, durch eine meisterhafte Schwenkung sein Heer der dringendsten Gefahr sofort zu entziehen. Jetzt kam es darauf an, die von den Feinden besetzten Höhen zu erstürmen. Es ist wie ein berühmter Schriftsteller sagt, eine der größten militärischen Thaten, die in der Geschichte vorgekommen sind, wie die preußische Cavallerie und Infanterie sich mit wetteifernder Bravour zu diesem Sturm anschickte. Die Cavallerie mußte erst in die Tiefe hinunter und dann wieder die für unersteiglich geachtete Höhe hinauf, unter einem Kanonen- und Bombenfeuer, dessen gleichen sie noch in keiner Schlacht ausgestanden. Die Verwegenheit des Anlaufs, der Anblick der mit verhängtem Zügel aufwärts sprengenden Dragoner setzte die Oesterreicher außer Fassung, und sie wurden auf der Stelle über den Haufen geworfen. Die preußische Infanterie rückt eben so kühn nach, aber sie wird von einem noch furchtbareren Feuer empfangen: ihre Reihen werden entsetzlich gelichtet, hier und da wird die Hälfte der Mannschaft weggerissen, die Commandeurs führen die so zerrüttete erste Linie zurück. Schon meinen die Oesterreicher den Sieg wieder zu erringen; die Grenadiere steigen unter dem Geschrei „Maria Theresia" die Höhen herunter. Aber im Rücken der preußischen ersten Linie hat sich sofort die zweite formirt und dringt durch die Lücken derselben hervor. Bald geht es wieder vereinigt vorwärts mit klingendem Spiel die Höhen hinan unter mörderischem Bombenregen. Vor ihrem Andringen weichen die Oesterreicher zurück und müssen ihnen die Batterien auf der Höhe überlassen. Schon haben die Preußen auch auf dem andern Flügel und im Centrum unter Prinz Ferdinand's muthvoller Führung die größten Vortheile erreicht, überall weichen die Oesterreicher zurück, ein Treffen stürzt sich in wilder Unordnung auf das andere, bald sind sie von allen Höhen verdrängt und ziehen sich nach einem Verlust von siebentausend Mann bis zum Dorfe Sorr, welches der Schlacht den Namen gegeben, sodann über die Elbe zurück. Die Preußen verloren viertausend Todte und Verwundete; überdies aber wurde ihr Lager nebst der Kriegscasse und allem Gepäck von den feindlichen Husaren erbeutet, dabei auch des Königs Cabinetsrath Eichel gefangen genommen. Nur mit Bleistift konnte Friedrich seine Siegesbotschaft an Podewils schreiben: „Mein lieber Podewils, wir haben den Prinzen Carl völlig geschlagen; die Schlacht war fürchterlich, aber sehr glorreich. Ich war nahe daran, überfallen zu werden, aber, Gott sei gedankt, es steht Alles gut. Viele Gefangene, mit einem Worte eine große Schlacht: Ich habe nicht Zeit, euch mehr zu sagen. Alle meine Bagage hat der Teufel geholt. Eichel ist gefangen."

Friedrich baute auf den neuen Sieg auch neue Friedenshoffnungen, doch irrte er sich darin; denn Maria Theresia schrieb das ihr widerfahrene Mißgeschick nur zufälligen Ursachen zu und ließ sich durch die dringendsten Aufforderungen Englands auch jetzt nicht bewegen, die Hand zum Frieden zu bieten. Sie hatte sich mit Sachsen so eben noch inniger als vorher verbunden, und nochmals wurden die umfassendsten Pläne zu Preußens gänzlichem Ruin gebildet: man wollte gemeinschaftlich durch Sachsen in die Mark Brandenburg selbst einfallen

und den König im Herzen seiner Staaten angreifen. Freilich fanden die Verbündeten gegen ein solches Beginnen unerwartet Widerstand auf Seiten Rußlands, indem die Kaiserin Elisabeth nur dulden wollte, daß man dem König von Preußen das eroberte Schlesien wieder entreiße, nicht aber, daß er in seinen alten Besitzungen angetastet werde, — doch wurde nun wenigstens beschlossen, daß Oesterreicher und Sachsen gemeinschaftlich an die brandenburgisch-schlesische Grenze rücken und die schlesische Armee des Königs abschneiden sollten, — dann würde sich schon die Gelegenheit finden, auch in die Mark vorzudringen. Friedrich, der sich nach der Schlacht bei Sorr in Berlin aufhielt und auf Ruhe wenigstens während des Winters gerechnet hatte, wurde von diesen Plänen seiner Feinde durch die Mittheilungen schwedischer Diplomaten rechtzeitig unterrichtet: so peinlich es ihm war, schon wieder zu den Waffen greifen zu müssen, so zögerte er doch nicht einen Augenblick mit den kräftigsten Vorbereitungen, um den Gegnern auch dies Mal zuvorzukommen. Bei der ersten feindlichen Regung sollten zwei Heere in Sachsen einfallen, das eine sammelte der alte Fürst von Dessau sofort wieder bei Halle, das andere wollte der König selbst von Schlesien nach Sachsen führen. Am 18. November traf er im Lager zu Goldberg ein: sofort begannen die Operationen. Herzog Carl von Lothringen drang aus Böhmen vor und wollte sich mit einem andern Heer unter dem General Grünne in der Lausitz vereinigen: Friedrich aber warf sich (am 13. November) mit unglaublicher Schnelligkeit zwischen sie und drängte den Herzog Carl mit Ungestüm nach Böhmen zurück. Wo dieser Abends sein Quartier aufschlug, waren einige Stunden darauf auch die Preußen da, und er mußte immer gleich bei Nacht wieder aufbrechen. Friedrich's Truppen machten die angestrengtesten Märsche, campirten meist unter freiem Himmel, erst als die Oesterreicher bis nach Böhmen zurückgeworfen waren, hielten sie einen Rasttag. Der König war über diesen raschen Erfolg und besonders über die Rettung seiner alten Lande sehr glücklich: „Ich hoffe", schrieb er, „ihr werdet zufrieden mit mir sein, ich habe mein Vaterland vor dem entsetzlichen Unglück sicher gestellt, von dem es bedroht war; und diese ganze Unternehmung hat mir nicht mehr als dreißig Todte und sechszig Verwundete gekostet. Gott sei gelobt. Unsere Feinde sind geschlagen, ehe ich sie habe erreichen können; vor Gott und meinem Lande habe ich mir keinen Vorwurf zu machen."

Während der König selbst sich Bautzens bemächtigte, setzte sich, nachdem Sachsen nochmals vergeblich zum Frieden aufgefordert worden, auch der alte Leopold von Dessau in Bewegung. Das sächsische Heer unter General Rutowski zählte fünfundzwanzigtausend Mann und war durch das Grünne'sche Corps verstärkt; jetzt sollte auch Herzog Carl aus Böhmen wieder nach Sachsen vordringen, um dann mit jener starken Armee auf die Mark Brandenburg zu marschiren. Friedrich verlangte vom Fürsten von Dessau, daß er die Sachsen schlage, ehe Herzog Carl herbeikomme: er sollte, wie der König ihm schrieb, „die Sachsen aus Sachsen herausjagen." „Können Ew. Liebden", heißt es in einem andern Briefe, „zwischen dem 9. und 12. dieses (Dezember) den Sachsen auf den Hals gehen und sie nach Böhmen hinein jagen, so können die Oesterreicher nicht zu ihm stoßen, sondern müssen sich einer auf den andern cülbütiren und zusammen nach Böhmen laufen." Der alte Feldmarschall aber ging bei seinen Operationen gar zu pedantisch und ängstlich nach den strengsten Regeln der Kriegskunst zu Werke; er rückte keinen Schritt vor, wenn er nicht

vorher erst alle Punkte im Rücken, wo auch nur unbedeutende Besatzungen waren, genommen hatte. Friedrich, der nur durch kühnes Vorgehen gewinnen konnte, wurde über dieses Verfahren von Tag zu Tag besorgter und ungeduldiger, und nachdem er den Fürsten schon wiederholt zu rascherem Vordringen ermahnt, ließ er ihm endlich in einer Aufwallung heftigen Unwillens durch einen Expressen die lebhaftesten Vorwürfe zukommen: „Ich kann nicht leugnen", schrieb er, „daß ich gar übel von Ihro Durchl. Manövers zufrieden bin; Sie gehen so langsam, als wenn Sie sich vorgenommen hätten, mich aus meiner Avantage zu setzen, und weil diese Sachen ernsthaft sind, so rathe Ihnen als ein guter Freund, solche mit mehr Vigueur zu tractiren, meine Ordres ponctueller zu executiren. Sonst sehe mir gezwungen zu Extremitäten zu schreiten, die ich gern evitiren wollte. Ich weiß auch, daß ich mir alle Mal so deutlich explicire, daß sein Tage kein Offizier von meiner Armee geklaget hat, daß er mir nicht verstünde, und ist mein Feldmarschall der einzige, der meine deutlichen Befehle nicht verstehen kann oder verstehen will. Ich kann es nicht begreifen und bin in dem größten Mißvergnügen; denn Sie bringen mir um Ehre und Reputation." In einem folgenden etwas milderen Schreiben versicherte er dem alten Kriegsmann, auf seine Ehre, daß er gegen seine Person keinen Haß habe, doch soweit dürfe seine Complaisance gegen keinen Menschen gehn, daß er ihn schonte, wenn das Interesse seiner Sache darunter leide; zugleich wiederholte er auf das Positivste den Befehl, die Sachsen aus dem Lande herauszujagen, „Sie sollen die Leute nur keck auf den Hals gehn", schließt er, „und ich stehe mit meinem Kopf dafür, Sie jagen sie nach Böhmen hinein, welches das Ende von unserer Expedition ist."

Die Vorwürfe des Königs kränkten den Ehrgeiz des ergrauten Feldherrn sehr tief und spornten ihn zu beschleunigtem Vordringen an: er brannte jetzt vor Begier, seinen altbegründeten Ruf am Abend seines Lebens aufzufrischen und suchte, wie es der König wünschte, den Feind auf, der, zum Schutz von Dresden, eine feste Position bei Kesselsdorf, auf der Straße zwischen Meißen und Dresden, genommen hatte. Aus dieser Stellung galt es, die Sachsen unter Rutowski und die Oesterreicher unter Grünne, zu verjagen, um dann frei auf Dresden zu marschiren und dort, wie man hoffte, den Frieden zu dictiren.

Am 15. Dezember rückte Leopold von Dessau in vier Colonnen von Meißen her gegen Kesselsdorf heran. Es war schon Nachmittag, als er des Feindes ansichtig wurde: sowie er dessen Stellung übersehen, war es ihm klar, daß von der Besitznahme des Dorfes Kesselsdorf der Sieg abhänge, und sogleich war er entschlossen, mit aller Kraft ans Werk zu gehen. Er war von der Größe der Entscheidung, nicht blos für die Sache, der er diente, sondern auch für seinen Feldherrnruhm tief durchdrungen: er mußte siegen oder sterben. Vor seinen Grenadierbataillons haltend soll er denn plötzlich inbrünstig betend die Worte ausgerufen haben: „Lieber Gott, stehe mir heute gnädig bei, oder willst du mir dies Mal nicht beistehen, so hilf wenigstens auch dem Schurken von Feind nicht, sondern bleibe neutral und sieh zu, wie's kommt!"

Ehe noch der linke Flügel die ihm bestimmte Stellung eingenommen, gab der Fürst Nachmittags 2 Uhr wegen der Kürze des sinkenden Wintertags den Befehl zum Angriffe. Mit dem Rufe: „Nun, in Jesu Namen, vorwärts!" führte er selbst seine Grenadiere zum

Sturm gegen Keſſelsdorf an. Mit geſchultertem Gewehr und entblößter Bruſt unter dem Spielen des Deſſauer Marſches rückten ſeine Bataillone an und erklommen ungeachtet des mörderiſchen Haubitzenfeuers die mit Eis und Schnee bedeckten ſchroffen Höhen vor dem Dorf; ihre Reihen werden fürchterlich gelichtet und ſie beginnen zu weichen, aber mitten in dem Feuer und Getümmel immer unter den Erſten, als ſuchte er den Tod, ruft ſie der alte Feldmarſchall mit begeiſterten Worten an, ſammelt ſie wieder, führt ſie nochmals gegen das Dorf und nimmt es endlich im Sturm. Doch von dem dichteſten Kugelregen werden die Meiſten dahingerafft, die Anderen gerathen in Unordnung und Flucht. Da meinen die Oeſterreicher den Sieg errungen zu haben und löſen ſich voreilig in der Verfolgung der Fliehenden und zur Plünderung der Gefallenen auf. Dieſen Moment hat der alte Deſſauer kommen ſehen: ſofort läßt er ein Reiterregiment einhauen, rückt mit dem Fußvolk, ſoviel er noch bei der Hand hat, in raſch geſchloſſenen Reihen nach, nimmt das Dorf, ſetzt ſich mit der Infanterie darin feſt, während die Reiterei ringsum den Feinden in die Flanken fällt und ſie zum Rückzug nöthigt. Unterdeß war der zurückgebliebene linke Flügel der Preußen unter des alten Deſſauers jüngſtem Sohn, Prinz Moritz von Anhalt, herbeigerückt. Derſelbe mußte, ehe er den Feind erreichte, den ſogenannten Zſchonengrund mit faſt unüberſteiglichen Felswänden und einen Bach überſchreiten. An dem Abhange angekommen hielt man weiteres Vordringen faſt für unmöglich; aber jedes Zaudern mußte verderblich werden. Prinz Moritz iſt der Erſte, der den Abgrund hinuntergleitet, ihm folgen muthig und unverdroſſen ſeine Leute, zwei der Musketiere tragen ihn durch den Bach. Jetzt gilt es, die mit Eis und Schnee bedeckten Felswände auf der andern Seite wieder hinaufzuklimmen; ſo gefährlich es iſt, ſo ſind doch in Kurzem mehrere Regimenter auf der Höhe und eilen ſofort unerſchrocken dem noch ſechshundert Schritt entfernten Feind entgegen. Jeder der Soldaten will der Erſte ſein, der den Feind erreicht, und ohne zu ſchießen, in vollem Laufe dringt Alles mit Siegesgeſchrei auf die Sachſen ein, die geradezu verblüfft von dem ungeſtümen Angriff in Verwirrung gerathen und die Vertheidigung aufgeben. Nach zwei Stunden des Kampfes ſind die Preußen auf allen Seiten Sieger, nur der Einbruch der Nacht verhindert die völlige Vernichtung des feindlichen Heeres. Die Preußen hatten viertauſendundachthundert Todte und Verwundete, die Sachſen nur dreitauſend, dagegen wurden ſechstauſend von Letzteren gefangen genommen.

Friedrich war auf dem Anmarſch nach Meißen, als er die Siegesnachricht zuerſt durch Flüchtlinge erhielt; er ſchrieb ſofort dem alten Deſſauer, und bezeigte ihm in den freundſchaftlichſten Worten ſeinen Dank für den erfochtenen herrlichen Sieg. Zwei Tage darauf traf er auf dem Schlachtfelde ein, ritt dem Feldmarſchall, umgeben von allen ſeinen Generalen, entgegen, und umarmte ihn dann, vom Pferde ſteigend, mit entblößtem Haupte. Er ſagte ihm, gleichſam um ihn die letzten Vorwürfe vergeſſen zu laſſen, mehr Schmeichelhaftes, als ſonſt ſeine Gewohnheit war, und ließ ſich von ihm auf dem Schlachtfeld umher führen. Der alte Kriegsmann war von inniger Befriedigung erfüllt: es war die letzte glorreiche Kriegsthat, der er ſich erfreuen ſollte. Er konnte am nahenden Ende ſeiner Tage das beglückende Bewußtſein in ſich bewahren, daß er durch einen letzten ſchönen Sieg den Ruhm des Heeres befeſtigt, zu deſſen Bildung er mehr, als irgend Jemand, beigetragen hatte.

Schon am folgenden Tage (18. Dezember) nahm Friedrich Dresden in Besitz; während der alte Fürst Leopold Sachsen als erobertes Land mit aller Strenge behandelt wissen wollte, ließ sich der König vielmehr angelegen sein, die Einwohner, die ihm vertrauensvoll entgegenkamen, noch mehr für sich zu gewinnen und durch seine leutselige, rücksichtsvolle Art gelang ihm dies in hohem Maße.

In kurzer Zeit hatte der König Großes vollbracht. „Ich sitze oft", schreibt von Dresden einer seiner Begleiter, „und denke nach, ob es auch wirklich und wahrhaftig wahr ist, was wir erlebt haben! Heute in der Lausitz einmarschirt, denselben Tag noch die sächsischen Truppen geschlagen, morgen Görlitz besetzt, übermorgen die Oesterreicher hinter Zittau getrieben, den Tag darauf sie aus dem Lande gejagt, Bautzen genommen, wieder den andern Tag die sächsische Armee nach Dresden getrieben, endlich nicht allein diese Armee, sondern auch die Oesterreicher, die bei ihr waren, geschlagen, Dresden zur Capitulation gezwungen, und das Alles zu einer Zeit, wo die hochmüthigen Feinde den König von Land und Leuten vertreiben, seine Armee auseinanderjagen, Stadt und Land durch Feuer und Schwert verwüsten wollten. Der Herr hat Großes an uns gethan, lasset uns dessen froh sein!"

Der Sieg von Kesselsdorf war dem König um so willkommener, als er ihm die Sicherheit des Friedensabschlusses brachte. Schon kurz vorher waren neue Verhandlungen angeknüpft worden, und er hatte die ersten Anträge erhalten, als er eben den Schlachtendonner von Kesselsdorf von Weitem hörte. Der erfochtene Sieg gab ihm Sachsen ganz in die Hand, aber er war dennoch entschlossen, keine schwereren Bedingungen als vorher zu stellen. Zu solcher Mäßigung stimmte ihn vor Allem die Erinnerung der Gefahren, in denen er geschwebt. Er sagte, es sei ein ewiges „Schach dem Könige" gewesen. Wäre das Glück ihm zuwider gewesen, — und es sei ein Wunder, daß es ihm so getreu geblieben, — so wäre er nun ein Fürst ohne Thron und sein Land der grausamsten Unterdrückung preisgegeben. Er hatte überdies immer noch Rußlands Einmischung zu fürchten, während er von den Franzosen nach den gemachten Erfahrungen keine wirksame Hülfe erwartete. Da er nun jetzt nicht blos England und Sachsen, sondern auch Maria Theresia, die in Italien stark bedrängt war, zum Frieden geneigt sah, so schlug er ohne Weiteres ein. Er verlangte nur, daß ihm der Besitz von Schlesien gesichert werde, und am 25. Dezember 1745 erfolgte denn der Abschluß des Friedens zu Dresden, in welchem Maria Theresia von Neuem die Abtretung Schlesiens in feierlichster Weise bestätigte, wogegen Friedrich als Kurfürst von Brandenburg ihren Gemahl als Kaiser in Deutschland anerkannte. Beide Theile versprachen Vergessen und Vergeben für alle Theilnehmer des Krieges.

Friedrich war dieses Resultates innig froh: er selbst sehnte sich nach Frieden und er wußte, daß sein Land desselben bedurfte. Er wollte den Rest seiner Jahre ruhig hinbringen und nur an dem Wohl seiner Unterthanen arbeiten. „Das ist wahre Größe", fügte er hinzu, „ich werde nie wieder zu den Waffen greifen, als zu meiner Vertheidigung." In seiner Hauptstadt wurde er dies Mal mit wahrer Begeisterung empfangen: mehr als je hatte man dort während des letzten Feldzugs in Angst und Besorgniß geschwebt, um so größer war die Freude über die Siegesnachrichten, und dann über den Abschluß des Friedens. Während

des zweiten schlesischen Krieges erst hatte man die Heldengröße des Fürsten durch die Schlacht bei Hohenfriedeberg und durch den glänzenden letzten Feldzug in ihrer wahren Bedeutung erkannt: schon nannte man ihn mit vaterländischem Hochgefühl den großen König und als solcher wurde er mit einmüthigem Jubel begrüßt, als er mit seinen Brüdern, dem Prinzen August und Heinrich, unter Vorritt von hundert blasenden Postillonen am 28. Dezember in Berlin einzog. Bald darauf wurde der Friede durch einen mit den preußischen und schlesischen Farben geschmückten Herold öffentlich verkündigt und unter großen Festlichkeiten schloß man symbolisch den Tempel des Janus, in der freudigen Zuversicht, daß der Friede dauernd sein werde.

Friedrich selbst war überzeugt, daß er für seinen Ruhm genug gethan und es entsprach seinem Sinn, als Maupertuis ihm schrieb, „daß er vollbracht, was der größte und glücklichste Feldherr nur immer vermöge; größer, als er sei, könne er nur werden im Frieden."

Der Aachener Friede; die Erwerbung von Ostfriesland.

Wie ernst es Friedrich um den Frieden zu thun war, das zeigt sein weiteres Verhalten während des noch fortdauernden österreichischen Erbfolgekrieges: alle Versuchungen, durch die ihn bald Frankreich, bald England zur ferneren Theilnahme an dem europäischen Kampfe zu verlocken strebten, blieben vergeblich, nachdem es ihm gelungen war, sein ererbtes Anrecht auf Schlesien durchzusetzen. So groß er unter den Kriegshelden aller Zeiten dasteht, so unwiderstehlich er den Degen zu führen wußte, wenn es ihm als eine Ehrenpflicht oder als eine politische Nothwendigkeit erschien, so war er doch weit entfernt von unruhiger Kriegs- und Eroberungslust. Er gehörte nicht zu jenen Kriegsmännern, die im Waffenlärm und im Schlachtengetümmel ihre Freude, ihr Lebenselement finden; vielmehr galt ihm der Krieg nur als trauriges Mittel zur Erreichung eines nothwendigen Zweckes. Ja, hätte er beim Tode des Kaisers Carl VI. nicht die Durchführung seiner Ansprüche auf Schlesien für ein Werk einer bloßen militärischen Besitzergreifung gehalten, hätte er voraussehen können, welchen Widerstand er zu überwinden, welche langwierige Kämpfe er zu bestehen haben würde, — wer weiß, ob er selbst den Krieg um Schlesien heraufbeschworen hätte. Nachdem er es freilich gethan, war es ihm eine Ehrensache, nicht mehr zurückzuweichen: im zweiten schlesischen, sowie später im siebenjährigen Kriege war er sich bewußt, nur zur Vertheidigung seiner gewonnenen Machtstellung zu kämpfen, weitere Eroberungspläne dagegen hätten ihm die Waffen nicht in die Hände gegeben. Er kämpfte, um sich und seinem Lande den Frieden und dessen Wohlthaten zu sichern; nachdem er dies aber erreicht hatte, blieb er dem Kriege fern, der noch mehrere Jahre hindurch den Westen Europas beunruhigte. Als dann die erschöpften Mächte im Jahre 1748 den Frieden zu Aachen schlossen, sah Preußen sich in demselben zum ersten Male als europäische Macht anerkannt und seine Rechte auf Schlesien nochmals feierlich gewährleistet.

Noch eine andere Landeserwerbung hatte während des zweiten schlesischen Krieges in friedlicherer Weise stattgefunden. Preußen hatte seit mehr als funfzig Jahren die Anwartschaft auf Ostfriesland im Falle der Erledigung der dortigen fürstlichen Herrschaft erhalten.

Da jedoch auch andere Fürsten Ansprüche auf das Land erhoben, so hatte der König von Preußen sein Recht von einzelnen unter den Ständen und besonders von der Stadt Emden durch einen förmlichen Vertrag im voraus anerkennen lassen. Als nun am 25. Mai 1744 der letzte Fürst starb, ließ Friedrich unverzüglich seine Truppen Besitz von dem Lande ergreifen, und mit überraschender Schnelligkeit überall an den Wachthäusern, Thoren, Amtslocalen u. s. w. den preußischen Adler anschlagen. Da er gleichzeitig der Stadt Emden einige längst erhobene, von den vorigen Fürsten aber abgewiesene Forderungen bewilligte und den Ständen ihre alten Rechte und Privilegien in vollster Ausdehnung bestätigen ließ, so ging die Besitznahme unter freudiger Zustimmung der neuen Unterthanen so leicht vor sich, daß die Mitbewerber erst keinen Widerstand versuchten. Die preußische Herrschaft war in dem kleinen Ländchen bald sehr beliebt, die Stände bewilligten ihrem neuen Fürsten statt zwölftausend Thaler, die sie bis dahin aus Landesmitteln aufgebracht, das Doppelte, und als Friedrich nach einigen Jahren persönlich in Ostfriesland erschien, wurde er überall in Städten und Dörfern mit den herzlichsten Freudenbezeigungen aufgenommen. Der König wußte die Bedeutung der neuen Erwerbung wohl zu schätzen: durch den Hafen von Emden erhielt sein Reich eine unmittelbare Verbindung mit den entferntesten Seehandelsstationen, mit China und Bengalen, es wurde daselbst eine asiatische Handelscompagnie errichtet, auf deren erste Unternehmungen man große Hoffnungen bauen durfte.

Friedrich's Regierungsthätigkeit bis zum siebenjährigen Kriege.

Friedrich's Streben als Landesfürst.

„Ich bin von der Leidenschaft des Ehrgeizes geheilt, und gedenke die Tage, die mir der Himmel schenken will, in Ruhe zu verleben und so viel Gutes zu thun, als in meinen Kräften steht", so schrieb der König kurze Zeit nach der Beendigung der schlesischen Kriege an seine Schwester von Baireuth. Seinem Volke Gutes zu thun, das war in der That fortan sein einziges Bestreben, darin allein erkannte er die Bedeutung seiner erhabenen Stellung. Was seinem Wirken und Schaffen als Landesfürst den Stempel wahrhaftiger Größe verleiht, das ist eben das tiefe Bewußtsein von der großen Bedeutung und Verantwortlichkeit seines Berufes: er ist immerdar und gänzlich erfüllt von der Größe seiner Pflichten und sucht seine höchste Befriedigung in ihrer segensreichen Ausübung, — es ist für ihn einer der erhabensten Gedanken, daß das öffentliche Glück von dem Thun der Fürsten abhänge und daß ihnen als Lohn treuer Pflichterfüllung die Liebe und die Segnungen der Völker zu Theil werden. Wohl empfindet er oft auch die schwere Bürde der Fürstenpflichten, um so mehr, als seine eigensten liebsten Neigungen von jeher dem geistigen Genuß im literarischen Treiben zugewandt sind, — wohl klagt er ferner darüber, daß das redlichste Wollen der Fürsten theils an der mangelhaften Ausführung durch ihre Werkzeuge scheitere, theils verkannt und verlästert werde, und in solchen Augenblicken königlichen Mißmuths steigt wohl selbst ein Gedanke der Thronentsagung in ihm auf, aber schnell siegt das Gefühl seines Berufs: „ich habe ein Volk, das ich liebe", ruft er aus, „ich muß die Last tragen, die auf mir liegt, ich muß an meiner Stelle bleiben."

Friedrich hatte einen hohen Begriff auch von der Würde, zu der er geboren war, das Gefühl seiner ererbten fürstlichen Bestimmung war in ihm nicht minder lebhaft und kräftig, als in irgend einem Fürsten jener Zeit; aber darin ragte er vor den meisten Seinesgleichen hervor, daß er die Würde dieser angeborenen Stellung vor Allem eben in ihren gewalti-

gen Pflichten, in der erhabenen Aufgabe des Fürsten suchte. Es ist ihm ein „edles Amt" und wer es versäume, sei nicht nur unnütz auf dem Thron, sondern mache sich eines Verbrechens schuldig; nur dazu sei der Fürst zu seiner hohen Stellung erhoben und mit Glanz umgeben, um als erster Diener des Staates nachdrücklich zum Wohl des Staates zu arbeiten und wenigstens alle wichtigen Dinge selbst mit Ernst und Eifer zu betreiben. So ermahnte er den jungen Prinzen von Würtemberg, den er sehr lieb hatte, und dem er bei seiner Volljährigkeits-Erklärung die trefflichsten Rathschläge für die Landesregierung gab, — er solle daran gedenken, daß wenn elende Sterbliche dem höchsten Wesen gefallen können, so sei es durch die Wohlthaten, die sie über Menschen verbreiten. „Glauben Sie nicht", fügt er hinzu, „daß das würtemberger Land Ihretwegen geschaffen ist, sondern daß die Vorsehung Sie hat geboren werden lassen, um das Volk glücklich zu machen." Solche Betrachtungen, die, wie im Anti-Macchiavell, so in seinen Briefen und Schriften aller späteren Perioden wiederkehren, sind bei ihm wirklich der Ausdruck eines immer lebendigen Bewußtseins. Es ist schon oben erwähnt worden, daß Friedrich, so wenig er es zu einem tieferen religiösen Glauben, zu einem freudigen Aufschwung religiöser Gefühle zu bringen vermochte, dagegen, je mehr er heranreifte, es desto ernster und strenger mit der Pflichterfüllung zu nehmen bestrebt war. In den ersten Zeiten seiner fürstlichen Laufbahn war in dieser Strenge gegen sich selbst geradezu eine Art Begeisterung, eine gewisse innere Freude der Hingebung zu erkennen; später wurde es mehr und mehr eine streng pedantische Gewöhnung und selbstverleugnende Ausübung des auferlegten Berufs. In jenen früheren Zeiten, bei denen wir hier noch stehen, ist ihm die Arbeit das eigentliche rechte Leben, der Genuß der Erholung aber vorzüglich ein Mittel zur Stärkung für neue Arbeit: er geizt mit der Zeit, weil er sie zur Erfüllung seiner Pflichten für sein Volk, für seinen Staat braucht. Er ist rastlos thätig, in ruhiger, klarer, gesunder Weise, ohne ängstliche gereizte Hast, — und wenn dann die Geschäfte pflichtmäßig besorgt sind, giebt er sich mit gleicher Ruhe den liebgewordenen Erholungen hin: im Frieden, wie im Kriege versäumt er Nichts und thut alles Wichtige selber, aber unter den vielfachen Friedenssorgen, wie selbst unter den gefahrdrohenden Wechselfällen des Krieges weiß er die Zeit der Ruhe zu finden, wo er unbefangenen Geistes seinen literarischen Neigungen nachgeht, Poesie treibt, auf der Flöte phantasirt, mit seinen Freunden scherzt, lacht und spottet.

Friedrich's strenger Begriff von seinem Herrscherberuf sowohl, wie seine eigenthümliche, seit den Tagen von Küstrin etwas zurückhaltend kalte Natur brachten es mit sich, daß er in jeder Beziehung selbst regieren wollte und jede unberufene Einmischung oder Ueberhebung selbst bei seinen nächsten Verwandten und Vertrauten schroff zurückwies. Seine Geschwister, besonders die Markgräfin von Baireuth, die sich nach der früheren Jugendvertraulichkeit zu der Hoffnung auf einigen Einfluß unter der Regierung ihres Bruders berechtigt glaubte, fand sich bitter getäuscht, als er ihr nun so kalt und verschlossen begegnete; nicht minder seine Freunde, die sich darein finden mußten, außer dem geselligen Verkehr Nichts zu gelten und zu vermögen.

Je selbständiger der König zu regieren entschlossen war, desto mehr kam denn auf seine eigenthümliche Begabung an. Wir wissen bereits, daß ihm eine seltene Fülle geistiger

Frische, Regsamkeit und mannichfacher Bildung inne wohnte, auch ist in der Schilderung seiner schlesischen Unternehmung seine rasche, entschlossene Willenskraft, seine Besonnenheit in der Unterhandlung und seine Energie in den kriegerischen Thaten überall hervorgetreten. Nicht minder trefflich war er für das eigentliche Herrscherregiment ausgestattet: ein natürlicher Scharfblick, vor dem jede Täuschung zerrinnen mußte, vor dem die Personen nach ihrem wirklichen Werth, die Sachen in ihrer wahren Bedeutung erschienen, ein richtiges Gefühl von dem, was in jeder Lage thunlich und erreichbar war, daher ein kluges Maßhalten in Allem, was er erstrebte, fern von allem idealistischen Haschen nach Phantomen, dagegen eine feste und zähe Entschlossenheit in Bezug auf das Ausführbare, die Kunst, mit den Menschen umzugehen, und Jeden dazu zu gebrauchen, wozu er taugte, dabei die rücksichtsvolle Vorsicht, sich Keinem ganz hinzugeben, — das waren einige seiner hervorragenden Regenteneigenschaften, sie alle immerdar getragen von dem hohen Bewußtsein seiner königlichen Stellung.

Er hatte für die Menschen und ihre eigenthümliche Begabung eine vorzüglich feine Beobachtung und wußte sich für jeden Zweig der Verwaltung nach den besonderen Erfordernissen die rechten Diener zu wählen. Die Minister selbst waren nur die Werkzeuge zur entsprechenden Ausführung seiner Gedanken und Entwürfe: sie verhandelten mit ihm meist nur schriftlich, mußten ihm über alle wichtigen und zweifelhaften Punkte täglich ihre Berichte einschicken und bekamen dieselben mit den nöthigen ausführlichen oder kürzeren Anweisungen aus seinem Cabinet zurück. Friedrich hielt es nicht für gut, den seit alter Zeit bestehenden geheimen Rath (die vornehmsten Staats- und Hofbeamten) zu versammeln; denn aus großen Reichsversammlungen, meinte er, gehe selten eine weise Beschlußnahme hervor, durch Parteiungen und Rechthaberei werde da eine Sache eher verdunkelt. Der Fürst brauche sich nur die Mühe zu geben, zu lesen und zu denken, dann werde er bei klarem Sinn die Hauptpunkte, auf die es ankomme, schon herausfinden. Die allseitige Selbstregierung und eigene Entscheidung wäre freilich dem König nimmer möglich gewesen, wenn er nicht durch die Anleitung seines Vaters und später nach eigener ernster Neigung mit allen Zweigen der Verwaltung bis in die Details des Rechnungswesens hinein bekannt geworden wäre. Vorzüglich aber wurde er durch den Ernst des guten Willens, den er zu Allem hinzubrachte, richtig geleitet: nicht immer bildete er sich sofort eine Meinung, sondern er trug die Sachen mit sich herum und oft während er Stunden lang auf der Flöte phantasirte, war sein Geist bei der Ueberlegung der schwierigsten Regierungsfragen, die so einer Entscheidung entgegenreiften. Im ersten Augenblicke schien er oft unsicher und zaghaft, — so daß ein Gesandter noch im Jahre 1751 sogar schreiben konnte: „er ist der schüchternste, unentschlossenste Mensch, und hat nicht den Muth einer Meinung", — aber wenn ein Entschluß erst in der Tiefe der Ueberlegung gereift war, so stand er dann um so fester.

Einen einzigen Mann gab es, der gewöhnlich um alle Dinge wußte, die den König in Bezug auf die Regierung beschäftigten: es war sein geheimer Cabinetsrath Eichel, der alle Morgen mit dem König arbeitete und ihn auf Reisen, sowie bei den Kriegszügen begleitete. Der Cabinetsrath, zu welcher Stellung Friedrich Cameralbeamte unteren Ranges, aber geschäftskundige, biedere, treue und arbeitsame Leute wählte, war der intime Secretär des

Königs, dessen mündliche Bestimmungen und Anweisungen er niederschrieb und ausfertigte. Er correspondirte auf Befehl des Königs mit allen Ministern und war am besten im Stande, denselben über Friedrich's Willensmeinung auch wohl noch Auskunft zu geben. Doch wünschte Friedrich nicht, daß dieser Mann seines intimsten Vertrauens mit den hohen Staatsbeamten besonderen Verkehr pflegte, am wenigsten mit den Gesandten der fremden Mächte, die wohl am öftersten solchen Umgang gewünscht haben mögen. Einer dieser Gesandten giebt höchst geheimnißvolle Andeutungen über jenen unzugänglichen Mann, der Alles wisse und Alles über innere und äußere Angelegenheiten erfahre, den aber kein Sterblicher zu sehn bekomme. Friedrich betrachtete überhaupt das Geheimniß als die Seele der Geschäfte, vorzüglich in auswärtigen Angelegenheiten. Er selbst verbarg seine Pläne auch seiner nächsten Umgebung, ja er führte diese sogar oft absichtlich darüber irre, um vor Indiscretionen gesichert zu sein. „Ich verschließe mein Geheimniß in mich selbst und bediene mich nur eines Secretärs, von dessen Zuverlässigkeit ich versichert bin; wenn ich mich nicht sebst bestechen lasse, so ist es unmöglich, daß meine Absichten verrathen werden." Nicht minder war er auf der Hut, sich den Mittheilungen, Gesprächen, Anregungen oder gar den geheimen Intriguen seiner Umgebung unvorsichtig hinzugeben, und im Allgemeinen durfte es Niemand versuchen, sich unaufgefordert mit vertraulichen Mittheilungen über öffentliche Angelegenheiten aufzudrängen.

In der ganzen inneren Verwaltung verfolgte Friedrich, wie schon angedeutet, die von seinem Vorgänger betretene Bahn: es gereicht Beiden zum Ruhm, daß der Sohn, je tiefer er in die Sorgen der Regierung eindrang, um so mehr das Andenken des Vaters zu ehren wußte. Nie sprach er anders als mit großer Achtung von ihm, obwohl er die Züge von Härte, unter denen er gelitten, gleichfalls erwähnte. „Ein schrecklicher Mann", äußerte er einmal, „vor dem man habe zittern müssen, aber durch und durch brav; — wer es nicht wisse, könne sich keine Vorstellung davon machen, welchen Geist der Ordnung er in die verschiedenen Theile der Regierung gebracht, wie er bis ins Einzelnste hinein nach möglichster Vollkommenheit gestrebt habe. Der unermüdlichen Arbeitsamkeit, bewundernswürdigen Oeconomie und strengen Soldatenzucht des Vaters verdanke er Alles was er sei."

Indem Friedrich nun die strenge Staatsordnung des vorigen Königs fortzusetzen bemüht war, suchte er dieselbe jedoch von der früheren Rauhheit und Gewaltsamkeit zu befreien, mit seinen eigenen auf Geistescultur gerichteten Bestrebungen in Harmonie zu setzen.

Die von Friedrich Wilhelm ertheilte Instruction für das General-Directorium unterwarf der Sohn einer Durchsicht: die wesentlichsten Grundsätze aber behielt er durchweg bei, die Strenge in der Anwendung wurde hier und da noch geschärft. Die vorwiegende Rücksicht war in allen Bestimmungen das Wohl des Landes. Wachsamkeit, Arbeitsamkeit und unbestechliche Ehrlichkeit sind ihm die vornehmsten Eigenschaften, die ein Beamter besitzen müsse. Das Directorium solle im Sommer um acht, im Winter um neun Uhr zusammenkommen und nicht eher auseinandergehen, bis die Geschäfte abgethan; das könne so lange nicht dauern, wenn nur ordentlich gearbeitet werde. Langes Berathen tauge nicht; könne man sich nicht vergleichen, so solle man nur an ihn selbst, als den obersten Präsidenten, berichten, ihm das Für und Wider gründlich darlegen und ihm die Entscheidung überlassen. Das Amtsgeheimniß wird auf das Strengste und immer wieder eingeschärft. Um der

Willkür in der Ausschreibung von Steuern vorzubeugen, verbietet er bei Lebensstrafe einen Heller zu fordern, der nicht von ihm gutgeheißen sei. Alle Kassen im Lande sollten streng revidirt werden: „der alte Sauerteig müsse ausgefegt werden, ob Jemand die Stände oder die Bauern betrüge, sei gleich, das Interesse des Landes sei das des Königs: mit aller Schärfe müsse man auf jährlichen Abschluß und richtige Rechnung halten." Im Directorium selbst wollte er vor Allem gescheidte, einsichtsvolle Leute, in der Kassenverwaltung aber sollte die Ehrlichkeit die erste aller Bedingungen sein. In der ganzen Verwaltung forderte er von oben nach unten den strengsten Gehorsam. Endlich sollten es sich die Collegien angelegen sein lassen, junge Leute von guten Gaben zum Verwaltungsdienst heranzubilden.

Mehr als die geschriebene Instruction aber wirkte zur Durchführung der Verwaltung nach des Königs Sinn seine eigene unabläßige Oberaufsicht, scharfe Beobachtung und wo es irgend Noth that, sein kräftiges Eingreifen. Nach allen Richtungen hin behielt er selbst die Zügel in Händen, leitete und regte an, ertheilte Zurechtweisungen an Hohe und Niedere mit Androhung von Strafen, und schärfte durch seine eigene Wachsamkeit die Controle aller Beamten über ihre Untergebenen, für die er sie mit verantwortlich machte. Da war Keiner zu hoch und zu angesehen, der sich seinen Weisungen nicht streng hätte fügen müssen: er kannte, so wenig wie sein Vater, eine Beschränkung seiner Gewalt. Wenn er sie nicht, wie dieser, in tief religiöser Auffassung als einen Ausfluß göttlicher Anordnung betrachtete, so war er doch von der Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit der monarchischen Gewalt gleichfalls tief überzeugt und zugleich durch das Bewußtsein stark, nur das Rechte und Heilsame für das ihm von der Vorsehung anvertraute Volk zu erstreben. Von despotischer Willkür und Laune wußte er sich frei: um so unbefangener und rückhaltsloser übte er aber eine völlig unbeschränkte Fürstengewalt.

Die Finanzen; Gewerbe und Landbau.

Bekanntlich war die Fürsorge des vorigen Königs in ausnehmender Weise auf eine gute und genaue Finanzverwaltung gerichtet gewesen: Friedrich erkannte gleich am Anfang seiner Regierung zu wohl, welche Vortheile ihm diese Bemühungen in die Hände gegeben, als daß er nicht seinerseits auch hierin den Fußstapfen seines Vaters hätte folgen sollen. Es ist bereits erwähnt, wie sehr sich diejenigen getäuscht hatten, die von ihm eine luxuriöse Hofhaltung erwarteten: kein Wunder, daß nun (wie seine Schwester berichtet) Viele unwillig klagten, er sei noch geiziger, als sein Vater. In Wahrheit freilich war ihm Geiz fremd, wohl aber wußte er die größte Sparsamkeit zu schätzen und zu üben. Die strengste Ordnung im Staatshaushalt zu sichern, war auch für ihn eine der höchsten Regierungssorgen, und jedes Mal im Sommer, wenn das Verwaltungsjahr zu Ende ging, mußten alle Minister zusammen nach Charlottenburg oder Sanssouci kommen, um über Alles genau Rechenschaft und Auskunft zu geben, die Festsetzung der Einnahmen und Ausgaben erneuern zu lassen und des Königs Willensmeinung über alle Theile der Finanzwirthschaft zu ver-

nehmen. Er unterhielt sich bei dieser sogenannten „Minister-Revue" meist sehr eingehend über alle Einzelnheiten.

Nach der Herstellung des Friedens war es seine erste Sorge, die Finanzen wieder in Ordnung zu bringen. Schon im Jahre 1752 betrug die Gesammtsumme der Einnahmen wieder zwölf Millionen Thaler und es war möglich, jährlich neue bedeutende Ueberschüsse zu machen; der im zweiten schlesischen Kriege völlig erschöpfte Schatz belief sich bald auf sieben Millionen und jährlich sollten zwei Millionen hinzukommen. Friedrich freute sich in dem Gedanken, bald wieder einen so gefüllten Schatz zu besitzen, daß er nöthigen Falls vier bis fünf Campagnen ohne jede Kriegssteuer würde machen können. Diese Ersparnisse waren nur durch die größte Umsicht und Sorgfalt bei Erhebung der Steuern, durch die schärfste Controle über die eingegangenen Gelder und durch die gewissenhafteste Sparsamkeit im Einzelnen möglich. Man wird von Bewunderung erfüllt, wenn man in des Königs Befehlen an die Verwaltungschefs und an die Regimentscommandeurs sieht, wie genau er bis ins Einzelnste hinein Alles streng im Auge behielt, um ungeachtet aller Fürsorge für das Nothwendige doch in keiner Beziehung irgend eine unnütze Ausgabe zu machen.

Einer der Hauptgrundsätze, den sein Vater behufs der Hebung des Wohlstandes und der öffentlichen Einkünfte befolgt hatte, war die Vermehrung der Bevölkerung, theils zur Erweiterung des Anbaues, theils zur Förderung der Gewerbe. Auf diesem Wege schritt auch Friedrich fort: er lud fremde Manufacturisten, Handwerker und geschickte Arbeiter aller Art mit ihren Familien unter großen Vortheilen zur Ansiedelung in seinem Lande ein, indem er ihnen Bauplätze mit Hof und Garten, mit Befreiung von bürgerlichen Lasten, sowie Vorschüsse zu mäßigen Zinsen, unentgeltliches Bürger- und Meisterrecht gewährte.

Gleich nach seinem Regierungsantritt hatte der König eine besondere Abtheilung im General-Directorium gegründet, welche für die Verbesserung der vorhandenen Fabriken, besonders von Tuch und Leinwand, und für die Einführung neuer Gewerbzweige sorgen sollte. Das Geld, das bis dahin für fremde Fabrikate ins Ausland ging, sollte dem Lande erhalten werden, ja durch die eigene Fabrikation und den Absatz guter Waaren aller Art sollte fremdes Geld herbeigezogen werden. Um die eigene Industrie rascher zu fördern, wurden eben die fremden Handwerker und Fabrikanten benutzt, die nicht blos durch ihre eigene Arbeit, sondern vornehmlich durch ihr Beispiel und durch die Belehrung und Anspornung ihrer neuen Landesgenossen dem Aufschwung des Landes dienen sollten. Während er für solche Bestrebungen auch vielfach Geldunterstützungen aus der Staatscasse gewährte, legte er dagegen, um das Aufblühen der heimischen Fabriken zu schützen, hohe Steuern auf die fremden Fabrikate und verbot sie theilweise ganz und gar, nach dem damals von Frankreich her verbreiteten Manufactursystem. Am entschiedensten trat dies in Bezug auf die Wollenmanufactur hervor. Um den Tuchmachern die Wolle billig zu liefern und dadurch dem Volk wohlfeileres Tuch zu verschaffen, wurden die alten Verbote gegen jede Ausfuhr von Wolle auf's Ernsteste wieder eingeschärft, zuletzt bei Androhung von Lebensstrafe. — Der König erreichte hierdurch seinen nächsten Zweck allerdings, ja es wurde nunmehr das Tuch so billig gearbeitet, daß denn auch das Ausland für mehrere Millionen jährlich in

Preußen kaufte, aber die Schäfereien, die bis dahin viel Wolle in die Fremde verkauft hatten, geriethen darüber in Verfall, und es half wenig, daß Friedrich andererseits zur Veredelung derselben die ersten spanischen Böcke kommen ließ. In jeder Beziehung übte die Regierung nicht blos die größte Fürsorge, sondern auch die unumschränkteste, tief eingreifende Controlle über alle Zweige des Nationalfleißes, — sie bestimmte, welche Art Handwerke und Fabriken hier oder dort getrieben, wie viel Arbeiter an jedem Ort geduldet werden dürften. Um in Neustadt-Eberswalde eine Eisen- und Stahlfabrik anzulegen, ließ der König aus Suhl, wo diese Industrie schon damals blühete, hundert Familien von Messer- und Scheerenschmieden kommen. Damit die Leinenfabrikation in Flor käme, befahl er, daß alle Regimenter, und später, daß alle Einwohner überhaupt nur inländische Leinwand brauchen sollten. Die Einwohner in den Dörfern sollten zum fleißigen Spinnen angehalten werden, statt die langen Winterabende mit Faulenzen zuzubringen: er legte in der Mark ganze Wollspinndörfer an. Mit besonderer Vorliebe war er nach dem Beispiel seines Vaters auf die Einführung der Seidenfabrikation bedacht: die Anpflanzung von Maulbeerbäumen wurde überall anempfohlen und durch vielfache Belohnungen befördert, wer tausend Bäume pflanzte, erhielt zehn Jahre hindurch jährlich funfzig Thaler. Zur Verbesserung der Zucht der Seidenwürmer wurden Familien aus Italien und Frankreich, zur Förderung der Seidenfabrikation Arbeiter aus Lyon berufen. Trotz aller dieser Fürsorge wollte jedoch diese Industrie damals keinen rechten Aufschwung nehmen, wogegen eine Fabrik von baumwollenen Sammetwaaren oder sogenanntem Manchester besser gedieh. Auch die Klöppelei von Brabanter Kanten, welche er seit 1743 von den Mädchen in dem großen Potsdamer Waisenhause treiben ließ, hatte guten Erfolg. Ein Genfer Fabrikant legte auf des Königs Anlaß die erste Kattundruckerei in Berlin an, bald darauf wurde auch eine Baumwollenspinnerei und Weberei und im Jahre 1774 die erste Spinnmaschine eingeführt. Die erste Porzellanfabrik in Berlin verdankte ihm gleichfalls ihren Ursprung: sie zeichnete sich bald durch die Vortrefflichkeit ihrer Waare aus, so daß Voltaire schon 1772 an d'Alembert schreiben konnte: „der König von Preußen hat mir ein Service von Berliner Porzellan geschickt, welches das sächsische und das von Sèvres weit übertrifft." Bald beschäftigte die Berliner Manufactur an fünfhundert Arbeiter und brachte der Staatskasse einen Gewinn von mehr als einer Million Thaler.

Sehr ärgerlich war es dem König, daß für Zucker, Kaffee, Wein und dergleichen so viel Geld außer Landes ging; da diese Waare nicht zu entbehren war, so wollte er in Bezug auf den Zucker wenigstens die Kosten der Raffinerie im Lande behalten. Bis dahin wurde der nach Europa gebrachte rohe Zucker meist in Hamburg raffinirt; jetzt gab Friedrich dem Splittgerber'schen (später Schickler'schen) Handlungshaus in Berlin die Erlaubniß zur Anlegung einer Zuckersiederei, der bald andere nachfolgten.

Dem Berg- und Hüttenwesen widmete der König gleichfalls die größte Beachtung; er berief, da die preußischen Beamten darin nicht besonders erfahren waren, einen ausgezeichneten sächsischen Minister dazu nach Preußen, und dieser erhielt zunächst den Auftrag, das ganze Land zu bereisen, um die Gegenden, wo auf die Ausbeutung von unterirdischen Schätzen zu rechnen sei, kennen zu lernen. Vorzüglich erhielt der Steinkohlenbergbau und

das Hüttenwesen in Schlesien schon damals die heilsamste Anregung und Aufmunterung, um welche sich zumal ein Graf von Reden große Verdienste erwarb.

Wie sehr Friedrich's eigene Thätigkeit in allen diesen Dingen ins Einzelne ging, davon zeugen hunderte von Briefen und Cabinetsordres, die wir von ihm haben. Nichts schien ihm für seine Theilnahme zu geringfügig, wenn es galt, irgend einen neuen Gewerbszweig zu gründen: er verfügte eigenhändig, daß die kleinen bunten Nürnberger Spiegel im Lande verfertigt und durch die Frankfurter Messe nach Polen verkauft werden sollten; ebenso befahl er, daß die kleinen Heiligenbilder, die unter Katholiken viel Absatz finden, wohlfeil fabricirt werden sollten und fügte hinzu, welche Heilige die Leute am liebsten hätten, die müßten am meisten gemacht werden. Einst fand er auf dem Fremdenzettel einen Oblatenhändler aus Leipzig, sofort erging eine Ordre, warum die Oblaten nicht im Lande gemacht würden. Es existirt eine Aufzeichnung von des Königs Hand über die auf einer Reise durch Schlesien gemachten Beobachtungen. In Schweidnitz und Neiße fehle es noch an Ziegeldächern, man müsse daran denken, sie zu schaffen; in Schmiedeberg fühle man sich von der Kaufmannschaft gedrückt, die Sache verdiene Ueberlegung. Er merkt sich an, wo es in den Gärten an Gemüse oder an Obstbäumen fehlt. Striegau bedürfe einer Manufactur, er wisse nichts Anderes, als etwa Vitriol da bereiten zu lassen. Aber in Oberschlesien besonders gebreche es an Industrie. In Gleiwitz lasse sich eine Fabrik von Halbbaumwolle und Halbleinen anlegen; in Tarnowitz würden Kunstschreiner beschäftigt werden können, und so fort. „Wie ein Hausvater, der seinen Besitz im Frühjahr durchschreitet, um sich die Arbeiten des Sommers zu überlegen, bemerkt er an jeder Stelle, woran es gebricht und was sich thun lasse."

Um den Vertrieb aller Waaren zu erleichtern, wurden mancherlei Canalbauten unternommen; insbesondere legte der König den Plauen'schen, den Finow- und den Bromberger Canal an und brachte hierdurch alle Flüsse zwischen der Elbe und der Weichsel in leichte Verbindung. Dem Handel in Stettin, der durch die Eroberung Schlesiens schon sehr gewann, gab er dadurch einen noch größeren Aufschwung, daß er jenseits des Stettiner Haff's, am Ausfluß des Oderarms Swine, einen Seehafen Swinemünde anlegen ließ.

Auch durch andere Einrichtungen wurde der Handel, durch welchen die Gewerbthätigkeit erst das rechte Leben erhält, in hohem Grade befördert. Die Kaufleute hatten bis dahin meist nur von Wucherern für hohe Zinsen Geld geliehen erhalten; um es ihnen nun zu erleichtern, sich in augenblicklichen Verlegenheiten Hülfe zu schaffen, wurde jetzt die erste Bank errichtet, welche zu billigen Zinsen Geld vorschießen sollte. Bald dehnte sie ihre Thätigkeit durch Provinzialbanken auf alle Theile des Landes aus. Um ferner den Handel über See zu beleben, wurde die Seehandlungsgesellschaft begründet, welche unter preußischer Flagge alle Häfen Spaniens und andere Seeplätze beschiffen ließ. Zur festeren Begründung erhielt sie das Monopol des Salzhandels; den Gewinn aber mußte sie zu Unternehmungen verwenden, welche theils dem Aufschwung des preußischen Handels und Fabrikwesens, theils der billigen Beschaffung der Lebensmittel für das Volk förderlich sein konnten.

So wurde von dem thätigen König jede Art von Handels- und Gewerbthätigkeit unterstützt, überall wurden neue Quellen für die nationale Betriebsamkeit eröffnet und dadurch der allgemeine Wohlstand in hohem Grade befördert.

Als die wichtigste Grundlage des allgemeinen Wohls betrachtete derselbe jedoch den Landbau, auf dessen Hebung und Ausbreitung er unablässig bedacht war. In Pommern und in der Kurmark, wo die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges noch immer nicht vernarbt waren, sah er vorzüglich auf die Vermehrung der ländlichen Bevölkerung durch tüchtige Ackerbauer, wozu er Colonisten aus Zweibrücken und den Rheinlanden, die dort um des protestantischen Glaubens willen bedrückt waren, herbeizog. In den dichsten Waldungen Pommerns sah man nun bald neue Dörfer entstehen: der einheimische Bauer erstaunte zuerst über die munteren neuen Landesgenossen, denen aber ihre Feldarbeit vortrefflich gelang. In Pommern allein stieg die Bevölkerung in wenig Jahren um funfzigtausend Seelen: in den zehn Friedensjahren bis 1756 gründete der König überhaupt zweihundertundachtzig neue Dörfer. Während seiner ganzen Regierung kamen wohl an zweihundertundfunfzigtausend Ansiedler aus allen Theilen Deutschlands und aus den blühendsten Nachbarstaaten nach Preußen, wo ihnen besonders solche Striche Landes, die bis dahin wüste und unfruchtbar gelegen hatten, unter großen Begünstigungen zur Urbarmachung angewiesen wurden. Der König hatte seine größte Freude daran, wenn es ihm gelang, morastige öde Gegenden in blühende Felder oder Wiesen umzuwandeln, wie er dies in den Oder-, Warthe- und Netze-Brüchen, sowie in Westpreußen mit großem Erfolge bewirkte. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte die Urbarmachung zunächst des Warthebruchs, in welchem bis dahin nur Wölfe, Eber u. s. w. hauf'ten, beschlossen. „Besser Menschen, als Schweine!", antwortete er auf die Bedenken seiner dortigen Forstbeamten, doch legte er den Entwurf einstweilen zurück mit den Worten: „Für meinen Sohn Friedrich." Dieser führte ihn denn mit der größten Energie durch, nicht minder die heilsamen Arbeiten zur Urbarmachung des Oderbruchs. Als er einst die fruchtbaren Fluren überblickte, welche im Oderbruche gleichsam auf sein Geheiß entstanden waren, rief er voll Freuden aus: „Hier ist ein Fürstenthum erworben, auf dem ich keine Soldaten zu halten brauche." In späteren Jahren ließ er noch zur Verbesserung oder Gewinnung von Aeckern und Wiesen durch Canäle, Deiche und andere Mittel einen allgemeinen Meliorationsplan für das ganze Land entwerfen und bewilligte zur leichteren Ausführung desselben den einzelnen Provinzen reiche Unterstützungen. Es ist dem König oft vorgeworfen worden, daß er sich nach dem Beispiel seines Vaters mit seinen Befehlen gar zu sehr ins Einzelne der Landwirthschaft, wie der Gewerbthätigkeit gemischt und mit den Zwangsvorschriften doch in vieler Beziehung Nichts ausgerichtet habe; aber wenn man auch zugeben muß, daß es kaum einen Regenten gegeben hat, welcher so unumschränkt in die Thätigkeit der Unterthanen leitend und bevormundend eingegriffen hat, so sind doch die hieraus entsprungenen Uebelstände verhältnißmäßig gering im Vergleich mit dem reichen Gewinn, den seine allseitige Anregung auch für die Landwirthschaft gebracht hat. Man muß bedenken, daß es galt, in der preußischen Bevölkerung die meisten Keime einer frischen Entwickelung erst zu beleben, um das Land die Stufen, welche andere europäische Staaten in ihrer materiellen Entwickelung bereits erstiegen hatten, in rascher Nachfolge

erreichen zu lassen: dazu bedurfte es des gewaltigen, fast rücksichtslosen Antriebes, wie ihn nur ein Friedrich Wilhelm I. und ein Friedrich ertheilen konnten. Mag ihr ökonomisches System heute immerhin als ein vielfach mangelhaftes erscheinen: jedenfalls verdankte Preußen der Energie, mit der sie es ausübten, einen großen Theil seines Aufschwungs.

Wie viel Schwierigkeiten Friedrich übrigens bei der Durchführung vieler seiner Absichten zu überwinden hatte, davon giebt der Verlauf seiner Bemühungen für den Kartoffelbau einen merkwürdigen Beweis. Die von Franz Drake aus Virginien nach England gebrachte Feldfrucht, die im Jahr 1580 auf der Tafel der Königin Elisabeth als eine Rarität zuerst erschien, fand über Holland erst viel später und sehr langsam Eingang in Deutschland. Als Volksnahrung wurde die neue Frucht noch nirgends gebraucht. Friedrich's Vater führte sie zuerst für den Unterhalt der Armen in der Charité ein, doch dies Beispiel half wenig: ebenso wenig die von Friedrich selbst im Jahr 1744 angeordnete Vertheilung von Saatkartoffeln in Pommern, wobei er alle Gartenbesitzer versammeln und über den Gebrauch der Frucht belehren ließ. Die Bauern wollten dieselbe nicht annehmen und den Zwang zum Anbau sich nicht gefallen lassen; es kam darüber bis zu Unruhen und die Geistlichen mußten endlich von den Kanzeln herab für die Kartoffeln predigen. Nicht besser ging es in anderen Provinzen; überall ließ der König durch die Landräthe auf den Kartoffelbau dringen, aber überall waren Zwangsmaßregeln nöthig, um seine Vorschriften durchzusetzen, bis endlich eine Hungersnoth in den Jahren 1770 und 1771 den Bemühungen der Regierung Nachdruck gab.

Die allgemeine Fürsorge, welche der König dem Landbau widmete, äußerte sich in doppelt lebhafter Weise in Bezug auf die Güter seines Adels, an dessen Erhaltung und Hebung ihm, wie alsbald näher mitzutheilen, besonders viel gelegen war. Da ein großer Theil der Rittergutsbesitzer, sei es von früher her, sei es in Folge der Kriegsereignisse, in großen Geldverlegenheiten war, so gründete Friedrich zunächst in Schlesien auf den Antrag des schlesischen Justizministers von Carmer die sogenannte Landschaft. Sämmtliche Rittergutsbesitzer traten zusammen, um sich gegenseitig in Verlegenheiten zu unterstützen, und sich auf ihre Güter bis zur Hälfte des Werthes derselben Geld zu leihen. Friedrich gab zur ersten Begründung dieser Einrichtung ein beträchtliches Capital her; eine große Anzahl von adeligen Familien wurden dadurch vom Untergang gerettet, und wie in Schlesien, so hat sich auch in anderen Provinzen die Einrichtung der Landschaften seitdem trefflich bewährt. Die Provinz Schlesien hatte dem König überhaupt für die Hebung ihrer ländlichen Verhältnisse besonders viel zu danken und gelangte unter seiner Herrschaft trotz des noch einmal ausbrechenden langwierigen Krieges zu einer sehr erfreulichen Blüthe.

Friedrich's Ansichten und Verfahren in Bezug auf die einzelnen Stände.

Wenn Friedrich für die „Conservation der Rittergüter" jederzeit die höchste Fürsorge zeigte, so steht dies im engsten Zusammenhange mit seinen Ansichten vom Adel und den Ständen überhaupt und von dem Verhältniß derselben zum Staatsleben. So sehr wir ihn in seinen poetischen und philosophischen Betrachtungen voll Begeisterung für die Anerkennung

der allgemeinen Menschenwürde finden, die er nur nach dem inneren Werth des Einzelnen geschätzt wissen will, so hindert ihn doch diese allgemeine Anschauung nicht, in den gegebenen Verhältnissen des öffentlichen Lebens eine so scharfe Sonderung der Stände zu fordern und durchzuführen, wie es wenige Fürsten der neueren Zeiten versucht haben. Man kann nicht behaupten, daß er hierin etwa wider bessere Ueberzeugung nur aufrecht erhalten habe, was er vorgefunden, daß er sich blos vor der Macht historisch gewordener Verhältnisse gebeugt habe, vielmehr beweist sein Handeln und die Art der eigenen Rechtfertigung desselben, daß er dabei nach fest begründeter, selbständiger Ueberzeugung zu Werke ging, daß ihm die Trennung der Stände eine eigene Staatsmaxime war und in immer höherem Grade wurde. Er legte von vorn herein auf die Scheidung der drei Stände, der Adeligen, der Bürger und der Bauern das größte Gewicht, und hielt es in ihrem eigenen Interesse, sowie für die Wohlfahrt des Staats für äußerst wichtig, daß ein Jeder in seinem ihm durch die Geburt angewiesenen Kreise verbleibe. Vor Allem sollte der Adel seine Stellung im Besitz des Grund und Bodens, im Kriegsdienst und in den hohen Hof- und Staatsämtern behalten. Es entsprach dies im Allgemeinen den damals überall noch geltenden Privilegien des Adels, welcher nicht minder in der äußeren Tracht nnd Erscheinung, als in der Geltung im öffentlichen Leben durchweg bevorzugt war. Den Bürgerlichen wäre es nicht beigekommen, eine hohe Verwaltungs- oder Offiziersstelle in Anspruch zu nehmen, so wenig wie sie sich durch den Vorzug der Adeligen im Tragen von Degen und Straußenfeder, von gepudertem Haar oder von auszeichnenden Dominos bei allgemeinen Festlichkeiten verletzt fühlten. Auf Letzteres freilich legte der König nach seiner auf das Wesen der Sache, nicht auf den Schein gerichteten Eigenthümlichkeit nur geringen Werth, desto mehr auf die Erhaltung des Adels in seiner bevorzugten Stellung sowohl in den bürgerlichen Aemtern, wie in der Armee. Alle Minister-, Präsidenten-, Landeshauptmanns- und Landrathsstellen wurden ebenso wie die Hofämter mit Edelleuten besetzt; unter den zweiundsechszig wirklichen geheimen Etatsräthen, die unter Friedrich's Regierung ernannt wurden, befand sich nur ein einziger Bürgerlicher, — auch das unter Friedrich ausgearbeitete, wiewohl erst unter seinem Nachfolger veröffentlichte Allgemeine Landrecht stellte fest, daß dem Adel, wie der Besitz der Rittergüter, so vorzugsweise alle Ehrenstellen gebühren, ja selbst in Bezug auf jene äußerlichen Privilegien finden wir, daß noch im Jahre 1766 ein Regiedirector Collard in Glogau wegen unbefugten Tragens einer weißen Feder auf dem Hut in einen fiscalischen Prozeß verfiel, dem er sich durch die Flucht entzog. Am entschiedensten war die bevorzugte Stellung des Adels im Militär: historisch begründet war dieselbe durch die alten Pflichten und Rechte der ritterlichen Grundbesitzer, welche als Lehensleute der Landesherrn denselben bei Kriegszeiten ihre Fähnlein von Reisigen und Knechten zugeführt hatten. An die Stelle jener alten Heeresbildung war nun freilich das Werbesystem und die Aushebung getreten, aber es war eine natürliche Folge des alten Herkommens, daß die Fürsten den Besitzern der Rittergüter und deren Söhnen auch ferner die Führerstellen im Heere übertrugen. Ueberdies waren die Offiziersstellen so schlecht besoldet, daß sich die Bürgerlichen nicht eben dazu drängten, während die Adeligen den Kriegsdienst nach alter Sitte als eine Ehrensache ihres Standes betrachteten. Von dieser Seite besonders faßte auch Friedrich die Sache auf,

indem er auf diesen Punkt der militärischen Ehre für die Bildung seines Offiziercorps das größte Gewicht legte, und deshalb im Allgemeinen und als Regel nur Adelige zu den Offiziersstellen beförderte. Er rechtfertigte dies in seinen Schriften ausdrücklich durch folgende Bemerkungen: „Es ist nöthiger, als man glaubt, diese Aufmerksamkeit auf die Wahl der Offiziers zu wenden; weil der Adel gewöhnlich Ehre hat. ——— Im Allgemeinen bleibt dem Adel keine andere Zuflucht, als sich durch den Degen auszuzeichnen. Verliert er seine Ehre, so findet er selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, statt daß ein Mann von gewöhnlicher Herkunft, wenn er Gemeinheiten begangen, ohne Erröthen das Gewerbe seines Vaters wieder ergreift und sich dabei nicht weiter entehrt glaubt." Auch der Minister von Zedlitz sagte in einem Aufsatz über die Erziehung zur Vaterlandsliebe in der Monarchie: „Von allen Bürgern eines monarchischen Staats haben die Adeligen die schwersten Pflichten zu erfüllen: die höchsten Stellen im Civil wie im Militär gehören ihnen: sie brauchen daher einen Sporn mehr, — die Ehre nämlich, welche ihren Muth bis zur Verachtung des Todes erhebt, die Ehre, welche ihnen in den schwierigsten Umständen Festigkeit verleihen muß." Daher ist denn in allen Reglements für die einzelnen Truppenabtheilungen als Regel hingestellt, daß die Offiziere adelig sein sollen und nur als Ausnahme wird die Beförderung sehr verdienter Unteroffiziere nach langer Dienstzeit zu Seconde-Lieutenants in Aussicht gestellt, ohne daß dies für gewöhnlich zur Anwendung gekommen wäre. In die Cadettenhäuser vollends sollten nur junge Leute von gutem alten Adel aufgenommen werden, und als der König (1784) erfuhr, daß drei Brüder Stephani von zweifelhaftem Adel darin waren; schrieb er: „Da ich nicht gar zu gern haben will, daß solche Leute, die nicht von wahrem und rechtem Adel, wie Offiziers bei die Regimenter kommen, so habt ihr selbige nur da abzuschaffen. Allenfalls könnt ihr sie an die Artillerie abgeben, da geht das eher an: da können sie wohl sein." Im Laufe des siebenjährigen Krieges kamen dennoch manche Bürgerliche zu Offiziersstellen; Friedrich glaubte dies später selbst entschuldigen zu müssen: der Mangel an Edelleuten und die Anzahl erledigter Offiziersstellen habe es nöthig gemacht, zu Bürgerlichen seine Zuflucht zu nehmen; um aber den für die Wohlfahrt des Staats so wichtigen Grad der Vollkommenheit im Heer zu erreichen, seien die meisten von jenen nachher wieder weggeschafft oder wenigstens nur bei den Garnisonsbesatzungen beibehalten. Um die vorhandenen Lücken auszufüllen, zog er es sogar vor, fremde Adelige aus den benachbarten Staaten heranzuziehen. Einzelne Bürgerliche aber, die sich in langem Dienst ausgezeichnet hatten, wurden, um weiter befördert werden zu können, in den Adelsstand erhoben. Bei solcher Entschiedenheit in der Aufrechterhaltung der Adelsstellung ist es nicht zu verwundern, daß Friedrich auch die Verbindung der Adeligen mit Bürgerlichen als „Mesalliancen" sehr ungern sah und bei seinen Offizieren niemals gestattete. Es liegen eine Menge Cabinetsordres vor, wo er derartige Anträge entschieden abschlug. Einem Lieutenant von Plotho schreibt er: „Ich gebe nicht zu, daß Offiziers sich mit Kaufmanns-Töchtern heirathen und also wird von Eurer intendirten Heirath nichts werden", — ein anderes Mal droht er einem Offizier wegen einer „vorhabenden niederträchtigen Heirath" mit Arrest, und einem General, der um den Heirathsconsens für einen Lieutenant gebeten, schreibt er, „daß es ihm sehr unangenehm sei, wenn Subaltern-Offiziers überhaupt heirathen, zumal

aber sich mesalliiren wollen. Der General solle sie davon abhalten, weil er „sonst lauter Bürgers zu Offiziers kriegen werde."

Um den Adel möglichst in seinem Ansehen zu erhalten, stellte er als Grundsatz hin, daß adelige Güter nicht in die Hände von Bürgerlichen kommen sollten, und verbot, solche ohne seine besondere Genehmigung zu verkaufen. Dagegen wirkte er auf alle Weise dahin, daß die Adeligen Majorate stifteten. Um die Bürgerlichen noch mehr von dem Ankauf von Rittergütern abzuhalten, bestimmte er, daß in einem solchen Falle die Ehrenrechte eines Rittergutsbesitzers, nämlich die Gerichtsbarkeit, das Patronat über Kirche und Schule, das Jagdrecht u. s. w. auf die bürgerlichen Käufer nicht übergehen sollten. Er sprach es unumwunden aus: „Ich möchte gern, daß alle adelige Güter, so jetzt Bürger besitzen, nach und nach aus deren Händen gebracht würden; denn der Bürger soll sich mit Manufacturen, Commerz und dergleichen bürgerlichen Verkehr abgeben und sein Geld darin stecken, aber keine adeligen Güter besitzen."

Friedrich ging überhaupt von der festen Ueberzeugung aus, daß das Staatswesen am besten gedeihen muß, wenn ein Jeder in seinem besonderen Stande den Beruf desselben treu zu erfüllen bemüht sei, wogegen er das unzufriedene Herausdrängen aus einem Stande in den anderen bedenklich fand. Er hielt, soviel an ihm lag, jeden Stand in Ehren und suchte das Wohl Aller mit gleichmäßiger Gerechtigkeit zu fördern, aber es erschien ihm ebenso unheilvoll, wenn der Adel statt im Kriegsdienst seine Ehre zu suchen, sich zu kaufmännischen Speculationen hinwendete, als wenn der Bürgerssohn die Sphäre des gewerklichen Lebens und der Bauer die ländliche Arbeit mißachtete. Deshalb wollte er auch nicht, daß die Rittergutsbesitzer die Bauernhöfe an sich zögen, sondern jedes erledigte Bauerngut sollte wieder mit einem Bauern besetzt werden. Ein Jeder sollte bei seinem Beruf bleiben; noch in späten Jahren äußerte er: „die Söhne der Bauern und der Bürger in kleinen Städten, was haben die nöthig zu studiren? Der Sohn eines Bauern wird wieder Bauer und die Bürgerssöhne was ihre Väter waren." Ebenso sollten die Söhne der Beamten wieder Beamte werden, und es wurde ausdrücklich allen Collegien empfohlen, bei der Besetzung der Stellen vorzugsweise auf solche zu achten.

Man hat sich viel Mühe gegeben, diese strenge Sonderung der Stände, wie sie Friedrich als König beobachtete, mit jenen erwähnten sehr freisinnigen Ansichten über die Gleichheit aller Menschen und über deren Schätzung nach ihrem inneren Werth in Einklang zu bringen. Allerdings sind seine Schriften voll von Aeußerungen der Anerkennung für die Menschenwürde als solche, abgesehen von Rang und Stand, für die Geltung von Talent und Verdienst gegenüber den bloßen Vorzügen der Geburt. In einer Epistel an seinen Bruder ruft er aus, „daß Tugend und Talente keiner Ahnen bedürfe" und fügt dann hinzu: „Alle Menschen, von denen die Erde wimmelt, sind Kinder Eines Vaters und bilden Eine Familie; und trotz allen Hochmuthes, den Euer Rang Euch giebt, sind sie Euch gleich geboren, sie sind von Euerm Blut. Oeffnet stets das Herz ihrer Klage und bedecket ihr Elend mit Eurem Glück; wollt Ihr wirklich über ihnen stehen, zeigt Euch menschlicher, sanfter, tugendhafter." An einem anderen Orte heißt es: „Jeder, der sich durch Tugenden und Talente auszeichnet, ist ein Mann von Adel" — und wiederum: „die Talente sind von der Natur ohne Rücksicht

auf die Stammbäume vertheilt." — Ja im Eingang seiner Brandenburgischen Denkwürdigkeiten heißt es: „Wie viele Feldherrn, wie viele Staatsminister aus dem Bürgerstande! Europa ist voll davon und ist eben darum nur desto glücklicher. Ich verachte gewiß nicht das Blut der Wittekinde, der Carle, der Ottonen; im Gegentheil habe ich gewiß mehr als Eine Ursache, das Blut der Helden zu lieben; aber noch mehr lieb' ich das Verdienst." Solche Stellen, wie diese letzte, sind mit seiner strengen Praxis als Fürst freilich nicht ganz leicht zu vereinigen: im Allgemeinen aber ist zwischen seiner Achtung vor der Würde und dem Verdienst des Einzelnen und der Festhaltung des Unterschiedes der Stände wohl kein entschiedener Widerspruch. Bei der Stellung, die er dem Geburtsadel anwies, hatte er nicht den Vorzug oder den Anspruch des Einzelnen im Auge, sondern die Anforderungen des Gesammtwesens, welches er bei jener Gliederung nach Ständen fester geordnet fand. Damit stimmte es überein, daß er jene hervorragende Stellung des Adels nicht sowohl als ein Recht, wie vielmehr als einen Beruf mit hohen und ernsten Pflichten betrachtete. So sehr er daher den Stand im Ganzen bevorzugte, so ernst und scharf ließ er oft einzelne Adelige seine Mißbilligung empfinden, wenn sie sich wegen ihrer Geburt persönlich zu einer besonderen Berücksichtigung berechtigt wähnten. Eben wegen der hohen Stellung, die er dem Adel im Staate anwies, machte er auch desto größere Anforderungen an denselben, und die Geburt galt ihm im einzelnen Falle Nichts ohne rechte Ehre und ohne wirkliches Verdienst. „Der Adel ohne Kenntnisse", sagte er, „ist nur ein leerer Titel, welcher den Unwissenden ans helle Tageslicht stellt", und einem hannöverschen Grafen, der ihn bat, seinen Sohn mit Rücksicht auf den Grafenstand avanciren zu lassen, gab er zur Antwort: „Will Euer Sohn dienen, so gehört die Grafschaft nicht dazu, und er wird nicht avanciren, wenn er sein Metier nicht ordentlich erlernt. Junge Grafen, die nichts lernen, sind Ignoranten in allen Ländern. Im Fall aus einem Grafen etwas werden soll, so muß er sich auf Titel und Geburt nichts einbilden, denn dieses sind Narrenspossen; sondern es kommt nur allezeit auf sein mérite personnel an." Aehnliche Aeußerungen finden sich in zahlreichen Cabinetsbescheiden.

Die gleichmäßige Beachtung, welche der König allen Ständen ungeachtet seiner hohen Schätzung des Adels widmete, zeigte sich vorzüglich auch in der Fürsorge, die er den Bauern gegen Druck durch die Gutsherrschaften zu Theil werden ließ. Zwar schien es ihm damals noch nicht thunlich, die Erbunterthänigkeit der Bauern überhaupt aufzuheben, aber zur Erleichterung derselben bei den mannichfachen Frohndiensten, die sie zu leisten hatten, erließ er von Anbeginn seiner Regierung wiederholte und eindringliche Befehle. Vorzüglich sollte auf den Königlichen Domänenämtern das Beispiel humaner Behandlung gegeben und sogenannte „Bauernplacker" unter den Domänenpächtern nicht geduldet, vielmehr bei jeder neuen Verpachtung darnach gefragt werden, ob der Amtmann gut mit den Bauern umgegangen. Schon in der erwähnten Instruction des General-Directoriums sagt der König: „Ich weiß, daß eins von den harten Dingen im Lande die Dienste sind, welche die Bauern thun müssen, wobei nichts als ihr Verderben herauskommt, unerträglich ist, daß sie fünf oder gar sechs Tage in der Woche dienen sollen." So viel Geschrei es geben werde, so solle man doch darauf sehen, und zwar sowohl bei den königlichen Aemtern, als bei den

Edelleuten, daß den Bauern einige Tage in der Woche abgenommen werden. Ebenso sollten die schweren Frohndienste bei den Jagden gemildert werden. Freilich scheiterten die Absichten des Königs vielfach an der lässigen Ausführung der Beamten und an der Unmöglichkeit, die Gutsbesitzer für die ihnen auferlegten Verluste zu entschädigen.

Die Städte erfuhren durch die Hebung von Gewerbe und Handel vielfache Förderung, dagegen wurden ihre Angelegenheiten unter Friedrich's Regierung mit noch größerer Strenge und Willkür, als unter seinem Vater, durch königliche Beamte verwaltet. Von einer Selbständigkeit bürgerlicher Einrichtungen durfte nicht die Rede sein: das Kämmereiwesen wurde von den Räthen der Kriegs- und Domänenkammern völlig geleitet und ebenso setzten dieselben die Bürgermeister ein. Dazu wurden meist invalide Militärs genommen, wie es z. B. in einer Ordre von 1747 heißt: „wofern der Quartiermeister W. gar nicht mehr im Stande ist, bei dem Regiment Dienste zu thun, auf solchen Fall soll derselbe die vacante Bürgermeisterbedienung in Aschersleben haben. Wofern derselbe aber bei dem Regimente noch dienen kann, soll er bei solchem bleiben, inzwischen aber die Bürgermeisterei von Jemand aus dem Magistrat so lange respicirt werden, bis gedachter W. zu Kriegsdiensten ganz unvermögend sein wird, alsdann er solche Bedienung antreten soll." Besondere Theilnahme widmete der König dem Zunftwesen, das er überall zu heben und zu beleben bemüht war.

Die Gerechtigkeitspflege und die Justizreformen.

Die wirksamste und folgenreichste Thätigkeit entfaltete Friedrich auf dem Gebiet der Gerechtigkeitspflege, wo bis zu seiner Zeit noch Alles sehr im Argen lag. Zwar hatte schon sein Vater, gleich als er den Thron bestieg, die großen Mängel der Justiz laut anerkannt: „die schlimme Justiz schreit zum Himmel", sagte er, „und wenn ichs nicht remedire, so lade ich selbst die Verantwortung auf mich;" — aber durchgreifende Verbesserungen waren unter ihm nicht zu Stande gekommen. Friedrich nun, der schon in seinem Anti-Machiavell die Sorge für Gerechtigkeit als die vornehmste Pflicht des Fürsten hingestellt, blieb diesem Grundsatz in seiner Regierung unablässig treu, und richtete auf die Vervollkommnung der Gerechtigkeitspflege sein eifrigstes Bemühen.

Die Zustände der Justiz waren fast durchweg unerträglich. Auf den Domänen hatten die Amtleute die Justiz mitgepachtet, statt sie aber, wie vorgeschrieben war, durch Justitiarien verwalten zu lassen, übten sie selbst die Rechtspflege aus, ohne Kenntniß und ohne Gewissenhaftigkeit, nur auf Erhöhung der Gebühren und Sporteln bedacht. Wehe dem Bauer, der sich über die Höhe der Gebühren beklagen wollte; denn „der Stock war das corpus juris der Amtleute." Nicht viel besser stand es bei den höheren Gerichten: die Advocaten waren meist ganz unwissende Leute, die Richter mußten wegen ihrer schlechten Besoldung auf Nebenverdienst ausgehen, verschleppten die Sachen und waren persönlichen Rücksichten sehr zugänglich. Die Oberaufsichtsbehörde in Berlin aber, der geheime Justizrath, bestand vorzüglich wieder aus den Vorsitzenden jener Gerichtshöfe, so daß Klagen gegen die letzteren auch dort keine Abhülfe fanden. Friedrich Wilhelm I. hatte im Einzelnen

wohl ungerechte Richter abgesetzt, auch immer von Neuem eingeschärft, ohne Ansehen der Person und ohne Chicanen zu richten, — gegen das Ende seiner Regierung hatte er ferner den Präsidenten Cocceji zum obersten Justizminister eingesetzt, um als Generalcontroleur die Aufsicht über alle Collegien zu führen und allen Klagen über vernachlässigte oder verzögerte Justiz abzuhelfen, und ein Gesetzbuch zu machen, „desgleichen noch keine andere deutsche Provinz habe." Doch waren gründliche Reformen deshalb noch nicht ausführbar gewesen, weil Friedrich Wilhelm die Kosten derselben scheute. Dieselbe Rücksicht hinderte auch Friedrich in den ersten Jahren, die Sache von Grund aus anzufassen; bald nach dem Dresdener Frieden aber beschloß er, mit einer durchgreifenden Justizreform vorzugehen, um so mehr, als ihm vom Kaiser für alle seine Lande die völlige Unabhängigkeit von den Reichsgerichten zugestanden worden war (1746). Schon vorher hatte er die Einsendung aller Criminalurtheile an ihn von Neuem eingeschärft, damit nicht „die Leute in den Provinzen nach Gefallen gehudelt" würden; jetzt schrieb er an Cocceji: „Da aus unzähligen mir bekannten Exempeln erhellet, daß nicht ohne Ursache überall über eine ganz verdorbene Justizadministration in meinen Landen geklaget werde, ich aber bei nunmehro geschlossenem Frieden darzu nicht stille schweigen, sondern mich selbst darein meliren werde: so sollt ihr nun an alle Meine Justizcollegien eine nachdrückliche Ordre desfalls ergehen lassen, worinnen dieselben von den bisherigen leider eingerissenen und oft himmelschreienden Mißbräuchen durch Chicanen, Touren und Aufhaltungen der Justiz, nach der alten Leier, der wohlhergebrachten Observanz und dergleichen öffentlich tolerirten Mitteln der Ungerechtigkeit abgemahnt, hingegen angewiesen werden, künftig bei Vermeidung Meiner höchsten Ungnade und unausbleiblichen Bestrafung allein darauf zu arbeiten, daß Jedermann ohne Ansehen der Person eine kurze und solide Justiz, sondern groß Sportuliren und Kosten, auch mit Aufhebung derer gewöhnlichen Dilationen (Verzögerungen) und oft unnöthigen Instanzien, administrirt und dabei alles blos nach Vernunft, Recht, Billigkeit, auch wie es das Beste des Landes und der Unterthanen erfordert, eingerichtet werden mag." Cocceji legte ihm nun bald darauf einen umfassenden Entwurf, das Ergebniß seiner langjährigen Studien und Arbeiten über die Justizreformen vor. Derselbe hatte sein Augenmerk wesentlich auf drei Punkte gerichtet: erstens die Richtercollegien sollten mit einer geringeren Anzahl, aber gelehrten, erfahrenen und zuverlässigen Männern besetzt, — zweitens das Gerichtsverfahren abgekürzt, — drittens aber und vorzüglich sollte das Recht selbst durch ein neues Gesetzbuch von der bisherigen Dunkelheit und Verwirrung befreit werden. In einer persönlichen hochwichtigen Zusammenkunft zwischen dem König und Cocceji (1746) wurde auf solchen Grundlagen und nach genauester Berathung die Reform beschlossen. Um aber die Ausführung zu erleichtern, wandte sich Friedrich an die Provinzialstände, zunächst in Pommern, wo es am meisten Noth that, dann auch in anderen Landestheilen; überall begrüßten die Stände das Vorhaben als ein herrliches vaterländisches Werk und boten willig die Hand dazu. Am 31. Dezember 1746 konnte denn schon die Verordnung erlassen werden, „wie die Prozesse in Pommern nach Sr. K. Majestät in Preußen vorgeschriebenem Plan in einem Jahre in allen Instanzen zu Ende gebracht werden sollten", und alsbald wurde hiernach ans Werk geschritten, die Collegien in Stettin und Cöslin neu eingerichtet und innerhalb eines Jahres

zweitausendundvierhundert alte Prozesse und siebenhundertundzweiundvierzig neue abgethan. Der König war über diesen Erfolg ungemein erfreut, ernannte Cocceji zu seinem Großkanzler, ertheilte ihm den schwarzen Adler-Orden und belobigte zugleich das Stettiner Gericht. „Es kann nicht anders als glorieux für euer Collegium sein", sagte er, „daß ihr die Bahn gebrochen, die Chicanen von der Justiz zu verbannen und daß ihr nunmehr unsern übrigen Provinzen zum Exempel dient, das was ihr so glücklich zu Werk gerichtet, nicht allein als möglich anzusehen, sondern auch euern Fußtapfen nachzufolgen." Dies geschah nun allerdings rasch hintereinander in mehreren Landestheilen. Im Jahre 1748 wurde sodann das neue Gesetzbuch selbst, nach welchem die Collegien sich fortan richten sollten, als Codex Fridericianus veröffentlicht. Im Eingange desselben wurden den Richtern ihre ernsten Pflichten in folgender Weise vorgehalten: „Sie müssen allen Menschen ohne Ansehen der Personen, Großen und Kleinen, Armen und Reichen gleiche und unparteiische Justiz administriren, sowie sie gedenken, solches vor dem gerechten Richterstuhle Gottes zu verantworten, damit die Seufzer der Wittwen und Waisen, auch anderer Bedrängten, nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen." Ganz besonders wurde auch eingeschärft, daß bei Streitigkeiten zwischen Privatpersonen und dem Königlichen Fiscus die Richter nur das beschworene Recht, nicht etwa Rücksichten auf den König obwalten lassen sollten. Ja es wurde verordnet: „Sie sollen auch auf keine Rescripte, wenn sie schon aus unserm Cabinet herrühren, die geringste Reflexion machen, wenn darin etwas wider die offenbaren Rechte subrepiret worden oder der strenge Lauf Rechtens dadurch gehindert oder unterbrochen wird; sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren, jedoch von der Sache Bewandtniß sofort berichten." — Er ging soweit, etwaige Machtsprüche, die er sich gestatten würde, im voraus als erschlichen und nichtig zu erklären.

Das neue Gesetzbuch, auf welches Friedrich eine besondere Medaille schlagen ließ, wurde für viele andere Staaten der Anlaß ähnlicher Arbeiten zur Rechtsverbesserung. In Preußen ist damals, und das ist das Wichtigste, der Juristenstand gleichsam neu begründet worden. Wissenschaftliche Befähigung bildet seitdem das erste Erforderniß; das Institut der Referendarien und Auscultaten wurde zur Vorbildung für die Richterstellen eingeführt und die Zulassung von dem Universitätszeugniß und von einer Prüfung abhängig gemacht. Dazu kam, daß dem Richteramt die ihm gebührende Selbständigkeit und Autorität gegeben wurde, indem die bisherige Einmischung der Verwaltungsbehörden beseitigt wurde. In allen Conflicten, die darüber mit dem General-Directorium und den Kriegskammern entstanden, trat der König immer auf Seite der Justiz und verbot den Kammern, sich in die Rechtspflege zu mischen.

Dem Großkanzler Cocceji blieb Friedrich bis an den Tod desselben (1755) dankbar ergeben, ließ im Kammergerichtsgebäude zu Berlin sein Brustbild in Marmor mit der Unterschrift: Vindex legum et justitiae aufstellen und widmete ihm in seinen Schriften ein bleibendes Denkmal der Verehrung.

Die neue Rechtsordnung befestigte das Wohlsein der Einzelnen und das allgemeine Rechtsbewußtsein; doch stellte sich mit der Zeit heraus, daß sie nicht hinreichte, um das vorgesteckte Ziel vollständig zu erreichen. Friedrich selbst hielt in seinen späteren Regierungs-

jahren eine weitere tief eingreifende Reform für wünschenswerth. Sein Auge blieb unaufhörlich auf die Rechtspflege gerichtet, und so sehr er sich selbst vor Eingriffen in dieselbe zu hüten wünschte, so ließ er sich doch im Eifer für das gute Recht seiner Unterthanen, wo er dasselbe verletzt glaubte, später sogar oft zu Schritten der Cabinetsjustiz hinreißen. Mit dem Großkanzler von Jarrigues, der auf Cocceji folgte, war der König im Allgemeinen wohl zufrieden, dagegen glückte es dem nachherigen Großkanzler von Fürst nicht ebenso. Mit zunehmendem Alter wurde Friedrich zumal immer mißtrauischer und dadurch auch reizbarer über wirkliche oder vermeintliche Pflichtvergessenheit seiner Beamten. Auf die wiederholten Klagen eines Menschen schrieb er im Jahre 1772 eigenhändig unter einen Cabinetsbefehl: „Ich werde den Herren ihre Administration einmal examiniren lassen, denn mir deucht, die Gevatterschaft gilt in dem Lande viel mehr, als die Justiz. Ich habe den Menschen gesprochen, er ist nicht toll; aber fünf werden nicht mehr vor gerade angenommen; wer nicht gerade gehen wird, den werde ich tüchtig auf die Finger klopfen"; — und bald darauf: „Ich werde künftig Jahr hinkommen; ich spreche alle Leute, und Genade Gott demjenigen, der nicht redlich und ordentlich in Justizsachen verfähret, quod bene notandum." Dann überzeugte er sich freilich, daß die Richter nach Pflicht und Gewissen gehandelt hatten und belobigte sie darum, doch wollte er wegen solcher Erfahrungen den armen Leuten nicht verwehren, sich an ihn zu wenden. „Ob sie schon öfters Unrecht haben", sagte er, „so kann ich ihnen doch als Landesvater das Gehör nicht versagen." Er fuhr vielmehr fort, die Gerichtshöfe zu controlliren, und es kam vor, daß er denselben auch wegen zu milder Urtheile Vorwürfe machte, wenn es sich um arge Criminalfälle handelte. Einmal wurde vorgeschlagen, einen Handwerksburschen, der seines Meisters Kind mit einem Hammer erschlagen, nicht am Leben zu strafen, weil er bei der That nicht im zurechnungsfähigen Zustand gewesen; da schrieb er eigenhändig zum Bescheide: „Das ist Nichts als ledige und dumme Vorwort. Der Kerl hat ein Kind umgebracht, — wenn er Soldat, so würde er ohne Priester executirt, und weilen diese Canaille ein Bürger ist, so macht man ihn melancholisch, um ihn zu retten. Schöne Justiz!" Sonst war es dem König jeder Zeit sehr peinlich, ein Todesurtheil zu unterschreiben und er hob es gegen Voltaire rühmend für Preußen hervor, daß im Vergleich mit anderen Staaten sehr wenig Hinrichtungen nöthig seien.

Sein Mißtrauen gegen die Redlichkeit der Richtercollegien trat vorzüglich in dem berühmten Müller Arnold'schen Prozeß hervor, der auch deshalb denkwürdig geworden ist, weil er indirect mit der späteren zweiten Justizreform im Zusammenhang steht.

Der Müller Arnold besaß in der Neumark eine Mühle, für welche er dem Grafen von Schmettau eine jährliche Erbpacht zu entrichten hatte. Mit dieser Zahlung blieb er seit dem Jahr 1773 im Rückstande und gab als Grund an, daß durch einen Teich, den ein anderer Gutsbesitzer oberhalb der Mühle hatte graben lassen, ihm das Wasser und damit auch der Betrieb der Mühle entzogen sei. Graf Schmettau klagte, der Müller wurde zur Zahlung verurtheilt, und da er diese nicht leisten wollte, durch gerichtlichen Verkauf der Mühle verlustig gemacht. Von der Küstriner Regierung und vom Justizminister mit seinen Beschwerden zurückgewiesen, wandte er sich zuletzt an den König, der endlich befahl, daß der Oberst eines Küstrin'schen Regiments in Gemeinschaft mit einem dortigen Kammerrath

die Sache untersuchen solle. Unter Friedrich, wie unter seinem Vater, wurden nämlich öfter Militärs auch zu solchen Commissionen gebraucht, weil der Monarch dem praktischen und unbefangenen Blick und ehrenhaftem Sinn seiner Offiziere das beste Urtheil auch in bürgerlichen Dingen zutrauete. Die beiden Commissare konnten sich nicht einigen; der König aber gab nach des Obersten Ansicht dem Gericht in Küstrin auf, dem Müller zu seinem Recht zu helfen. Dasselbe entschied jedoch nochmals gegen Arnold, und als nun der König die Sache an das Kammergericht in Berlin verwies, wurde auch hier das vorige Urtheil bestätigt. Da meinte Friedrich, daß die Richter nur dem Adeligen zu Gunsten ihr Urtheil gesprochen hätten und überdies seinem auf Unparteilichkeit gerichteten Willen zu trotzen wagten. Gegen dieses vermeintlich parteiische und trotzige Wesen wollte er ein für alle Mal ein warnendes Exempel aufstellen. Er ließ den Großkanzler von Fürst und drei der Kammergerichtsräthe, die das Urtheil gefaßt, vor sich kommen. Sie fanden ihn im Lehnstuhl sitzend, durch heftiges Podagra gerade in höchst gereizter Stimmung. Mit heftigen Worten hielt er ihnen ihre Theilnahme an dem Urtheil vor, das er in der Hand hielt und auf welches er immer wieder mit dem Ausruf hinzeigte: „meinem Namen cruel gemißbraucht." Da ihm der Großkanzler einmal berichtigend ins Wort fallen wollte, befahl er ihm alsbald in harten Ausdrücken, er solle sich entfernen, seine Stelle sei schon wieder besetzt. Gleich nach der Audienz wurden die drei Räthe verhaftet und in das gemeine Stadtgefängniß (den Kalandshof in der Klosterstraße) gebracht. Friedrich selbst ließ am folgenden Tage in der Berliner Zeitung ein Protocoll über den Vorgang bekannt machen:

„Von Sr. Majestät Höchstselbst abgehaltenes Protocoll den 11. Dezember 1779 über die drei Kammergerichtsräthe Friedel, Graun und Ransleben."

„Auf die allerhöchste Frage: Wenn man eine Sentenz gegen einen Bauer sprechen will, dem man seinen Wagen und Pflug und alles genommen hat, wovon er sich nähren und seine Abgaben bezahlen soll. Kann man das thun?"

„Ist von selbigen mit Nein geantwortet."

„Ferner: Kann man einem Müller, der kein Wasser hat, und also nicht mahlen und also auch nichts verdienen kann, die Mühle deshalben nehmen, weil er kein Pacht bezahlt. Ist das gerecht?"

„Wurde auch mit Nein beantwortet."

„Hier ist aber nun ein Edelmann, der will einen Teich machen, und um mehr Wasser in dem Teich zu haben, so läßt er einen Graben machen, um das Wasser aus einem kleinen Fluß, der eine Wassermühle treibt, in seinen Teich zu leiten. Der Müller verlieret dadurch das Wasser und kann nicht mahlen. Dennoch wird prätendiret, der Müller soll seine Zinsen nach wie vor geben, die er sonst entrichtet hat, da er noch das volle Wasser seiner Mühle gehabt. Er kann aber die Zinsen nicht mehr zahlen, weil er die Einnahme nicht mehr hat. Was thut die Küstrin'sche Justiz? Sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seinen Pacht kriegt. Und das hiesige Kammergerichts-Tribunal approbirt Solches. Das ist höchst ungerecht und dieser Ausspruch Sr. Königlichen Maj. Landesväterlichen Intention ganz und gar zuwider. Höchstdieselben wollen vielmehr, daß Jedermann, er sei vornehm oder geringe, reich oder arm, eine prompte Justiz administriret und

einem jeglichen der Unterthanen, ohne Ansehen der Person und des Standes, durchgehends ein unparteiisches Recht widerfahren soll."

„Se. K. M. werden dahero in Ansehung der wider den Müller Arnold abgesprochenen und hier approbirten höchst ungerechten Sentenz ein nachdrückliches Exempel statuiren, damit sämmtliche Justiz-Collegien in allen dero Provinzen sich daran spiegeln und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen. Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja, was noch mehr ist, der Bettler eben sowohl ein Mensch ist, wie Se. Majestät sind, und dem alle Justiz muß widerfahren werden. Indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich; und bei solchen Gelegenheiten muß pur nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehen der Person. Darnach mögen sich die Justiz-Collegien in allen Provinzen nun zu richten haben, — sonst sollen sie es mit Sr. K. M. zu thun kriegen. Denn ein Justiz-Collegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer, wie eine Diebesbande, vor die kann man sich schützen; aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üblen Passiones auszuführen, vor die kann sich kein Mensch hüten, die sind ärger, wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind und meritiren eine doppelte Bestrafung" u. s. w. u. s. w.

Die drei verhafteten Räthe wurden nach der Festung Küstrin gebracht und ihrer Stellen für verlustig erklärt; Letzteres widerfuhr auch denjenigen Richtern, die vorher die Sache abgeurtheilt hatten, sowie dem Präsident der Küstrin'schen Kammer.

Gewiß ist es in hohem Grade zu bedauern, daß Friedrich gerade in diesem Falle, wo er sich gegen seine Gewohnheit einen solchen Machtspruch erlaubte, unschuldige Häupter traf; denn nach allen über den interessanten Prozeß vorhandenen Actenstücken ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Richter auf Grund der vorhandenen rechtlichen Bestimmungen nach Pflicht und Gewissen gehandelt hatten. Auch wurde insbesondere der als ein gerechter und redlicher Mann allgemein geachtete Großkanzler von Fürst von Allen, die ihn kannten, aufrichtig bedauert und mit vielen Zeichen der Theilnahme geehrt. In weiteren Kreisen dagegen machte die Müller-Arnold'sche Sache deshalb ein ungemein großes Aufsehen, weil sie den Eifer des Königs für eine strenge Rechtspflege so offenbar bekundete: überall in Preußen, in Deutschland, in ganz Europa wurde die unerbittliche Gerechtigkeitsliebe des Monarchen gepriesen, der auch dem Geringsten seiner Unterthanen sein Recht zu schaffen bemüht sei. Auch ist nicht zu leugnen, daß das in diesem Falle aufgestellte Exempel einen tiefen Eindruck auf die Richtercollegien gemacht haben muß; vor Allem aber wurde im Volke selbst das Vertrauen zu des Königs Gerechtigkeitsliebe unerschütterlich befestigt, und solchen Vertrauens war er in der That im höchsten Grade würdig. Bis zu seiner letzten Stunde blieb sein Eifer für Recht und Unparteilichkeit lebendig; noch auf einer seiner letzten Reisen sagte er zu einem neuernannten Gerichtspräsidenten: „Ich habe Ihn zum Präsidenten gemacht, und ich muß Ihn also wohl auch kennen lernen. Ich bin eigentlich der oberste Justizcommissarius in meinem Lande, der über Recht und Gerechtigkeit halten soll; aber ich kann nicht Alles bestreiten und muß daher solche Leute haben, wie Er ist. Ich habe eine schwere Verantwortung auf mir, denn ich muß nicht allein von allem Bösen, das ich thue,

sondern auch von allem Guten, das ich unterlasse, Rechenschaft geben. So auch Er, Er muß durchaus unparteiisch und ohne Ansehen der Person richten, es sei Prinz, Edelmann oder Bauer. Hört Er, das sag ich Ihm, sonst sind wir geschiedene Leute. Hat Er Güter? — „Nein, Ew. Majestät." — „Will Er welche kaufen?" — „Dazu habe ich kein Geld, Ew. Majestät." — „Gut, so weiß Er, was Armuth ist, und so muß Er sich um so viel mehr der Bedrängten annehmen."

Das Vertrauen, welches die Königliche Rechtspflege einflößte, hat seinen herrlichsten Ausdruck in jenen weltberühmten Worten des Müllers von Sanssouci gefunden, der, als Friedrich ihn mit Zwang dazu bringen wollte, ihm seine Mühle zu verkaufen, dem König selbst mit dem Kammergericht in Berlin drohete. Mit Recht ist die Mühle von Sanssouci in der ganzen Welt berühmt; denn es giebt kein schöneres Zeugniß für den Rechtssinn, den Friedrich durch gewissenhafte Uebung des Rechts im Volke selbst erzeugte.

An die Stelle des wegen der Müller Arnold'schen Sache entlassenen Großkanzlers von Fürst berief der König den ausgezeichneten bisherigen schlesischen Justizminister von Carmer. Derselbe hatte schon früher einen neuen Entwurf zur weiteren Verbesserung und Vereinfachung der preußischen Gesetzbücher überreicht, und erhielt nun den Auftrag, ein neues Gesetzbuch in deutscher Sprache und eine neue Prozeßordnung auszuarbeiten. Carmer ging mit dem rühmlichsten Eifer und Ernst an die Arbeit, bei welcher er von ausgezeichneten Juristen, besonders von dem Geheimrath Suarez, vortrefflich unterstützt wurde. Zur Berathung einzelner Theile wurden besondere Commissionen aus den bedeutendsten Sachverständigen zusammengesetzt, außerdem die ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten zur Abgabe von Gutachten aufgefordert, endlich die Provinzialstände über den Entwurf gehört. So reifte das bedeutende Werk sehr allmälig heran, Friedrich selbst hat die Vollendung desselben nicht mehr erlebt, erst unter seinem Nachfolger wurde das neue Gesetzbuch „das Allgemeine Landrecht für die Preußischen Staaten" verkündet und eingeführt, vor allen damaligen Gesetzbüchern der europäischen Staaten durch Einfachheit und Klarheit hoch ausgezeichnet und im Wesentlichen bis heute eine Hauptgrundlage des öffentlichen Rechts in Preußen.

Friedrich's Verhalten in religiösen Dingen.

Die strenge Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit, welche Friedrich's Verhalten als Landesfürst leitete, war auch die Hauptgrundlage seiner Stellung zu den kirchlichen Confessionen. Wir haben seiner eigenen religiösen Entwickelung in den früheren Abschnitten seines Lebens eine größere Beachtung gewidmet, und brauchen hier nur hinzuzufügen, daß sich seine Ueberzeugungen von Gott und den göttlichen Dingen später im Allgemeinen nicht mehr geändert haben, ebenso wenig aber das Verhalten, welches er als Fürst eines christlichen Volkes sich vorgezeichnet hatte. Es ist ein völlig widersinniges und eitles Beginnen, wenn sich einzelne unbedingte Bewunderer des großen Königs abmühen, die Zweifel an seiner Gläubigkeit zu widerlegen: Friedrich selbst würde über solche Beweisführungen die Achseln zucken, denn er hat niemals ein Hehl daraus gemacht, daß ihm der eigentliche religiöse Glaube fehle.

Freilich verfiel er nicht ganz und gar den Verführungen der Alles leugnenden materialistischen Philosophie: den Glauben an das Dasein Gottes selbst ließ er sich nicht nehmen, und er fuhr auf, wenn ihm Jemand diesen Glauben absprach. „Ich kenne Gott nicht, aber ich bete ihn an", sagte er, und in seinen Schriften aus allen Lebenszeiten finden sich wiederholt begeisterte Aeußerungen über das „höchste Wesen", welches „allein gut, allein barmherzig, allein der Verehrung würdig", so wie über die Vorsehung und die göttliche Weltordnung, der er sich in Allem unterworfen weiß. „Ich überlasse mich dem Geschicke", schrieb er, „das die Welt nach seinem Belieben leitet. Politiker und Krieger sind zuletzt nur Drahtpuppen der Vorsehung; nothwendige Werkzeuge einer unsichtbaren Hand, handeln wir ohne zu wissen, was wir thun; und nur allzuoft ist das Ergebniß unserer Mühen das Gegentheil von dem, was wir erstrebt haben. Ich lasse also die Dinge gehen, wie es Gott gefällt, und benutze vortheilhafte Umstände, wenn sie sich darbieten." In seinen poetischen Ergüssen nimmt die Verehrung des Gottes, der die Welt wunderbar geschaffen und mit unergründlicher Weisheit lenkt, zuweilen den erhabensten Aufschwung. Oft kehrt besonders der Gedanke zurück, wie gering und erbärmlich selbst ein Fürst, der ein Reich glücklich mache, im Vergleich mit dem höchsten Wesen sei, welches das Universum regiere. Wie tiefer Ernst es dem König mit dieser Ueberzeugung gewesen, davon geben seine öffentlichen Verordnungen selbst sprechendes Zeugniß. So ließ er die kirchliche Fürbitte, welche bis dahin lautete: „Insonderheit laß dir, o Gott, empfohlen sein Ihro Majestät, unserm theuersten König", dahin abändern: „Laß dir o Gott empfohlen sein deinen Knecht, unsern König", weil es ihm unziemlich schien, der irdischen Majestät dem Höchsten gegenüber zu gedenken. In demselben Sinne ließ er bei Gelegenheit einer Reise nach Schlesien dort von allen Kanzeln verkündigen, er wolle nicht, daß die gemeinen Leute, wenn sie ihm Bittschriften überreichten, vor ihm auf die Erde niederfallen; „denn", fügte er hinzu, „das könnten sie wohl vor Gott thun." Selbst in der Gesellschaft von Freigeistern, welche in Friedrich's vertraulichsten Stunden oft bei ihm versammelt war, und in welcher die Glaubensgegenstände sonst mit Geringschätzung und Spott behandelt wurden, hielt der König darauf, daß der Glaube an Gott respectirt wurde.

Aber diese Ueberzeugung von dem Dasein Gottes war auch die einzige, welche Friedrich unerschütterlich bewahrte, wogegen selbst schon die andere Grundlehre, welche sonst auch der bloße Vernunftglaube, abgesehen von aller göttlichen Offenbarung, aufrecht erhält, die Lehre von der Fortdauer und Unsterblichkeit der Seele bei ihm nicht ebenso feststand. Durch sein Leben hindurch geht ein Ringen zwischen dem Wunsch, jenen tröstlichen Glauben zu erfassen, und der Ohnmacht seines Geistes, sich dazu aufzuschwingen. Am Meisten gelingt ihm dies in Augenblicken der Trauer über den Tod eines ihm theuren Wesens; dann klammert er sich wohl an die freudige Hoffnung auf ein jenseitiges Wiedersehen an. Nach dem Tode der Markgräfin von Baireuth schreibt er dem Gemahl derselben: „es wird für mich keinen glücklicheren Augenblick geben, als den, welcher mich wieder mit ihr vereinigen wird." Aber auch damals sehen wir ihn mitten in einer poetischen Epistel, welche jenen hoffnungsvollen Gedanken ausspricht, plötzlich inne halten, „doch ach! mein Geist verirrt sich!" ruft er wehmüthig aus, „es ist ein Trugbild nur, ein bald entflohener Traum; der Wahrheit Ernst,

die Vernunft verscheucht beim Erwachen das süße Traumbild von Unsterblichkeit." In einer berühmten Epistel über den Tod des Marschalls von Sachsen führt er aus, daß die einzig wahre Unsterblichkeit, die der Tod nicht zerstöre, in unsern Thaten wohne; was man von einer anderen höre, das komme niemals ins Klare. So oft er sich des Gedankens freut, nach dem Tode wieder mit seinen abgeschiedenen Freunden, ja wohl auch mit den Dichtern und Weisen der älteren Zeiten vereint zu werden, so verfällt er doch ebenso oft wieder in die trostlose Ansicht, daß es nach dem Tode mit dem Geist, wie mit dem Körper aus sei. Die Philosophie konnte ihm über das Eine, wie über das Andere keine Gewißheit geben.

So erhob sich denn Friedrich's religiöses Gefühl nicht über die allereinfachsten Elemente und Anfänge des allgemeinsten Vernunftglaubens: für Alles, was darüber hinausgeht, was mit philosophischen Systemen und vollends was mit der Offenbarung zusammenhängt, war er seinem ganzen Wesen nach verschlossen. Die geoffenbarten Wahrheiten, die ganze christliche Lehre von der Welterlösung, und Alles was damit zusammenhängt, galt ihm als eine Thorheit, und die Geistlichen, insoweit sie eben in der Verkündigung dieser Lehren ihre Aufgabe fanden, erschienen ihm mehr oder weniger als Kopfhänger, wenn nicht gar als Heuchler. Die wahre Philosophie bestand für ihn in der Moral, welche die Gewalt der äußeren Eindrücke und der Leidenschaften zu mäßigen und zu zügeln vermöge. Um glücklich zu sein, dazu gehöre: sittlich zu leben, seinen Stand erkennen, sich der Mäßigung befleißigen, das Leben nicht zu hoch anschlagen. Sein eigenes moralisches Bewußtsein war von der lebendigsten Energie, und von dieser Seite, aber auch nur von dieser, wußte er auch das Christenthum zu achten. Ihm selbst mußte das Bewußtsein strengster Pflichterfüllung die innere Befriedigung gewähren, die er in einem eigentlichen, freudigen Glaubensleben nur zu ahnen, nicht zu finden vermochte. Daß er freilich das höhere Glück des Glaubens manchmal ahnte, das zeigen einzelne Aeußerungen über fromme Männer seiner militärischen Umgebung. Er ließ dieselben, wie den General von Schmettau, Schwerin, Fouqué, Ziethen u. A., frei gewähren und sagte wohl, sie seien um ihres Glaubens willen glücklich zu achten und er selbst wünsche, sich solchen Glauben geben zu können. Ebenso schrieb er einst: „Ich habe das Unglück, im Glauben schwach zu sein, und ich muß denselben von Zeit zu Zeit durch gute, kräftige Argumente stärken." Seine ganze Stellung zum Christenthum bezeichnete er schon vor seiner Thronbesteigung mit den Worten: „Der belebende Glaube ist nicht eben mein Hauptvorzug, aber die christliche Moral ist nicht weniger die Regel meines Lebens."

Während Friedrich hiernach die erhebende Macht des Glaubens an sich selbst nicht erfuhr, hielt er sich als Fürst doch für verpflichtet, die religiösen Ueberzeugungen seines Volkes zu achten und zu schützen. Er fand den Glauben an die geoffenbarten Heilswahrheiten als Lehre der christlichen Kirche und als Ueberzeugung des Volkes vor, und hütete sich in seiner öffentlichen Thätigkeit daran zu rütteln: er hätte gefürchtet, mit dem religiösen Glauben des Volkes auch die Grundlagen der öffentlichen Sittlichkeit zu erschüttern. Es lag ihm überhaupt fern, die Gewissen mit irgend einem Zwang zu belasten. Er sprach den Grundsatz aus: „Die weltliche Regierung mit Kraft empor halten, Jedermann Gewissensfreiheit lassen, stets König sein und nie den Priester machen." So wenig er für sich selbst ein tieferes Glaubensleben errang, so war er doch nicht ein Fanatiker des Unglaubens und hütete sich vor

der Verirrung der späteren Glaubensverfolger in Frankreich, die mit schwerer Gewissenstyrannei jedes Lebenszeichen eines positiven Glaubens zu unterdrücken suchten. Friedrich wollte denjenigen, welche in einem tieferen christlichen Glaubensleben ihre Seligkeit suchten, volle Freiheit dafür gewahrt wissen, nur sollten sie ihrerseits keine Unduldsamkeit üben. Mit einer bemerkenswerthen Gewissenhaftigkeit schützte er als Regent die christlichen Confessionen in ihren Rechten und Traditionen, verlangte von den Geistlichen, daß das Wort Gottes rein und lauter gepredigt werde und verordnete, daß christliche Gottesfurcht als Grundlage des Volksunterrichts betrachtet werde. Bezeichnend sind insbesondere auch die religiösen Vorschriften in den von ihm gegebenen militairischen Reglements. In dem Dragoner-Reglement ist befohlen, daß im Standlager Morgens und Abends eine Viertelstunde vom Prediger Betstunde gehalten, Sonntags gepredigt und alle vierzehn Tage Communion gehalten werde, und die Capitäns müssen darauf Achtung haben, ob die Soldaten zum heiligen Abendmahle gehen. Am selbigen Tage aber, wo ein Dragoner zum Abendmahl gewesen ist, darf er nicht auf die Wacht oder sonst commandirt werden. Ferner im Husaren-Reglement: „Die Soldaten sollen an Sonn- und Festtagen zweimal in die Kirche geführt werden. Auch soll der Soldat vermahnt werden, alle Zeit stille mit Andacht Gottes Wort zu hören, absonderlich bei dem Gebet, Segen und Verlesung des göttlichen Wortes stille zu sein." In dem neuen Cavallerie-Reglement (von 1743) endlich heißt es: „Weilen ein Bursche, der nicht Gott fürchtet, schwerlich seinem Herrn treu dienen und seinen Vorgesetzten rechten Gehorsam leisten wird: als sollen die Offiziers den Rekruten wohl einschärfen, eines christlichen und ehrbaren Wandels sich zu befleißigen; weshalb die Offiziers, wenn sie von eines Reuters gottlosem Leben in Erfahrung kommen, selbigen vermahnen und davon abzuhalten suchen sollen."

Jedes Siegesfest ließ Friedrich mit kirchlichen Feierlichkeiten begehen: die Truppen schlossen einen Kreis, sangen ein Lied, wie „Eine feste Burg ist unser Gott," dann wurde vom Feldprediger eine Rede gehalten und endlich beim Schalle der Trompeten und Pauken ein gemeinsames Te Deum gesungen.

Aus solchen Beispielen, leuchtet deutlich hervor, wie der König seine persönlichen Ansichten in religiösen Dingen auf seine fürstlichen Pflichten keinen Einfluß gewinnen ließ. Dasselbe gilt in Bezug auf sein Verhältniß zu den einzelnen Confessionen: nach seiner eigenen Herzensneigung war er keiner derselben entschieden ergeben, als Regent fühlte er sich gleichmäßig zu ihrem Schutze berufen. Den Protestantismus und die Reformatoren achtete er insofern, als sie das Prinzip der Denkfreiheit und der Duldung gegenüber der früheren Glaubensknechtschaft zur Geltung gebracht hatten: der Protestantismus ist als Mittel geistiger Freiheit und des Fortschritts der Staaten in seinen historischen Schriften vielfach gefeiert. Um so mehr hielt er auch an der altherkömmlichen Aufgabe seines Hauses fest, sich als Hort des Protestantismus zu bewähren, wo derselbe irgend unterdrückt wurde. Dagegen war er dem positiven Inhalt des evangelischen Glaubensbekenntnisses nicht minder entfremdet, als dem katholischen: die Lehren grade, welche die Reformatoren als den Mittelpunkt alles christlichen Glaubens so entschieden betonten, die Lehren von der Erbsünde, von der Erlösung, von der Rechtfertigung durch den Glauben, kurz die ganze evangelische Heilslehre war ihm gleich-

gültig und unzugänglich. Während er hiernach urtheilte, daß Luther „nur die Hälfte vom Vorhange des Aberglaubens zerrissen" habe, legte er andrerseits im Vergleich mit dem Katholicismus einiges Gewicht darauf, daß der protestantische Cultus für die große Masse des Volkes zu kahl und zu nüchtern sei; denn ein blos geistiger Cultus sei für die grobe, materielle Menge nicht gemacht. So war er denn innerlich fast indifferent zwischen den beiden christlichen Bekenntnissen: um so mehr machte er sich vom politischen Standpunkt die strengste Gerechtigkeit gegen dieselben zur Pflicht. „Ich bin neutral zwischen Rom und Genf, sagte er, wer den andern beeinträchtigt, wird verurtheilt; würde ich mich für eine oder die andere Religion erklären, so würde ich Parteiung, Verfolgung und Auswanderung veranlassen: ich suche den verschonten Glaubensgenossen zu zeigen, daß sie alle Mitbürger sind." In der That erwies sich Friedrich seinen katholischen, wie protestantischen Unterthanen als ein wohlwollender und gerechter Landesherr: er wünschte sogar Katholiken in hohen Staatsämtern zu haben, und nahm mit Vergnügen Männer wie Keith, die als katholische Anhänger der englischen Prätendenten flüchtig geworden, an seinen Hof, — ja er errichtete den Katholiken in Berlin zur großen Freude des Papstes die schöne Hedwigskirche. Die Erwerbung Schlesiens, wo ein großer Theil der Bewohneer dem katholischen Bekenntniß angehörte, gab ihm besonders reichlichen Anlaß, auch den Katholiken seine Fürsorge zu bezeigen; zugleich aber wies er auch dort alle Versuche der Unduldsamkeit in gebührende Schranken zurück. Es war freilich nicht leicht für einen protestantischen Fürsten, die Ansprüche der katholischen Geistlichkeit und des römischen Hofes auf selbständiges Schalten in kirchlichen Dingen niederzuhalten oder zu mäßigen; aber Friedrich wußte theils durch umsichtige Behandlung der Menschen, theils auch durch Strenge und Entschiedenheit den Grundsatz geltend zu machen, daß in allen Dingen, die keinen Glaubensartikel angehen, er der oberste Bischof im Lande sei und keine andere Autorität anerkenne. Auf Prinzipienstreitigkeiten ließ er sich mit dem römischen Stuhl nicht ein, thatsächlich aber wußte er sein Herrscherrecht immer zu wahren. In den ersten Zeiten half ihm dabei die große Mäßigung des ihm persönlich sehr ergebenen Cardinal-Erzbischofs Sinzendorf. Wie sehr Friedrich selbst die katholische Kirche in allen ihren Institutionen zu achten bereit war, zeigt auch sein Verhalten in Bezug auf die Klöster und Mönchsorden. Als der Kaiser Joseph in seinen Staaten sechshundert vier und zwanzig Klöster mit einem Male aufhob, gab Friedrich aus freien Stücken dem apostolischen Vicar in Breslau die Zusicherung, die Geistlichkeit in den Stiftern und Klöstern Schlesiens könnte ruhig sein, daß so lange sie sich wie treue und redlich gesinnte Unterthanen verhielten, sie Nichts von ihm zu befürchten hätten; er würde „nie etwas rühren und ändern in den Sachen, wie es einmal eingerichtet sei." Den Klöstern, welche Krankenpflege zu ihrer Aufgabe hatten, zollte er stets die größte Theilnahme, Achtung und Unterstützung. Selbst die Jesuiten endlich, welche wegen der ihnen zur Last gelegten Intriguen von dem Papst Clemens XIV. aufgehoben wurden, nahm der König von Preußen überraschender Weise in seinen Ländern in Schutz. Sei es, daß er ihre Dienste als Jugendlehrer wirklich hochschätzte, sei es, daß er sich den Befehlen des Papstes nicht fügen wollte, — kurz er ließ die Auflösungsbulle in seinen Staaten nicht verkündigen, sondern schrieb an seinen Agenten in Rom: Sagen Sie es Jedermann, der es hören will, und suchen Sie auch eine schickliche Gelegenheit, es dem

Papste zu sagen, daß in Ansehung der Jesuiten mein Entschluß dahin gefaßt sei, sie in meinem Staate in jenem Zustande, in welchem sie sich bis jetzt befinden, beizubehalten. Im Breslauer Frieden habe ich in Ansehung der Religion den Status quo für Schlesien garantirt. Ich habe in allen Rücksichten nie bessere Priester, als die Jesuiten, gefunden. Fügen Sie zugleich auch hinzu, daß, da ich in die Klasse der Ketzer gehöre, der heilige Vater mich ebenso wenig von der Obliegenheit mein Wort zu halten, als von den Pflichten eines ehrlichen Mannes und Königs dispensiren könne." Erst später legten doch auch die preußischen Jesuiten ihren Namen und ihre Ordenstracht ab und wurden in sogenannte Priester des königlichen Schulinstituts für Schlesien, ausschließlich für die Erziehung der katholischen Jugend, umgewandelt. Nach Friedrich's Tode (1787) wurde auch diese Einrichtung aufgelöst und die Güter der Jesuiten verkauft.

Alles, was hier von des Königs öffentlichem Verhalten in religiösen Dingen mitgetheilt worden, giebt den Beweis, daß dasselbe im Allgemeinen umsichtig, rücksichtsvoll und schonend gewesen; — nichts desto weniger aber ist zu beklagen, daß sein persönlicher Einfluß ungemein viel dazu beitrug, dem christlichen Glauben einen großen Theil seiner bisherigen Geltung zu entziehen. Seine Regierung fiel in die Zeit, wo die zuerst in Frankreich verbreiteten Lehren der sogenannten Aufklärung ihren Weg durch ganz Europa fanden, um überall die Grundlagen des kirchlichen Glaubens zugleich mit den Grundlagen der früheren bürgerlichen Zustände zu erschüttern. Die Ansichten, welche in Frankreich von Voltaire, Montesquieu und Rousseau aufgestellt wurden, entwickelten sich dort unter den Anhängern des sogenannten Natursystems und unter den Encyclopädisten bald dahin, daß die Materie als ewig und als das Princip aller Dinge hingestellt, alles Höhere aber geleugnet, Eigenliebe und Selbstsucht als die eigentlichen Triebfedern menschlicher Thätigkeit, aller Tugend und Moral für Thorheit erklärt wurden. So sehr alle ernsteren, besser gesinnten Geister sich gegen diese letzten Folgerungen des verderblichen Systems sträubten, so bewunderten doch die gebildeten Stände in ganz Europa, besonders die Höfe, den scharfen, einschneidenden Verstand und die witzige, bestechende Schreibart jener französischen Schriftsteller, man las ihre Werke mit leichtfertigem Entzücken, und das gefährliche Gift konnte sich überall einschleichen, ohne daß die Großen ahnten, wie zerstörend sich die Wirkung desselben äußern würde. In Deutschland wirkte der Einfluß jener fremden Geister vorzüglich auf dem Gebiete der Religion, auf welchem eine große wissenschaftliche Bewegung entstand. Während zuerst selbst die eifrigen Freunde einer freieren Richtung noch an dem protestantischen Kirchenglauben fest hielten und denselben nur mit den philosophischen Forschungen in Uebereinstimmung zu bringen suchten, gingen Andere schon weiter, und unter dem Vorwand, die ursprünglichen, wesentlichen Lehren des Christenthums von dem zu scheiden, was vermeintlich erst die kirchliche Theologie hinzugebracht, machten sie die christliche Lehre nach den Anforderungen des sogenannten gesunden Menschenverstands zurecht und setzten den wesentlichen Werth des Christenthums blos in die Moral desselben. Dabei blieb man aber nicht stehen: im weiteren Fortschritt kam es dahin, daß nach der Weise der französischen Spötter das Christenthum selbst und sein göttlicher Stifter aller höhern Würde entkleidet und durch frivole, höhnische Behandlung geradezu ins Gemeine herabgezogen wurde. Bei einer solchen Bewegung der

Hatte es nun von der allergrößten Bedeutung und von den schwersten Folgen, daß auf Preußens Thron ein Fürst saß, den man persönlich der neuen Zeitrichtung ergeben wußte. Wie sehr er auch als Fürst in allen öffentlichen Handlungen die Kirche und ihre Einrichtungen in Ehren hielt, so half dies wenig, weil es doch in den weitesten Kreisen nicht verborgen bleiben konnte, daß die Leugnung der christlichen Wahrheiten, die Geringschätzung gegen alles kirchliche und geistliche Wesen in seinem eigenen vertrautesten Kreise eine begünstigte Stätte fand. Es war von geringer Wirkung, daß er einmal einen Schriftsteller, der die Kirche geschmäht, nach Spandau bringen ließ, wenn doch auf der andern Seite einer der verrufensten Schänder alles Heiligen, der berüchtigte Schriftsteller Bahrdt mit offenen Armen in Halle aufgenommen wurde, und die frivolsten Verächter des Christenthums, wie der französische Arzt de la Mettrie, sich der größten Gunst an des Königs Hofe erfreuten. Die verderblichen Schriften, welche von Männern, wie Voltaire, de la Mettrie u. A., gegen christlichen Glauben und christliche Einrichtungen ausgingen, erhielten in den Augen der Menge eine erhöhte Weihe durch den Beifall, den die Verfasser bei Friedrich genossen: überdies drangen viele Aeußerungen des Spottes, die von des Königs Gesellschaftern und von ihm selbst über die Geistlichen und über Gegenstände des Glaubens gethan wurden, in die Kreise des Volkes ein und trugen dazu bei, die Achtung vor dem Heiligen zu erschüttern. Je älter der König wurde, desto rücksichtsloser ließ er sich in seinen persönlichen Aeußerungen über religiöse Gegenstände gehen, und in dem frivolen Kreise, mit welchem er sich umgeben hatte, konnte eine bessere Regung nur auf einzelne Augenblicke Geltung gewinnen. Merkwürdig ist in dieser Beziehung ein Vorfall aus den spätesten Jahren, in welchen der alte Feldmarschall Ziethen bei Hofe in großer Verehrung stand. Ziethen hielt ungeachtet des Geistes und Tones, der dort herrschte, an einem ernsten, lebendigen Glauben fest. Einst lehnte er am Charfreitag eine Einladung zur Königlichen Tafel ab, weil er vorher zum heiligen Abendmahl gehen und sich dann in der ernsten Stimmung nicht stören lassen wollte. Als er nun bald darauf am Hofe erschien, ließ sich der König beikommen, über das heilige Sacrament mit leichtfertigem Spott zu reden, und seine ungläubigen Gesellschafter brachen dazu in lautes Lachen aus. Da erhob sich der greise Feldmarschall und nachdem er sich mit allem Respect vor dem König verbeugt, sprach er mit fester Stimme: „Ew. K. Majestät wissen, daß ich im Kriege keine Gefahr gefürchtet und überall, wo es darauf ankam, entschlossen mein Leben für Sie und das Vaterland gewagt habe. Diese Gesinnung beseelt mich auch heute noch, und wenn es nützt und Sie befehlen, so lege ich mein graues Haupt gehorsam zu Ihren Füßen. Aber es giebt Einen über uns, der ist mehr, wie Sie und ich, mehr als alle Menschen, das ist der Heiland und Erlöser der Welt, der für Sie gestorben und uns Alle mit seinem Blute theuer erkauft hat. Diesen Heiligen lasse ich nicht antasten und verhöhnen; denn auf ihm beruht mein Glaube, mein Trost und meine Hoffnung im Leben und im Tode. In der Kraft dieses Glaubens hat Ihre brave Armee muthig gekämpft und gesiegt; unterminiren Ew. Majestät diesen Glauben, dann unterminiren Sie zugleich damit die Staatswohlfahrt. Das ist gewißlich wahr! Halten zu Gnaden!" Die frivole Gesellschaft war verstummt; der König, tief ergriffen, legte die Hand auf des alten Ziethen Schulter und sprach: „Glücklicher Ziethen, möchte auch ich es glauben können! Ich habe allen Respect vor Seinem Glauben. Halt Er ihn

Ziethen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

fest; es soll nicht wieder geschehen!" — — Alles war so ernst bewegt, daß Friedrich ohne Weiteres die Tafel aufhob. Doch war ein solcher Eindruck nur selten und vorübergehend, — für gewöhnlich waltete ungestört der religiöse Leichtsinn und Unglaube, und fand von dem Hofe auch immer weiter den Weg zunächst in die höheren Stände, dann ins Volk hinein. Je mehr man den großen Friedrich allgemein und mit Recht verehrte und bewunderte, desto mächtiger mußte sein Beispiel auch in jener Beziehung in Preußen und in ganz Deutschland wirken; es konnte nicht fehlen, daß mit dem freien Geistesleben welches der König beförderte, auch der Geist des Unglaubens gleichsam unter seinem Schutz um so leichter eine Stätte in Deutschland fand. Dieser Einfluß des königlichen Beispiels bleibt zu beklagen, so sehr der Geist der Duldsamkeit, welchen sich Friedrich zur strengen Pflicht machte, ihm selbst und Preußen zur Ehre gereichte.

Auch den Juden wurde in ihrem Cultus alle Freiheit gewährt. Wir dürfen diesen Abschnitt nicht verlassen, ohne noch mit einem Worte der Verhältnisse der Juden überhaupt unter Friedrich dem Großen zu gedenken. Die Juden waren schon seit langer Zeit im Brandenburgischen besser daran gewesen, als im übrigen Deutschland, wo von Zeit zu Zeit immer wieder Verfolgungen gegen sie stattgefunden hatten; doch blieben sie auch in den brandenburgischen Staaten nur geduldet als sogenannte Schutzjuden, ohne der Rechte der übrigen Einwohner theilhaftig zu werden, — ihre Lage war in jeder Beziehung der Willkür der Behörden preisgegeben. Friedrich erließ im Jahre 1750 ein neues „revidirtes Generalprivilegium und Reglement für die Judenschaft im Königreich Preußen." Ihre Zahl sollte auch fernerhin nicht vermehrt werden, sie wurden in ordentliche und außerordentliche Schutzjuden eingetheilt; letztere genossen den Schutz nur für ihre Person und Haushaltung auf Lebenszeit, ihre Kinder aber durften in Preußen nicht ein neues Hauswesen gründen, — die ordentlichen Schutzjuden dagegen durften den Schutz auf ein Kind, aber auch nur auf eines, vererben, ein zweites Kind durfte nur bei einem Vermögen von siebzigtausend Thalern ansässig werden, und es mußten dafür inländische Manufactur-Waaren für funfzehnhundert Thaler ausgeführt werden. Fremde Juden hatten gleichfalls nur bei einem erheblichen Vermögen Aussicht auf Aufnahme im preußischen Staat. Als sich in Berlin im Jahre 1750 mehr Juden fanden, als vorgeschrieben war, wurde verordnet, daß die ärmsten und unsittlichsten weggeschafft werden sollten. Da viele der Juden während des Krieges durch Lieferungen, Münzpacht u. s. w. sehr reich geworden waren, so sorgte Friedrich dafür, daß sie ihr Vermögen in Fabrik- und Manufacturanlagen nutzbar machten. Dagegen verbot er ausdrücklich, daß sie zur Landwirthschaft zugelassen würden „allermaaßen denen Juden der Schutz hauptsächlich deshalb erstattet wird, um Handel, Commerce, Manufacturen, Fabriquen und dergleichen zu betreiben"; auch den Handel mit Wolle und wollenen Waaren untersagte ihnen das Reglement „damit die christlichen Tuchmacher und Wollenzeug-Fabrikanten nicht vom Juden gedrückt und ausgesogen, sondern von christlichen Kaufleuten billig behandelt und dergestalt conservirt werden mögen." Trotz der mannichfachen Beschränkungen aber gelang es doch grade zu jener Zeit einzelnen reichen und unternehmenden Juden, großen Einfluß und ein gewißes bürgerliches Ansehen zu erlangen; mehreren wurden auch alle Privilegien christlicher Häuser zu Theil. Auch war gerade damals unter den Juden in Nord-

deutschland, zumal in Berlin, eine größere Betheiligung an den geistigen Bestrebungen hervorgetreten. Ein Mann von der Bedeutung und Würde des Philosophen Moses Mendelssohn mußte auch des Königs Aufmerksamkeit erregen, der von ihm mit Achtung sprach. Als jedoch Mendelssohn nachdem er eine philosophische Preisaufgabe gelöst, zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften vorgeschlagen wurde, da strich ihn der König kurzweg von der Liste: er wollte ihn als Juden nicht aufnehmen lassen.

Volksbildung, Wissenschaft und Kunst unter Friedrich's Regierung.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie wenig Friedrich II. für die Förderung der Volksbildung durch Schulen und wissenschaftliche Anstalten gethan hat. Bei dem lebhaften Interesse für alle geistige Bildung, das ihn von früh auf erfüllte, dürfte man erwarten, daß die Sorge für das Schulwesen eine bevorzugte Stelle unter seinen friedlichen Regierungssorgen einnehmen müßte: sonderbarer Weise aber hat er grade darin sehr wenig gethan, weit weniger zumal als sein Vater, der ihm doch persönlich an geistiger Begabung und Ausbildung bei Weitem nicht gleichstand. Es ist dies unzweifelhaft eine der Schattenseiten von Friedrich's Regierung, und dieselbe wird nur zum geringeren Theil durch die Bemerkung erklärt, daß es ihm zur kräftigeren Förderung des Schulwesens an Geldmitteln gefehlt habe; denn für Alles, was er als nothwendig erkannte, wußte er die Mittel zu beschaffen, und hieran wäre gewiß auch die Theilnahme am Schulwesen nicht gescheitert, wenn sie nur in ihm recht lebendig gewesen wäre. Aber die rechte Theilnahme eben fehlte ihm dafür, und zwar aus verschiedenen Gründen: die höheren Schulen lagen seiner Fürsorge wohl deshalb nicht nahe, weil er in seiner fast ausschließlichen Liebe für die französische Literatur allem deutschen wissenschaftlichen Leben, welches freilich zu jener Zeit nicht viel Erquickliches darbot, überhaupt entfremdet war, — das Volksschulwesen dagegen mußte sich seiner näheren, herzlicheren Fürsorge aus dem Grunde entziehen, weil dasselbe damals mehr noch als jetzt, nur im innigen Zusammenhang mit der Kirche, nur durch die ernste Theilnahme der Geistlichen gedeihen konnte. Eine Befreiung der Schule von dem geistlichen Einfluß wäre damals ein offenbares Unding gewesen, weil außerhalb des kirchlichen Einflusses noch gar keine pädagogischen Kräfte vorhanden waren; der König selbst sah überdies ein, daß die Volkserziehung auf christlichem Grunde allein gedeihen könne. Aber er stand persönlich zur Kirche und zu allen kirchlichen Bestrebungen in einem zu kalten Verhältniß, als daß er auf die kirchliche Thätigkeit in der Schule hätte lebhafter und theilnehmender eingehen können. Seine ganze Einwirkung auf das niedere Schulwesen blieb daher fast nur auf Anregung, auf wohlgemeinte Verordnungen und Ermahnungen beschränkt. In den späteren Jahren leitete der tüchtige Minister von Zedlitz das Schulwesen, und wußte manchen Keim ersprießlicher Thätigkeit zu beleben. Im Jahre 1763 erließ der König ein „General-Land-Schulreglement" mit vielen sehr zweckmäßigen Bestimmungen, in dessen Eingang er sagte: „Demnach Wir zu Unserem höchsten Mißfallen wahrgenommen, daß das Schulwesen und die Erziehung der Jugend auf dem Lande bisher in äußersten Verfall gerathen, und insonderheit durch die Unerfahrenheit der meisten Schulmeister die jungen Leute auf den Dörfern in Unwissenheit und Dummheit

aufwachsen, so ist Unser so wohlbedachter, als ernster Wille, daß das Schulwesen auf dem Lande in allen Unsern Provinzen auf einen besseren Fuß als bisher gesetzt werden soll. Denn so angelegentlich Wir nach hergestellter Ruhe und allgemeinem Frieden das wahre Wohlsein Unserer Länder in allen Ständen uns zum Augenmerk machen, so nöthig und heilsam erachten Wir es auch zu sein, den guten Grund dazu durch eine vernünftige sowohl, als christliche Unterweisung der Jugend zur wahren Gottesfurcht und andern nützlichen Dingen in den Schulen legen zu lassen und Alles das künftig darnach einzurichten, damit der so höchst schädlichen und dem Christenthum unanständigen Unwissenheit vorgebeugt und abgeholfen werde, um auf die folgende Zeit geschicktere und bessere Unterthanen bilden und erziehen zu können." Leider aber kam die Verordnung wenig zur Ausführung, die meisten Schulen blieben mit schlecht besoldeten Lehrern, zum Theil aus dem Handwerkerstande besetzt, an sehr vielen Orten aber gab es gar keine Schule oder doch nur sogenannte Winterschulmeister, welche im Winter angenommen und von den Bauern der Reihe nach beherbergt und ernährt, im Sommer aber wieder entlassen wurden. Da in dem benachbarten Sachsen die Schulen von alter Zeit her in besserem Stande waren, so nahm Friedrich zur Zeit der Hubertsburger Friedensverhandlungen dort acht tüchtige Schulmeister an, die in der Kurmark und in Pommern angestellt wurden und die dortigen Schulmeister lehren sollten, die Jugend besser zu unterrichten. Späterhin wandte der König öfter ständische und Stiftungsfonds zur Verbesserung von schlecht dotirten Stellen an, in die er dann auch tüchtigere Lehrer bringen ließ. Einmal schrieb er unter ein Verzeichniß derartiger Schulen: „die Oerter sind ganz gut ausgesucht, die schlechten Schulmeisters sind Schneiders die meisten, und müßte man sehen, ob man sie nicht in kleinen Städten könnte schneidern lassen, oder wie man sie sonsten unterbringet, damit die Schulen desto eher im guten Stand kommen können, was eine interessante Sache ist." Man hat es als einen traurigen Schlag für die Landschulen bezeichnet, daß der König im Jahre 1779 aus unversorgten alten Unteroffiziers eine Anzahl auswählte, die er zu Schulmeisterstellen überwies; wenn man jedoch bedenkt, daß von mehr als viertausend unversorgten Militärs nur vierundsiebenzig als zum Schulmeister-Dienst geeignet bezeichnet wurden, und daß diese an die Stelle von Schneidern und andern Handwerkern kamen, welche den Schullehrerberuf eben auch nicht mit großer Vorbildung trieben, so darf man bezweifeln, daß jene Maßregel den Schulen gar so schädlich gewesen sei. — Das Meiste, was unter Friedrich zur Verbesserung der Schulen geschah, ging von Privatleuten oder Corporationen aus, doch regte die Regierung deren Eifer an und unterstützte unter Anderem auch die Gründung der ersten Schullehrerseminarien.

Auch die Verbesserung der Stadtschulen, in welchen damals ohne Rücksicht auf die künftige Bestimmung der Handwerker, Kaufleute und Gewerbtreibenden, fast nur Latein getrieben wurde, sowie die Hebung der Gymnasien fand wohl im Allgemeinen des Königs Theilnahme und Beachtung, hier und da wurde, um eine verfallende Anstalt neu zu beleben, auch der Aufwand bedeutender Mittel nicht gescheut; aber etwas Durchgreifendes geschah auch in dieser Beziehung nicht.

Um die Universitäten kümmerte sich Friedrich sehr wenig; die bereits erwähnte Zurückberufung des Philosophen Wolf, dessen Wirken er persönlich sehr hoch schätzte, ist ihm

immerdar zum großen Verdienst gerechnet worden, aber sie ist auch fast die einzige wichtigere That, welche ein Interesse für die Universitäten überhaupt bekundete. Bemerkenswerth ist auch, daß Friedrich einer der ersten Fürsten war, der mit Strenge darauf hielt, daß seine Unterthanen ihre Ausbildung nur auf den eigenen Landesanstalten, nicht im Auslande erhielten: auch hierbei leitete ihn vorzüglich der Grundsatz, das Geld nicht außer Landes tragen zu lassen, ein Grundsatz, dessen Anwendung auf das geistige Gebiet doppelt bedenklich erscheint.

Was die Bewegung der Geister im Allgemeinen betrifft, so hätte eine völlige Freilassung derselben den Regierungsgrundsätzen des Königs wenig entsprochen. Man hat in dieser Beziehung meist auf diese oder jene freisinnige Aeußerung desselben und auf einzelne pikante Züge ein viel zu großes Gewicht gelegt und darüber seine eigentliche Regierungspraxis falsch aufgefaßt. Er hatte allerdings wie bereits erwähnt, gleich nach seinem Regierungsantritt den Zeitungen eine größere Freiheit eingeräumt, doch war es damit noch in demselben Jahre wieder zu Ende, weil dem König beim Beginn des Krieges manche Besprechung unbequem wurde. Die Spener'sche Zeitung erhielt statt des ursprünglichen Motto's: „Wahrheit und Freiheit" die veränderte Ueberschrift „Mit Königlicher Freiheit;" alle Zeitungen wurden einer Censur unterworfen, die Erörterungen über die Verwaltung und über öffentliche Verhältnisse aber geradezu untersagt. Auch durften die Buchdrucker bei schwerer Strafe keine uncensirten Bücher drucken: ausdrücklich wurde schon im Jahre 1742 verboten, gottlose und ärgerliche Bücher herauszugeben, und auf Schriften, die sich mit der Politik oder mit des Königs Gerechtsamen beschäftigten, war eine Strafe von hundert Ducaten nebst Verlust des Gewerbes gesetzt. später aber wurde wegen scandalöser, theils wider die Religion, theils wider die guten Sitten laufender Bücher die Büchercensur in voller Ausdehnung wieder hergestellt. Allerdings wurde dieselbe von den Beamten um so milder geübt, als der König selbst in seinen Aeußerungen das Beispiel einer sehr freien Behandlung aller Dinge gab, doch schritt man und da auch kräftig ein, besonders wenn eine Schrift durch allzu rücksichtsloses Auftreten gegen den Kirchenglauben öffentliches Aergerniß gab. Im Allgemeinen war freilich grade auf religiösem Gebiet nach des Königs eigenem Sinn der Erörterung ein ziemlich weiter Spielraum eröffnet, wogegen Alles, was die eigentliche Politik betraf, einer freieren öffentlichen Besprechung fast ganz entzogen war.

Friedrich's Theilnahme an den geistigen, wissenschaftlichen Interessen äußerte sich wesentlich nur in der Wiederbelebung der Akademie, in seiner eigener Schriftstellerei und in seinem persönlichen literarischen Verkehr. Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte er einige wissenschaftlich berühmte Männer wie, den Physiker Euler, den Arzt Ferney mit einigen gebildeten Militairs und Hofbeamten, wie den Generalen Schmettau, Goltz, Borke, den Ministern Podewils, Jordan zu einer neuen Societät der Wissenschaften vereinigt, die sich im Schlosse selbst versammelte. Bald entstand der Plan, diesen Verein mit den geringen Trümmern der alten von Friedrich I. gegründeten Akademie zu verbinden, und eine Gesellschaft zu bilden, welche mit der englischen und französischen Akademie wetteifern könnte. Am 23. Januar 1744, am Vorabend des Königlichen Geburtstages wurde die Akademie eröffnet. Zuerst freilich fehlte der Gesellschaft ein eigentlich wissenschaftlicher

Character, weil die vornehmen Mitglieder, welche in der Wissenschaft nur Dilettanten waren, dennoch mehr Geltung und Einfluß hatten, als die wirklichen Gelehrten. Dies hörte aber auf, als der Franzose Maupertuis, an die Spitze der Akademie trat. Ausgezeichnet durch mathematisch-physikalische Kenntnisse, war derselbe zuerst durch die Theilnahme an einer Expedition nach dem äußersten Norden berühmt geworden, welche die Frage über die Gestalt der Erde zur Entscheidung bringen sollte; Voltaire hatte ihn sodann an Friedrich empfohlen, der ihn zum Präsidenten der neugebildeten Akademie ernannte. Maupertuis brachte nun das rein wissenschaftliche Element zur bevorzugten Geltung; er selbst erhielt einen fast unbeschränkten Einfluß auf die Akademie. Während bis dahin fast alle gelehrten Gesellschaften ihre Verhandlungen in lateinischer Sprache geführt hatten, wurde dies bei der Berliner Akademie von vorn herein aufgegeben; aber nicht die deutsche Sprache trat sofort in ihre Rechte ein, sondern es wurde beschlossen, daß alle Denkschriften der Gesellschaft französisch herausgegeben werden sollten. Diejenigen Gelehrten, welche deutsch schrieben, mußten es sich gefallen lassen, daß ihre Arbeiten ins Französische übertragen wurden. So sehr es zu beklagen bleibt, daß Friedrich nach seiner persönlichen Vorliebe für das Französische hier, wie in allen übrigen Fällen, es versäumte, der Entwickelung der deutschen Literatur zu dienen, so hatte jenes Verfahren doch wenigstens den Vortheil, daß manche Forschungen der deutschen Akademiker durch die französische Veröffentlichung leichter auch im Auslande bekannt wurden. Der König selbst hätte überdies wohl an der Akademie gar kein Interesse genommen, wenn eine andere als die französische Sprache dort die Herrschaft gehabt hätte. Nun aber erschien er in der Abtheilung für Philosophie und schöne Wissenschaften einige Jahre hindurch sehr regelmäßig. Auch seine größeren historischen Arbeiten wurden zuerst in der Akademie vorgelesen.

Während Friedrich's Einwirkung auf die wissenschaftlichen Bestrebungen sich nur auf einen engen Kreis erstreckte, war sein Interesse für die Kunst von größerem unmittelbaren Einfluß, schon deshalb weil die Werke der Kunst an und für sich durch die sinnliche Einwirkung eine größere Bedeutung für die Menge gewinnen. Vorzüglich erfreute sich die Musik des lebhaftesten Interesses bei dem König, welcher für die Verbreitung des Geschmackes an derselben viel gethan hat. Gleich in den ersten Tagen seiner Regierung wurde der Entschluß gefaßt, ein Opernhaus zu gründen: er selbst gab den Grundgedanken für den Plan an, sein viel gereister, fein gebildeter Freund Knobelsdorf arbeitete denselben weiter aus und leitete die Ausführung. Noch heute werden die einfach großartigen, reinen Umrisse des Opernhauses mit Recht bewundert und sind deshalb auch nach dem jüngsten Brande unverändert beibehalten worden. Im Jahre 1742 wurde das Haus mit einer Oper von Graun eröffnet. In der Tonkunst hielt es nämlich Friedrich, abweichend von seinen sonstigen Geschmacksneigungen, mit den Deutschen, wenigstens in Bezug auf Composition: besonders hielt er Hasse und Graun in Ehren, in seinen letzten Jahren auch Mozart. Graun's Cantate „der Tod Jesu" wurde 1755 zum ersten Male und seitdem jährlich am Charfreitage in der Garnisonkirche aufgeführt. Von der französischen Musik hielt er nichts, sie war ihm zu oberflächlich. Was die Ausführung betrifft, so gab es damals freilich fast nur die Italiener, die etwas Vorzügliches leisteten: der König ließ es sich daher auch große Summen kosten, zuerst die

Italienerin Astrua, später die in Kassel geborene, aber in Italien ausgebildete berühmte Marra herbeizuziehn; letztere ging ihm jedoch zuletzt zu größtem Aerger heimlich davon. Auch für das Ballet machte Friedrich viel Aufwand: die schöne Barbarina glänzte unter den Tänzerinnen. Der Besuch der Oper war frei, die Logen für den Hof und die hohen Collegien, die unteren Räume für das Militär, die Bürger dagegen fanden nur schwer Zutritt. Friedrich selbst besuchte Oper und Schauspiel sehr regelmäßig, doch hatte er auch viel Aergerniß damit, besonders mit dem Personal. „Die Opernleute, schreibt er einmal, sind solche Canaille-Bagage, daß ich sie tausend Mal müde bin," — Vorzüglich verdrossen ihn die stets steigenden Forderungen der Sänger: „Ich muß Geld zu Canonen ausgeben, sagte er dann wohl, und kann nicht soviel vor Haselanten verthun," oder wenn die Tänzer nicht bleiben wollten, so möchte „man andere kommen lassen, die gut sind und vor den selbigen Preis Capriolen schneiden." Als einst die Statistinnen, die meist als Hofdamen zu figuriren hatten, gleichfalls höheren Lohn forderten, antwortete der König launig: „Ihr habt Euch sehr falsch an mich adressirt. Das ist eine Sache, die Eure Kaiser und Könige angeht. Es ist ganz wider meine Prinzipien, mich in Angelegenheiten fremder Höfe zu mischen."

Das Schauspiel erfreute sich nicht in gleichem Maaße, wie Oper und Ballet der Theilnahme Friedrich's, am wenigsten das deutsche Schauspiel: dieses war damals eben erst im Beginn einer selbständigeren Entwickelung. Vordem aus den geistlichen Mysterien und Moralen des Mittelalters entstanden, war es auch am Beginn des achtzehnten Jahrhunderts meist noch auf die Dramen beschränkt, welche zur Uebung und Ergötzung der Schüler in Gymnasien und lateinischen Schulen aufgeführt wurden. Noch zur Zeit des siebenjährigen Krieges wurden solche Schuldramen aufgeführt „der Ausgang oder das Ende des Ajas" nach Sophokles, „der langobardische König Rachis im Kloster" und ähnliche Stücke. Inzwischen hatten sich jedoch wandernde Schauspielertruppen durch lebendigen Wetteifer zu einer theilweise sehr rühmlichen Kunstbildung entwickelt und wurden in ihrer äußern Unscheinbarkeit bald die Träger der neu erwachenden dramatischen Dichtung. Im Jahre 1742 kam die Schönemann'sche Gesellschaft nach Berlin, wo sie einen Saal im Rathhaus zur Miethe erhielt und außer den Dramen von Elias Schlegel, Gottsched, Gellert u. A. vorzüglich auch Uebersetzungen von Corneille, Molière, Voltaire gab. Das ergreifende Spiel des Schauspielers Eckhof trug besonders zum Erfolge der Gesellschaft bei. Nachher baute ein Schauspieldirector Schuch eine Bude auf dem Gensd'armesmarkt; ihm folgte Döbbelin, dann Koch, der in der Behrenstraße schon eine stehende Bühne gründete, 1768 wurde Lessing's „Minna von Barnhelm", 1772 seine „Emilie Galotti" mit unerhörtem Beifall gegeben und dadurch für den Geschmack an deutschen Dramen ein für alle Mal Bahn gebrochen. Bald kam Döbbelin mit einer noch vorzüglicheren Truppe wieder; neben den Shakespeare'schen Stücken, die einen großen Eindruck machten, wurden auch schon die ersten Dramen von Göthe, sein Götz und Clavigo gegeben, die Schauspielkunst selbst aber kam durch Schröder und besonders durch den berühmten Fleck zu einer hohen Vervollkommnung. — Wiewohl nun der König diese rasche Entwickelung der deutschen Bühne, die vor seinen Augen vorging, beifällig anerkannte, so that er doch persönlich nicht eben viel zur Förderung

derselben. Sein eigenes Interesse war dem französischen Schauspiel zugewandt, das er mit großen Kosten erst im Schloß, dann in einem besonders erbauten Komödienhaus auf dem Gensd'armes-Markt unterhielt, während sich das deutsche Schauspiel noch mit Buden oder anderen unbequemen Räumen behelfen mußte. Später freilich ließ er die französische Komödie eingehen, und obwohl er dem deutschen Drama kein Interesse abgewinnen konnte oder mochte, und Lessing's und Göthes Arbeiten gar nicht kennen lernte, so erwies er doch später Koch und Döbbelin manche Gunst. Erst nach seinem Tode aber durfte die Döbbelin'sche Gesellschaft in das frühere französische Komödienhaus, seitdem „Königliches Nationaltheater" genannt, einziehen. — In kleineren Städten begünstigte der König das Schauspiel grundsätzlich noch weit weniger: an die Universität Halle schrieb er 1771, er sei durch die dort vorgefallenen Unordnungen in der Meinung noch mehr bestärkt worden, daß öffentliche Schauspiele sich ganz und gar nicht für Städte schicken, wo junge Leute zum Dienst des Staates gebildet werden sollen. Es gäben solche der Jugend nur Anlaß, Zeit und Geld unnützerweise zu verschwenden, und die auf dieser Pflanzschule so unumgänglich nöthige gute Zucht zu stören. Schauspiele sollten daher in den Universitäten und in der Nachbarschaft nicht mehr geduldet werden.

Wie durch den Bau des Opernhauses, so wirkte Friedrich noch durch andere große Bauten sehr viel zur Verschönerung der Hauptstadt: die Akademie, die katholische Kirche, die Domkirche, das Palais des Prinzen Heinrich (die jetzige Universität) und andere Gebäude sind hier zu nennen. Berlin bekam durch die großartige Vertheilung des Raumes, durch die Anlage schöner Plätze und Straßen immer mehr die Gestalt einer europäischen Welthauptstadt: vor den Thoren wurden Anpflanzungen gemacht, der Thiergarten besonders bis dahin von Vieh beweidet und mehr ein Jagdrevier als ein Park, wurde durch Knobelsdorf mittelst künstlicher Anlagen zu einem Lustpark umgeschaffen.

Sanssouci.

Wie in dem lieblichen Rheinsberg die schönsten Tage des Kronprinzen Friedrich verflossen waren, so wurde für den König Friedrich das selbstgeschaffene Sanssouci bald der Sitz aller geistigen und gemüthlichen Genüsse. Bis in die entferntesten Regionen der Welt ist der Ruf der bescheiden fürstlichen Wohnung gedrungen, die sich Friedrich dicht bei Potsdam auf einem Weinberg zu ländlicher Zurückgezogenheit erbauen ließ, und welche zuerst nur das „Lustschloß in dem königlichen Weinberg" genannt wurde. An dem leichten Abhange des Berges wurden sechs Terrassen mit Blumenparquets und Treibhäusern gebildet, unten am Fuße sinnige Gartenanlagen, geschmückt mit Kunstwerken alter und neuer Zeit: den Gipfel aber krönte das einfache Gebäude mit nur einem Geschoß, dicht dabei ein Pavillon, von welchem das Schloß den berühmten Namen erhalten hat. Dort hatte sich der König nämlich eine Gruft gebaut, in welcher er einst ruhen wollte, deren ernste Bestimmung jedoch durch eine Bildsäule der Flora verdeckt wurde. Von dem Fenster seines Arbeitszimmers

konnte er die künftige Ruheſtätte immer vor ſich ſehen, und darauf hinweiſend, ſagte er einſt zu einem Freund: „Quand je serai là, je serai sans souci!“ (Wenn ich erſt dort bin, werde ich ohne Sorge ſein). Hieran anknüpfend nannte er dann das Luſtſchloß ſelbſt Sanssouci und ließ dieſe Inſchrift mit goldenen Buchſtaben darauf ſetzen. Im Jahre 1747 wurde die königliche Wohnung bezogen und feierlich eingeweiht. In dieſer Stätte geiſtiger Ruhe und einfacher Genüſſe nahm Friedrich die Studien von Rheinsberg wieder auf, von Sanssouci ſind die meiſten ſeiner freundſchaftlichen und literariſchen Briefe aus den Friedenszeiten datirt (die öffentlichen Actenſtücke dagegen von Potsdam), und auf dem Titel ſeiner ernſteren Schriften nennt ſich der König fortan den „Philoſophen von Sanssouci.“ Er lebte dort jährlich vom Juni bis zum Herbſt. Dort war ſeine Arbeit und ſeine Erholung im Kreiſe der Freunde. Da er den gemüthlichen Freuden eines glücklichen Familienlebens nach der Fügung des Geſchicks und durch den eigenen Willen entbehrte, ſo ſuchte ſich Friedrich dafür in dem freundſchaftlichen und lebendig anregenden Verkehr mit einer Reihe geiſtvoller Männer zu entſchädigen.

Von dem Rheinsberger Freundeskreiſe waren ihm nur Wenige geblieben: die liebſten ſeiner Jugendgenoſſen zumal, Suhm, Keyſerlingk und Jordan, ſowie der früheſte literariſche Freund, der Führer ſeiner Jugend, Duhan de Jandun, waren ihm in den erſten Jahren ſeiner Regierung entriſſen worden; einige andere, wie Knobelsdorf und Rothenburg folgten ihnen bald nach. Der König, der für Freundſchaft, beſonders in jenen früheren Jahren, eine lebendigere Auffaſſung hatte, empfand ſolche Verluſte ſehr tief. Aus dem Lager in Böhmen im Jahre 1745 ſchrieb er über den Tod Jordan's und Keyſerlingk's: „Ich glaube, daß ein wahrer Freund ein Geſchenk des Himmels iſt. Ach, ich habe zwei verloren, um welche ich während meines ganzen Lebens trauern werde, und deren Andenken nur mit meinem Daſein enden wird,“ — bald darauf an den damals ſchon kranken Duhan: „Welch ein Unglück, faſt zugleich meinen armen Jordan und meinen theuern Keyſerlingk verloren zu haben. Sie machten meine Familie aus, und jetzt bin ich wie verwittwet, verwaiſt und in tiefer Trauer. Erhalten Sie mir Ihre Geſundheit und bedenken Sie, daß Sie faſt allein noch von meinen alten Freunden übrig ſind.“ Als er aber ſiegreich aus dem zweiten ſchleſiſchen Kriege zurückkehrte, eilte er mitten aus dem Jubel des Volks hinfort in eine abgelegene Gaſſe, um dem ſterbenden Duhan noch einmal die Hand zu drücken. Auf die herzlichen Aeußerungen der Theilnahme ſeines königlichen Zöglings, ſagte Duhan: „Ew. Majeſtät noch einmal geſehen zu haben, iſt der ſüßeſte Troſt, der mir zu Theil werden konnte. Nun wird mir das Sterben leichter.“ Mit dem tiefſten Schmerze trennte ſich Friedrich von dem alten Freund, der am andern Morgen verſchied. Wie aufrichtig des Königs Freundſchaft war, das zeigte ſich beſonders in der theilnahmvollen Fürſorge für die Hinterlaſſenen ſeiner Freunde.

Dieſe Innigkeit, welche die Jugendverbindungen bezeichnet, war freilich in den Verhältniſſen der reiferen Jahre nicht wiederzufinden: der Anſchluß an den König war von vorn herein nicht mehr ſo unbefangen und rückhaltslos, wie einſt an den fürſtlichen Jüngling, er ſelbſt aber wurde unter den ernſten Regierungsſorgen und mannichfachen Widerwärtigkeiten immer kälter, und daher kam es, daß die literariſchen Freundſchaften jener

Jahre bei Weitem nicht mehr so warm und herzlich sein konnten, wie die in der Jugend angeknüpften. Nur zu Fouqué und Winterfeldt, die aus jenem früheren Bunde übrig waren, blieb Friedrich in einem vertraulicheren Verhältniß. Von den Genossen näheren Umgangs, die er später heranzog, waren nur die beiden Keith ihm durch Eigenschaften des Herzens und des Charakters, abgesehen von ihrer literarischen Bildung, sehr werth, Beide freilich auch an Geist und Kenntnissen ausgezeichnet. Die Keith waren Schotten, mußten aber wegen ihrer Anhänglichkeit an die vertriebenen Stuarts ihr Vaterland meiden; der jüngere Bruder, General Jacob Keith, trat (1747) aus russischen Diensten in preußische über, wurde vom König als tüchtiger Militär und vorzüglicher Mensch sehr gut aufgenommen und gleich zum Feldmarschall ernannt; der ältere, Georg Keith, war Erb-Marschall von Schottland gewesen und wurde deshalb meistens Lord Marishal genannt, er kam später nach Preußen und wurde zu wichtigen Gesandtschaften gebraucht. Beide gewannen das Vertrauen und die Gunst des Königs in hohem Maaße und waren stets willkommene Theilnehmer des intimen Kreises von Sanssouci.

Der wesentliche Character jenes königlichen Kreises aber war der literarische: das Bedürfniß nach geistreichem, wissenschaftlichem Umgange vor Allem leitete den König bei der Auswahl seiner täglichen Gesellschafter, und wir werden sehen, daß dieser vorzüglichste Gesichtspunkt ihn sogar über sittliche Schwächen und Fehler hinwegblicken ließ, die manchen unter seinen Genossen in Sanssouci wahrer Achtung und Freundschaft unwürdig gemacht hätten.

Der Marquis d'Argens war lange Jahre hindurch der vertrauteste von Friedrich's literarischen Freunden. Aus der Provence gebürtig und früh dem Kriegsdienst gewidmet, hatte er denselben dann in Folge leichtfertiger Neigungen verlassen müssen und bald hier, bald dort lebend, zuletzt von seinem Vater enterbt, in Holland als freigeistiger Schriftsteller Beachtung erregt. Friedrich hatte ihn schon als Kronprinz kennen gelernt, konnte ihn aber erst nach seiner Thronbesteigung dazu bewegen, als Kammerherr an seinen Hof zu kommen, wo er durch seine höchst mannichfachen Kenntnisse, durch Uebereinstimmung in der Auffassung der Welt und der göttlichen Dinge, sowie durch heitere, witzige Unterhaltungskunst bald Friedrich's fast unentbehrlicher Gesellschafter wurde, der ihn auch um seiner Gutmüthigkeit und Aufrichtigkeit willen schätzte. Letzterer Umstand, daß d'Argens dem König auch eben einige Achtung abgewann, mag ihn im Vergleich mit einigen anderen sogleich zu erwähnenden Männern, bleibend in den vertrautesten Verkehr mit Friedrich befestigt haben. Der König hatte ihn, soviel es anging, gern auch auf seinen Feldzügen um sich, und unterhielt sonst mit ihm den lebhaftesten Briefwechsel, in welchem er vertrauensvoll über die wichtigsten Dinge sein Herz ausschüttete, über seine literarischen Bestrebungen sich unbefangen äußerte und des Freundes Rath erbat. In der Unterhaltung wurde d'Argens oft sehr feurig, erhitzte sich wohl auch über Gebühr, wußte aber dann zur rechten Zeit mit einem provenzalischen Witzwort wieder einzulenken, und es trugen solche lebendige Scenen nur dazu bei, des Königs Gefallen an dem Verkehr mit ihm zu erhöhen.

Ganz anderer Art war der schon erwähnte de la Mettrie, ein Arzt, der wegen seiner gottlosen und geradezu unsittlichen Schriften aus Frankreich verbannt war, einer der leicht-

fertigsten, unbesonnensten, characterlosesten Schriftsteller, die je gelebt haben. Beispiellos leichtgläubig schrieb er das Schlimmste und Ehrenrührigste über Jemand in die Welt, — war aber gleich darauf bereit, demüthig um Entschuldigung zu bitten und es durch ebenso maaßlose Lobpreisungen gut zu machen. Sein sittliches, bis zur Gemeinheit anstößiges Leben, sowie sein wüster Unglaube verursachten in Berlin viel Aergerniß; aber seine unerschöpfliche, sprudelnde Laune und lebendige Conversation erhielten ihn trotzdem bei Friedrich aufrecht.

Viel würdiger war Maupertuis, der Präsident der Akademie, stets erfüllt von dem Gefühl seiner europäischen Geltung, und in solchem Bewußtsein selbständig bis zur Sonderbarkeit, in Kleidung, Betragen und Hauseinrichtung. Seine meist treffenden Gedanken äußerte er in abgerissener Form und in kräftigen Ausdrücken, immer ohne Schonung Anderer, selbst dem König gegenüber oft mißgelaunt, während er für sich selbst die größten Rücksichten und alle Schonung seiner oft kleinlichen Eitelkeit verlangte. Natürlich gab dies vielfach Anlaß zur Verstimmung in dem geistreichen Kreise. In den religiösen Ansichten entfernte sich Maupertuis mehr und mehr von seiner ursprünglichen materialistischen Richtung.

Der Italiener Algarotti, der 1747 bleibend an den preußischen Hof kam, war wie Wenige begabt, in einem geistigen Zirkel zu glänzen. Friedrich sagt von ihm, er habe sich von allem Wissen das Interessanteste angeeignet, auf jede Frage, die man über Philosophie, schöne Wissenschaften und Künste an ihn richte, bezahle er mit klingender Münze. Dabei besaß er, ungeachtet des höchsten Egoismus, die Gabe gewandter Schmeichelei, die ihn mit den Meisten in angenehmem Verkehr hielt. Dem König war er besonders auch in Sachen der Kunst ein willkommener Rathgeber.

Aber der Mittelpunkt alles geistigen Lebens in der merkwürdigen Gesellschaft ist einige Zeit hindurch Voltaire gewesen. Wir haben die erste Begegnung des Königs mit dem berühmten Schriftsteller, dann dessen ersten Aufenthalt in Berlin erzählt. Friedrich hatte denselben persönlich und dem Rufe nach schon soweit kennen gelernt, um ihn als Menschen nicht eben gar hochzustellen, dagegen erschien ihm für seine eigenen literarischen Bestrebungen die Nähe eines Mannes von Voltaire's unvergleichlichem Talent fortwährend überaus wünschenswerth. Von Jugend auf hatte sich Friedrich gewöhnt, alle seine geistige Nahrung und Erfrischung fast nur in der französischen Literatur zu suchen, er sprach am liebsten französisch und hatte das Bedürfniß, seine Gefühle in französischen Versen auszudrücken. Wie hätte er da nicht den Umgang und die Belehrung des Schriftstellers erstreben sollen, der die französische Sprache unbestritten mit der glänzendsten Virtuosität schrieb. Daß dies für Friedrich der Hauptgesichtspunkt bei Voltaire's Berufung war, kann man aus einem Schreiben an Algarotti entnehmen, wo der König (1749) sehr rückhaltslos sagt: „Es ist recht Schade, daß eine so nichtswürdige Seele mit einem so herrlichen Genie verbunden sein kann; allein ich habe seiner zum Studium der französischen Sprache nöthig. Man kann Schönes von einem Bösewicht lernen. Ich will sein Französisch; was geht mich seine Moral an." Freilich mußte sich der König später überzeugen, daß der genauere Verkehr mit dem unmoralischen Genie denn doch schwer durchzuführen war. Damals aber war sein ganzes literarisches Sehnen darauf gerichtet, den berühmten Mann an seinen Hof zu ziehen,

und er schrieb ihm wiederholt Briefe mit den überschwänglichsten Schmeicheleien, um ihn zu der Uebersiedelung zu bestimmen. Im Jahre 1750 traten für Voltaire Verhältnisse ein, die ihn zu einer Entfernung aus Frankreich geneigt machten, und so folgte er denn endlich des Königs dringenden Einladungen und glänzenden Anerbietungen: er kam nach Sanssouci, wo ihm die schmeichelhafteste Aufnahme, ein Jahrgehalt von 5000 Thalern, die längst ersehnte Kammerherrnwürde, sowie freie Wohnung, Tafel, Equipage und Dienerschaft im Schlosse zu Theil ward. Alle Personen in der Umgebung des Königs, die Prinzen, Feldmarschälle und Hofbeamte wetteiferten, dem berühmten Schriftsteller ihre Bewunderung zu bezeigen: diese glänzende Aufnahme und Friedrich's liebenswürdiger Umgang entzückten ihn ungemein, er sprach vom König nur in den Ausdrücken der höchsten Begeisterung und schrieb, daß es nichts Herrlicheres gebe, als dieses Leben in Sanssouci, und daß Nichts der Philosophie und den schönen Künsten so zur Ehre gereiche. Seine Anwesenheit trug, wie der König gehofft, dazu bei, alles geistige Streben an dem Hofe noch mehr zu beleben. Für Friedrich's eigene literarische Thätigkeit wurde Voltaire's Rath, Hülfe und Leitung von großer Bedeutung, derselbe war recht eigentlich des Königs Grammatiker: er sah die Gedichte desselben durch, machte alle Fehler und Mängel des Ausdrucks bemerklich und gab die nöthigen Verbesserungen an. Er zeigte sich nicht etwa als ein nachsichtiger oder zaghafter Lehrmeister, zuweilen verwarf er die Werke seines königlichen Zöglings ganz und gar, öfter arbeitete Friedrich ein Stück zwanzig Mal um, ohne doch schließlich den Beifall des gestrengen Richters zu erlangen. Jedoch wußte dieser auch das Gute in des Königs Arbeiten wohl zu schätzen und hervorzuheben und ihn zu immer eifrigerem Streben zu ermuthigen; er stellte dessen literarisches Talent sehr hoch und bekannte, indem er ihn corrigire, lerne er selbst sehr viel.

Alle Theilnehmer des literarischen Kreises in Sanssouci waren von dem lebendigsten Eifer angeregt und widmeten sich ernsten Arbeiten: Voltaire vollendete dort seine Geschichte des Jahrhunderts Ludwigs XIV, eines seiner berühmtesten Bücher, das er, wie er meint, in Paris nie zu Ende geführt hätte.

Friedrich's eigene schaffende Thätigkeit hatte sich bald nach den schlesischen Kriegen mehreren sehr ernsten Aufgaben zugewandt: vor Allem beschäftigte ihn die Geschichte seines eigenen Hauses und Landes, über welche bis dahin wenig Gründliches im Zusammenhange geschrieben war. Mit Hülfe des Ministers Podewils, dessen Thätigkeit auch in dieser Beziehung hohe Anerkennung verdient, hatte er das Material gesammelt, aus welchen seine „Brandenburgischen Denkwürdigkeiten" (Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg) entstanden, eine Geschichte des brandenburgischen Hauses von den ältesten Zeiten bis zu Friedrich's Regierungsantritt. Die einzelnen Theile des Buchs wurden, sowie sie beendigt waren, in der Akademie vorgelesen und erregten durch die Unbefangenheit des Urtheils, wie durch eine eigenthümliche Schönheit der Darstellung große Bewunderung, vorzüglich die Geschichte des großen Kurfürsten, dessen Wirken hier zuerst in einigen großen, scharfen Zügen gezeichnet war. Ganz vollendet erschien das höchst interessante Werk in einer Prachtausgabe im Jahre 1751. Doch war Friedrich an der Schwelle seiner Regierung nicht stehen geblieben; in einem zweiten historischen Werk: „Geschichte meiner Zeit" gab er

(zunächst für einige Vertraute) eine Darstellung seiner eigenen Thätigkeit, insbesondere der schlesischen Kriege. Natürlich steht er diesen Ereignissen selbst noch zu nahe, um sie ganz unbefangen zu beurtheilen, aber die Schrift hat einen eigenthümlichen Werth durch die Frische der unmittelbaren Anschauung und das jugendliche Feuer der Auffassung, sowie durch den Glanz der leicht fließenden Darstellung. Von späteren historischen Arbeitern nennen wir noch die „Memoiren vom Hubertsburger Frieden bis zur Theilung Polens." Nächst diesen historischen Schriften sind die Gedächtnißreden (Eloges) zu erwähnen, welche Friedrich auf einige seiner literarischen und militärischen Freunde verfaßte und in seiner neugegründeten Berliner Akademie vorlesen ließ: die bekanntesten derselben aus jenen früheren Zeiten sind die auf Keyserlingk, Duhan, Jordan, Knobelsdorf, die berühmteste von allen aber die aus dem Jahre 1767, auf den zu früh vollendeten, hoffnungsvollen Prinzen Heinrich, wozu später noch die auf Voltaire kam. Vorzüglich reich ist jene Zeit an poetischen Versuchen des Königs, der in allen wichtigeren und erregteren Momenten des Lebens seinen Gefühlen gern in der Form der Poesie Ausdruck verlieh: eine Reihe von Oden und Episteln schildern seine Empfindungen in fast allen glücklichen oder bedrängten Phasen seines reich bewegten Daseins, und zeugen von der Fruchtbarkeit und Lebhaftigkeit seines Geistes, von der Fülle seiner Erfahrung und von der sittlichen Begeisterung, der er fähig war und der eben nur die höchste Weihe eines tieferen religiösen Glaubens fehlte. Auch ein Lehrgedicht über die Kriegskunst und ein komisches Heldengedicht „das Palladium", sind aus jener Zeit vorhanden, — Alles natürlich in französischer Sprache. Sein mannichfaltiger Briefwechsel endlich erfüllt mit Bewunderung durch die Frische, Beweglichkeit und Vielseitigkeit der geistigen Interessen, welche den seltenen Mann mitten unter den ernstesten Sorgen und in der gewissenhaftesten Pflichterfüllung anzogen.

Die historischen und die poetischen Werke wurden zuerst im Jahre 1750 in einer Gesammtausgabe vereinigt und als „Werke des Philosophen von Sanssouci" in prächtigem Druck herausgegeben, jedoch nur für einen engeren Kreis von Lesern. Voltaire hatte mit dem König Alles sorgfältig durchgesehen und zum Theil überarbeitet, der Druck wurde in einer eigenen im Schloß zu Berlin eingerichteten Druckerei besorgt, daher auf dem Titel die Angabe: Au Donjon du Château. Eine Menge untergeschobener Ausgaben aber verbreiteten vorher und nachher des Königs Schriften durch ganz Europa.

Außer diesen literarischen Arbeiten erfreute sich Friedrich vorzüglich am täglichen Umgang mit allen jenen begabten Männern. „Der Geist ist ein Feuer, sagte er, welches erlischt, wenn man es nicht nährt." An lebendigem Gespräch, an wissenschaftlicher Unterhaltung fand er sein höchstes Vergnügen: bei den Tischgesellschaften besonders, zu denen gewöhnlich gegen zehn Gäste eingeladen waren, liebte er eine lebhafte Conversation, allgemeine Politik, Geschichte, Kriegskunde, religiöse und philosophische Fragen; vorzüglich aber Literatur und Kunst bildeten die Gegenstände der Unterhaltung, die immer in französischer Sprache geführt wurde. Der König selbst sprach dabei sehr viel und war nach allen Seiten anregend: im Besitze eines reichen Stoffs von Kenntnissen und von Erfahrung wußte er über alle Dinge mit Einsicht und mit Leichtigkeit zu sprechen; dabei witzig und sarcastisch, liebte er es, wenn die Unterhaltung sich dann und wann in scharfen Schlag-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Friedrich II. und Voltaire.

worten bewegte, — er selbst forderte dazu heraus, doch wußte er auch bei solcher Wendung des Gesprächs die Würde seiner hervorragenden Stellung zu bewahren. Plumpe Schmeichelei hätte sich nicht an ihn heranwagen dürfen, aber aufrichtiges Lob von einsichtiger Seite wußte er sehr zu schätzen.

Die Musik verlieh nächst der Conversation den Gesellschaften in Sanssouci einen besonderen Reiz. Bis in sein hohes Alter hinein übte der König selbst mit immer gleichem Vergnügen das Flötenspiel, und so lange fand auch regelmäßig alle Abende Concert am Hofe statt; ja selbst ins Feld, wenigstens ins Winterlager, ließ Friedrich seine Hauptmusiker oft nachkommen. Vor dem Concert übte und präludirte er wohl eine Stunde lang für sich allein; dann, wenn die eingeladenen Gäste erschienen waren, trat er mit den Noten unter dem Arme in das Concertzimmer, vertheilte die Stimmen an die Mitspielenden oder legte die Noten gleich selbst auf die Pulte. Auch hier war er Alleinherrscher, er selbst war der Capellmeister und bestimmte allein, was gespielt werden sollte, gewöhnlich einige Flötenconcerte, die er selbst vortrug, zuweilen auch ein Solo von Quantz, oder eine Piece auf dem Violoncell, seltener eine Arie von einem seiner Opernsänger. Die Flötenconcerte, die er spielte, waren meist von Quantz für ihn componirt, einzelne auch von seiner eigenen Composition. Emanuel Bach und Fasch, der Gründer der Berliner Singakademie, begleiteten ihn dabei auf dem Piano. Alle Männer vom Fach stimmten darin überein, daß er das Adagio überaus schön und gefühlvoll vortrug und sich durchaus in die jedem Musikstück entsprechende Stimmung versetzte. Einst hatte er in einer Stelle den Ausdruck des Flehens besonders treffend wiedergegeben und sagte zur Erklärung, er habe dabei an den Augenblick gedacht, wie Coriolan's Mutter ihren Sohn auf den Knieen um Schonung für die Stadt Rom gebeten habe. Außer seinem alten Lehrmeister Quantz nahm sich nicht leicht einer von den Musikern die Freiheit, ihm ein Bravo zuzurufen; einst sagte er jedoch zu Fasch lächelnd „er könne es ihm wohl auch einmal äußern, wenn er es gut gemacht habe", was denn Fasch seitdem auch that.

Eine Stunde des Tages war in Sanssouci gewöhnlich noch für den Verkehr mit dem „Vorleser" vorbehalten; der König hatte mehrere Vorleser nach einander, darunter Darget d'Arnaud, Duval. Dieselben mußten Auskunft über neue Bücher geben, woran sich meist lebhafte Unterhaltungen knüpften; kam es zum Lesen einzelner Stellen, so war es fast immer der König selbst, der sie vorlas. Erst in seinen letzten Lebensjahren ließ er sich von seinem Lecteur wirklich vorlesen und zwar am öftersten die griechischen und die römischen Classiker, nächstdem die vorzüglichsten französischen Schriftsteller. Der König liebte es übrigens sein ganzes Leben hindurch, selbst laut zu lesen, besonders poetische Stücke. Er hielt sich fünf ganz gleiche Bücherſammlungen in seinen verschiedenen Residenzen, in Potsdam, Sanssouci, Berlin, Charlottenburg und Breslau, um eine angefangene Lectüre überall ohne Weiteres fortsetzen zu können; später kam noch eine Bibliothèque portative für die Reisen hinzu. Alle Bücher waren ganz gleichmäßig in rothen Maroquin gebunden, die in Potsdam mit einem P bezeichnet, die in Sanssouci mit V (nach dem ursprünglichen Namen des Schlosses „Weinberg" [Vigne]). Außer denjenigen Büchern, bei denen der König nur eben eine leichte Unterhaltung suchte, gab es viele, die er nach einer bestimmten Reihenfolge

immer und immer wieder las: das waren die bedeutendsten der alten Classiker (in französischen Uebersetzungen) und die Werke der berühmtesten französischen Dichter, Kanzelredner, Juristen und Geschichtschreiber.

Neben der Bibliothek gewährte die Bildergallerie in Sanssouci immer neuen Genuß: in derselben befanden sich eine Reihe von italienischen und niederländischen Bildern, die der Kaufmann Gotzkowski auf des Königs Befehl in Frankreich, Italien, Holland angekauft hatte, darunter einige berühmte Stücke von Correggio, Battoni, Rubens, Watteau u. A., die sich jetzt im Museum zu Berlin befinden. Friedrich unterhielt sich sehr gern mit den beiden erfahrenen Wärtern seiner Gallerie. An seinem Hofe selbst waren keine bedeutenden Künstler; Pesne hatte seine beste Zeit vorher gehabt.

Das behagliche schöngeistige Leben und Treiben in Sanssouci sollte jedoch gerade durch den Mann gestört werden, der zur Verschönerung desselben so lebhaft ersehnt worden war, durch Voltaire. Friedrich hatte sich zu ihm deshalb so sehr hingezogen gefühlt, weil er ihn geradezu für den bestorganisirten, anmuthvollsten Geist hielt, den die Natur geschaffen habe. Nur allzubald traten aber neben diesen Vorzügen des Geistes die häßlichen Eigenschaften seines Charakters hervor, die jede persönliche Achtung vor ihm niederschlagen mußten: Eifersucht, Habsucht und Rachgier beherrschten ihn bis zur blinden Leidenschaft, er hatte sein Gefallen daran, die leichtesten Beleidigungen bitter zu rächen und Verfeindungen zu veranlassen, wäre es auch zwischen seinen nächsten Freunden gewesen. Friedrich selbst äußerte bald gegen seine Schwester, man könne von den Thorheiten Voltaire's ein Buch schreiben, so dick wie ein Band von Bayle's Dictionnaire, — mit einem Geiste ersten Ranges sei in diesem Menschen eine der perfidesten und schwärzesten Seelen verbunden: wenn er ruhig erscheine, dann denke er am gewissesten auf eine Nichtswürdigkeit; auf wessen Ansichten er einzugehen scheine, der müsse sich am meisten vor ihm in Acht nehmen. Fortwährend verursachte sein hämisches Wesen Streit und Zerwürfnisse aller Art, Kabalen und Intriguen in dem kleinen Gelehrtenkreis.

Einige schmutzige Geschichten machten ferner die gemeine Habsucht des Mannes in Kurzem zum Stadtgespräch, besonders der Prozeß mit einem Juden, der von ihm durch den Verkauf unächter Steine übervortheilt zu sein klagte, — sodann die Wuchergeschäfte, die er mit aufgekauften sächsischen Steuerscheinen trotz der öffentlichen Verbote des Königs trieb. So unangenehm das durch solche Vorgänge veranlaßte Aufsehen für Friedrich war, und so oft deshalb seine Gnade und Ungnade für den ebenso verächtlichen, als geistvollen Franzosen wechselte, so überwog doch lange Zeit immer wieder des Königs Neigung für den fesselnden Umgang desselben. Er schrieb ihm wohl warnend: „Ich habe bis zu Ihrer Ankunft in meinem Hause Frieden erhalten und sage Ihnen, daß Sie mit Ihren Intriguen und Kabalen sehr an den unrechten Mann gekommen sind. Können Sie sich entschließen, als Philosoph zu leben, so werde ich Sie mit Vergnügen sehen; überlassen Sie sich aber Ihren ungestümen Leidenschaften und suchen Sie mit Jedermann Händel, so wird mir Ihr Besuch ganz und gar nicht angenehm sein, und Sie können eben so gut fortbleiben"; — die Besserung aber, die auf solche Verwarnungen eintrat, war höchstens vorübergehend. Zuletzt kam ein tiefes Zerwürfniß mit Maupertuis hinzu, welches die Fortdauer des Verhältnisses

ganz unmöglich machte. Schon längst war der Poet eifersüchtig auf die große amtliche und gesellschaftliche Stellung des gelehrten Präsidenten der Akademie gewesen; Maupertuis war seinerseits nicht minder verletzt durch die große Geltung, welche Voltaire trotz seines durch und durch frivolen Wesens zu gewinnen wußte. Die gegenseitige Eifersucht erhielt täglich neue Nahrung, wenn der Eine oder der Andere in der Abendgesellschaft zu Sanssouci mehr glänzte. Nachdem es schon oft zu widerwärtigen Händeln zwischen ihnen gekommen war, benutzte Voltaire einen Schriftstreit, welchen Maupertuis mit einem Professor in Leiden führte, und in welchem er sich durch Rechthaberei einige Blößen gab, um ihn durch eine beißende Spottschrift dem allgemeinen Gelächter preiszugeben. Der König, der es schon sehr übel aufnahm, daß Voltaire gegen den Präsidenten seiner Akademie auf diese Weise auftrat, wurde dabei noch persönlich beleidigt: Voltaire ließ nämlich durch einen Unterschleif die Schmähschrift in der Hofdruckerei selbst drucken, und als ihm dann befohlen worden, dieselbe zu vernichten, säumte er nicht, sie auswärts heimlich von Neuem in Druck zu geben. Im höchsten Grade aufgeregt durch diese unerhörte Nichtachtung seiner Befehle ließ der König Voltaire's Schrift durch Henkershand an den Straßenecken von Berlin und vor des Dichters eigenen Fenstern verbrennen. Hierdurch wurde dessen Eitelkeit so tief verletzt, daß an ein Zusammenbleiben nicht mehr zu denken schien. Er schickte dem König Patent, Orden und den goldenen Kammerherrnschlüssel zurück, freilich mit begleitenden Versen, die deutlich zu verstehen gaben, wie gern er sie zurückerhalten möchte; nicht weniger trat dies in einem wehmüthigen Briefe hervor, den er am folgenden Tage schrieb und der wirklich zur Folge hatte, daß ihm Friedrich mit schmeichelhaften Ausdrücken der alten Zuneigung und der Verzeihung Alles wieder zurückgab. Voltaire ließ in den öffentlichen Blättern eine Art Widerruf der ärgerlichen Schrift abdrucken, und so schien für den Augenblick die Sache beigelegt. Aber die gereizte Stimmung kehrte bald zurück, und es blieb ihm Nichts übrig, als den Hof, an welchem seine Stellung unhaltbar geworden war, zu meiden: unter dem Schein eines Urlaubs verließ er Potsdam und Berlin, um nie wieder dahin zurückzukehren (1753). In Frankfurt am Main mußte er vollends noch eine gewaltsame, tief verletzende Behandlung erfahren, indem der preußische Resident ihn verhaften ließ, um die Herausgabe handschriftlicher Arbeiten des Königs, die Voltaire mitgenommen hatte, zu erzwingen. Dieses rücksichtslose, herabwürdigende Verfahren reizte ihn zur größten Erbitterung gegen Friedrich, den er einst als den „Salomo des Nordens" gefeiert hatte, den er jetzt dagegen mit dem Tyrannen Dionysius von Syrakus verglich: durch die bittersten, giftigsten Schmähschriften suchte er den früheren Gönner zu verunglimpfen, der seine bisherige übermäßige Bewunderung für den Franzosen gleichfalls so weit vergaß, um ihn jetzt in seinen Schriften mit derbem Spott anzugreifen. Schon nach zwei Jahren wurde freilich die literarische Correspondenz wieder angeknüpft. Voltaire wünschte sogar wieder an den Hof, von dem er so wenig ehrenvoll geschieden war, zurückzukehren; der König aber sagte, der Himmel möge ihn davor behüten, der Mann sei gut zum Lesen, aber gefährlich zum Umgehen. Ganz wollte er jedoch auch seinerseits den geistigen Genuß, den ihm Voltaire's Talent immer verschafft hatte, nicht entbehren, und ging deshalb gern wieder auf die anziehende Correspondenz desselben ein. Nur jede öffentliche Ehrenerklärung,

ſowie die von Voltaire öfter und auf kindiſche Weiſe erbetene Wiederverleihung der ihm in Frankfurt abgenommenen Orden und Kammerherrnſchlüſſel verſagte ihm der König. Trotzdem kann man nicht umhin, in dem geſchilderten Verhältniß zu Voltaire mehrfach ein Beiſeitſetzen der ächten fürſtlichen Würde zu beklagen, auf welche Friedrich ſonſt ſo ſehr zu halten wußte.

Vorſichtiger als Voltaire war ſein Landsmann, der gelehrte d'Alembert, welchen der König auch gern an ſeinen Hof gezogen hätte, der aber allen Aufforderungen widerſtand, um nicht von den Wechſelfällen der Hofgunſt betroffen zu werden: dagegen unterhielt er die freundſchaftlichſte und vertraulichſte Correſpondenz mit dem geiſtvollen Fürſten, von dem er ſich auch ein Jahrgehalt gern gefallen ließ.

Die unangenehmen Erfahrungen, welche Friedrich gerade in jenem engen Kreiſe von gelehrten Freunden in Bezug auf den Charakter derer machte, die er gern am meiſten geſchätzt hätte, trugen viel dazu bei, ſeine Achtung vor den Menſchen überhaupt und die Gefühle wohlwollender Neigung für dieſelben abzuſchwächen. Einem Fürſten iſt immerdar Gelegenheit geboten, die Menſchen viel mehr von ihren ſchwachen, als von ihren achtungswerthen Seiten kennen zu lernen, und Friedrich's ſcharfe Beobachtungsgabe fand dieſe Schwächen leicht und ſicher heraus. Die üble Stimmung in Bezug auf die Menſchen, die ſich in Folge ſolcher Erfahrungen mehr und mehr ſeiner bemächtigte, wurde leider nicht durch die gemüthlicheren Eindrücke gemildert, welche ſonſt ein inniges Familienleben darbietet: wir wiſſen ja, daß er hierauf verzichtet hatte, und ſo kann es uns nicht Wunder nehmen, daß er ſich nach und nach auf einen immer engeren Kreis zurückzog, immer abgeſchloſſener, kälter, argwöhniſcher wurde, und daß wir ihn in ſeinem Alter faſt vereinſamt finden werden.

Nachdem wir Friedrich's literariſches Leben in einigen Zügen geſchildert haben, müſſen wir noch ſeiner Stellung zur deutſchen Literatur insbeſondere gedenken. Es iſt dies freilich keine der erfreulichſten Seiten unſerer Aufgabe, da des Königs unmittelbare Theilnahme an dem deutſchen Geiſtesleben durchaus unbedeutend, faſt nichtig war. Seine eigenen literariſchen Genüſſe ſuchte er faſt nur bei franzöſiſchen Schriftſtellern oder bei den alten Claſſikern, inſoweit dieſe ihm durch franzöſiſche Ueberſetzungen zugänglich waren; im Privatverkehr, beſonders in dem regen Treiben ſeines Hoflebens ſprach er ausſchließlich franzöſiſch, auch ſeine eigenen Werke waren in dieſer Sprache geſchrieben, und ſeine täglichen Geſellſchafter, ja ſelbſt die bevorzugten Mitglieder ſeiner Akademie waren Franzoſen. Es wäre thöricht und vergeblich, die Bedeutung dieſer Thatſachen hinwegleugnen zu wollen, dieſelbe wird auch dadurch nur wenig geſchmälert, daß der König im Grunde ſeines Herzens die Franzoſen geringſchätzte und dies in einzelnen vertraulichen Aeußerungen auf das Unumwundenſte ausſprach. Gewiß, ſeiner Geſinnung nach war Niemand weniger franzöſiſch, als Friedrich, deſſen politiſches Widerſtreben gegen ein Bündniß mit Frankreich wir ſelbſt in den Zeiten, wo daſſelbe unvermeidlich war, ſo deutlich hervortreten ſahen, der nachher ſeine größten Lorbeeren theilweiſe gegen Frankreich erfocht, — der endlich nicht minder in allgemein ſittlicher Beziehung die Schwächen des franzöſiſchen Volkes klar erkannte und ſchärfer geißelte, als es zu jener Zeit gewöhnlich war. Nicht erſt in ſeinen ſpäteren Jahren,

etwa in Folge seiner kriegerischen Begegnung mit den Franzosen, hat er eine ungünstige Meinung von denselben gewonnen: nein, schon vor Beginn seiner Regierung hatte er das Volk richtig erkannt. An Jordan schreibt er 1740, er habe jenes thörichte, leichtfertige, lüderliche Volk nun kennen gelernt, das so übermüthig im Glücke sei und so kriechend im Unglück: er freut sich, daß Jordan diesem unreinen Auswurf nicht mehr angehöre. Im Jahre 1742 rühmt er, Voltaire gegenüber, das deutsche Volk im Vergleich mit dem französischen: die Nordländer seien nicht so weichlich wie die Völker des Westens, fähiger zur Arbeit, ausdauernder und beständiger, freilich auch weniger zierlich. Das Sybaritenleben in Frankreich habe den guten Ruf der französischen Soldaten und Offiziere vernichtet. Während des siebenjährigen Krieges macht er sich öfter über die alberne und leichtsinnige Nation lustig, die sich im Plündern ebenso tapfer zeige, wie im Gefecht feig. Paris verglich er geradezu mit Sodom und Gomorrha und hatte niemals Lust, es zu sehen. Vorzüglich erfüllte ihn der Wankelmuth der Franzosen mit Verachtung und er ließ seinem Spott darüber gern freien Lauf: „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr Ihre Franzosen mich ergötzen", schrieb er an d'Alembert, „diese nach Neuigkeiten haschende Nation giebt unaufhörlich neue Schauspiele zum Besten: heut jagen sie die Jesuiten fort, morgen rufen sie dieselben zurück, — bald heben sie die Beichtscheine auf, bald das Parlament, — alle drei Monate müssen sie neue Minister haben; kurz sie allein geben dem ganzen Europa immer neuen Stoff zur Unterhaltung. Wenn die Vorsehung bei der Schöpfung der Welt an mich gedacht hat, so hat sie dieses Volk zu meiner Privatbelustigung erschaffen." Auch die politische Leidenschaft und die revolutionäre Unbesonnenheit der Franzosen geißelt er und lobt dagegen die ruhigere Sinnesart der Deutschen: „Es ist freilich wahr", sagte er ironisch, „die Deutschen reißen nicht die Mühlen ein und verwüsten nicht die Saatfelder, wenn sie über Brodtheuerung aufgeregt sind, — auch haben sie bis jetzt weder Bartholomäusnächte, noch rebellische Bürgerkriege gehabt." Auch über den Aberglauben und die Unduldsamkeit der Franzosen spottet er und stellt auch in dieser Beziehung Deutschland weit höher. Von den Plänen der französischen Philosophen, womit sie die Welt reformiren wollen, spricht er nur mit Achselzucken und Verachtung. Ja selbst von der neueren Literatur derselben will er Nichts mehr wissen, so sehr er sich an den Werken ihrer classischen Zeit erfreut. „Ich gestehe Ihnen", schreibt er an d'Alembert, „ich bin der neuen Bücher satt, die jetzt in Frankreich herauskommen. Man findet darin so viel Unnützes und Paradoxes, so viel ungründliches und unlogisches Raisonnement, daß man bei allem Genie, das sich daneben zeigt, einen wahren Ekel an der Literatur bekommen könnte, wenn nicht das vorige Jahrhundert so viel Meisterwerke jeder Art geliefert hätte." Je mehr die französische Literatur in ihrer wüsten zerstörenden Richtung fortschritt, desto entschiedener sagte sich Friedrich von derselben los und er bat d'Alembert einmal, ihm all das armselige Zeug doch nicht mehr zu schicken. „Lassen Sie mich ruhig aus dieser Welt abscheiden, ohne sie mir durch den abgeschmackten Unsinn zu verleiden, der sich in den Schriftstellern findet, die da wähnen, Philosophen zu sein, aber nichts als Schwärmer sind, die an ihre eigenen närrischen Einbildungen steif und fest glauben." In einem dem König gleichfalls zugeschriebenen Briefe, den er nach einem heftigen Gichtanfall an d'Alembert gerichtet haben soll, heißt es endlich:

„Ich lebe wieder auf, für mich, für mein Volk, für meine Freunde und ein wenig auch für die Literatur; aber ich muß Ihnen sagen, daß der schlechte Plunder, den Sie mir geschickt haben, mir die Lectüre ganz verekelt. Ich bin alt und das frivole Zeug kann mir nicht mehr zusagen: ich liebe solidere Waare, und wenn ich wieder jung werden könnte, so würde ich mich von den Franzosen losmachen und es mit den Engländern und den Deutschen halten." Zwar ist die Aechtheit dieses letzten Briefes angezweifelt, doch reichen die vorhergehenden Citate vollkommen hin, um zu zeigen, daß Friedrich sich über den sittlichen Werth des französischen Charakters keine Illusionen machte. Wenn er nichtsdestoweniger in der französischen Literatur so ausschließlich seine Nahrung suchte, so geschah es, weil sein für das Schöne empfänglicher Sinn dort allein damals eine rechte Befriedigung zu finden vermochte. Die deutschen Schriftsteller, wie sie besonders in seinen jüngeren Jahren noch beschaffen waren, hätten seinem lebhaften, fein gebildeten Geist in der That kein Gefallen abgewinnen können: die schöne Literatur war bei uns eben erst im Wiedererwachen begriffen, und das Beste, was Deutschland damals aufzuweisen hatte, war in der Form noch schwerfällig und unerquicklich im Vergleich mit den Erzeugnissen Frankreichs und Englands, wo schon ein Jahrhundert zuvor eine Zeit literarischer Blüthe gewesen war. An den Früchten derselben hatte Friedrich sich in seiner Jugend erfreuen gelernt, daher seine bleibende Vorliebe für jene fremde Literatur und für den persönlichen, geistigen Verkehr mit den fein gebildeten, eleganten Franzosen, trotz der großen sittlichen Schwächen, die er an der Nation und leider an vielen Repräsentanten derselben in seiner Umgebung erkennen und verachten mußte. Es war ihm dieser anregende Verkehr ein Bedürfniß geistiger Erfrischung und Erholung neben der anstrengenden Pflichterfüllung in seinem fürstlichen Beruf.

Wenn sich der König an der heimischen Literatur, wie er sie vorfand, nicht eben erfreuen konnte und und ihr deshalb eine unmittelbar mitwirkende Theilnahme nicht widmete, so gab er sich doch gern der Hoffnung auf ein baldiges Aufblühen derselben hin. In einer Abhandlung, welche er selbst in späteren Jahren über die deutsche Literatur, ihre Mängel und die Mittel ihr aufzuhelfen schrieb, sagte er: „Laßt uns aufrichtig gestehen, daß bisher die schöne Literatur auf unserem Boden nicht glücklich gewesen." Nachdem er dann das wenige Gute, das ihm davon bekannt geworden, aufgezählt, fügt er hinzu: „Es thut mir leid, daß ich kein weitläufigeres Verzeichniß zu entwerfen im Stande bin; die Schuld schreibe ich nicht der Nation zu, ihr fehlt es nicht an Geist und Genie, sie wurde nur aufgehalten durch Umstände, die sie nicht gleichzeitig mit ihren Nachbarn zu einem freien Aufschwung gelangen ließen. — Aber wir werden einst unsere classischen Schriftsteller haben, Jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden, unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, an den Höfen wird man es mit Freuden sprechen. — Schon die Hoffnung macht mich glücklich, daß die Kunst und Wissenschaft, wie früher in Griechenland und in Italien, dereinst in Preußen ihre Wohnstatt finden werde."

Die Erfüllung solcher Hoffnungen zu fördern, blieb der König nicht durchaus unthätig, wenn er auch, zumal in früheren Jahren, dafür nur sehr wenig gethan hat. Er billigte es sehr, daß in Königsberg eine deutsche Gesellschaft gestiftet wurde, in deren Statuten es heißt, daß sie in den von ihr herauszugebenden Schriften „die Ehre Gottes des

Allerhöchsten, die Beförderung guter Wissenschaften und Künste und die Ausbildung der deutschen Sprache" zum Hauptaugenmerk haben sollte. In einer Unterredung, die Friedrich mit Gottsched hatte, sagte er: „Ich bin nun ein zu alter Kerl, noch deutsch zu lernen, und beklage, daß ich in der Jugend weder Anleitung, noch Ermunterung gehabt habe; ich würde gewiß viele meiner Mußestunden auf gute deutsche Uebersetzungen römischer und französischer Schriftsteller verwendet haben." Bei einem Besuch in Leipzig ließ er einst den Fabeldichter Gellert zu sich holen und sprach mit ihm über die deutsche Literatur und deren große Mängel. Gellert mußte ihm einige seiner Fabeln vortragen, über welche Friedrich sein großes Gefallen bezeigte. Garve in Breslau wurde durch den großen König zur Uebersetzung von Cicero's Büchern „über die Pflichten" aufgemuntert. Nach dem siebenjährigen Kriege befahl Friedrich, daß in den Schulen die deutsche Sprache zweckmäßiger betrieben würde.

Das waren jedoch Alles nur vorübergehende, beiläufige Zeichen des Interesses für die deutsche Literatur, wogegen es tief zu beklagen und fast nicht zu erklären ist, daß Friedrich dem frischen Aufleben dieser Literatur, welche schon zu seinen Lebzeiten durch Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Göthe u. A. in allen Richtungen zu der hoffnungsvollsten Entwickelung gelangte, so völlig fremd blieb. Wenn man an jene allseitige frische Regsamkeit denkt, die damals schon in ganz Norddeutschland so herrliche Blüthen trieb, so klingt es gar seltsam, den König noch im Jahre 1781 bei Uebersendung jener erwähnten Abhandlung an d'Alembert sagen zu hören: „An guten Schriftstellern fehlt es uns gänzlich; vielleicht aber werden sie erscheinen, wenn ich in den elysäischen Feldern lustwandle, wo ich dem Schwan von Mantua die Idyllen eines Deutschen, Namens Geßner, und Gellerts Fabeln überreichen will. Sie werden über die Mühe spotten, die ich mir gegeben habe, einer Nation, die bisher Nichts verstand, als essen, trinken und sich schlagen, einige Begriffe von Geschmack und attischem Salze beizubringen. Indessen will man doch gern nützlich sein, und oft keimt ein Wort, welches man in einen fruchtbaren Boden säet, und bringt Früchte über Erwarten." Es ist offenbar, daß der König, der nur Geßner und Gellert nennenswerth findet, die Bedeutung der damals aufblühenden Literatur ebenso verkennt und unterschätzt, wie er seine eigene directe Einwirkung auf dieselbe zu hoch anschlägt.

So wenig aber Friedrich unmittelbar wirksam an der eben beginnenden neuen Blüthe Theil nahm, so ist doch nicht zu verkennen, daß er mittelbar auf dieselbe einen erheblichen Einfluß geübt hat. Das Wichtigste in seinen Beziehungen zur deutschen Literatur ist die große Anregung, welche durch sein Wirken als Held und als Fürst dem ganzen geistigen Leben in Preußen und in Deutschland gegeben worden ist: die Literatur nahm einen kräftigeren Aufschwung in Folge des belebenden und begeisternden Hauches, der von Preußens Thron über das deutsche Vaterland wehete. Nicht blos den heimischen Dichtern, einem Ewald von Kleist, welcher bei Cunnersdorf den Heldentod, das Ziel seines begeisterten Sehnens, fand, einem Gleim, der Karschin u. A. wuchsen die poetischen Fittiche unter dem mächtigen Eindruck von Friedrich's Sieges- und Ruhmeslaufbahn, — nicht blos die „Bardendichtung" war eine Frucht der ihm gezollten Bewunderung: — der alsbald zu erzählende siebenjährige Krieg machte „eine schlagartige Wirkung" in ganz Deutschland, auf viele

poetiſche Gemüther hatte die kräftige Stimmung jener Jahre einen nachhaltigen Einfluß, und hier müſſen die Keime geſucht werden zu jenen jungen Charaktern, die von den ſiebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an mit einer neuen Kühnheit unſere alte Literatur erſchütterten. Vorzüglich hat Friedrich's gewaltiger Heldenruhm und Fürſtenglanz den Deutſchen zuerſt wieder ein lebendiges nationales Bewußtſein gegeben, und aus dieſem keimten die erhabenen Schöpfungen unſerer Literatur hervor. Das friſche, freudige Gefühl, welches durch ſeine glorreichen Thaten in Preußen und in ganz Deutſchland erzeugt wurde, theilte ſich allen Geiſtern mit und Göthe ſelber ſagt: „der erſte wahre und höhere Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und durch die Thaten des ſiebenjährigen Krieges in die deutſche Poeſie.“

In Preußen ſelbſt blühete unter dem Einfluß der freieren Geiſtesbewegung, die von Friedrich im Allgemeinen begünſtigt wurde, eben damals das regſte literariſche Treiben auf, wie es hier nie zuvor gekannt worden war; bald wurde Berlin vor anderen deutſchen Städten, wenn auch nicht gerade der Mittelpunkt geiſtigen Schaffens, doch gleichſam der höchſte Gerichtshof der ſchönen deutſchen Literatur. So hat Friedrich's mittelbarer Einfluß denn allerdings dazu beigetragen, daß, wie er gehofft, Kunſt und Wiſſenſchaft, wie früher in Griechenland und in Italien, ſo in Preußen ihre Wohnſtatt finden ſollten.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Prinz Heinrich.

Der siebenjährige Krieg.

Ursachen desselben.

Der Frieden zu Aachen, durch welchen der österreichische Erbfolgekrieg beschlossen worden war (1748), hatte keine der kriegführenden Mächte befriedigt: augenblicklich erschöpft, hatten sie denselben mehr als Waffenstillstand, wie als definitiven Frieden geschlossen; denn die Eifersucht zwischen Frankreich und England, wie zwischen Frankreich und Oesterreich war in voller Kraft geblieben, und man suchte von allen Seiten nur frische Kräfte zu sammeln, um bei der ersten Gelegenheit den Kampf neu zu beginnen. Es konnte nicht fehlen, daß auch Preußen in denselben wieder verwickelt wurde, so aufrichtig König Friedrich nach der Beendigung der schlesischen Kriege gewünscht hätte, seine übrige Regierungszeit nur in friedlicher Thätigkeit hinzubringen. Daß es ihm mit dieser Friedensliebe voller Ernst war, ist nicht zu bezweifeln. Er hatte in den beiden ersten schlesischen Kriegen den Wechsel des Glücks zu oft und zu tief empfunden, als daß er gern hätte aufs Spiel setzen sollen, was er mit so großen Anstrengungen errungen hatte. Er sah ein, daß er bei einem neuen Kriege im glücklichen Falle wegen der Eifersucht aller Mächte Wenig gewinnen, im unglücklichen aber Alles verlieren könne. So richtete er denn sein entschiedenes Streben dahin, unter den sich vorbereitenden neuen europäischen Verwickelungen sich und seinem Lande den Frieden zu erhalten, es sei denn, daß man die Stellung antasten wollte, die er unter den Mächten erworben; denn diese Stellung mit aller Energie zu vertheidigen, war er eben so fest entschlossen. Mit wachsamem Auge beobachtete er die politische Bewegung in Europa, um die Gefahren, die für ihn entstehen könnten, rechtzeitig zu erkennen und abzuwehren; im Verlauf der Zeit aber stellte sich mehr und mehr heraus, daß er die Theilnahme an dem neuen Kampfe nicht würde vermeiden können. Preußens jüngste Machterhebung selbst bildete einen der wesentlichsten Punkte in den damaligen politischen Umständen Europa's und trug dazu bei, völlig neue Verbindungen unter den Mächten herbeizuführen. Diese europäische Stellung Preußens

nicht weniger, als Maria Thereſia's fortdauerndes Streben nach der Wiedererwerbung Schleſiens mußte den König von Neuem in die Nothwendigkeit bringen, ſein ſchwer erworbenes Anſehen und ſeinen neuen Beſitz mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen.

Maria Thereſia hatte nur durch die unabweisliche Nothwendigkeit gezwungen darein gewilligt, Schleſien, eines ihrer ſchönſten Erbländer an Preußen abzutreten; je ſicherer ſie ſich nach dem Aachener Frieden wieder im Beſitz ihrer übrigen alten Hausmacht fühlte, deſto peinlicher wurde ihr von Tag zu Tag die Erinnerung an jenen Verluſt, an jene Demüthigung. Ihr Stolz empörte ſich bei dem Gedanken, daß ein Fürſt, den ſie weit unter ſich achtete, ihr vermöge der Gunſt augenblicklicher Verhältniſſe Gewalt angethan habe, — und dies Gefühl war um ſo bitterer, weil ſie Friedrich aus mancherlei perſönlichen Vorurtheilen und zugleich als proteſtantiſchen Fürſten, ja als Ungläubigen mißachtete. Ihr katholiſch-frommer Sinn wurde durch den Gedanken betrübt, daß jene Provinz unter die Gewalt eines vermeintlich ketzeriſchen Hauſes gekommen ſei. Endlich mußte ſie auch ſehen, wie unter Friedrich's trefflicher Regierung das ihr entriſſene Land ſich ſchnell zu unerwarteter Blüthe entfaltete und die Einkünfte deſſelben ſich vervielfältigten. Maria Thereſia war ſelbſt eine eifrige, vorſorgliche Regentin, die ſolche Erfolge zu ſchätzen wußte: auch ſie ſuchte die Hülfsquellen und die Wohlfahrt ihres Staats weit über das bisherige Maaß hinaus zu entwickeln. Die Kaiſerin war eine der trefflichſten Fürſtinnen, die jemals einen Thron geziert: ſie ging mit dem Beiſpiel unermüdlicher Thätigkeit allen ihren Beamten voran, die Regierung des Staats nahm faſt alle ihre Augenblicke in Anſpruch, daneben nur noch die Sorge für die Erziehung ihrer Kinder, wogegen ſie für die Vergnügungen des Hoflebens ſo wenig Sinn hatte, wie für weiblichen Putz und für Sorgen der Eitelkeit. Vom frühen Morgen an war ſie mit Staatsangelegenheiten beſchäftigt: zu einer beſtimmten Stunde des Tages hatte Jedermann bei ihr Zutritt. Die minder wichtigen Sachen entſchied ſie auf Vortrag ihrer Miniſter ſogleich, die wichtigeren nach ſorgfältiger, gemeinſamer Berathung. Ihrem Gemahl, ſo ſehr ſie ihn liebte, geſtattete ſie keinen Einfluß auf die Staatsgeſchäfte; ihre fürſtliche Gunſt ſchenkte ſie nur Männern von Talent und Verdienſt. Hervorragende Leiſtungen belohnte ſie freigebig und weckte dadurch den Eifer der Beamten. Gleich nach dem Aachener Frieden war ſie auf Verbeſſerung der Finanzen bedacht: die Verſchwendung in der kaiſerlichen Hofhaltung wurde abgeſtellt, das Einkommen ſollte vermehrt, Schulden abgezahlt, das Heer verſtärkt und dennoch ein Schatz geſammelt werden. Hierin, wie in der Einrichtung der Behörden, nahm ſie ſich zum Theil die Handlungsweiſe ihres Feindes Friedrich und die preußiſche Organiſation zum Muſter. In Kurzem gelangte ſie dahin, daß die Contributionsſteuer, welche unter ihrem Vater mit Inbegriff Schleſiens nur zwölf Millionen gebracht, nunmehr ohne Schleſien ſiebzehn Millionen eintrug; das Geſammteinkommen des Staates betrug vierzig Millionen.

Wie hätte eine Fürſtin ſolcher Art es nicht ſchmerzlich empfinden ſollen, wenn ſie den friſch aufblühenden Flor des ihr ſo eben entriſſenen Landes ſah, wie hätte ſie nicht mit immer erneuter Eiferſucht dorthin blicken und fort und fort den Gedanken hegen ſollen, ſich bei der erſten Gelegenheit des ſchönen Landes wieder zu bemächtigen, das ihr nach ihrer Auffaſſung auf die ungerechteſte, gehäſſigſte Art geraubt worden war. Jene Gelegenheit

nun ſehnte ſie nicht nur herbei, ſondern beförderte gern Alles, was ſie näher führen konnte: ihrerſeits geradezu den Frieden zu brechen, das wollte ſie freilich nicht, aber gern half ſie eine Lage der Dinge bereiten, wo ihr eine Veranlaſſung geboten wäre, Friedrich von Neuem zu bekämpfen. Alsdann gedachte ſie ihm nicht nur Schleſien wieder abzunehmen, ſondern ihn in eine völlig untergeordnete Stellung zurückzudrängen. Vor Allem kam es ihr zu ſolchem Zweck darauf an, ihm überall Feinde zu erwecken, bei welchem Beſtreben ihr nicht nur die Stimmung der übrigen Mächte, ſondern auch Friedrich's perſönliches Verhalten zu Hülfe kam.

An und für ſich war Preußens neue Machtſtellung überall der Gegenſtand des Neides, der Eiferſucht und mannichfacher Beſorgniß. Abgeſehen von den kleineren Fürſten, die mit ſcheelem Blick auf das raſche Emporkommen der brandenburgiſchen Monarchie blickten, waren auch die mächtigeren Staaten über den neuen Nebenbuhler beunruhigt, zumal ſich Friedrich nach allen Seiten höchſt zurückhaltend benahm, ſich nach der Tradition ſeines Hauſes keinem andern Staat entſchieden hingab, ſich vielmehr freie Hand erhielt, um, nur die eigenen Intereſſen im Auge, ſelbſtändig ſeinen Weg zu gehen. Niemand vertrauete ihm daher, Jeder trauete ihm dagegen die gefährlichſten Pläne zu, weil es in der Natur der Dinge zu liegen ſchien, daß ein eben emporkommender Staat nach weiterer Vergrößerung ſtreben müßte. Die Bedeutung eines Fürſten, der zu jeder Zeit über mehr als hunderttauſend Mann verfügte, mußte ſchwer ins Gewicht fallen, und die Gefahr von ſeinen Entſchlüſſen, die er ſtets geheim hielt, im rechten Augenblick aber mit Nachdruck, ungewöhnlichem Geſchick und bisher auch mit Glück durchführte, überraſcht zu werden, hielt ganz Europa in Spannung und Mißtrauen. Dazu kam, daß Friedrich ſich viele Fürſten durch ſeine Neigung zu beißendem Witz zu perſönlichen Feinden gemacht hatte: es war bekannt, daß er die Schwächen und das unſittliche Treiben der damaligen Höfe im Allgemeinen und beſonders die Schwächen einzelner mächtiger Regenten in der ungezwungenen Unterhaltung an ſeinem Hofe, ſowie in ſeinen Correſpondenzen gern zum Gegenſtand ſarcaſtiſcher, verletzender Aeußerungen machte. Der König konnte witzige Einfälle nicht leicht unterdrücken und ſeiner ſpitzen Zunge entging kaum einer der europäiſchen Höfe. Einſt hob ſich im Hoftheater der Vorhang nur ſoweit in die Höhe, daß man blos die Füße der Tänzer ſehen konnte, und Friedrich, obwohl zu jener Zeit mit den Franzoſen in gutem Vernehmen, ruft in Gegenwart des franzöſiſchen Geſandten aus: „Das iſt das Bild des franzöſiſchen Miniſteriums, Beine ohne Kopf.“ In der Geſchichte ſeiner Zeit äußerte er ſich höchſt verächtlich über den, wie es da heißt, „in ganz Europa für ſchwach und ſchurkiſch gehaltenen Fleury“, nicht minder über Ludwig XV. ſelbſt und alle ſeine Miniſter; die mächtige Maitreſſe des Königs von Frankreich belegte er mit den empfindlichſten Spottnamen und bezeigte ihr bei jeder Gelegenheit die größte Verachtung, während alle übrigen Höfe um ihre Gunſt buhlten. Vorzüglich aber wurde ſein Spott über den ruſſiſchen Hof von großer Bedeutung für die politiſchen Verhältniſſe: die Kaiſerin Eliſabeth, ſinnlicher Luſt und der oft wechſelnden Leidenſchaft für begünſtigte Liebhaber rückhaltlos ergeben, wurde in einzelnen Aeußerungen und in mannichfachen Gedichten des Königs mit beißendem Spott behandelt, und einer ihrer einflußreichſten Günſtlinge, der Kanzler Beſtuſcheff, als ein niedriger Böſewicht dargeſtellt, was freilich der Wahrheit nicht eben ſehr widerſprach.

Seite freimüthige, wegwerfende Aeußerungen zogen Friedrich natürlich vielfachen Haß zu, den er ſonſt vielleicht nicht erfahren hätte; der öſterreichiſche Hof und andere Widerſacher Preußens machten ſich ein Vergnügen daraus, alle jene ſcharfen Bemerkungen den Betheiligten zu hinterbringen. Dank ſolchen Bemühungen gelang es Oeſterreich ſchon im Jahre 1746 ein Bündniß mit Rußland zu Stande zu bringen, welches insgeheim geradezu gegen Friedrich und gegen ſein Recht auf Schleſien gerichtet war. Nicht vorſichtiger ſtellte ſich der König von Preußen zu Sachſen; König Auguſt ganz den ſinnlichen Genüſſen ergeben, ließ ſeinen Miniſter, den Grafen Brühl, nach Willkür ſchalten und walten. Brühl, ein eingebildeter, eitler Menſch, haßte den König von Preußen, weil er deſſen geiſtige Ueberlegenheit fühlte und zugleich wohl wußte, wie gering Friedrich von ihm dachte, wie verächtlich derſelbe von ihm ſprach. Dadurch wurde Sachſen, an und für ſich und von alter Zeit ſchon Nebenbuhler und Neider des brandenburgiſchen Emporkommens, noch entſchiedener in die Reihen der Feinde gedrängt. Zwar hatte der ſächſiſche Fürſt, wie ſein Miniſter, nicht Muth genug, dem Bündniß von Oeſterreich und Rußland geradezu beizutreten, dazu war ihnen Preußens unmittelbare Nachbarſchaft zu bedrohlich; insgeheim aber nahmen ſie an allen Verhandlungen der Feinde Friedrich's Theil, bereit, ſich mit denſelben zu vereinigen, ſobald es zum Kriege käme. Dieſer konnte jedoch nur im Zuſammenhang mit den allgemeinen europäiſchen Verhältniſſen herbeigeführt werden.

Das Bündniß zwiſchen Oeſterreich und England war ſeit dem Aachener Frieden bedeutend erkaltet: Maria Thereſia ſchrieb es Englands ſchwacher Unterſtützung zu, daß ſie ihre Erblande nicht in vollem Umfange behauptet hatte, und als ihr der engliſche Geſandte zum endlichen Abſchluß des Friedens Glück wünſchen wollte, ließ ſie ihm ſagen: Beileidsbezeigungen wären paſſender, er möge ihr eine höchſt unangenehme Unterhaltung erſparen. Als nun die Kaiſerin ihre neuen Kriegsgedanken gegen Preußen auch bei dem engliſchen Hofe zu erkennen gab, fand ſie bei Georg III. bei Weitem die günſtige Aufnahme nicht, die ſie wünſchen mußte, vielmehr konnte ſie nur für den Fall, daß Friedrich ſie angriffe, das Verſprechen erlangen, daß England alsdann Hülfsgelder an Rußland zahlen ſolle. Da wandte ſich die öſterreichiſche Politik unerwarteter Weiſe nach einer anderen Seite hin, — nach Frankreich: ſeit Jahrhunderten waren die Bourbonen die Nebenbuhler des Hauſes Habsburg geweſen, jetzt aber begünſtigten die eigenthümlichen Verhältniſſe am Hofe Ludwig's XV. die Hoffnung auf eine Verbindung der beiden Continentalmächte, auf welche beſonders der öſterreichiſche Geſandte in Paris, Graf von Kaunitz, ſeit einiger Zeit mit Eifer und Gewandtheit hinarbeitete. Kaunitz, ein Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten, frühzeitig zum Staatsmann ausgebildet und mit hohen Aemtern betraut, beſaß ſeit dem Aachener Friedensſchluß das größte Vertrauen der Kaiſerin, die in europäiſchen Dingen Nichts mehr ohne ſeinen Rath beſchloß. Er hatte eine tiefe und genaue Kenntniß der politiſchen Verhältniſſe, konnte die verwickelten Gegenſtände mit Klarheit auffaſſen und darlegen, war von der ſtrengſten Verſchwiegenheit und wußte durch anſcheinende Unbefangenheit und Freimüthigkeit Andere leicht auszuforſchen und zu benutzen: dabei war er unbeſtechlich, unermüdlich thätig und hingebend für das Intereſſe ſeiner Fürſtin, die ihm darum eine gewiſſe Eitelkeit, Anmaßung und Herrſchſucht gern hingehen ließ. Was ihr denſelben vorzugsweiſe

werth machte, war ſein perſönlicher Haß gegen den König von Preußen: um dieſen wo möglich zu demüthigen, faßte Kaunitz den kühnen Plan, die alte traditionelle Politik Frankreichs umzuſtimmen. Es galt, den Hof von Verſailles zu der Ueberzeugung zu bringen, daß das Syſtem, welches Franz I., Heinrich IV., Richelieu und alle bedeutenden Staatsmänner Frankreich's gegen Oeſterreich verfolgt hatten, auf Vorurtheilen beruhe, daß vielmehr Frankreich im Bunde mit Oeſterreich den Continent beherrſchen und Englands weiteren Fortſchritten ein Ziel ſetzen müſſe. Kaunitz hatte die Verhältniſſe des franzöſiſchen Hofes genau kennen gelernt. Ludwig XV., nur den ſinnlichen Genüſſen ergeben, überließ die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten faſt ausſchließlich ſeinen Miniſtern: zugleich aber hatte er ein geheimes Cabinet von Vertrauten, Günſtlingen und Creaturen ſeiner Maitreſſen, von wo aus er ſeinen Geſandten directe Weiſungen zugehen ließ, oft im Widerſpruch mit den Inſtructionen der Miniſter. Die frühere Geliebte des Königs, die Marquiſe von Pompadour, eine Frau von gewöhnlicher Herkunft und Denkungsart, hatte den größten Einfluß auf dieſe geheime Leitung der Staatsgeſchäfte gewonnen: nachdem ſie aufgehört, des Königs ausſchweifende und wankelmüthige Neigungen zu feſſeln, ließ ſie ihn kluger Weiſe ungeſtört anderen Buhlerinnen huldigen, entſchädigte ſich aber dafür durch die Herrſchaft in ſeinem Cabinet. Das wußte Kaunitz ſchlau zu benutzen. Ohne zuerſt etwas von ſeinen Abſichten merken zu laſſen, ſuchte er vor Allem das Vertrauen der allmächtigen Marquiſe zu gewinnen, deren Eitelkeit zu ſchmeicheln und zugleich ihre Erbitterung gegen Friedrich II, zu nähren. Auch hier war die Feindſchaft gegen den König perſönlicher Art und durch ſeine rückhaltloſen Aeußerungen verurſacht. Das lüderliche Treiben an dem Hofe Ludwig's XV. hatte denſelben, wie erwähnt, von jeher mit Widerwillen erfüllt, und er pflegte die dortigen Staatsmänner nach den aufeinanderfolgenden Maitreſſen, deren Gunſt ſie ihre Geltung verdankten, einzutheilen, indem er ſie als Cotillon (Unterrock) I, II, III bezeichnete. Beſonders aber bezeigte er der Pompadour, während ihr von allen übrigen Höfen die größten Schmeicheleien und Aufmerkſamkeiten zu Theil wurden, ſeinerſeits nur Vernachläſſigung und Mißachtung. Als Voltaire nach Berlin kam, überbrachte er Grüße der Marquiſe an den König, dieſer aber wandte ſich kalt ab und ſagte: „Ich kenne ſie nicht.“ Zwar berichtete Voltaire nichtsdeſtoweniger heuchleriſch ſchmeichelnd nach Verſailles: „Mars habe die Grüße der Venus entgegengenommen, wie es ſich gebühre“, doch wird der Marquiſe die Wahrheit nicht unbekannt geblieben ſein. Sie empfand es mit beſonderem Unwillen, daß Friedrich's Geſandter der einzige war, der ihr nach ſeines Herrn ausdrücklichen Befehl nicht die Aufwartung machen durfte. Die hierdurch bei ihr erzeugte Stimmung wirkte natürlich auf Ludwig XV. ſelbſt zurück. Kaunitz dagegen wußte den Wiener Hof zu beſtimmen, die eitle Marquiſe durch unaufhörliche Zeichen der Zuvorkommenheit zu feſſeln: auf ſeinen Rath gewann es die Kaiſerin über ſich, perſönlich mit der Buhlerin Ludwig's XV. in Verbindung zu treten. In einem eigenhändigen Schreiben ſagte ſie ihr die ſchmeichelhafteſten Dinge, und ließ ſich herab, ſie wie eine fürſtliche Perſon „Ma Cousine“ oder „Princesse et Cousine“, nach Anderen auch: „Madame, ma très chère soeur“ anzureden. Es mußte der Kaiſerin Maria Thereſia ſchwer angehen, ihre weibliche Würde, die ihr ſonſt in jeder Beziehung ſo hoch ſtand, hier ſo weit hintanzuſetzen: aber, „es galt

Schlesien, es galt der Rache an dem überlegensten Feinde", und vor diesem Gedanken trat bei ihr jede andere Rücksicht in den Hintergrund. Auch brachte ihr fürstlicher und weiblicher Stolz nicht umsonst solche Opfer: die Marquise von Pompadour ließ es sich täglich mehr angelegen sein, ihren königlichen Freund feindlich gegen den König von Preußen zu stimmen, der ihm besonders auch als Gottesleugner und Ketzer geschildert wurde, und dessen Erniedrigung ihm daher als ein Verdienst um die katholische Kirche erschien.

Feindseligkeiten, die gerade damals zwischen Frankreich und England über die Stromgebiete des Mississippi und des Ohio in Nord-Amerika ausbrachen, beförderten den Abschluß der vorbereiteten Bündnisse unter den europäischen Mächten. König Georg von England besorgte, als es bereits zu wirklichen Conflicten mit den Franzosen kam, daß diese sein deutsches Stammland Hannover angreifen würden und suchte in Deutschland nach Schutz für dasselbe. Auf Grund der alten Allianz wandte er sich zuerst an Oesterreich und verlangte, Maria Theresia solle zur Sicherung Hannovers gegen Frankreich ihre Truppen in den österreichischen Niederlanden verstärken. Der Wiener Hof aber, gerade damals mit dem Plan des französischen Bündnisses lebhaft beschäftigt, lehnte jede Maaßregel ab, die Frankreich hätte beunruhigen oder reizen können; überdies wurde von Oesterreich während der Unterhandlungen die Forderung gestellt, daß Georg sich geradezu zum Angriff gegen Preußen verbindlich machen sollte. England lehnte jeden derartigen Antrag ab, es kam darüber zu empfindlichen gegenseitigen Vorwürfen und da Georg endlich einsah, daß er von Oesterreich Nichts zu erwarten habe, wandte er sich an den König von Preußen.

Friedrich ließ sich nicht gern in die Händel mit hineinziehen, die ihn wider Wunsch und Neigung in neue Kriege verwickeln konnten, aber schon hatte er von den Gefahren, die ihn selbst bedroheten, geheime Kunde erhalten und durfte es deshalb nicht versäumen, sich seinerseits durch ein Bündniß gegen dieselben zu wahren. Durch einen bestochenen Kanzlisten im sächsischen Ministerium waren nämlich seinem Gesandten in Dresden Abschriften der wichtigsten Correspondenzen geliefert worden, die zwischen Wien, Dresden und Petersburg gepflogen wurden; dazu kamen seit 1755 die vertraulichen Mittheilungen des Großfürsten Peter von Rußland, welcher Friedrich bis zur Anbetung verehrte. Der König konnte sich über das Bedrohliche seiner Lage nicht täuschen: er sah, mit welcher Leidenschaft Maria Theresia und Elisabeth Alles aufboten, ihm Feinde zu erwecken, und er kannte die Stimmung des französischen Hofes gegen ihn. Man wagte es von dort aus immer mehr, einen anmaßenden Ton gegen ihn, wie gegen einen Untergebenen, anzustimmen, wodurch sein Ehrgefühl tief verletzt wurde. Als Hannover von Frankreich aus bedroht werden sollte, sagte der französische Minister zum preußischen Gesandten: „Schreiben Sie dem König von Preußen, er möge uns in der Unternehmung gegen Hannover beistehen; es giebt da Gelegenheit zum Plündern. Der Schatz des Königs von England ist gut versehen, der König braucht ihn nur zu nehmen. Das ist ein guter Fang." Friedrich ließ ihm antworten, solche Vorschläge paßten für einen Contrebandier; der Minister werde hoffentlich noch lernen die Personen unterscheiden. Als nun zu derselben Zeit England Vorschläge zu einem Vertrag mit Preußen machte, zeigte sich Friedrich zu einem solchen nicht abgeneigt; doch wollte er darauf nur insoweit eingehen, als es galt, Deutschland vor jedem Angriff, von welcher Seite er auch

kommen möchte, zu ſchützen. In dieſem Sinne wurde denn am 16. Januar 1756 zu Weſtminſter ein Neutralitätsvertrag zwiſchen Preußen und England abgeſchloſſen, vermöge deſſen beide Theile ihre früheren Gewährleiſtungsverträge erneuerten und ſich verpflichteten, wenn irgend eine fremde Macht Truppen in Deutſchland einrücken laſſen ſollte, ihre Streitkräfte gegen dieſelben zu vereinigen, um den Friedensbruch zu ſtrafen und die Ruhe in Deutſchland wiederherzuſtellen.

Friedrich hielt dieſen Vertrag für ein Mittel, Deutſchland den Frieden zu ſichern, er ahnte nicht, wie der Wiener Hof denſelben gerade dazu benutzen würde, um den Krieg zu ſchüren. Maria Thereſia kam die Kunde von dem Vertrag ungemein erwünſcht, um Frankreich dringender zu einem Bündniß gegen England und Preußen einzuladen, in welchem Sinne ſofort lebhafte Verhandlungen angeknüpft wurden. Nicht ſo leicht zwar, wie es zuerſt geſchienen, ſollte man damit zum Ziele kommen; denn die einſichtigſten der franzöſiſchen Staatsmänner beſtanden mit aller Energie darauf, an der alten Politik feſtzuhalten und wo möglich das gute Einvernehmen mit Preußen zu erneuern. Der Herzog von Nivernois war deshalb ſchon einige Zeit zuvor nach Berlin geſandt worden, aber er war eben nur zur rechten Stunde dort angekommen, um den Abſchluß des Neutralitätsvertrags mit England zu erfahren. Man war hierüber in Verſailles im höchſten Grade erſtaunt und ungehalten; um ſo mehr hoffte Graf Kaunitz, daß der franzöſiſche Hof jetzt die öſterreichiſchen Anträge auf ein Schutz- und Trutzbündniß günſtig aufnehmen würde. Nichts Geringeres hatte dieſer Antrag zum Ziel, als eine völlige Vernichtung der brandenburgiſchen Macht, welche zum beſten Theil an Oeſterreich, Sachſen und Schweden fallen ſollte, wogegen Oeſterreich ſich bereit erklärte, ſeine niederländiſchen Beſitzungen an Frankreich und Spanien abzutreten. Ludwig XV. war perſönlich gereizt genug gegen Friedrich II., um auf einen ſolchen Plan willig einzugehen, noch einmal aber widerſetzten ſich die Politiker des alten Syſtems, und gegen ihren Widerſtand vermochte Kaunitz nur ein Schutzbündniß durchzuſetzen (1. Mai 1756), vermöge deſſen beide Staaten ſich für den Fall eines Angriffs vierundzwanzigtauſend Mann Hülfstruppen verſprachen; dagegen lehnte es Ludwig XV. ab, angriffsweiſe gegen Preußen zu verfahren. Kaunitz freilich gab die Hoffnung nicht auf, Frankreich in den Kampf zu verwickeln, wenn derſelbe nur erſt auf irgend einer Seite zum Ausbruch gekommen wäre, und ſofort ſetzte er Alles in Bewegung, um von einer anderen Seite her dieſen Zweck zu erreichen. Die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland, täglich mehr gegen den König von Preußen gereizt und erbittert, war bereit, denſelben ohne weitere Verhandlungen bei der erſten günſtigen Gelegenheit anzugreifen; beſonders als ihr von Oeſterreich Subſidien zugeſichert waren, ging ſie auf den Entwurf eines Angriffsbündniſſes lebhaft ein, nach welchem Schleſien mit Glatz an Oeſterreich, Weſtpreußen an Polen (dafür Kurland an Rußland), Magdeburg an Sachſen, Pommern an Schweden kommen ſollte. Ehe jedoch das Vorhaben zur Ausführung gebracht wurde, ſollten erſt Frankreich und Rußland, die damals geſpannt waren, verſöhnt werden. Dieſe Verzögerung wollte man benutzen, um inzwiſchen die Rüſtungen zum beabſichtigten Angriff zu vervollſtändigen.

Friedrich blieben dieſe lebhaften Unterhandlungen, ſowie die eifrigen Rüſtungen in Oeſterreich und Rußland nicht unbekannt: in Liefland und Böhmen fanden bereits im

Juli 1756 Zuſammenziehungen von Truppen Statt, die bis zum nächſten Frühjahr zu genügender Höhe gebracht werden ſollten. Der König wußte, daß ihm alsdann zweihunderttauſend Mann gegenüberſtehen würden; ſollte er es nun unthätig darauf ankommen laſſen, daß dieſe Pläne verwirklicht würden? Das hätte ſeinem Weſen nimmer entſprochen; er war vielmehr kurz entſchloſſen, den Feinden durch einen unerwarteten Schlag zuvorzukommen; dann werde ſich, meinte er, die furchtbare Verſchwörung in Rauch auflöſen. Der engliſche Geſandte rieth davon dringend ab: wenn Friedrich, ſagte er, der Angreifende ſei, ſo müſſe Frankreich nach dem Schutzbündniß Oeſterreich Hülfe leiſten, verhalte er ſich dagegen ruhig, ſo werde es trotz alles drohenden Anſcheines nicht zum Kriege kommen. Friedrich aber antwortete heftig: „Glauben Sie, daß ich mir werde Naſenſtüber geben laſſen? Bei Gott, das werde ich nicht leiden!“ Um es nicht ſofort zum Aeußerſten zu treiben, ließ er Maria Thereſia zunächſt in freundlichſter Weiſe um Aufklärungen über den Zweck der öſterreichiſchen Rüſtungen bitten, erhielt aber eine hochmüthig ausweichende Antwort, die ihn in hohem Grade kränkte und reizte. Gleichzeitig bekam er Kunde von einem Wiener Bericht an den Grafen Brühl, wonach man beabſichtigte, durch langdauernde Kriegsbereitſchaft ſeine Kräfte aufzureiben; im nächſten Jahre aber ſollte er ſicher angegriffen werden. Jetzt theilte er ſeinen vertrauten Generalen die Lage der Dinge mit: erſt waren ihre Anſichten über die Angemeſſenheit eines ſofortigen Losſchlagens getheilt, als aber der König ihnen die aus Dresden erhaltenen geheimen Correſpondenzen vorlegte, da war nur eine Meinung über die nothwendige Abwehr des geſponnenen Verrathes und der alte Feldmarſchall Schwerin rief aus: „Da denn einmal Krieg geführt werden muß, ſo laßt uns heute aufbrechen, das kornreiche Sachſen nehmen und von da in Böhmen eindringen.“ In der That, da der Krieg einmal unvermeidlich ſchien, konnte es der König nicht darauf ankommen laſſen, daß der Feind erſt alle ſeine Kräfte ſammelte, — ſo bedenklich es auf der anderen Seite war, daß ein Angriff von ſeiner Seite auch Frankreich gegen ihn ins Feld rufen mußte.

Noch einmal wandte er ſich nach Wien, um wo möglich den Frieden zu erhalten oder wenigſtens die Verantwortung für den ausbrechenden Krieg von ſich abzulenken. Da Maria Thereſia ſtark rüſte und an ſeinen Grenzen Truppen zuſammenziehe, ſo müſſe er um eine deutlichere Antwort, als die vorige, bitten, ob die Rüſtungen, wie es den Anſchein habe, gegen ihn gerichtet ſeien: die Folgen einer unbeſtimmten Erwiederung werde ſich die Kaiſerin ſelbſt beizumeſſen haben. Die Antwort war jedoch wieder voll Stolz und gereizter Empfindlichkeit; jede beſtimmtere Erklärung wurde von Maria Thereſia abgelehnt. Da war Friedrich feſt entſchloſſen, den Feinden nicht Zeit zu laſſen, ihre Rüſtungen zu beendigen. „Beſſer zuvorkommen, als ſich zuvorkommen laſſen“, ſchrieb er an den König von England und bald wurde Alles zum nothwendigen Vertheidigungskrieg vorbereitet. Denn ein ſolcher war der langwierige Krieg, der jetzt entſtand; wenn Friedrich anſcheinend der angreifende Theil war, ſo trifft doch die Schuld und Verantwortlichkeit für den Friedensbruch nicht ihn, ſondern die Feinde, die einen Vernichtungskampf gegen ihn vorbereitet hatten, und die ihn gemeinſam von allen Seiten zu überfallen gedachten, wenn ſeine Wachſamkeit, Entſchloſſenheit und Energie nicht ihr Verhaben vereitelt hätte.

Friedrich's Rüstungen und geheime Weisungen an den Grafen von Finkenstein.

Dasselbe Bewußtsein, welches Friedrich beim Beginn der schlesischen Kriege seine große Zuversicht gegeben hatte, das Bewußtsein der vollständigen Kriegsbereitschaft seines Heeres, dies erfüllte ihn auch jetzt mit frischem Muth. So sehr er den Frieden schätzte und seinem Lande zu erhalten suchte, so hatte er doch nicht einen Augenblick unterlassen, sich für den Krieg in jeder Beziehung bereit zu halten: inmitten starker und gefährlicher Nachbarn, die sämmtlich seine Feinde oder Nebenbuhler waren, ohne einen zuverlässigen Bundesgenossen, wußte er, daß er sich nur auf die Kriegsbereitschaft und Tapferkeit seiner Armee verlassen dürfe. Auch während des Friedens hatte er daher die Sorge für sein Kriegsheer als seine wichtigste Pflicht angesehen: die Disciplin des Heeres, sagte er, sei die Grundlage des Ruhmes für seinen Staat und das Bestehen desselben hänge davon ab. Wohl sei es schön, sich Ruhm erworben zu haben, aber eine schändliche Sicherheit würde es sein, nicht auch ferner die Mittel vorzubereiten, die man bald wieder gegen die Feinde brauchen werde. Vor Allem kam es ihm darauf an, den eigenthümlichen kriegerischen Geist, die militärische Tugend der Armee aufrecht zu erhalten, die er in drei Dinge setzte, in Ordnung, Gehorsam und Tapferkeit. Von den jungen Offizieren fordert er nicht allein untadelhaftes Betragen und gute Kenntnisse, sondern auch selbständige Einsicht; die Commandirenden sollen nicht blos die Mannszucht auf das Strengste beobachten, sondern auch im Stande sein, in dringenden Fällen ihren Entschluß für sich selbst zu ergreifen, — oft hänge der Ausgang einer Schlacht, das Heil des Staates von dem Verfahren eines Obersten ab. Alle müssen mit Leib und Seele dienen, und der Dienst muß ihnen über alles Andere gehen. Damit hing es zusammen, daß der König nur äußerst ungern die Verheirathung von Offizieren zuließ, damit nicht die häuslichen Neigungen und Sorgen den militärischen Sinn in ihnen abschwächten. „Denn wann sie alsdann marschiren sollen, meinte er, so ist ein Haufen Lärmen, der Weiber halber." Die Husaren vorzüglich hielt er vom Heirathen zurück, weil sie „nicht durch die Scheide, sondern durch den Säbel ihr Glück machen müßten", — und weil das Heirathen „ihren Umständen, die ein freies Herz erfordern, nicht convenabel sei, vielmehr ihnen nur viel Sorgen auf den Hals ziehe." Nur wenn einer seiner Offiziere durch eine Heirath Vermögen bekommen konnte, gab er dieselbe allenfalls zu. Weiberwirthschaft im Feld und ebenso in den Casernen war ihm verhaßt: alle häuslichen Einrichtungen der Soldaten aber waren auf körperliches Wohlsein und auf kameradschaftliches Zusammenleben berechnet. Auf Mäßigkeit mußte streng gehalten werden, Spielen und Trinken durfte nicht einreißen.

Die Uebungen wurden auf alle im Kriege möglichen Fälle berechnet. Friedrich selbst hat die Grundsätze aufgezeichnet, auf die es dabei besonders ankomme. „Was heißt es", sagt er, „eine Schlacht gewinnen? Es heißt den Feind nöthigen, das Feld zu räumen. Ich übe die Truppen so rasch anzurücken, wie möglich; sie haben nicht zu schießen, sondern bedienen sich des Bajonetts, oder dringen, die Flinte über die Schulter, an; so setzen sie den Feind außer Fassung. Nicht das Feuern gewinnt Schlachten, sondern die gute Haltung der Truppen. Auch von der Cavallerie verlange ich geschlossene, lebhafte Attaquen. Da die

Juli 1756 Zusammenziehungen von Truppen Statt, die bis zum nächsten Frühjahr zu gewaltiger Höhe gebracht werden sollten. Der König wußte, daß ihm alsdann zweihunderttausend Mann gegenüberstehen würden; sollte er es nun unthätig darauf ankommen lassen, daß diese Pläne verwirklicht würden? Das hätte seinem Wesen nimmer entsprochen; er war vielmehr kurz entschlossen, den Feinden durch einen unerwarteten Schlag zuvorzukommen; dann werde sich, meinte er, die furchtbare Verschwörung in Rauch auflösen. Der englische Gesandte rieth davon dringend ab: wenn Friedrich, sagte er, der Angreifende sei, so müsse Frankreich nach dem Schutzbündniß Oesterreich Hülfe leisten, verhalte er sich dagegen ruhig, so werde es trotz alles drohenden Anscheines nicht zum Kriege kommen. Friedrich aber antwortete heftig: „Glauben Sie, daß ich mir werde Nasenstüber geben lassen? Bei Gott, das werde ich nicht leiden!" Um es nicht sofort zum Aeußersten zu treiben, ließ er Maria Theresia zunächst in freundlichster Weise um Aufklärungen über den Zweck der österreichischen Rüstungen bitten, erhielt aber eine hochmüthig ausweichende Antwort, die ihn in hohem Grade kränkte und reizte. Gleichzeitig bekam er Kunde von einem Wiener Bericht an den Grafen Brühl, wonach man beabsichtigte, durch langdauernde Kriegsbereitschaft seine Kräfte aufzureiben; im nächsten Jahre aber sollte er sicher angegriffen werden. Jetzt theilte er seinen vertrauten Generalen die Lage der Dinge mit: erst waren ihre Ansichten über die Angemessenheit eines sofortigen Losschlagens getheilt, als aber der König ihnen die aus Dresden erhaltenen geheimen Correspondenzen vorlegte, da war nur eine Meinung über die nothwendige Abwehr des gesponnenen Verrathes und der alte Feldmarschall Schwerin rief aus: „Da denn einmal Krieg geführt werden muß, so laßt uns heute aufbrechen, das kornreiche Sachsen nehmen und von da in Böhmen eindringen." In der That, da der Krieg einmal unbermeidlich schien, konnte es der König nicht darauf ankommen lassen, daß der Feind erst alle seine Kräfte sammelte, — so bedenklich es auf der anderen Seite war, daß ein Angriff von seiner Seite auch Frankreich gegen ihn ins Feld rufen mußte.

Noch einmal wandte er sich nach Wien, um wo möglich den Frieden zu erhalten oder wenigstens die Verantwortung für den ausbrechenden Krieg von sich abzulenken. Da Maria Theresia stark rüste und an seinen Grenzen Truppen zusammenziehe, so müsse er um eine deutlichere Antwort, als die vorige, bitten, ob die Rüstungen, wie es den Anschein habe, gegen ihn gerichtet seien: die Folgen einer unbestimmten Erwiederung werde sich die Kaiserin selbst beizumessen haben. Die Antwort war jedoch wieder voll Stolz und gereizter Empfindlichkeit; jede bestimmtere Erklärung wurde von Maria Theresia abgelehnt. Da war Friedrich fest entschlossen, den Feinden nicht Zeit zu lassen, ihre Rüstungen zu beendigen. „Besser zuvorkommen, als sich zuvorkommen lassen", schrieb er an den König von England und bald wurde Alles zum nothwendigen Vertheidigungskrieg vorbereitet. Denn ein solcher war der langwierige Krieg, der jetzt entstand; wenn Friedrich anscheinend der angreifende Theil war, so trifft doch die Schuld und Verantwortlichkeit für den Friedensbruch nicht ihn, sondern die Feinde, die einen Vernichtungskampf gegen ihn vorbereitet hatten, und die ihn gemeinsam von allen Seiten zu überfallen gedachten, wenn seine Wachsamkeit, Entschlossenheit und Energie nicht ihr Vorhaben vereitelt hätte.

Friedrich's Rüſtungen und geheime Weiſungen an den Grafen von Finkenſtein.

Daſſelbe Bewußtſein, welches Friedrich beim Beginn der ſchleſiſchen Kriege ſeine große Zuverſicht gegeben hatte, das Bewußtſein der vollſtändigen Kriegsbereitſchaft ſeines Heeres, dies erfüllte ihn auch jetzt mit friſchem Muth. So ſehr er den Frieden ſchätzte und ſeinem Lande zu erhalten ſuchte, ſo hatte er doch nicht einen Augenblick unterlaſſen, ſich für den Krieg in jeder Beziehung bereit zu halten: inmitten ſtarker und gefährlicher Nachbarn, die ſämmtlich ſeine Feinde oder Nebenbuhler waren, ohne einen zuverläſſigen Bundesgenoſſen, wußte er, daß er ſich nur auf die Kriegsbereitſchaft und Tapferkeit ſeiner Armee verlaſſen dürfe. Auch während des Friedens hatte er daher die Sorge für ſein Kriegsheer als ſeine wichtigſte Pflicht angeſehen: die Disciplin des Heeres, ſagte er, ſei die Grundlage des Ruhmes für ſeinen Staat und das Beſtehen deſſelben hänge davon ab. Wohl ſei es ſchön, ſich Ruhm erworben zu haben, aber eine ſchändliche Sicherheit würde es ſein, nicht auch ferner die Mittel vorzubereiten, die man bald wieder gegen die Feinde brauchen werde. Vor Allem kam es ihm darauf an, den eigenthümlichen kriegeriſchen Geiſt, die militäriſche Tugend der Armee aufrecht zu erhalten, die er in drei Dinge ſetzte, in Ordnung, Gehorſam und Tapferkeit. Von den jungen Offizieren fordert er nicht allein untadelhaftes Betragen und gute Kenntniſſe, ſondern auch ſelbſtändige Einſicht; die Commandirenden ſollen nicht blos die Mannszucht auf das Strengſte beobachten, ſondern auch im Stande ſein, in dringenden Fällen ihren Entſchluß für ſich ſelbſt zu ergreifen, — oft hänge der Ausgang einer Schlacht, das Heil des Staates von dem Verfahren eines Oberſten ab. Alle müſſen mit Leib und Seele dienen, und der Dienſt muß ihnen über alles Andere gehen. Damit hing es zuſammen, daß der König nur äußerſt ungern die Verheirathung von Offizieren zuließ, damit nicht die häuslichen Neigungen und Sorgen den militäriſchen Sinn in ihnen abſchwächten. „Denn wann ſie alsdann marſchiren ſollen, meinte er, ſo iſt ein Haufen Lärmen, der Weiber halber." Die Huſaren vorzüglich hielt er vom Heirathen zurück, weil ſie „nicht durch die Scheide, ſondern durch den Säbel ihr Glück machen müßten", — und weil das Heirathen „ihren Umſtänden, die ein freies Herz erfordern, nicht convenabel ſei, vielmehr ihnen nur viel Sorgen auf den Hals ziehe." Nur wenn einer ſeiner Offiziere durch eine Heirath Vermögen bekommen konnte, gab er dieſelbe allenfalls zu. Weiberwirthſchaft im Feld und ebenſo in den Caſernen war ihm verhaßt: alle häuslichen Einrichtungen der Soldaten aber waren auf körperliches Wohlſein und auf kameradſchaftliches Zuſammenleben berechnet. Auf Mäßigkeit mußte ſtreng gehalten werden, Spielen und Trinken durfte nicht einreißen.

Die Uebungen wurden auf alle im Kriege möglichen Fälle berechnet. Friedrich ſelbſt hat die Grundſätze aufgezeichnet, auf die es dabei beſonders ankomme. „Was heißt es", ſagt er, „eine Schlacht gewinnen? Es heißt den Feind nöthigen, das Feld zu räumen. Ich übe die Truppen ſo raſch anzurücken, wie möglich; ſie haben nicht zu ſchießen, ſondern bedienen ſich des Bajonetts, oder dringen, die Flinte über die Schulter, an; ſo ſetzen ſie den Feind außer Faſſung. Nicht das Feuern gewinnt Schlachten, ſondern die gute Haltung der Truppen. Auch von der Cavallerie verlange ich geſchloſſene, lebhafte Attaquen. Da die

feindlichen Schwadronen weniger geſchloſſen ſind, ſo können ſie dieſem Anlauf nicht widerſtehen; ſelten kommt es zum Gebrauch der blanken Waffe. Die Infanterie muß den Feind von dem Schlachtfeld, ſo zu ſagen, hinunterfegen; die Cavallerie krönt das Werk durch die Zahl der Gefangenen, die ſie einbringt.' Zu dieſem Zwecke nun waren alle Uebungen eingerichtet. Die Truppen lernen ſich auf das raſcheſte und mannichfaltigſte formiren, in Linien und Colonnen, bald von dem einen, bald von dem anderen Flügel her; auf das geringſte Wort muß das geſchehen. Die Manöver größerer Truppencorps ſollen vorzüglich die Offiziere im großen Dienſt üben, zugleich ſind ſie auf alle anderen im Kriege möglichen Fälle berechnet: durch Gehölze marſchiren ohne die Ordnung zu unterbrechen, plötzliche Wendungen machen, um dem Feinde in die Flanken zu fallen, Rückzüge vollziehen, ohne in Verwirrung zu gerathen und dergleichen. Jährlich, wie es Friedrich Wilhelm gehalten, muſterte der König die Truppen aller einzelnen Provinzen; vom Februar bis Juni machte er die Inſpectionsreiſe, auf welcher er ſich vom Ganzen und allem Einzelnen auf das Genaueſte unterrichtete. Beſonders, ſeitdem er den Wiederausbruch des Kriegs beſorgte, ließ er öfter größere Manöver ausführen. Den Generalen ſchickte er das von ihm verfaßte und in wenigen Exemplaren gedruckte Werk „Tactique" zum fleißigen Studiren, jedoch unter der Bedingung ſtrengſter Geheimhaltung. So ſchrieb er in einem Briefe an den General Schmettau (1754): „Ich wiederhole hierdurch, daß, ſo lieb Euch Eure Ehre und Reputation und Mein Dienſt, auch Meine Gnade und Vertrauen iſt, Ihr dieſes Buch niemals frei und offen herum liegen laſſen, noch auch einmal ſelbſt in jemandes Anderen oder Eurer Domeſtiquen Gegenwart darin leſen, ſondern wenn Ihr ſolches thun wollt, allemal ganz allein ſein, auch ſobald Ihr nur ausgeleſen habet, ſolches ſogleich wiederum verſiegeln und wohl verwahrlich weglegen und verſchließen ſollet, auf daß Niemandem davon etwas einmal zu Geſicht komme; wie Ihr denn auch mit keinem Menſchen dann etwas daraus ſprechen noch davon ſagen ſollt."

Friedrich's unausgeſetzter Sorge für die Armee war es ſchon im Jahre 1750 gelungen, dieſelbe zahlreicher und vollkommener herzuſtellen, als ſie vor den Kriegen geweſen: ſie beſtand damals aus achtundvierzig Feldregimentern und dreizehn Garniſonregimentern Infanterie, zuſammen einhundertundzweiundzwanzig Bataillons zu achthundertundachtzig Mann, im Ganzen einhundertundſiebentauſend Mann Fußvolk, ferner aus vierundſechzig Schwadronen Huſaren zu einhundertundzwanzig Mann und einhundertunddreißig Schwadronen Küraſſiren und Dragonern zu einhundertundachtundfünfzig Mann, alſo dreißigtauſend Reiter, Alles in Allem etwa einhundertundſechsunddreißigtauſend Mann. Bei jeder Vermehrung der Einnahmen dachte Friedrich zuerſt daran, ob er nicht ein paar neue Regimenter errichten könne, und vor dem Beginn des neuen Krieges hatte er bereits einhundertundzwanzigtauſend Mann Infanterie und zweiunddreißigtauſendundfünfhundert Mann Reiterei. Alles wohlgerüſtet und wohlgeübt, voll trefflicher Disciplin und guten militäriſchen Geiſtes. Mit Vertrauen durfte der König auf dieſes treffliche Heer blicken, welches den gewaltigen Kampf gegen die vereinigten Kräfte Oeſterreich's, Rußlands, Frankreichs, Sachſens und vielleicht [illegible] mit Frankreich eng verbundenen Schwedens unternehmen ſollte. Um dieſen [illegible] Spitze eines großen und braven Heeres zu wagen, dazu gehörte aller-

dings die Hochherzigkeit und der überlegene Geist des Heldenkönigs„ der durch Scharfblick und durch kühnen, raschen Entschluß die Uebermacht der Feinde aufwog.

Der hochherzige Sinn, mit welchem der große Fürst in den denkwürdigen Kampf zog, leuchtet aus einem köstlichen Actenstück hervor, welches erst jüngst bekannt geworden ist, aus der geheimen Instruction, welche er beim Beginn des Feldzugs für seinen Minister Grafen Finkenstein zurückließ und welche folgendermaßen lautet:

„1) In der gegenwärtigen schwierigen Lage muß ich Euch Befehle hinterlassen, damit Ihr in allen etwaigen Unglücksfällen zu den nöthigen Beschlüssen ermächtigt seid. Wenn es sich (was der Himmel verhüten möge) ereignete, daß eine unserer Armeen in Sachsen geschlagen würde, oder daß die Franzosen in die Altmark einzufallen drohen, oder daß die Russen in die Neumark eindringen, so muß die Königliche Familie nebst den wichtigsten Behörden, dem Ministerium und dem General-Directorium von Berlin weggebracht werden. Wenn wir in Sachsen in der Richtung von Leipzig geschlagen werden, so ist Küstrin der geeignetste Ort, um die Königliche Familie und den Schatz hinzubringen; in diesem Fall muß die ganze Garnison sie dahin begleiten. Wenn die Russen in die Neumark einfielen oder wann wir ein Unglück in der Lausitz hätten, so müßte Alles nach Magdeburg gebracht werden, — der letzte Zufluchtsort endlich ist Stettin, aber dahin darf man erst im äußersten Fall gehn. Die Garnison, die Königliche Familie und der Schatz sind unzertrennlich und müssen immer zusammenbleiben, ebenso wie die Krondiamanten und das große Silbergeräth, welches in einem solchen Falle zu Geld ausgemünzt werden muß."

„2) Im Fall, daß ich getödtet werde, sollen die Angelegenheiten ganz ohne die geringste Audienz ihren Lauf behalten, und ohne daß man bemerken kann, daß sie sich in anderen Händen befinden: in diesem Falle muß man die Huldigung hier, wie in Preußen und Schlesien beschleunigen. Wenn ich das Unglück hätte, vom Feinde gefangen zu werden, verbiete ich, daß man auf meine Person die geringste Rücksicht nehme, oder daß man im Allergeringsten auf das achte, was ich etwa aus der Gefangenschaft schreibe. Wenn mir ein solches Unglück begegnet, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen, sowie die Minister und Generale, ich mit ihrem Kopf dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz, noch Lösegeld anbiete, daß man vielmehr den Krieg fortsetze und alle Vortheile benutze, ganz so, als hätte ich niemals in der Welt existirt. — Ich hoffe, daß Ihr nicht nöthig haben werdet, von dieser Instruction Gebrauch zu machen, aber im Fall eines Unglücks ermächtige ich Euch, dieselbe auszuführen, und zum Zeichen, daß dies nach reifer und klarer Ueberlegung mein fester und ernster Wille ist, zeichne ich mit meiner Hand und drücke mein Siegel darauf. Friedrich."

Die Eroberung Sachsens und die Schlacht bei Lowositz.

So wie der Entschluß zum Kriege bei Friedrich feststand, zögerte er mit der Ausführung nicht einen Augenblick: er wollte keinen der Vortheile aus den Händen geben, die ihm die schlagfertige Bereitschaft seines Heeres gewährte. Seinen Feinden fehlte, wie selbst ein

feindlichen Schwadronen weniger geschlossen sind, so können sie diesem Anlauf nicht widerstehen; selten kommt es zum Gebrauch der blanken Waffe. Die Infanterie muß den Feind von dem Schlachtfeld, so zu sagen, hinunterfegen; die Cavallerie krönt das Werk durch die Zahl der Gefangenen, die sie einbringt." Zu diesem Zwecke nun waren alle Uebungen eingerichtet. Die Truppen lernen sich auf das rascheste und mannichfaltigste formiren, in Linien und Colonnen, bald von dem einen, bald von dem anderen Flügel her; auf das geringste Wort muß das geschehen. Die Manövers größerer Truppencorps sollen vorzüglich die Offiziere im großen Dienst üben, zugleich sind sie auf alle anderen im Kriege möglichen Fälle berechnet: durch Gehölze marschiren ohne die Ordnung zu unterbrechen, plötzliche Wendungen machen, um dem Feinde in die Flanken zu fallen, Rückzüge vollziehen, ohne in Verwirrung zu gerathen und dergleichen. Jährlich, wie es Friedrich Wilhelm gehalten, musterte der König die Truppen aller einzelnen Provinzen; vom Februar bis Juni machte er die Inspectionsreise, auf welcher er sich vom Ganzen und allem Einzelnen auf das Genaueste unterrichtete. Besonders, seitdem er den Wiederausbruch des Kriegs besorgte, ließ er öfter größere Manövers ausführen. Den Generalen schickte er das von ihm verfaßte und in wenigen Exemplaren gedruckte Werk „Tactique" zum fleißigen Studiren, jedoch unter der Bedingung strengster Geheimhaltung. So schrieb er in einem Briefe an den General Schmettau (1754): „Ich wiederhole hierdurch, daß, so lieb Euch Eure Ehre und Reputation und Mein Dienst, auch Meine Gnade und Vertrauen ist, Ihr dieses Buch niemals frei und offen herum liegen lassen, noch auch einmal selbst in jemandes Anderen oder Eurer Domestiquen Gegenwart darin lesen, sondern wenn Ihr solches thun wollt, allemal ganz allein sein, auch sobald Ihr nur ausgelesen habet, solches sogleich wiederum versiegeln und wohl verwahrlich weglegen und verschließen sollet, auf daß Niemandem davon etwas einmal zu Gesicht komme; wie Ihr denn auch mit keinem Menschen dann etwas daraus sprechen noch davon sagen sollt."

Friedrich's unausgesetzter Sorge für die Armee war es schon im Jahre 1750 gelungen, dieselbe zahlreicher und vollkommener herzustellen, als sie vor den Kriegen gewesen: sie bestand damals aus achtundvierzig Feldregimentern und dreizehn Garnisonregimentern Infanterie, zusammen einhundertundzweiundzwanzig Bataillons zu achthundertundachtzig Mann, im Ganzen einhundertundsiebentausend Mann Fußvolk, ferner aus vierundsechzig Schwadronen Husaren zu einhundertundzwanzig Mann und einhundertunddreißig Schwadronen Küraſſiren und Dragonern zu einhundertundachtundfunfzig Mann, also dreißigtausend Reiter, Alles in Allem etwa einhundertundsechsunddreißigtausend Mann. Bei jeder Vermehrung der Einnahmen dachte Friedrich zuerst daran, ob er nicht ein paar neue Regimenter errichten könne, und vor dem Beginn des neuen Krieges hatte er bereits einhundertundzwanzigtausend Mann Infanterie und zweiunddreißigtausendundfünfhundert Mann Reiterei, Alles wohlgerüstet und wohlgeübt, voll trefflicher Disciplin und guten militärischen Geistes. Mit Vertrauen durfte der König auf dieses treffliche Heer blicken, welches den gewaltigen Kampf gegen die vereinigten Kräfte Oesterreich's, Rußlands, Frankreichs, Sachsens und vielleicht auch des damals mit Frankreich eng verbundenen Schwedens unternehmen sollte. Um diesen Kampf selbst an der Spitze eines großen und braven Heeres zu wagen, dazu gehörte aller-

dings die Hochherzigkeit und der überlegene Geist des Heldenkönigs„ der durch Scharfblick und durch kühnen, raschen Entschluß die Uebermacht der Feinde aufwog.

Der hochherzige Sinn, mit welchem der große Fürst in den denkwürdigen Kampf zog, leuchtet aus einem köstlichen Actenstück hervor, welches erst jüngst bekannt geworden ist, aus der geheimen Instruction, welche er beim Beginn des Feldzugs für seinen Minister Grafen Finkenstein zurückließ und welche folgendermaßen lautet:

„1) In der gegenwärtigen schwierigen Lage muß ich Euch Befehle hinterlassen, damit Ihr in allen etwaigen Unglücksfällen zu den nöthigen Beschlüssen ermächtigt seid. Wenn es sich (was der Himmel verhüten möge) ereignete, daß eine unserer Armeen in Sachsen geschlagen würde, oder daß die Franzosen in die Altmark einzufallen drohen, oder daß die Russen in die Neumark eindringen, so muß die Königliche Familie nebst den wichtigsten Behörden, dem Ministerium und dem General-Directorium von Berlin weggebracht werden. Wenn wir in Sachsen in der Richtung von Leipzig geschlagen werden, so ist Küstrin der geeignetste Ort, um die Königliche Familie und den Schatz hinzubringen; in diesem Fall muß die ganze Garnison sie dahin begleiten. Wenn die Russen in die Neumark einfielen oder wann wir ein Unglück in der Lausitz hätten, so müßte Alles nach Magdeburg gebracht werden, — der letzte Zufluchtsort endlich ist Stettin, aber dahin darf man erst im äußersten Fall gehn. Die Garnison, die Königliche Familie und der Schatz sind unzertrennlich und müssen immer zusammenbleiben, ebenso wie die Krondiamanten und das große Silbergeräth, welches in einem solchen Falle zu Geld ausgemünzt werden muß."

„2) Im Fall, daß ich getödtet werde, sollen die Angelegenheiten ganz ohne die geringste Audienz ihren Lauf behalten, und ohne daß man bemerken kann, daß sie sich in anderen Händen befinden: in diesem Falle muß man die Huldigung hier, wie in Preußen und Schlesien beschleunigen. Wenn ich das Unglück hätte, vom Feinde gefangen zu werden, verbiete ich, daß man auf meine Person die geringste Rücksicht nehme, oder daß man im Allergeringsten auf das achte, was ich etwa aus der Gefangenschaft schreibe. Wenn mir ein solches Unglück begegnet, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen, sowie die Minister und Generale, ich mit ihrem Kopf dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz, noch Lösegeld anbiete, daß man vielmehr den Krieg fortsetze und alle Vortheile benutze, ganz so, als hätte ich niemals in der Welt existirt. — Ich hoffe, daß Ihr nicht nöthig haben werdet, von dieser Instruction Gebrauch zu machen, aber im Fall eines Unglücks ermächtige ich Euch, dieselbe auszuführen, und zum Zeichen, daß dies nach reifer und klarer Ueberlegung mein fester und ernster Wille ist, zeichne ich mit meiner Hand und drücke mein Siegel darauf. Friedrich."

Die Eroberung Sachsens und die Schlacht bei Lowositz.

So wie der Entschluß zum Kriege bei Friedrich feststand, zögerte er mit der Ausführung nicht einen Augenblick: er wollte keinen der Vortheile aus den Händen geben, die ihm die schlagfertige Bereitschaft seines Heeres gewährte. Seinen Feinden fehlte, wie selbst ein

österreichischer Schriftsteller hervorhebt, jener Vorzug, „den die preußische Armee von langer Zeit vor allen Armeen Europas unstreitig für sich hat, daß sie ausgerüstet mit allen Erfordernissen, und alle Stunden zum Feldzuge bereit, im Stande war, sich auf den ersten Wink in Bewegung zu setzen, — aus ihren Standquartieren auf das Schlachtfeld zu rücken, und in allen Kriegen, wie es die Erfahrung gelehrt hat, das Prävenire zu spielen."

Den Feinden zuvorzukommen, das war in der That auch jetzt wieder Friedrich's erfolgreichstes Mittel. Indem er gegen etwaige Angriffe der Russen in Preußen dem daselbst commandirenden Feldmarschall von Lehwald einige Verstärkungen zusendet, dem Feldmarschall Schwerin aber den Befehl ertheilt, die schlesische Armee über die böhmische Grenze zu führen, rückt die Hauptarmee sechszigtausend Mann stark, in drei Colonnen nach Sachsen ein: die eine unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig über Halle, Leipzig und Freiberg, die mittlere, bei der sich der König befand, unter dem Feldmarschall Keith geradezu auf Dresden, die dritte unter dem Herzog von Braunschweig-Bevern durch die Lausitz. An der Grenze hielt er erst noch einige Tage an, um die letzte Antwort aus Wien abzuwarten: als er dieselbe erhalten, schrieb er an den Herzog von Braunschweig: „Die Antwort ist da, aber sie taugt nichts", und nun ging es unaufhaltsam vorwärts durch das überraschte sächsische Land, in dessen Hauptstadt er schon am 9. Septbr. einzog. Vergeblich suchte August von Sachsen nunmehr Unterhandlungen anzuknüpfen, und erklärte sich bereit, neutral zu bleiben; Friedrich sah dies als leere Ausflucht an, nur darauf berechnet, Zeit zu gewinnen, und schritt mit der Besetzung des ganzen Landes vor. Das sächsische Heer, siebzehntausend Mann stark, bezog in größter Eile ein Lager bei Pirna, durch die steilen Abhänge nach allen Seiten geschützt; dort hoffte dasselbe sich zu halten, bis Hülfe von den Oesterreichern aus Böhmen herbeikommen könnte. Graf Rutowski stand an der Spitze der sächsischen Truppen, die er theilweise nach preußischem Muster organisirt hatte: er war früher im Dienst Friedrich Wilhelm's I. gewesen, der von ihm einst ärgerlich sagte: „Die gute Einrichtung der sächsischen Armee hat man mir zu danken; die Canaille, der Rutowski hat mir Alles abgestohlen; lieb gehabt, Reglements gezeigt, nachher Abschied genommen."

Friedrich's unverhoffter Einfall in Sachsen rief natürlich überall das größte Staunen und die lebhafteste Aufregung hervor. Der Kaiser erließ am 13. Septbr. ein feierliches Abmahnungsschreiben (Dehortatorium) an den König, worin dieser väterlichst aufgefordert ward, „von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen, dem König von Polen alle Kosten zu erstatten und still und ruhig nach Hause zu gehen." Zugleich wurde durch sogenannte Avocatoria allen preußischen Generalen und Obersten befohlen: „ihren gottlosen Herrn zu verlassen und seine entsetzlichen Verbrechen nicht zu theilen, wofern sie sich nicht der Ahndung des Reichsoberhauptes blosstellen wollten." Friedrich antwortete darauf durch den öffentlichen Beweis des gegen ihn von Sachsen im Verein mit Oesterreich und Rußland gesponnenen Verraths: er befahl dem Feldmarschall Keith, das sächsische Archiv zu öffnen und daraus alle die Urkunden wegzunehmen, die sich auf jene Unterhandlungen bezögen. Das Archiv wurde in drei Gemächern des Königl. Schlosses aufbewahrt, die mit einem Privatzimmer der Königin von Polen zusammenhingen. Sie selbst hatte allein den Schlüssel zum Archiv und bewachte denselben als den kostbarsten

Schatz. Das Ansuchen Friedrich's, ihn auszuliefern, wurde von ihr rund abgeschlagen; sie drohete dem Offizier, der das Archiv mit Gewalt eröffnen sollte, die Thür durch ihren Körper zu decken. Erst als sie sich überzeugt hatte, daß man nöthigen Falls gegen sie selbst mit Gewalt verfahren würde, gab sie den dringenden Bitten des preußischen Offiziers nach und ließ den Schlüssel bringen. Der gewaltsame Vorgang, den die Königin sofort allen Gesandten mittheilte, machte an den Höfen den peinlichsten Eindruck und erhöhte noch die Erbitterung gegen Friedrich. Die ganze Originalcorrespondenz des Königs von Sachsen und des Grafen Brühl mit den Höfen von Wien und Petersburg wurde nun nach Berlin gebracht, und gab dem Legationsrath von Hertzberg den Stoff zu dem Mémoire raisonné, zu deutsch: „Gegründete Anzeige des unrechtmäßigen Betragens und der gefährlichen Anschläge und Absichten des wienerischen und sächsischen Hofes gegen Se. K. Maj. in Preußen mit schriftlichen Urkunden." Aus den veröffentlichen neunundzwanzig Actenstücken ging unwiderleglich hervor, daß der König eben nur einem gegen ihn festbeschlossenen Angriff zuvorgekommen war.

Das sächsische Lager bei Pirna wurde inzwischen, da es nicht angegriffen werden konnte, auf allen Seiten von den Preußen umgeben, während Keith und der Herzog von Braunschweig mit einer Heeresabtheilung in Böhmen vordrangen, wo Schwerin von Schlesien her den Oesterreichern unter dem Feldmarschall Grafen Brown gleichfalls entgegenzog. Noch einmal suchte König August den Frieden nach: er hatte eine persönliche Zusammenkunft mit Friedrich's Vertrauten, dem General von Winterfeldt, und bat nochmals, die Neutralität bewahren zu dürfen. Da er sich jedoch weigerte, die erforderliche Sicherheit für diese Neutralität zu geben, so zerschlugen sich die Verhandlungen von Neuem.

Der Wiener Hof war durch Friedrich's raschen Einfall in Sachsen unvorbereitet betroffen worden: zwar hatte er sofort allen Eifer an die Rüstungen gesetzt, aber ein großer Theil der böhmischen Reiterei hatte noch keine Pferde, als die Preußen schon nach Böhmen vorrückten. Ebenso hatte es an Pferden gefehlt, das Geschütz und die Munition nach Böhmen zu schaffen. Der Eifer Maria Theresia's, sowie des böhmischen Adels, half aber die Rüstungen beschleunigen und Brown erhielt von Wien den Befehl, Alles zu wagen, um Sachsen zu retten. So rückte er denn endlich in Böhmen rasch vorwärts, um den in Pirna eingeschlossenen, aller Zufuhr entbehrenden und schon dem Hunger preisgegebenen Sachsen Rettung zu bringen. Keith meldete damals dem König, Brown habe nur erst wenig Truppen beisammen, weshalb es rathsam erscheine, ihm entgegenzugehen und ihn im freien Felde anzugreifen. Friedrich wollte zwar nicht gern in Böhmen vorrücken, bevor er mit den Sachsen fertig geworden, aber er durfte auch die Oesterreicher nicht zu nahe heranrücken lassen, und beschloß daher jetzt, sie zurückzuwerfen, sandte noch einige Verstärkung an Keith und versprach selbst nachzukommen. Da der Feldmarschall zu vorsichtig zu Werke ging, schrieb ihm Friedrich: „Wenn Sie nicht überall kräftig angreifend verfahren, so verderben Sie mir meine Truppen, und wir verlieren das Uebergewicht, das wir gegen diesen Haufen Canaillen behaupten müssen." Am 28. Septbr. traf er selbst im böhmischen Lager ein, fand die Lage desselben nicht günstig und brach mit dem ganzen Heere auf. Am 30., als er an der Spitze von acht Bataillonen und zwanzig Schwadronen den übrigen Truppen

vorausgeeilt war, gewahrte er den Feind in der Ebene von Lowoſitz. Die beiden Heere waren nur noch durch zwei Berge, zwiſchen denen eine Thalenge hinlief, getrennt. Sofort führte Friedrich ſeine Truppen ſchleunigſt durch dieſe Thalenge, um die Abhänge der Berge Angeſichts des Feindes zu beſetzen, ehe ihm dieſer zuvorkäme. Seine Truppen, ſchon ermüdet, marſchirten dennoch eilenden Schrittes bis zum ſpäten Abend und lagerten dann an den Abhängen unter freiem Himmel.

Am andern Morgen (am 1. October 1756) war die ganze Gegend durch dichten Nebel verhüllt: Friedrich konnte nur erkennen, daß die Weingärten des Berges Lowoſch zu ſeiner Linken von feindlichen Grenadieren und Panduren beſetzt waren und daß in der Ebene bei Lowoſitz zwei Abtheilungen Reiterei hielten. Er ordnet ſeine Truppen rechts und links aus der Thalenge heraus an beiden Abhängen, und das Fußvolk des linken Flügels muß gleich im Aufrücken die Feinde aus jenen Weingärten vertreiben. Durch den Nebel verhindert, die weitere Stellung der Feinde zu erkennen, ſchickt er funfzehn Schwadronen Dragoner unter dem Feldmarſchall Geßler vorwärts gegen die Reiter in der Ebene: in kräftigem Anlauf werfen die Dragoner den ſtärkeren Feind, werden aber in übereilter Hitze des Vorrückens vom Dorfe Sulowitz aus mit Geſchütz- und Gewehrfeuer in der Flanke angegriffen und ziehen ſich wieder auf das Fußvolk zurück. Jetzt rückt die öſterreichiſche Reiterei in größerer Stärke zum Angriff wieder vor, und die preußiſche ohne weiteren Befehl abzuwarten, ihr entgegen. Einundſiebzig Schwadronen ſtürzen ſich mit einem Mal auf den Feind, werfen ihn unwiderſtehlich zurück, kommen aber dann wiederum in das Feuer der Geſchütze, das ſie aus den Dörfern heraus in Front und Flanke angreift. Friedrich läßt ſie nun hinter das Fußvolk zurückziehen, um mit dieſem vorzurücken. Der Nebel war inzwiſchen gefallen und die Stellung der Feinde klar zu überſehen: der rechte Flügel an der Elbe mit dem Dorfe Lowoſitz in der Front, der linke hinter Sulowitz, durch Niederungen und Teiche gedeckt. Der König beſchloß, zunächſt den rechten Flügel mit aller Macht anzugreifen. Mit großer Anſtrengung wurde der Feind, der immer friſche Truppen in den Kampf brachte, gänzlich vom Fuße des Berges Lowoſch vertrieben, dann ging es zum Angriff gegen Lowoſitz, das von den Oeſterreichern ſehr tapfer vertheidigt wurde: Brown war in Uebermacht an Fußvolk, die Preußen hatten ſchon ſehr gelitten und zum Theil ihr Pulver verſchoſſen. Ungeduldig verlangen die Soldaten nach neuen Patronen; da ruft der Herzog von Bevern ihnen zu: „Burſche, ſeid guten Muths; wozu habt ihr denn gelernt, den Feind mit gefälltem Gewehr anzugreifen?“ Das wirkte: die Preußen ſchloſſen feſt ihre Reihen und rückten mit gefälltem Bajonett unaufhaltſam vor, ſtürmten Lowoſitz, rangen mit dem mehrmals verſtärkten Feind um den brennenden Ort, ſchlugen noch zuletzt neun friſche Bataillone heraus und entſchieden hierdurch den Sieg. Um drei Uhr Nachmittags war die Schlacht beendigt, Brown führte ſeine Truppen zurück.

In der Schlacht bei Lowoſitz, der erſten des ſiebenjährigen Krieges, war der Verluſt der Sieger größer, als der der Beſiegten; die Preußen, bei einem Heer von vierundzwanzigtauſend Mann, zählten über dreitauſend Todte und Verwundete, die Oeſterreicher bei fünfunddreißigtauſend Mann noch nicht dreitauſend. Friedrich ſagte ſelbſt, daß er nicht mehr die alten Oeſterreicher vor ſich gefunden. Den Sieg verdankte er, nächſt der Einſicht

und Entschlossenheit seines Commandos, hier vor Allem der staunenswerthen Bravour seiner Truppen, denen er selbst seine Bewunderung in lebhaften Ausdrücken zu erkennen gab. „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan", äußerte er, „seitdem ich die Ehre habe, sie zu commandiren, sowohl Reiterei, als Fußvolk. Aus diesem Gewaltstreich sehe ich, was meine Truppen können."

Zufrieden, die Oesterreicher verhindert zu haben, den Sachsen Hülfe zu bringen, rückte Friedrich nicht weiter vor, sondern blieb zuerst in Lowositz beobachtend stehen; dann aber, durch den Zweifel beunruhigt, ob nicht die Sachsen bei Pirna versuchen würden, sich durchzuschlagen, überließ er den Oberbefehl in Böhmen wieder dem Feldmarschall Keith und eilte selbst zu seinen Truppen in Sachsen.

Die sächsische Armee, in ihrem Lager eingeschlossen, hatte mit Sehnsucht der Kunde von dem siegreichen Anrücken der Oesterreicher geharrt; wie tief war ihre Bestürzung, als sie statt dessen die Freudenschüsse vernahm, welche die Preußen ringsum wegen des Sieges von Lowositz erschallen ließen. Mit heldenmüthiger Standhaftigkeit hatten die braven Truppen bis dahin alle Entbehrungen erduldet: schon lange fehlte ihnen der nothdürftigste Unterhalt. König August und Graf Brühl lebten auf der Festung Königstein neben dem Lager in gewohnter Ueppigkeit, das Heer aber war der Verzweiflung nahe gebracht. Auf die traurige Botschaft von Brown's Niederlage wollten die Sachsen nun, wie Friedrich gefürchtet hatte, den verzweifelten Versuch machen, sich nach Böhmen durchzuschlagen. Brown, davon in Kenntniß gesetzt, rückt mit größter Vorsicht mit sechstausend Mann im Rücken der Preußen an die Elbe heran. In der Nacht auf den 12. October wollen die Sachsen unter Rutowski den Versuch machen, über die Elbe zu entkommen; Brown soll, durch Kanonenschläge vom Königstein benachrichtigt, gleichzeitig die Preußen im Rücken angreifen. In der festgesetzten Nacht aber können die Sachsen ihre Schiffsbrücke nicht zu Stande bringen, und der Ausfall wird darum zur folgenden Nacht verschoben. Wirklich gehen alsdann die Sachsen unter schrecklichem kaltem Regenschauer über den Strom, aber die Signale vom Königstein werden vom Sturm verweht, und Brown weiß Nichts von dem Ausfall der Verbündeten. Bald selbst von Gefahr bedroht, zieht er sich nach Oesterreich zurück, und die armen Sachsen, welche die Brücke hinter sich abgebrochen, sind nun in der verzweifeltsten Lage: „Alle Klüfte und Felsen, wo wir durchmußten", sagt ein Leidensgefährte, „waren von dem Feinde aufs Stärkste besetzt. Zweiundsiebzig Stunden, wovon es achtundvierzig unaufhörlich regnete, hatten wir ohne Brod und Lebensmittel unter freiem Himmel und unter dem Gewehre zugebracht. Wenigen blieb andere Speise übrig, als Wurzeln längst verzehrter Früchte; gekochter Puder mit Pulver gesalzen war eine Labung, Holz das Futter der Pferde." Keine Hoffnung auf Rettung mehr, es blieb Nichts übrig, als sich dem Feind auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Rutowski schickt einen Unterhändler an General Winterfeldt, um eine Capitulation zu erlangen: als Antwort führt der preußische Befehlshaber den Offizier durch die ganze Reihe der preußischen Stellungen und überzeugt ihn, daß die Uebergabe ohne alle Bedingung unvermeidlich sei. So streckt denn am 16. October die ganze noch übrige sächsische Armee, vierzehntausend Mann stark, das Gewehr. Friedrich, der unterdeß aus Böhmen herbeigekommen war, ehrte auch an den

Feinden die bewieſene heldenmüthige Treue: er ritt an der Front der ſächſiſchen Regimenter hinab, und begrüßte achtungsvoll die Generale. Die Noth unter den Truppen war zu einer Höhe geſtiegen, daß es die erſte Sorge des Siegers ſein mußte, Hülfe für dieſelben zu ſchaffen. Die durch Hunger und Mühſeligkeiten entkräfteten Soldaten erhielten ſogleich einige Nahrung: es wurden jeder Compagnie zwanzig ſechspfündige Brode vertheilt, die gefangenen Feldherrn aber hatten die Ehre, an die Tafel des Königs gezogen zu werden.

Das Unglück der ſächſiſchen Armee, weit entfernt, derſelben zur Schande zu gereichen, bezeichnet einen der ruhmvollſten Momente in ihrer Geſchichte: die kleine Schaar hatte mit muſterhafter Treue und mit Heldenmuth der feindlichen Uebermacht und allen Widerwärtigkeiten getrotzt, bis ſie den Naturgeſetzen und einem höheren Verhängniß erlag. Trotz ihrer Niederlage hatten die braven Truppen übrigens durch den Aufenthalt, den ſie Friedrich auferlegten, Oeſterreich, welches zum Widerſtand noch nicht ausreichend gerüſtet war, die weſentlichſten Dienſte geleiſtet. Dieſelbe Treue gegen ihre vaterländiſchen Fahnen, welche die Sachſen in jener großen Gefahr bewieſen, bewährte ſich zu Friedrich's großem Nachtheil auch weiter, da er es wagte, das ganze gefangene Heer mit einem Male in ſeinen Dienſt zu nehmen. Nur die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort, nicht mehr gegen ihn kämpfen zu wollen, entlaſſen, die Truppen dagegen genöthigt, dem König von Preußen zu ſchwören. Zehn Regimenter Infanterie ließ man ganz beiſammen und gab ihnen nur andere Uniformen, Fahnen und Anführer, die übrigen wurden unter die preußiſchen Regimenter vertheilt. Aber Friedrich hatte die Liebe derſelben zu ihrem ſächſiſchen Vaterland, ſowie den durch ihre vorherigen Schickſale erzeugten Widerwillen gegen Preußen zu gering angeſchlagen, und war darum überraſcht, als bei der erſten Gelegenheit nicht etwa nur einzelne Ueberläufer, ſondern ganze Bataillone mit Ruhe und Entſchloſſenheit ſeine Fahnen wieder verließen und mit Munition, Bagage und den Kaſſen theils nach Polen marſchirten, theils zu den Franzoſen ſtießen. Es half Nichts, als nach ſolchen Erfahrungen die Sachſen als Garniſonen in die Städte gelegt wurden: in Leipzig öffneten ſie ſich mit Gewalt die Thore und gingen bei hellem Tage davon, an anderen Orten zwangen ſie ſpäter die preußiſchen Befehlshaber, ſich den Feinden zu ergeben. Ganze Compagnien endlich gingen bei Gefechten auf dem Kampfplatz ſelbſt, nachdem ſie die Befehlshaber vor ihrer Front erſchoſſen, zu den Oeſterreichern über und richteten ſofort ihre Waffen gegen die Preußen.

König Auguſt, der auf dem Königſtein ſein Schickſal erwartet hatte, erhielt Reiſepäſſe nach Polen; Sachſen wurde als erobertes Land betrachtet, doch fürerſt mit großer Mäßigung behandelt, indem Friedrich auf die Zuneigung eines Theils der Bevölkerung rechnen zu dürfen glaubte. In der That, ſo treu die ſächſiſche Armee ſich ihrem Kriegsherrn erwies, ſo war doch im Allgemeinen die Stimmung des Volks nicht gerade den Preußen feindlich, und man hätte am Beginn des Krieges ein Bündniß mit Friedrich nicht ungern geſehen. Um ſo mehr bemühete ſich derſelbe jetzt, den Sachſen die Laſt der Eroberung zuerſt ſo wenig empfindlich wie möglich zu machen. Es gelang ihm, ein freundſchaftliches Vernehmen mit der Bevölkerung herzuſtellen: in Dresden wurden Schauſpiele, Concerte, Bälle, Maskeraden gegeben, an denen der Adel, wie die Bürgerlichen und beſonders die Frauen lebhaft Theil nahmen.

Als jedoch bald darauf die Kriegsgefahr von allen Seiten mit ungeahnter Macht gegen Friedrich herantrat und als hierdurch die größten umfassendsten Anstrengungen auch von seiner Seite nöthig wurden, da mußte er die bisher beobachtete Mäßigung in Bezug auf Sachsen zum Theil aufgeben, um sich die reichen Hülfsmittel, welche das schöne Land darbot, zu Nutze zu machen. Die Gehalte aller Landesbehörden wurden eingeschränkt und von hundertundneunzigtausend auf dreißigtausend Thaler herabgesetzt, einzelne hochbesoldete Hofbeamte erhielten statt zwölf- oder funfzehntausend Thaler fortan zweitausend; die Oper und das Ballet, welche große Summen gekostet hatten, mußten aufhören, weil keine Besoldung mehr ausgezahlt wurde. Die Königin von Polen, die im Lande geblieben war, bat vergeblich um Geld; Friedrich, der von ihr einen feindlichen Gebrauch größerer Summen fürchtete, ließ ihr nur das Nothdürftigste zukommen und verwies sie an ihren Gemahl. Bald erhielt sie von der Kaiserin Elisabeth von Rußland ein Geschenk von hunderttausend Rubeln. Große Vorräthe alten sächsischen Porzellans wurden für preußische Rechnung um zweihunderttausend Thaler verkauft. Dagegen ließ Friedrich das königliche Schloß unberührt, und ließ selbst Copieen von einzelnen trefflichen Bildern der berühmten Gallerie nicht ohne Anzeige beim sächsischen Hofe anfertigen. Nur in Bezug auf den Grafen Brühl setzte er alle Mäßigung bei Seite, da er diesen als Urheber der ihm feindseligen sächsischen Politik haßte und zugleich als leichtsinnigen Wollüstling verachtete. Brühl besaß in Dresden und auf dem Lande Schlösser, die mit einem Glanz und einer Ueppigkeit ausgestattet waren, wie wenig fürstliche Wohnsitze. Das Kostbarste und Seltenste an Kunstschätzen und Luxusgegenständen war in diesen Pallästen bis zur Ueberladung aufgehäuft. Bezeichnend für die Sinnesart des eitelen Mannes war seine ungeheure Kleidersammlung, welche ganze Reihen von Schränken in mehreren großen Sälen erfüllte: zu jedem Anzug gehörte eine besondere Uhr, Tabacksdose und Degen. Die Kleider waren in einem Buch sämmtlich in Miniatur gemalt: jeden Tag wurde dasselbe dem Minister zur Auswahl vorgelegt. — Diese und ähnliche Herrlichkeiten wurden nun von Friedrich der Plünderung seiner Leute preisgegeben: er soll, wie behauptet wird, geradezu befohlen haben, das Brühl'sche Schloß in Pförden und ebenso den prächtigen Pallast und berühmten Garten desselben in Dresden zu verwüsten, eine Rache, „die man dem gekrönten Weltweisen nicht zugetraut hatte", bei der aber freilich wohl die Verachtung gegen Brühl einen großen Antheil hatte.

Außer den Geldopfern, welche den Sachsen im Fortgang des Krieges auferlegt werden mußten, waren ihnen besonders die Rekrutenaushebungen, welche Friedrich anordnete, äußerst lästig. Vergeblich erhoben die Landstände Vorstellungen darüber und erklärten, sie seien ihrem Souverain Gehorsam schuldig; der König von Preußen erwiederte: „So lange ich Sachsen in Besitz habe, bin ich euer Landesherr und mir seid ihr Gehorsam schuldig."

Allgemeine Erhebung gegen Friedrich.

Der erste Feldzug (1756) war beendet: die österreichische Armee hatte sich tiefer nach Böhmen, die preußischen Heeresabtheilungen unter Schwerin und Keith in Winterquartiere nach Schlesien und Sachsen zurückgezogen. Bis dahin hatte das Glück Friedrich's entschlos-

senes Vorgehen begünstigt, aber diese ersten Erfolge verdankte er vorzüglich der Ueberraschung seiner Feinde: die eigentlichen Gefahren sollten erst beginnen, nachdem denselben Zeit vergönnt war, ihre Zurüstungen zu vollenden. Die Feindschaft, die man seit Jahren ringsum gegen ihn geschürt, entbrannte plötzlich in heller Flamme, als er so unerwartet und herausfordernd allen Widersachern den Fehdehandschuh hingeworfen. Das Verfahren mit Sachsen rief vollends die größte Erbitterung an fast allen Höfen gegen ihn hervor. Kein Vorfall hatte seit langer Zeit ein so gewaltiges Aufsehen erregt, als das Unglück der sächsischen Königsfamilie, die mit den mächtigsten Fürsten durch Verwandtschaft nahe verbunden war: ihr Leiden wurde gleichsam die gemeinsame Sache aller Höfe, und so tief war der allgemeine Eindruck der Entrüstung darüber, daß selbst Friedrich's Bundesgenosse, Georg II. von England, den vornehmsten Fürsten durch seine Gesandten erklären ließ, daß er jenes Verfahren nicht billige. Natürlich wurde von Maria Theresia diese allgemeine Mißbilligung trefflich genützt, und ihre glühende Leidenschaft gegen Friedrich fand jetzt vielfach willkommenen Anklang an den übrigen Höfen, besonders in Versailles. Die Dauphine, eine Tochter der unglücklichen Königin von Sachsen, bat Ludwig XV. fußfällig, die Schmach ihres Hauses zu rächen, und verband all ihren Einfluß mit dem der Pompadour, um ein schleunig kräftiges Einschreiten gegen Preußen zu befördern. In der That wurde ein dreifaches Heer ausgerüstet, um über den Rhein gegen Hannover und Brandenburg geführt zu werden. Zugleich wurde Schweden in den feindlichen Bund gegen Friedrich gezogen; zwar widerstrebte eine Zeit lang die protestantische Bevölkerung dem Unternehmen gegen den wichtigsten protestantischen Staat des Festlandes, doch besiegte die List und das Gold des französischen Unterhändlers bald allen Widerstand und der Krieg wurde beschlossen.

Nirgends aber war man geschäftiger gegen Preußen als in Süddeutschland. Maria Theresia's Gemahl, Kaiser Franz I., erhob seine Stimme als Reichsoberhaupt: Friedrich's Einfall in Sachsen wurde als ein Attentat gegen den Reichsfrieden behandelt, welches mit Einziehung aller Reichsländer, Würden und Titel bestraft werden müsse. Der Reichstag in Regensburg griff seit geraumer Zeit zum ersten Male wieder zu dem alten Reichsbann: die katholischen Fürsten stimmten gegen Friedrich als einen Widersacher ihrer Religion, aber selbst neun protestantische Fürsten und die Reichsstädte ließen sich gegen ihn gewinnen. Alle in Friedrich's Heere befindlichen Reichsvasallen sollten aus preußischem Dienst abberufen werden. Bevor jedoch der Reichsbann ausgeführt werden konnte, mußte Friedrich's Gesandter erst feierlich vor die Reichsversammlung citirt werden, um anzuzeigen, was er gegen die Anklage auf die Reichsacht anzuführen habe. Wirklich begab sich der Kaiserliche Notarius, Doctor April, mit zwei Zeugen zum preußischen Gesandten Baron Plotho, um demselben die Vorladung zu insinuiren; doch sollte es ihm dabei sehr übel ergehen. Sein eigener Bericht über den ihm gewordenen Empfang lautet wie folgt: „Nachdem dem Freiherrn von Plotho die Citation zu Gesicht gekommen, hatte Se. Excellenz sich anfänglich verfärbet und kurz hernach etwas mehreres entzündet, bald darauf aber, da er mit attention die Citationem eingesehen, sind Se. Exc. in einen heftigen Zorn und Grimm gerathen, also zwar, daß dieselben sich nicht mehr zu halten vermochten, sondern mit zitternden Händen und brennendem Angesicht beide

Arme in die Höhe haltend gegen mir aufgefahren und in dieſe Formalia wider mich ausgebrochen: „Was, du Flegel inſinuiren?“ Ich antwortete: „Dieſes iſt mein Amt, dem ich nachkommen muß.“ Deſſenungeachtet aber fallete mich er, Freih. von Plotho, mit allem Grimm an, ergriff mich bei den vorderen Theilen meines Mantels, mit dem Vermelden: „Willſt du es zurücknehmen?“ Da ich mich nun deſſen geweigert, ſtieß und ſchob er ſothane Citation zwiſchen meinen Rock mit aller Gewalt hinein, und da er mich annoch bei dem Mantel haltend zum Zimmer hinausgedrücket, rief er zu den zwei vorhandenen Bedienten: „Werfet ihn über den Gang hinunter“, welche aber nicht wußten, was ſie eigentlich thun ſollten, ſondern haben nur mich ſammt den Zeugen zurückbegleitet und aus dem Haus uns zu verfügen genöthigt.“

So übel war es wohl noch keinem Reichsnotar ergangen: natürlich war aber dieſe Geringſchätzung der Formen und Geſetze des Reichs nicht dazu angethan, den Zorn der deutſchen Widerſacher Friedrich's zu beſänftigen. Dieſelben beſchloſſen, aus allen Völkerſchaften Deutſchlands eine ſogenannte Reichs-Executions-Armee gegen ihn aufzubieten, die zuerſt auf hundertundzwanzigtauſend Mann beſtimmt, doch in Wirklichkeit nicht bis auf die Hälfte dieſer Zahl gebracht wurde und ein gar buntſcheckiges Bild darbot. Außer den Abtheilungen einiger weniger größerer Reichsſtände war das Heer ein Zuſammenfluß der verſchiedenartigſten, unkriegeriſchſten Haufen. In Schwaben und Franken gab es Reichsſtände, welche nur einen Mann ſtellten: manche hatten einen Lieutenant ohne Soldaten zu liefern, manche einen Tambour, für den ſie eine Trommel aus ihren alten Rüſtkammern hervorſuchten, abgetriebene Karrengäule ſollten Dragonerpferde abgeben, Waffen, Kleidung, Gepäck, kurz Alles war bei dieſen zuſammengelaufenen Schaaren durchaus verſchieden.

So ſetzten ſich denn alle die zahlreichen Völkerſchaften in Bewegung, um den Vernichtungskampf gegen Preußen im Frühjahr 1757 wieder zu beginnen: Franzoſen und Schweden, Deutſche aus allen Gegenden des gemeinſamen Vaterlandes, Ungarn und Siebenbürgen, Mailänder, Wallonen und Kroaten, Ruſſen, Koſaken und Kalmücken. Friedrich hatte dagegen auf wenig Beiſtand zu rechnen; nämlich außer England, mit welchem er am 11. Januar 1756 ein noch engeres Bündniß geſchloſſen hatte, nur auf einige kleinere deutſche Fürſten, den Herzog von Braunſchweig, deſſen Prinzen unter den Führern der preußiſchen Armee zum Theil eine glorreiche Stellung erwarben, den Landgrafen von Heſſen, den Herzog von Sachſen-Gotha und den Grafen von Bückeburg. Ein ſchwacher Bund gegenüber den mächtigen Feinden, die ſich zum Untergang des preußiſchen Namens vereint hatten, aber der Heldenkönig zagte nicht, ſo drohend ſeine Lage erſchien: „Ich ſehe mit kaltem Blute“, ſchrieb er, „all das Außerordentliche herbeikommen, aber ſeien Sie überzeugt, daß es, weit entfernt mich zu entmuthigen, mir nur ein neuer Sporn iſt, das Unmögliche möglich zu machen.“ In Einem war er überdies dem Bunde ſeiner Gegner voraus: bei ihm war Alles in Kriegsbereitſchaft, kein Mangel weder an Soldaten, noch an Geld und allem Kriegsbedarf. Seine gefüllte Schatzkammer und ſeine reichen Magazine ließen ihn mit aller Sicherheit ins Feld ziehen, während die meiſten ſeiner Gegner über die Aufbringung der nöthigen Geldſummen und des Kriegsgeräths in Verlegenheit und Sorgen waren. Vor dem Beginn des neuen Feldzugs vermehrte der König ſeine Armee noch um vierzigtauſend Mann.

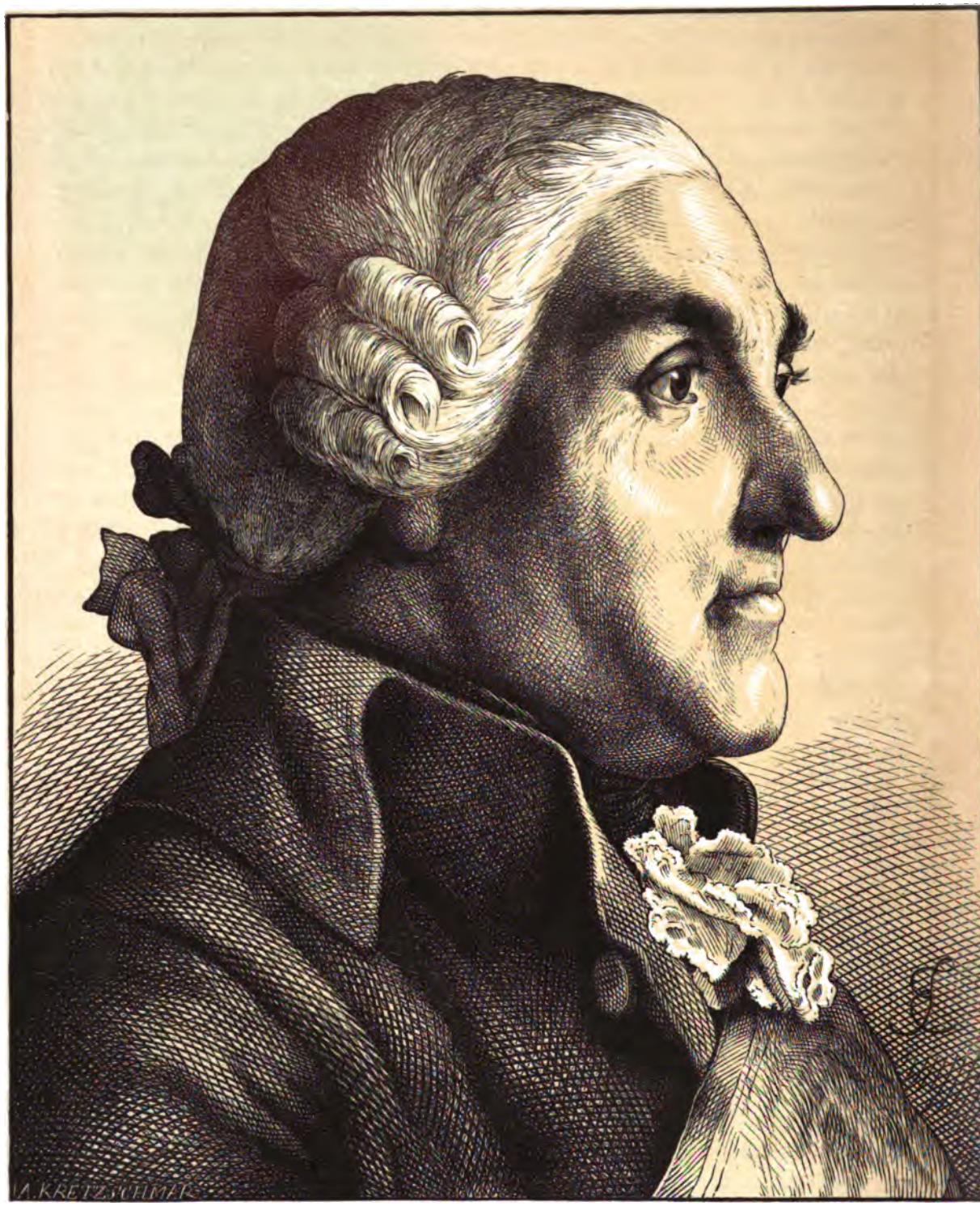
Während der Waffenruhe lebte er größtentheils in Dresden, nur wenige Tage im Januar 1757 in Berlin. Von Sachsen aus konnte er am leichtesten das Nöthige für die künftigen Operationen einleiten und in wenigen Stunden nach Schlesien hinüber eilen, wo er mit Schwerin den weiteren Feldzugsplan verabredete. Im Uebrigen lebte er in der sächsischen Hauptstadt ganz wie in Berlin: von den zahlreichen ernsten Geschäften erholte er sich in literarischem Umgang, in geistvoller Correspondenz, in der Oper, in der Bildergallerie und bei sonstigen künstlerischen Genüssen. Ein leidiger Vorfall soll jedoch, wenn auch nur für einen Augenblick, seine unbefangene Gemüthsruhe dort gestört haben: es wird von einem Mordplan aus jener Zeit erzählt, zu dessen Werkzeug sein vertrauter Lakai Glasau, der ihn statt des alten, damals erkrankten Fredersdorf begleitete, ausersehen war, dessen Ausführung jedoch durch die zufällige Entdeckung des Königs vereitelt wurde. Genaueres ist über das Complott nicht festgestellt, indem Friedrich selbst die Sache sehr geheim halten ließ: Glasau flehte ihn fußfällig um Gnade an, wurde aber in Ketten nach Spandau gebracht, wo er nach einiger Zeit starb.

Eine andere Art Verfolgung, die gegen den König damals versucht wurde, machte einen viel empfindlicheren Eindruck auf ihn, nämlich die Machinationen seiner Feinde, ihm durch untergeschobene Schriften weitgehende Eroberungsabsichten unterzulegen. Es erschien eine Flugschrift unter dem Titel: „Kurzer, doch gründlicher Beweis, daß das Königreich Böhmen Sr. K. Maj. in Preußen zustehe", offenbar zu dem Zweck, Friedrich Eroberungsabsichten auf Böhmen unterzulegen. Um dem zu begegnen, ließ er selbst die Schrift in Berlin öffentlich durch den Henker verbrennen. Nur zur Vertheidigung seines einmal durchgesetzten Rechtes auf Schlesien zog er, durch allseitige Drohungen herausgefordert, wiederum in den Krieg, nicht mit Eroberungsplänen, die seinem Geist seit jener ersten Erwerbung fern lagen. Um einen sichern Frieden zu erzwingen, nicht um zu erobern, begann er den denkwürdigen Feldzug, den wir jetzt zu erzählen haben.

Prag und Collin.

Friedrich's Grundsatz, den Feinden zuvorzukommen, erhielt eine neue Bedeutung und Anwendung, als ihm gleichzeitig Gefahren von den verschiedensten Seiten droheten. Da galt es nicht nur überhaupt früher, als die Gegner ins Feld zu rücken, sondern wo möglich dem einen rasch zu Leibe zu gehen und ihn unschädlich zu machen, ehe der andere ihm die Hand reichen konnte, um sich dann mit voller Kraft gegen den zweiten zu wenden. Die furchtbarsten seiner Feinde waren die Oesterreicher, welche alle ihre Hülfsquellen anstrengten, um den verhaßten Nebenbuhler niederzudrücken: gegen sie wollte er denn zuerst losgehen, um einen Vortheil über sie zu erringen, ehe die Franzosen und die Reichsarmee herannaheten. Von den Russen fürchtete er keinen Einfall in naher Zeit. Natürlich verfolgten die Oesterreicher den entgegengesetzten Plan, den Ausbruch der Feindseligkeiten so lange hinzuhalten, bis ihre Bundesgenossen zu ihrer Unterstützung bereit wären. Friedrich, um sie zu täuschen, nahm den Schein an, als wolle auch er den Angriff ruhig abwarten, und als denke er fürerst nur darauf, sich in Sachsen zu befestigen. Nachdem er sie aber auf diese

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS



Keith.

Weise sicher gemacht, bricht er plötzlich am Ende April mit fünf großen Heereshaufen in Böhmen ein: während Schwerin von Schlesien herbeizieht, führen der Herzog von Bevern, Prinz Moritz von Anhalt-Dessau, der Prinz Heinrich von Preußen und der König selbst die sächsische Armee in vier Colonnen durch die böhmischen Pässe. So gut war Alles berechnet und so trefflich wurden Friedrich's Befehle vollzogen, daß alle diese von verschiedenen Seiten heranziehenden Abtheilungen am nämlichen Tage den böhmischen Boden betraten. Dem Herzog von Bevern ward in diesem Feldzug die Ehre des ersten Waffenerfolges zu Theil: bei Reichenberg stieß er auf achtundzwanzigtausend Oesterreicher unter Graf Königsegg. Obwohl er nur sechszehntausend Mann bei sich hatte, so ließ er doch ohne Weiteres die feindliche Ueberzahl angreifen und schlug sie nach fünfstündigem Gefecht aus dem Felde. Dann vereinigte er sich mit Schwerin, der seinerseits auf dem Marsch von Schlesien her die österreichische Nachhut, funfzehnhundert Mann stark, vernichtet hatte. Friedrich selbst marschirte über den hohen Berg Paschkopol und ging Angesichts des Feindes über die Moldau: die Oesterreicher hatten den größten Theil ihrer Macht dort beisammen und hätten Friedrich's vereinzeltes kleines Heer mit großem Vortheil angreifen können, aber Eifersucht unter den Führern ließ sie den günstigen Augenblick versäumen. Maria Theresia hatte nämlich jetzt ihren Schwager, Herzog Carl von Lothringen, wiederum zum obersten Befehlshaber ernannt, dem sich der vielerfahrene und einsichtigere Brown unterordnen mußte. Das kam dem König von Preußen zu Statten und er versäumte nicht, es bestens zu benutzen.

Am 6. Mai, früh am Morgen, trafen die gesammten preußischen Schaaren in der Nähe von Prag ein: sie wurden zu einer großen Heeresmasse zusammengezogen, nur die von Keith und Moritz von Dessau geführte Abtheilung blieb abgesondert jenseits der Moldau stehen. Einige Stunden darauf begann eine der denkwürdigsten Schlachten. Herzog Carl hatte eilig alle seine Truppen herbeigebracht und hielt mit sechsundsiebzigtausend Mann die verschanzten Höhen von Prag inne. Friedrich gebot über vierundsechzigtausend Mann, mit denen er sofort den Angriff beschloß. General Winterfeldt, sein Liebling und Vertrauter, bestärkte ihn in dem kühnen Entschluß. Feldmarschall Schwerin stellte vor, daß die Truppen von dem nächtlichen Marsch noch ermüdet seien; als er aber sah, daß Friedrich von dem Vorsatz nicht abzubringen war, da drückte der dreiundsiebzigjährige Kriegsmann nach seiner Gewohnheit den Hut mit entschlossener Geberde in die Augen und rief: „Soll und muß denn gerade heut geschlagen werden, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn vor mir habe." Sofort ging es zum Angriff, zu großer Ueberraschung der Oesterreicher, die sich in ihrem Lager auf den Höhen sehr sicher dünkten und ruhig mit Kochen beschäftigt waren, die Reiter waren zum Theil sogar ausgeschickt, um Futter zu holen. Sie hatten einen Angriff um so weniger befürchtet, da sie durch die Natur des Bodens, über den der Feind heranmarschiren mußte, geschützt schienen. Friedrich hatte sich in der That über das Terrain getäuscht: was er für grüne Saatfelder angesehen, waren zum Theil sumpfige Wiesen, abgelassene Teiche, mit tiefem Schlamm auf dem Boden und nur mit trügerischem Gras überwachsen. Dennoch rückten die Preußen, sowie der Befehl gegeben war, mit bewundernswürdiger Ordnung vor. Zwar blieben sie, als sie durch die Wiesen wateten, jeden Augenblick im Schlamme stecken, einige Regimenter sanken bis an die Kniee hinein und konnten

sich kaum wieder heraushelfen, doch sprachen sie sich gegenseitig Muth zu, und unverdrossen ging es trotz aller Hindernisse vorwärts, so daß sich um ein Uhr das Heer jenseits der Sümpfe in Schlachtordnung aufstellte und gleich darauf mit Ungestüm auf den Feind losstürmte. Herzog Carl von Lothringen hatte unterdeß seine Schaaren gleichfalls geordnet und empfing die Preußen mit mörderischem Kartätschenfeuer. Das Regiment Winterfeldt fand im heldenmüthigen Andringen gegen eine Batterie größtentheils den Tod, da rückte in rühmlichem Wetteifer ein Grenadier-Bataillon nach und schrie einmüthig: „Kameraden, laßt uns heran, ihr habt Ehre genug." Der König hatte Befehl gegeben, ohne viel zu schießen, gleich mit gefälltem Bajonett vorzudringen, aber das Kartätschenfeuer der Oesterreicher war so mörderisch, daß auch die größte Tapferkeit dagegen nicht Stand halten konnte: mehrere Regimenter Preußen wichen zurück. Indessen war die Reiterei beider Heere zum Schlagen gekommen: eine Zeit lang schwankte das Glück, die preußischen Reiter, zuerst siegreich, wurden darauf zurückgeschlagen, drangen aber noch einmal in stürmischem Angriff vor und warfen die feindliche Cavallerie auf das jenseitige Fußvolk zurück, welches dadurch in Unordnung gerieth. Feldmarschall Schwerin hatte unterdeß das Fußvolk, das unter dem entsetzlichen Kartätschenhagel so sehr gelitten, wieder formirt; und ließ es von Neuem gegen den Feind vorrücken. Er stellt sich selbst an die Spitze eines Regiments, und um die Seinigen durch sein Beispiel kräftiger anzufeuern, steigt er vom Pferde, entreißt einem Hauptmann eine Fahne, und mit den Worten: „Heran meine Kinder" zeigt ihnen der Greis kühn voranschreitend den Weg zum Siege. Feurigen Muthes folgt ihm die neu belebte Schaar, aber der Edle sinkt nach wenigen Schritten dahin, von vier Kartätschenkugeln zu Boden gestreckt. Die Fahne, die in seiner Hand ein Siegespanier geworden, deckte ihn: aber der Schmerz über seinen Fall und der Wunsch, seinen Opfertod zu verherrlichen, trieb die Seinigen jetzt unwiderstehlich vorwärts. Fürchterlich war auf allen Seiten der Kampf, glorreich der Wetteifer unter den preußischen Feldherrn: viele von ihnen folgten Schwerin's Beispiel und führten ihre Brigaden zu Fuß, auch Prinz Heinrich sprang Angesichts einer feindlichen Geschützeshöhe vom Pferde, um seine Leute im Sturm hinaufzuführen. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, eine der größten Stützen des Königs an jenem blutigen Tage, bat mitten in der Schlacht, von dem vorgeschriebenen Plan abweichen zu dürfen, um dem linken Flügel der Oesterreicher, der noch völlig unerschüttert stand, in die Flanke zu fallen. Friedrich ließ es zu, und mit dem gewaltigsten Ungestüm trieb Ferdinand nun den Kern der feindlichen Truppen von Hügel zu Hügel und eroberte sieben kräftig vertheidigte Schanzen. Jetzt waren die beiden feindlichen Flügel von einander getrennt: diesen Augenblick ersah Friedrich und rückte unverzüglich mit drei Bataillonen in den Zwischenraum ein. Obwohl von beiden Seiten das heftigste Feuer gegen ihn gerichtet und eine Menge der Seinigen niedergestreckt wurden, so behauptete er doch die wichtige Stellung und entschied so die blutige Schlacht; denn die beiden jetzt vollständig getrennten Haufen des feindlichen Heeres konnten das Feld nicht mehr halten: während der eine größere Theil sich zur Rettung in die Stadt Prag warf, floh der andere ins Weite.

Das war die denkwürdige Schlacht bei Prag, die vom Morgen bis zum Abend fast zwölf Stunden lang in mörderischer Weise geschlagen wurde, denkwürdig durch die Größe

der streitenden Heere, durch die beiderseitige Tapferkeit, das viele vergossene Blut und durch den großartigen Heldentod eines der berühmtesten Kriegsmänner. Der Sieg war von den Preußen theuer erkauft; denn Friedrich hatte über sechszehntausend Mann verloren, und dazu einen Feldherrn, der, wie der König selbst sagte, mehr werth war, als Tausende von Mannschaft. Schwerin war sein Lehrer in der Kriegskunst gewesen, und er betrauerte den Tod desselben sehr lebhaft und tief. Nicht aber Friedrich allein ehrte den gefallenen Helden, dem er in Berlin ein Denkmal setzen ließ, auch die Feinde wußten den Werth desselben zu würdigen: der Kaiser Joseph widmete ihm später an der Stätte seines ruhmwürdigen Todes eine ehrenvolle militärische Gedächtnißfeier. Die preußische Armee verlor ungemein viel an dem erfahrenen Feldherrn, der nach Friedrich's Ausspruch nur den einen Fehler hatte daß er keinen Andern neben sich leiden mochte. Als ein Trost für den herben Verlust durfte es erscheinen, daß sich an jenem glorreichen Tage so mancher der jüngeren preußischen Feldherrn, zumal Prinz Heinrich und Herzog Ferdinand von Braunschweig so sehr ausgezeichnet hatten, daß man in ihnen einen hoffnungsvollen Nachwuchs für die früheren Kriegshelden erblickte. Außer Schwerin's Tod war die schwere Verwundung mehrerer Generale, wie Fouqué, Winterfeldt, Prinz von Anhalt zu beklagen. Dagegen zählten die Oesterreicher neunzehntausend Todte und Verwundete und vermißten fünftausend Gefangene, nebst sechszig Kanonen, einer Menge Fahnen, Standarten und der Kriegskasse, und nicht minder raubte jener blutige Tag auch ihnen einen der tüchtigsten Feldherrn, den Feldmarschall Brown, der an den erhaltenen schweren Wunden bald darauf in Prag starb.

Friedrich knüpfte an den errungenen Sieg die größten Hoffnungen. Er schrieb noch vom Wahlplatz an seine Mutter: „Der Feldzug ist für die Oesterreicher verloren, und ich habe mit hundertundfunfzigtausend Mann freie Hände. Wir sind Meister von einem Königreich, das uns Geld und Mannschaft geben wird. Ich werde einen Theil meiner Truppen absenden, den Franzosen ein Compliment zu machen, mit den übrigen will ich die Oesterreicher verfolgen." Der Feldmarschall Keith, der (jenseits der Moldau stehend) die Schlacht nicht mitgemacht hatte, schrieb an den König: „Ich weiß, wie das gute Herz Ew. Maj. durch den schweren Verlust des Feldmarschall Schwerin und so vieler braver Offiziere leiden muß: wenn Sie jedoch andernseits beobachten, wie dieser Sieg wahrscheinlich Ihren Unterthanen eine lange Reihe von Jahren des Friedens verschaffen wird, wenn Sie ferner den Ruhm Ihrer Armee und Ihres Volkes, die feste Begründung Ihrer Macht und Ihres Hauses, sowie die Erhöhung Ihres eigenen Namens unter allen europäischen Mächten bedenken, so werden Sie es hoffentlich über sich gewinnen, sich über unvermeidliche Verluste zu trösten und nur darauf zu denken, aus dem schönen Siege den möglichsten Vortheil zu ziehen." Niemand konnte ahnen, daß die Folgen des ruhmvollen Tages so gar rasch entschwinden, daß statt des Friedens, den der König jetzt schon dictiren zu können meinte, ihn noch ein langjähriger Krieg voll Widerwärtigkeiten und Gefahren erwartete, deren Reihe noch vor Prag selbst beginnen sollte.

Das Schicksal der österreichischen Armee und wahrscheinlich der Ausgang des ganzen Krieges wäre entschieden gewesen, wenn Prinz Moritz von Anhalt-Dessau, der sich jenseits der Moldau befand, schnell genug hätte Brücken über den Fluß schlagen können, um nach

Friedrich's Befehl dem Feind in den Rücken zu fallen, aber der Fluß war angeſchwollen, und überdies fehlten einige Pontons, um die Schiffsbrücke zu vollenden. So mußten denn jene braven Truppen vom Schlachtfeld fern bleiben und ſich darauf beſchränken, die geſchlagenen Oeſterreicher über den Fluß hinweg mit Geſchützkugeln zu verfolgen.

Friedrich hoffte jedoch, daß es ihm auch ſo noch gelingen würde, den größten Theil der feindlichen Heeresmacht, die ſich in die Feſtung eingeſchloſſen hatte, in ſeine Gewalt zu bekommen. Auch der ſterbende Feldmarſchall Brown ſchien dies zu befürchten und drang unter ſeinen bitteren Schmerzen noch unaufhörlich darauf, daß alle Truppen aus Prag herausſtürmen und die Reiterei ſich bei Nacht durchſchlagen ſollte, doch wurde ſein Rath nicht gehört. Es befanden ſich nun funfzigtauſend Mann in Prag, darunter die vornehmſten Befehlshaber, viele Prinzen, auch der Herzog Carl von Lothringen ſelbſt. Friedrich ließ die Stadt, die beinahe zwei Meilen im Umfange hatte, einſchließen und alle Ausgänge mit Geſchütz beſetzen: die Einnahme von Prag war jedoch eine Aufgabe, für welche ſein Heer bei Weitem nicht zahlreich genug war. Als er die Beſatzung zur Uebergabe auffordern ließ, erhob ſich Brown unwillig von ſeinem Sterbelager und rief: „Hält denn der König uns Alle für Hundsfötter?“ Es wurde den Preußen geantwortet, man ſei entſchloſſen, ſich bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen. In Wien glaubte man, das bedeutende eingeſchloſſene Heer werde im Stande ſein, die Belagerer durch erfolgreiche Ausfälle zum Aufgeben ihres Unternehmens zu nöthigen: aber die kräftigſten wiederholten Verſuche wurden von den Preußen durch das zahlreiche Geſchütz zurückgewieſen. Unterdeß entſtand unter den Belagerten die größte Noth, die Magazine waren auf eine ſo große Zahl von Truppen niemals berechnet geweſen, an Allem war Mangel und ſchon in den erſten Wochen ſah man ſich genöthigt, zur Nahrung von Pferdefleiſch ſeine Zuflucht zu nehmen. Die Preußen hatten die umfangreiche Feſtung nach und nach immer enger eingeſchloſſen und ſchritten zu einer förmlichen Belagerung: durch die hineingeworfenen Bomben und glühenden Kugeln wurde eine fortwährende Feuersbrunſt in der Stadt unterhalten und das Elend der unglücklichen Bewohner unendlich erhöht. Der Zuſtand derſelben wurde immer unerträglicher: der Tod wüthete unter Menſchen und Vieh wie zu den Zeiten der Peſt; Kirchen und alle öffentlichen Gebäude lagen voll Kranker und Verwundeter. Alles flehte den Herzog von Lothringen um Erbarmen an: er verſuchte, mit Ehren zu capituliren, da aber Friedrich den freien Abzug der Truppen nicht gewährte, ſo beſchloß der Herzog, die Belagerung weiter auszuhalten, indem er auf endlichen Entſatz durch den heranrückenden Feldmarſchall Daun rechnete. Schon hatten übrigens die Preußen auch ihrerſeits viel Mühſal und Widerwärtigkeiten zu ertragen: heftige Stürme, von entſetzlichen Wolkenbrüchen begleitet, riſſen ihre Zelte in Stücken und überſchwemmten das Lager. Die faſt zur Verzweiflung getriebenen Belagerten machten noch einen heftigen Ausfall: fünf Stunden lang wurde von beiden Seiten mit der größten Erbitterung gekämpft, nach zahlreichen Verluſten kehrten die Oeſterreicher in die Feſtung zurück.

Maria Thereſia befand ſich in der bedenklichſten Lage: der Kern ihrer Kriegsmacht und die vornehmſten Befehlshaber in Prag eingeſchloſſen, durch Hunger und Feuer aufs Aeußerſte gebracht und auf dem Punkt, ſich als Kriegsgefangene zu ergeben, ihre übrigen Truppen geſchlagen, in kleinen Haufen zerſtreut und entmuthigt, — das Königreich Böhmen

nahe daran, dem Sieger ganz unterworfen zu werden, alle Kaiserlichen Erbländer offen und dem Feinde blosgestellt, ja Wien selbst gegen eine Belagerung nicht gesichert, jede Hülfe von ihren Bundesgenossen aber noch in weitem Felde. Friedrich, der seit dem ersten schlesischen Kriege acht große Schlachten gewonnen und keine verloren hatte, schien jetzt vollends als Herr über Krieg und Frieden auf der Höhe seines Glückes zu stehen, da stürzte ihn unerwartet ein einziger verfehlter Schlag von solcher Höhe in die schwerste Bedrängniß hinab.

Da nämlich die Belagerung von Prag sich länger verzögerte, als der König geglaubt hatte, und allen seinen Feinden Zeit gab, von verschiedenen Seiten gegen seine Staaten heranzuziehen, so wurde er mit Besorgniß erfüllt, und beschloß, wenigstens die nächste der feindlichen Armeen, die Oesterreicher unter Daun, aus dem Felde zu schlagen, um sich dann nach dem erwarteten Fall von Prag gegen die Franzosen und die Reichsarmee zu wenden. Daun, der mit geringen Truppenmassen aus Mähren herübergekommen war, hatte inzwischen in Böhmen die Trümmer der zerstreuten Armee des Herzogs von Lothringen und viele andere Verstärkungen an sich gezogen und lag am Anfang Juni mit sechszigtausend Mann in einem verschanzten Lager bei Collin. Ihm standen zunächst nur zwanzigtausend Preußen unter dem Herzog von Bevern gegenüber; ungeachtet Daun's großer Behutsamkeit und Aengstlichkeit war zu besorgen, daß er diese Minderzahl angreifen und aus dem Felde schlagen würde, um dann zur Rettung von Prag auf das Belagerungsheer loszugehen. Dem meinte Friedrich vorbeugen zu müssen; er ließ nur einen Theil des Heeres unter Keith vor Prag zurück und führte die übrigen Truppen, zehn Bataillone und zwanzig Schwadronen zur Bevern'schen Abtheilung, um vereint mit derselben den Feind bei Collin anzugreifen. Siegesgewohnt hielt er gerade in diesem Falle eine Niederlage kaum für möglich, obwohl er mit nur zweiunddreißigtausend Mann den sechszigtausend des österreichischen Feldmarschalls entgegenrückte.

In einer weiten Ebene bei dem Städtchen Collin erhebt sich auf der linken Seite (wenn man von Prag kommt) eine sanfte Anhöhe, die vor dem Dorfe Chotzemitz eine Art von Gipfel bildet, rechts von derselben zieht sich ein langer tiefer, mit steilen Wänden eingeschlossener Graben hin. Dort stand Daun: sein rechter Flügel auf jener Anhöhe, das übrige Heer längs des Grabens von demselben gedeckt. Als Friedrich am 18. Juni des Morgens heranzog, und von den oberen Fenstern eines an der Straße gelegenen Wirthshauses durch sein Fernrohr genau die feindliche Aufstellung prüfte, wurde er durch deren Stärke und kluge Anordnung mit Bewunderung und mit einiger Besorgniß erfüllt. Dennoch beschloß er den Angriff: derselbe konnte aber in der Front nicht geschehen, weil theils der Bergesabhang, theils jener Graben den Feind schützten, — die einzige Möglichkeit eines erfolgreichen Angriffs lag darin, jenen Hügel zu umgehen und so dem rechten Flügel der Oesterreicher in die Flanke und in den Rücken zu fallen. Darauf wurde denn die ganze Schlachtdisposition entworfen: der linke Flügel der Preußen, mit zahlreicher Reiterei voran, sollte den Feind an jener Stelle mit Macht angreifen, der rechte Flügel aber sich zurückhalten und immer nur in jener Richtung zur Verstärkung nachrücken. Daun durchschaute jedoch seinerseits zeitig genug diesen Plan und verstärkte seinen rechten Flügel, besonders ließ er

einen Eichbusch hinter jenem Hügel mit Fußvolk und Artillerie stark besetzen. Ziethen eröffnete den Kampf, indem er mit funfzig Schwadronen gegen die österreichische Reiterei, welche unter Nadasdi die Flanke des Feindes deckte, stürmisch losbrach und dieselbe bis zum Eichbusch zurückwarf: dort wurde er jedoch von Geschütz- und Gewehrfeuer lebhaft beschossen, und mußte wieder zurückgehen. Seydlitz rückte mit fünfundzwanzig Schwadronen nach, der Reiterangriff wurde erneuert, Nadasdi nochmals geworfen, aber wiederum zwang das feindliche Feuer die Preußen, die gewonnenen Vortheile aufzugeben. Unterdeß hatte der Hauptkampf um das Dorf Chotzemitz begonnen: General Hülsen rückte mit der Infanterie gegen die vortheilhafte Stellung der Feinde trotz des gräßlichsten Geschützhagels unerschrocken vor, sieben Mal griffen die Preußen an, und wenn die Bataillone zurückgeschmettert wurden, so ordneten sie sich sofort wieder zum neuen verwegenen Angriff, indem sie über die Leichenhügel ihrer erschlagenen Kameraden wuthentbrannt hinwegschritten. Endlich hatten die braven Krieger schon erhebliche Vortheile erlangt: Daun sah seinen rechten Flügel erschüttert, die Reiterei unter Nadasdi zurückgeworfen und vom Hauptheere getrennt, schon dachte er an den Rückzug und ließ einen Befehl mit Bleistift geschrieben an seine Generale gehen: „Die Retraite ist nach Suchdol.“ Da wandte sich zur späten Stunde das Glück des Tages: nach Einigen wäre es des Königs eigene Schuld gewesen, der mitten in der Schlacht seinen in glücklicher Ausführung begriffenen Plan geändert habe, nach Anderen wurden seine Befehle nicht streng ausgeführt und dadurch die unheilvolle Wendung verschuldet. Gewiß ist, daß mitten in der Schlacht von jenem erwähnten Plan abgewichen wurde, daß der rechte Flügel, statt dem vordringenden linken nur kräftig nachzurücken und zum Stützpunkt zu dienen, auf einmal selbständig zum Angriff vorging, wodurch die preußische Schlachtlinie, der ersten Absicht zuwider, unterbrochen wurde. Der König, der an jenem Tage überhaupt etwas Düsteres, Unheilverkündendes in seinem ganzen Wesen hatte, gerieth über diesen Wechsel mitten in der Schlacht in eine lebhafte Erörterung mit dem Prinzen Moritz von Dessau, auf den er zuletzt mit dem Degen losging und heftig fragte, ob er seine Befehle vollziehen wolle oder nicht. Wen aber auch die Schuld treffen möge: der begangene Fehler wurde von den Oesterreichern nur allzu rasch bemerkt und benutzt. Sowie die preußische Schlachtordnung unterbrochen war, stürzten die gegenüberstehenden ungarischen Infanterie-Regimenter mit wildem Ungestüm in die Lücken: zwar hatten sie ihr Pulver bereits vorher verschossen, aber mit geschultertem Gewehr rückten sie mit dem Säbel einhauend zu vollen Haufen unter die Preußen und richteten ein großes Blutbad unter denselben an. Durch die Lücken der bereits sehr verdünnten preußischen Bataillone drang zwar öfter die Reiterei zu ungestümen Ausfällen hervor, aber von den gegenüberstehenden Batterien mit Kartätschenhagel empfangen, wurden ihre Reihen großentheils niedergestreckt, oder sie stürzten in Eile wieder zurück und verursachten so neue Verwirrung unter dem Fußvolk. Jetzt brachen aus der österreichischen Schlachtlinie mit einem Male einige Regimenter der früheren sächsischen Cavallerie mit unbeschreiblicher Kriegswuth hervor: sie brannten vor Begier, sich für die früheren Niederlagen, die sie zumal bei Hohenfriedeberg erlitten, an den Preußen zu rächen, und stürzten ohne erhaltenen Befehl auf das preußische Fußvolk los, indem sie bei ihren zerfleischenden Säbelhieben das Feldgeschrei vernehmen ließen: „Das für Striegau!“

Die durch solchen Anlauf überraschte Infanterie wurde überall durchbrochen, aber auch hier bewährte sich noch in der äußersten Noth die treffliche Kriegsübung der preußischen Truppen, indem sie sich mit seltener Geistesgegenwart und bewundernswürdiger Ordnung um die hereingedrungenen Schwadronen plötzlich zu Vierecken bildeten und auf die so eingeschlossenen Feinde pelotonweise feuerten. Im Innern dieser Quarés fielen Roß und Reiter haufenweise dahin, aber mit verzweifeltem Muth hieben die Uebrigbleibenden auf die inneren Reihen der Preußen ein, während von außen immer neue Schaaren gegen dieselben anstürmten. Sie konnten diesem doppelten Andrang nicht widerstehen, der größte Theil der braven Infanterie, darunter Friedrich's schöne Leibgarde wurde niedergemetzelt. Während dies auf dem rechten Flügel geschah, waren auch die zuerst erreichten Vortheile auf dem linken Flügel wieder verloren gegangen: ein glänzender Ausfall, den der kühne Reiterführer Seydlitz noch zu später Stunde ausführte, wurde durch das anhaltende Feuer aus dem Eichbusch schließlich vereitelt, und während die Preußen von ihrem rechten Flügel keinen Nachschub mehr erhielten, rückten auf österreichischer Seite immer neue Regimenter Infanterie heran, so daß der König auch dort die gewonnenen Positionen wieder aufgeben mußte. Vergeblich sucht er persönlich mit verzweifeltem Heldenmuth die Schlacht nochmals herzustellen, und führt, als schon Alles verloren scheint, vierzig Mann gegen eine Batterie, in der Hoffnung, daß sich die zurückeilenden Haufen um seine Fahne wieder sammeln werden. Auch die Meisten jener kleinen Schaar kehren Angesichts der fürchterlichen Gefahr um, während der König fast allein auf die Batterie losreitet. „Sire, wollen Sie die Batterie allein erobern?" sagt ihm endlich warnend ein Adjutant, und jetzt erst um sich schauend hält er das Pferd an und reitet hinweg zu dem unterdeß fast vernichteten rechten Flügel.

Um neun Uhr Abends gab Friedrich den Befehl zum Rückzug, den die Oesterreicher nicht störten. Daun, des ersten Sieges froh, begnügte sich mit dem Besitz des Schlachtfeldes. Von zweiunddreißigtausend Mann Preußen, die gegen sechsundsechszigtausend Oesterreicher bei Collin gefochten hatten, hatten nahe an vierzehntausend den Tod gefunden: der Verlust der Feinde belief sich auf achttausend Mann.

Es war die erste Schlacht, welche Friedrich verloren hatte: die Betrübniß und Betäubung des preußischen Heeres über die Niederlage war unbeschreiblich. Als den Offizieren der bei Prag zurückgebliebenen Armee die traurige Kunde zukam, herrschte unter ihnen eine lange lautlose Stille. Friedrich selbst war tief gebeugt. Als man in einem Dorfe Rast machte, um die Pferde zu tränken, trat ein alter verwundeter Cavallerist an ihn heran und reichte ihm in der Höhlung seines Hutes einen kühlen Trunk mit den Worten: „Trink Ew. Majestät doch und laß Bataille Bataille sein! Es ist nur gut, daß Sie leben: unser Herr Gott lebt gewiß auch, der kann uns schon wieder Sieg geben." In Nimburg wollte der König seine zerstreuten Truppen wieder sammeln: dort fanden ihn seine Offiziere auf einer Brunnenröhre in tiefen Gedanken sitzend, den Blick unverwandt auf den Boden geheftet, in welchen er mit dem Stock Figuren zeichnete. Niemand wagte ihn anzureden. Plötzlich sprang er dann auf und, seine tiefe Bekümmerniß zurückdrängend, ertheilte er mit anscheinender Ruhe und Heiterkeit die nöthigen Befehle. Aber von Neuem wurde er tief ergriffen, als er auf den kleinen Rest seiner Leibgarde blickte. Alle Krieger dieser auserlesenen

Schaar waren ihm persönlich bekannt gewesen; er hatte ihre Namen, ihre Herkunft, ihre Verhältnisse und Schicksale gekannt. Aber die Meisten dieser seiner Günstlinge waren nicht mehr: dies erfüllte sein Herz mit tiefer Trauer, Thränen in den Augen rief er den Uebriggebliebenen zu: „Kinder, ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt; — aber habt nur Geduld, ich will Alles wieder gut machen."

Friedrich schrieb bald nach der Schlacht an seinen Freund Lord Marschall (Keith) einen merkwürdigen Brief: „Das Glück", mein lieber Lord, „flößt uns oft ein schädliches Selbstvertrauen ein. Ich hätte mehr Fußvolk nehmen sollen: dreiundzwanzig Bataillone waren nicht genug, um sechszigtausend Mann aus einer vortheilhaften Stellung zu vertreiben. Ein anderes Mal wollen wir unsere Sache besser machen. Fortuna hat mir diesen Tag den Rücken gekehrt, ich hätte es vermuthen sollen; es ist ein Frauenzimmer und ich bin nicht galant. Was sagen Sie zu dem Bündniß wider den Markgrafen von Brandenburg? Wie sehr würde der große Kürfürst erstaunen, wenn er seinen Enkel mit den Russen, den Oesterreichern, mit fast ganz Deutschland und hunderttausend Franzosen im Handgemenge sehen sollte? Ich weiß nicht, ob es mir eine Schande sein wird, zu unterliegen; aber das weiß ich, daß es keine Ehre sein wird, mich zu überwinden."

Zu dem öffentlichen Unglück, das den König betroffen, kam persönlicher tiefer Schmerz durch den Tod seiner Mutter hinzu, welche wenige Tage nach der Schlacht bei Collin in Monbijou zu Berlin starb. Friedrich hatte für dieselbe immer die höchste Liebe und Ehrfurcht empfunden und ihr seit seiner Thronbesteigung die größte Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit bewiesen. Ihr Tod verursachte ihm gerade in der schweren Stimmung, die ihn damals fast daniederdrückte, den tiefsten Schmerz, welchem er in seiner Correspondenz, sowie in schwermüthigen poetischen Ergüssen Ausdruck gab. Wie er sich jedoch gegen alle trüben Ereignisse mit Seelenstärke zu behaupten suchte, das zeigt ein Brief an den Marquis d'Argens aus jenen Tagen: „Sehen Sie mich, mein lieber Marquis, als eine Mauer an, auf welche seit zwei Jahren Bresche geschossen worden. Ich werde von allen Seiten erschüttert. Häusliche Unglücksfälle, geheime Leiden, öffentliche Noth, das ist mein täglich Brod. Glauben Sie aber nicht, daß ich mich niederdrücken lasse. Löste sich alle Elemente auf, so würde ich mich unter ihren Trümmern mit dem kalten Blute begraben, mit dem ich Ihnen jetzt schreibe. In so heillosen Zeiten muß man sich mit Eingeweiden von Eisen und einem ehernen Herzen versehen, um alle Empfindsamkeit los zu werden. Jetzt ist Zeit zum Stoicismus. Die armen Schüler des Epikur würden in diesem Augenblick auch nicht ein Wort von ihrer Philosophie anbringen können. Der nächste Monat wird schrecklich werden und sehr entscheidend für mein armes Land. Ich meinerseits, fest entschlossen, es zu retten oder mit ihm zu Grunde zu gehen, habe mir eine Denkart angeeignet, wie sie für solche Zeiten und Umstände paßt." — — „Die Philosophie, mein Freund", fügt er am Schluß noch hinzu, „ist gut, um vergangene oder künftige Uebel zu mildern, aber wider gegenwärtige kommt sie nicht auf."

In welche tiefe Bedrängniß er versetzt schien, geht auch aus den Briefen seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, hervor, die an Voltaire schrieb: „Ich bin in einem fürchterlichen Zustand und werde die Vernichtung meines Hauses nicht überleben. — —

Ich sehe den größten Mann des Jahrhunderts, meinen Bruder und Freund, zum gräßlichen Aeußersten gebracht, meine ganze Familie den größten Gefahren ausgesetzt, mein Vaterland von unbarmherzigen Feinden zerrissen und zu Grunde gerichtet."

Solche Gedanken und Befürchtungen konnten nach der unglücklichen Schlacht allerdings wohl aufkommen; denn es stand in Wahrheit sehr schlimm um Friedrich und seine Armee, und wohl hatte man Recht, sich in Wien des Tages von Collin aufs Höchste zu freuen. Wohl durfte man daselbst glänzende Feste geben, große Geschenke an die Armen vertheilen, Denkmünzen auf den Erlösungstag der böhmischen Armee schlagen und zum Andenken an denselben den Maria-Theresia-Orden stiften; denn Großes war für Oesterreich durch den Sieg bei Collin gewonnen.

Prag war gerettet und das darin eingeschlossene Heer konnte zu neuer Kriegsthätigkeit ausrücken; an die Fortsetzung der Belagerung durfte Friedrich nicht denken, schon zwei Tage nach der Schlacht wurde dieselbe aufgehoben. Die preußische Armee verließ die Laufgräben und die Verschanzungen. Der Aufbruch war in Gegenwart des starken, zum Ausfall bereiten Feindes nicht leicht, doch geschah er in schönster Ordnung mit klingendem Spiel. Die Panduren und die ungarischen Husaren setzten zwar den Abmarschirenden lebhaft zu, doch wurden sie von Winterfeldt und Keith kräftig abgewehrt: Letzterer stellte sich bei solchen Scharmützeln so sehr bloß, daß man glauben konnte, er suche den Tod und sein Adjutant sagte scherzend: „Verwünschtes Metier, Adjutant eines Generals zu sein, der sich todtschießen lassen will." Auch der weitere Rückzug der Preußen war durch die Verfolgungen der Oesterreicher sehr erschwert: bald war das ganze Land von Panduren überschwemmt, die Verbindung mit Sachsen unterbrochen und die vereinzelten Heereshaufen, in die Friedrich seine Armee vertheilt hatte, erlitten oft große Verluste. Der König war mit seinen böhmischen Truppen in der peinlichsten Lage, doch hielt ihn die eigene Festigkeit, sowie die gute Zuversicht seiner Leute aufrecht. Feldmarschall Keith schrieb ihm damals: „Ew. Majestät haben noch eine schöne Armee und Sie besitzen Hülfsmittel in Ihrem Genie, wie sie die Gegner sicher nicht haben: wenn sich Niemand drein mischt, als die Oesterreicher, so will ich, ohne Prophet zu sein, dafür stehen, daß der Schade noch gut zu machen ist. Nur fürchte ich, daß sie die Sache so lange hinziehen werden, bis ihre Verbündeten auf anderen Seiten zu handeln beginnen, und in diesem Falle wird es Ew. Majestät ohne Bundesgenossen und ohne alle Hülfsquellen fast unmöglich sein, dem ganzen verbündeten Europa zu widerstehen. Oft aber wenn die Dinge am verzweifeltsten erscheinen, treten die unerwartetsten Wendungen ein, — eine gewonnene Schlacht kann Alles wieder gut machen."

Roßbach.

Alle Feinde Friedrich's jauchzten in kühner Hoffnung auf, als sich die Nachricht von seinem Unglück in Böhmen verbreitete: von allen Seiten rückten sie jetzt um so muthiger vor, um an der scheinbar gesicherten Beute Theil zu nehmen. Die Russen drangen hunderttausend Mann stark in Preußen ein, zu dessen Vertheidigung der Feldmarschall Lehwald nur dreißigtausend Mann hatte; die Schweden schickten sich an, in Pommern zu landen; der

Reichshofrath erklärte jetzt den König förmlich für einen Reichsfeind und die Reichstruppen vereinigten sich mit einer der beiden vordringenden französischen Armeen, um in Sachsen einzudringen, während das Hauptheer der Franzosen schon ganz Westphalen in Besitz genommen hatte.

Friedrich zog, nachdem er den Rückzug aus Böhmen zwar mit manchen harten Verlusten, doch im Ganzen ruhmwürdig bewerkstelligt hatte, seine Armee in der Lausitz zusammen: der Feldmarschall Keith und der Prinz von Preußen stießen dort mit ihren Heeresabtheilungen zu ihm, der Letztere nach einem unglücklichen Marsch, der ihm des Königs Unwillen und herben Tadel zuzog. Der Prinz wurde von der harten Behandlung, die ihm widerfuhr, so ergriffen, daß er gleich darauf die Armee verließ. Er starb ein Jahr darauf in Oranienburg bei Berlin, wie man vielfach behauptete, an gebrochenem Herzen, nach anderen gewichtigen Angaben dagegen an den Folgen einer schweren Kopfverletzung, die er vor Prag erlitten hatte.

Friedrich stand im August (1757) mit seinen vereinigten Truppen bei Bautzen und hatte zuerst die Absicht, die Oesterreicher durch eine neue Schlacht wo möglich nach Böhmen zurückzuwerfen, und dann eiligst gegen die Franzosen zu marschiren. Daun stand ihm mit der österreichischen Armee in einer festen Position gegenüber und verrieth keine Neigung, sich auf eine offene Feldschlacht von Neuem einzulassen. Der König beschloß, ihn anzugreifen, obwohl alle Generale dies bei der vortrefflichen Stellung der Oesterreicher für ein zu kühnes Wagniß hielten; er traf alle Vorbereitungen zum Angriff. „Wie wird es gehen?“ fragte er dann Keith im Vorbeireiten. „Wenn Ew. Majestät den Ruhm des Feldmarschall Daun vermehren wollen, das wird sehr gut gehen“, antwortete der freimüthige Kriegsmann. Friedrich ritt ohne Antwort weiter. Endlich gelang es dem Prinzen Heinrich, ihn von seinem gefährlichen Vorhaben abzubringen. Er ließ nun den Herzog von Bevern und General Winterfeldt gegen Daun zurück, entschlossen, seinerseits zunächst den Franzosen zu begegnen.

Der Marschall d'Etrées an der Spitze der französischen Hauptarmee war über den Rhein und die Weser vorwärts geeilt, hatte nach der Einnahme der preußischen Festung Wesel, Cleve und Ostfriesland besetzt, dann ganz Westphalen und die Kassel'schen Lande, sowie Hannover in Steuerpflicht genommen. Man war hier zum Widerstand nur in geringem Maaße vorbereitet. Zwar hatte man schon einige Monate zuvor ein Beobachtungsheer aus Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern u. a. zusammengezogen, zu denen einige tausend Preußen stießen, doch waren es im Ganzen nur vierzigtausend Mann gegen die herbeiziehenden hunderttausend Franzosen. Das Schlimmste aber war, daß diese unzureichende Truppenmacht noch dazu unter der unerfahrenen Führung des Herzogs von Cumberland, Sohn Georg's II., stand, dessen Operationsplan von Friedrich II. im Voraus gemißbilligt, von dem englischen Ministerium nichts destoweniger angenommen worden war. Die traurigen Folgen ließen nicht auf sich warten: bei dem Dorfe Hastenbeck, unweit Hameln, erlitt die hannöversche Armee unter Cumberland am 26. Juli eine schwere Niederlage und wurde bald darauf von den Franzosen so in die Enge getrieben, daß der bedrängte Feldherr sich am 8. September zu Kloster-Seeven zu einer schimpflichen Convention bequemte, durch

welche die Auflösung des ganzen gemischten Heeres zugestanden und dadurch Hannover, Hessen und das ganze Land zwischen der Weser und dem Rhein den Franzosen preisgegeben wurde. Doch nicht dem Marschall d'Etrées war die Ehre beschieden, diese für Frankreich so vortheilhafte Convention abzuschließen: er war unterdeß den Ränken des Prinzen Soubise, eines Günstlings der Marquise von Pompadour aufgeopfert worden, welcher bis dahin nur die Nebenarmee befehligt, aber längst danach getrachtet hatte, den Marschall zu verdrängen. Jetzt wurde der Oberbefehl zum Schein dem Herzog von Richelieu übertragen, doch war es dabei nur auf Erhöhung des Prinzen Soubise abgesehen. Nur allzubald für die Franzosen sollte sich zeigen, wie wenig dieser im Stande war, d'Etrées zu ersetzen. Die Entlassung dieses tüchtigen Feldherrn hatte zunächst schon die bedenkliche Folge für Frankreich, daß seine Nachfolger nicht gleich ihm bemüht waren, den Druck der kriegerischen Occupation für die unterworfenen Völker soviel als möglich zu erleichtern, vielmehr gestatteten Richelieu und Soubise, im übermüthigen Gefühl des von ihrem Vorgänger errungenen Sieges, ihren Truppen die rücksichtsloseste, grausamste Behandlung der deutschen Länder. Städte und Dörfer wurden nicht blos durch Kriegssteuern ausgesogen, sondern geradezu geplündert und verheert und die wehrlosen Einwohner mit Feuer und Schwert bedroht. Die Wohlhabenden wurden auf den Befehl der Heerführer gemißhandelt, um Brandschatzungen für ihre Mitbürger zu zahlen: Weiber und Mädchen geschändet, mit dem Leben der Menschen ein Spiel getrieben. Viele hundert Deutsche aus allen Ständen und Verhältnissen fanden durch die zügellosen Feinde jämmerlichen Untergang. Der Herzog von Richelieu selbst gab das Beispiel der schamlosesten Erpressungen und richtete die Kriegsoperationen meist danach ein, wie er persönlich den meisten Gewinn davon erwarten konnte. Von dem erpreßten Gelde konnte er sich nach Beendigung des Krieges einen prächtigen Pallast in Paris erbauen lassen, den man den Pavillon d'Hannovre nannte. Je schrecklicher aber die Fremdherrschaft damals auf den unglücklichen deutschen Ländern lastete, desto mehr verbreitete sich in ganz Deutschland die Theilnahme für Friedrich, in welchem man nicht mehr blos den Gegner Oesterreichs, sondern zugleich den Vorkämpfer gegen die fremde Gewalt erblickte.

Angesichts der verschiedenen Heere, die auf den Mittelpunkt seiner Staaten anrückten, mußte der König seine Truppen mehrfach theilen: er selbst behielt kaum achtzehntausend Mann bei sich, und auch diese kleine Mannschaft wurde durch Entsendungen beständig noch weiter geschwächt, so daß er zuletzt bei Erfurt in der Nähe des französischen Heeres mit nur zehntausend Mann stand. Um diese große Schwäche vor dem Feinde zu verbergen, ließ er seine Truppen nicht lagern, sondern einzelne Dörfer beziehen und diese oft wechseln, wobei die Namen der Regimenter jedesmal verändert wurden, um auf diese Weise die feindlichen Kundschafter über die Zahl derselben zu täuschen. Er beschränkte sich übrigens keineswegs auf die Vertheidigung, sondern ging, wo irgend die Gelegenheit günstig schien, angreifend zu Werke. Dasselbe verlangte er von den übrigen Heerführern. So schrieb er dem Fürsten Moritz von Dessau, der bei Dresden stand: „Ich kann mich ohnmöglich mit allen Ihren Schreibereien abgeben. Ich bin nicht hier zum Schreiben. Sie müssen Dresden souteniren, — damit gut; kommt Ihnen was zu nahe, so gehen Sie die Leute auf den Hals und prügeln

Sie ihnen das Leder voll." Bald darauf war er über eine rückgängige Bewegung desselben sehr unwillig: „Ich bin gar nicht mit Ihrer Conduite zufrieden, gehen Sie den Kerls auf den Hals und agiren offensive oder unsere Freundschaft hört auf. — Wo ist die Ehre der Preußen? Vor zweitausendundfünfhundert Mann läuft ein General der Infanterie zurück; wenn Ihr Vater dieses im Grabe hörte, so würde er sich umkehren."

Die Oesterreicher wollten indeß die Zerstreuung der preußischen Kräfte benutzen, um einen unverhofften Schlag auf Berlin zu führen: der kaiserliche General Hadick wagte es, mit viertausend Mann bis vor die Thore dieser Hauptstadt zu rücken, welche ohne Mauern und Wall, nur von zweitausend Mann Landmiliz besetzt war. Die Königliche Familie hatte sich auf die Nachricht von der Annäherung des Feindes nach der Festung Spandau begeben. Die Oesterreicher drangen durch das Cottbusser und das Schlesische Thor in die Vorstädte ein, wo es mit den eiligst zusammengetretenen Gewerken und einer kleinen Abtheilung preußischer Soldaten zu unbedeutenden Scharmützeln kam. Hadick verlangte von der Stadt eine Kriegssteuer von sechshunderttausend Thalern; da jedoch während der Unterhandlungen verlautete, daß der Prinz Moritz von Dessau vom König zum schleunigen Entsatz Berlins abgesandt worden, ließen sich die Oesterreicher an zweihunderttausend Thalern genügen, wozu sie nur noch zwei Dutzend Damenhandschuhe, mit dem Berliner Stadtwappen gestempelt, für Maria Theresia forderten. Kaum war Hadick wieder in aller Eile abgezogen, so rückte auch schon der General Seydlitz, welcher mit dreitausend Reitern dem Prinzen von Dessau vorausgeeilt war, in die Stadt ein. Hadick, den der König selbst von den österreichischen Truppen in der Lausitz abzuschneiden bemüht war, kam auf Abwegen listig und glücklich zu seiner Hauptarmee zurück.

Schlimmer, als der Mark Brandenburg, erging es unterdeß der Provinz Preußen, wo die Russen, hunderttausend Mann stark, unter dem Feldmarschall Apraxin siegreich und verheerend vordrangen. Die leichten Truppen derselben, Kosacken, Kalmücken und Tartaren streiften plündernd, sengend und brennend umher und übten an den Einwohnern Preußens Grausamkeiten aller Art. Der Feldmarschall Lehwald hatte dem Feinde nur vierundzwanzigtausend Mann entgegen zu stellen, dennoch wagte er es, denselben bei Groß-Jägerndorf in seinen Verschanzungen anzugreifen. Die heldenmüthige Bravour der Preußen ließ sie zuerst die größten Vortheile erringen, aber schließlich geriethen sie durch den Brand mehrerer von den Russen angezündeten Dörfer in Unordnung, wurden nun von der Uebermacht des Feindes überflügelt und mußten nach zehnstündigem Kampf das Schlachtfeld räumen. Die Russen verfolgten ihren Sieg nicht; bald darauf aber wurde Apraxin ganz aus Preußen abgerufen, indem englisches Geld und der heimliche Einfluß des für Friedrich begeisterten Thronfolgers Peter den Großkanzler Bestuscheff vermocht hatten, den Kampf gegen Preußen vorläufig einzustellen. Zwar wurde auch der Rückzug noch durch Plünderung, Bedrückung und Grausamkeiten bezeichnet, doch war es ein großer Vortheil für Friedrich, daß er auf jener Seite fürerst von aller Gefahr befreit, den Feldmarschall Lehwald gegen die Schweden entsenden konnte. Diese waren über zwanzigtausend Mann stark an der Ostsee gelandet und ungehindert in das preußische Pommern eingerückt. Ihr Heer war jedoch so unvollständig ausgerüstet und so schlecht geführt, daß diese Nation, welche ein Jahrhundert

zuvor noch eine so bedeutende Rolle in Deutschland gespielt hatte, während des jetzigen Krieges nur elende Raubzüge in Pommern und der Uckermark zu unternehmen wagte, womit sie den Bewohnern dieser Landestheile freilich lästig genug fiel, ohne aber auf den Gang des Krieges sonst einen Einfluß zu üben. Bei einem jener Raubzüge ereignete es sich, daß einige hundert Schweden in einem Gebüsch bei Prenzlau von fünf als Husaren verkleideten Postillonen mit Pistolenschüssen angefallen wurden, und in der Meinung, es seien ganze Regimenter Husaren im Anzuge, eiligst davonflohen, worauf folgenden Tages die ganze bei Prenzlau stehende schwedische Macht sich zurückzog. Bald darauf rückte nun Lehwald gegen sie heran, trieb sie erst unter die Mauern von Stralsund und dann vom Festlande hinweg nach der Insel Rügen.

Das Alles erschien jedoch von geringer Bedeutung im Vergleich mit den Gefahren, die Friedrich von seinen übermächtigen Feinden im Osten und im Westen, von Oesterreich und Frankreich drohten. Mit einem derselben mußte er schleunig fertig zu werden suchen, sonst wäre er zwischen Beiden erdrückt worden.

Der Herzog von Richelieu verwüstete nach Herzenslust die Staaten von Hannover und Hessen: selbst am Hofe von Versailles begann man sein Verfahren zu tadeln und zugleich das Befremden zu äußern, warum er mit seinen großen Truppenmassen Nichts gegen das kleine und zerstreute Heer König Friedrich's unternehme. Doch schien er eben wenig Lust zu haben, sich mit dem gefürchteten Feldherrn zu messen. Friedrich machte nun seinerseits einen Versuch, Richelieu durch ein schmeichelhaftes Schreiben dazu zu bewegen, eine Friedensvermittelung zu Stande zu bringen; so freundlich und verbindlich aber das Antwortschreiben des Herzogs lautete, so zeigte sich doch bald, daß zur Erreichung von Friedrich's Zweck bei der Stimmung des Hofes zu Versailles keine Aussicht vorhanden war. Seitdem war nun sein ganzes Absehen darauf gerichtet, die Franzosen mit den Reichstruppen schleunigst zu einer Schlacht zu zwingen, ehe sie über Thüringen weiter vorrücken und sich etwa mit den von der Lausitz und Böhmen herbeikommenden Oesterreichern die Hände reichen könnten. Sein Heer zählte freilich nur zweiundzwanzigtausend Mann, das der Feinde sechszigtausend; aber er vertrauete der Bravour seiner Leute und seinen Feldherrngaben, während er von der Führung der feindlichen Armee eben keinen großen Begriff hatte.

Ein Vorspiel des entscheidenden Kampfes fand in der Mitte Septembers zu Gotha Statt: der Prinz von Soubise rückte in Gemeinschaft mit dem Prinzen von Hildburghausen, etwa zehntausend Mann stark, von Eisenach her gegen Gotha vor, wo Seydlitz nur mit wenig Reiterei stand. Derselbe zog sich in bester Ordnung weit hinter Gotha zurück und Soubise fand die Stadt unvertheidigt. Er dachte denn blos daran, sich mit seinen Genossen von den Anstrengungen des Marsches bei einem festlichen Gelage in gewohnter Weise zu erholen. Auf dem herzoglichen Schlosse hatte man Alles zu einem glänzenden Mahl zubereitet, die Tafeln waren gedeckt und der Schmaus sollte eben beginnen, als plötzlich die Kunde erscholl, daß Seydlitz vor den Thoren stehe. Der kühne Reitergeneral hatte beschlossen, mit seinen funfzehnhundert Mann den ungleichen Kampf frisch zu wagen. Indem er eine Anzahl Husaren absitzen ließ und zu Fuß zwischen seine Schwadronen stellte, brachte er den Feinden den Glauben bei, die Fußsoldaten, die mit dem König bei Erfurt standen, seien herbeigerückt, — durch einen

Dragoner, den er ſcheinbar als Ausreißer nach Gotha gehen ließ, verbreitete er noch dazu ausdrücklich dieſes Gerücht, und als er darauf mit ſeinen Huſaren und Dragonern ungeſtüm herbeieilte, hielten die geängſtigten Feinde nicht lange Stand. Eine Schaar der preußiſchen Reiter ſprengte mit verhängtem Zügel in die Stadt, wo die Reichstruppen ſchon in vollem Rückzuge waren, während Soubiſe noch bei der reich gedeckten Tafel ſaß. An Widerſtand dachte auch er nicht, er konnte nicht eilig genug aufs Pferd kommen und über Hals über Kopf ging es mit der ganzen Armee hinweg. Seydlitz, des gelungenen Streiches froh, konnte an eine weitere Verfolgung mit ſeinem kleinen Häuflein nicht denken; dagegen nahm er mit ſeinen Offizieren an der Herzoglichen Tafel Platz und ließ es ſich bei dem Gaſtmahl wohl ſein, deſſen erſte Gänge die Franzoſen verzehrt hatten. Nur wenige der raſch entflohenen Soldaten waren zu Gefangenen gemacht worden, deſto mehr Kammerdiener, Lakaien, Köche, Haarkräusler, Buhlerinnen und Schauſpieler. Auch die Equipagen vieler hohen und niederen Offiziere fielen den Preußen in die Hände, und man fand darin ganze Kiſten von wohlriechenden Waſſern und Pomaden, desgleichen eine Menge Pudermäntel, Haarbeutel, Sonnenſchirme, Schlafröcke und ſelbſt Papageien. Die vielen vornehmen Herren, die bei der Armee des Prinzen von Soubiſe waren, hatten ſich nämlich wie er ſelbſt, den Kriegszug gegen den „Marquis von Brandenburg", wie ſie Friedrich nannten, lediglich als eine Art militäriſcher Luſtfahrt gedacht und führten Alles in großem Ueberfluß bei ſich, was die weichlichen Vergnügungen im Lager erhöhen konnte. Seydlitz überließ den ganzen eleganten Plunder ſeinen Huſaren und Dragonern, die ſich damit viel Ergötzlichkeit machten: die Buhlerinnen und Komödianten aber ſchickte er den darüber hoch erfreuten Franzoſen ohne Löſegeld zurück.

Der glänzende Erfolg des Seydlitz'ſchen Unternehmens wurde von König Friedrich mit beſonderem Wohlgefallen anerkannt: in einem von ihm ſelbſt geſchriebenen Zeitungsberichte ſtellt er dieſen Streich als einen Beweis dar, daß eben die Fähigkeit und Entſchloſſenheit eines Generals im Kriege mehr entſcheide, als die Zahl der Truppen. Seydlitz freilich wollte darauf allein nicht bauen, ſondern bat für die Zukunft um Verſtärkung; „denn das heutige Manöver", ſagte er, „wird ſchwerlich zwei Mal gelten."

Der Prinz von Soubiſe faßte nun endlich den Entſchluß, mit ſeiner geſammten Macht auf den König loszugehen und Sachſen ganz von den Preußen zu befreien, was er trotz der in Gotha erhaltenen Lehre für eine Kleinigkeit hielt. Sein Heer war bis auf vierundſechszigtauſend Mann vermehrt, womit er das geringe Häuflein Preußen leicht zu erdrücken hoffte. Er überſchritt mit ſeiner Armee die Saale und ging auf Leipzig los; Friedrich rückte ihm mit ſeinen zwanzigtauſend Mann furchtlos entgegen, um den Augenblick für den längſt beabſichtigten Hauptſchlag zu erſehen. Die Franzoſen zogen in ihrem Uebermuth ſo ſorglos daher, daß Seydlitz's Huſaren einmal mitten aus dem franzöſiſchen Lager Pferde und Gefangene herausholen konnten; es ſchien Soubiſe eben gar nicht der Mühe werth, dem geringen preußiſchen Heer gegenüber irgend welche Vorſicht anzuwenden. Seine einzige Angſt war, daß ihm die Preußen doch noch entrinnen könnten, und ſeine Offiziere fanden es faſt lächerlich und als gar zu viel Ehre für den Marquis von Brandenburg, daß man ſich mit ihm erſt auf einen Kampf einlaſſen ſollte. Friedrich verſuchte am 4. November die franzöſiſche Armee

durch eine rückgängige Bewegung aus ihrer vortheilhaften Stellung herauszulocken: es gelang ihm, da Soubise, in dem Wahn, der König wolle ihm wirklich entgehen, sofort seine Stellung verließ, um den Preußen wo möglich in die Flanke zu fallen. Die Franzosen jubelten in ihrem Lager über das vermeintliche Vorzeichen der Vernichtung des Feindes: Alles, was an Trommelschlägern und Spielleuten da war, mußte Siegesmelodieen, wie über eine gewonnene Schlacht, anstimmen; man hielt sich gewiß, das ganze unbedeutende Heer gefangen zu nehmen und schickte solche zuversichtliche Botschaft im Voraus nach Versailles. Die Leichtsinnigen ahnten nicht, wem sie gegenüberstanden und welche Schmach ihrer wartete.

Der 5. November brach an, ein für immer denkwürdiger Tag, an welchem die Preußen unter ihrem großen König unverwelklichen Ruhm gegen die übermüthigen Franzosen erringen sollten. Friedrich weilte ruhig in seinem Lager bei dem Dorfe Roßbach und sah es scheinbar sorglos mit an, wie die Feinde, die ihm zum Theil gegenüber stehen blieben, mit einem anderen Theil ihrer Heereshaufen seine rechte Flanke zu umgehen suchten. Er blieb den ganzen Vormittag, als ahne er Nichts von der ihm bereiteten Gefahr: er konnte sich auf die Geschwindigkeit seiner Truppen verlassen und wollte den Feind recht sicher machen, um ihn dann desto mehr zu überraschen. Nur in der Stille läßt er Alles zum plötzlichen Aufbruch vorbereiten. Auch die Mittagstafel wird noch angerichtet: die Soldaten kochen und verzehren ihr Mahl in den Zelten, der König speis't mit seinen Generalen. Die Franzosen sind erstaunt und entzückt, daß der Feind so in die Falle gehe: sie halten es für dumpfe Verzweiflung. Plötzlich, gegen drei Uhr Nachmittags, giebt Friedrich den Befehl zum Ausrücken und mit einem Male ist das ganze Lager abgebrochen, so schnell, daß die erstaunten Franzosen selbst es mit der Verwandelung einer Theaterdecoration verglichen haben. Friedrich versammelt in dieser entscheidenden Stunde alle Führer der kleinen Armee um sich und spricht zu ihnen mit Begeisterung: „die Stunde ist gekommen, wo Alles was uns theuer ist, von unsern Waffen abhängt. Ihr wißt, daß es keine Beschwerden, keinen Hunger, keine Kälte, keine Nachtwachen und Gefahren giebt, die ich nicht bis jetzt mit euch getheilt habe, und ihr seht mich bereit, mein Leben mit euch und für euch hinzugeben. Alles was ich dafür verlange, ist dieselbe Treue und Freundschaft. Jetzt benehmt euch wie herzhafte Leute und vertraut auf Gott!" „Wir wollen mit Ew. Majestät sterben", war die Antwort der Krieger, — und mit dem Rufe „Vorwärts" setzt sich zuerst Seydlitz an die Spitze seiner erprobten Reiterschaar. Er war der jüngste Reitergeneral, aber Friedrich, der sein ganzes Vertrauen in ihn setzte, hatte ihm an jenem Tage die Führung der ganzen Cavallerie übergeben, während er selbst das Fußvolk befehligte. Die beiden Heere trennte zunächst eine morastige Niederung, dann weiter zur Linken eine leichte Erhöhung, der Janushügel. Diesen läßt der König schleunig mit einer Batterie besetzen, um den jenseits heranziehenden Feind zu beschießen. Durch den Hügel verdeckt, kommen beide Heere immer näher aneinander, auf beiden Seiten die Reiterei voran. Plötzlich dringt Seydlitz mit seinen Schwadronen im vollen Trabe hinter dem Hügel hervor, sieht sich in der rechten Flanke des Feindes und beschließt, von der Wichtigkeit des Augenblickes durchdrungen, den sofortigen Angriff, ohne das Fußvolk abzuwarten. Er läßt einschwenken, stellt funfzehn Schwadronen ins erste,

achtzehn ins zweite Treffen; Alles im Nu und mit beispielloser Ordnung. Ein Rittmeister, dessen Pferd in jenem Augenblicke scheu geworden, wird von ihm mit den Worten „er solle sich zum Teufel scheeren" von der Front weggejagt. Jetzt, nach wenigen Minuten, ist Alles bereit, noch aber der Säbel nicht gezogen, was Seydlitz stets dem letzten Augenblick vorbehielt. Er reitet weit voran, der ganzen Linie sichtbar, und indem er seine Tabackspfeife aus dem Munde nimmt und hoch emporschleudert, giebt er ungestüm losbrechend das willkommene Zeichen zum Angriff. Alles zieht die Säbel und dringt ihm nach in vollem gewaltigen Rennen gegen den Feind. Dieser zählt zweiundfunfzig Schwadronen, die in der Eile rechts aufmarschiren sollen; aber Seydlitz läßt ihnen nicht Zeit, sich von der Ueberraschung zu erholen. Ehe sie sich aufstellen können, sind sie niedergerannt und zusammengehauen, und Alles flieht in größter Verwirrung. Ein Hohlweg hemmt die Flüchtigen und viele werden hier gefangen. Bis zur Unstrut flieht die geschlagene Reiterei und zeigt sich während der Schlacht nicht wieder; Seydlitz aber, der sie eine Strecke verfolgt hat, sammelt dann seine athemlosen Schaaren wieder und eilt aufs Schlachtfeld zurück, um dem feindlichen Fußvolk in den Rücken zu fallen.

In gleicher Weise, wie die Reiterei, hatte auch der König mit dem Fußvolk die rechte Flanke des Feindes gewonnen, ließ dann jenseits des Janushügels links einschwenken und seine ganze Linie gegen die feindliche Infanterie vorrücken, die gleichfalls einen Angriff nicht für möglich gehalten hatte. Durch die preußische Linie überrascht, kann auch sie ihre Bataillone nicht entwickeln, sondern wird in einen dichten Klumpen zusammengedrängt, zugleich mit Gewehrfeuer und von den Kartätschen der preußischen Batterien heftig beschossen. Nach kurzem Widerstand wendet sich auch hier Alles zur Flucht, indem die vordersten Truppen auf die folgenden geworfen und diese in größter Unordnung mit fortgerissen werden. Jetzt eben erscheint im Rücken des Feindes die zurückgekehrte Reiterei unter Seydlitz, der seinerseits auf die Fliehenden losstürmt und sie zu ganzen Schaaren gefangen nimmt. Einige brandenburgische Reiterregimenter sollen dort besonders stark gegen den Feind gewüthet haben: man erzählt, es wäre vorher bekannt gewesen, daß die Franzosen prahlend hören ließen, sie wollten in Brandenburg ihre Winterquartiere nehmen, und als sie nun fliehend um „Quartier" d. h. um Pardon baten, hätten die guten Märker das mißverstanden und bei ihren mörderischen Schwertstreichen ausgerufen: „Ja, wir wollen euch Quartier geben." Es wär sechs Uhr des Abends und schon ganz dunkel: die Finsterniß rettete einen Theil der sonst dem unvermeidlichen Untergange geweiheten Schaaren. Ein Schrecken ohne Beispiel war über die hochmüthigen Franzosen, wie über die Reichstruppen gekommen: so prahlerisch sie gewesen, eben so verzweifelt und kleinmüthig zeigten sie sich jetzt: in ihrer wilden Flucht warfen sie die Gewehre weg, um desto geschwinder zu entkommen. Die Franzosen, auf ihre Geschützesmacht stolz, hatten sich gerühmt, wenn selbst ihre große Armee die Schlacht verlieren könnte, so würden sie dieselbe durch ihr Kanonenfeuer allein wiederherstellen: aber Alles war entschieden, ehe das Geschütz zur Thätigkeit kommen konnte. Es war ein Sieg ohne Beispiel; denn nicht einmal die ganze kleine Schaar der Preußen war zum Schlagen gekommen, nur sieben Bataillone hatten an der Ehre des Tages Theil, während zehn andere unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig unthätig blieben, weil die Reichstruppen,

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Seydlitz bei Rossbach.

die ihnen gegenüberstanden, gleich bei den ersten Schüssen davonliefen. Die Schlacht, die kaum zwei Stunden gedauert hatte, kostete den Franzosen zehntausend Mann, von denen auf dem Schlachtfelde siebentausend zu Gefangenen gemacht wurden. Einige Tausend andere fielen auf der Flucht den Preußen in die Hände oder wurden niedergehauen. Viele fanden von den verfolgenden Husaren in der Saale ihren Tod. Panischer Schrecken hatte die ganze zerstreute Armee erfaßt, so daß sich ganze Haufen einzelnen Reitern ergaben. Die fliehende Reiterei warf ihre Harnische und großen Reiterstiefeln von sich, so daß man die Straße nach Erfurt damit wie besäet fand. An ein Stillstehen der entmuthigten Schaaren war nicht mehr zu denken: viele derselben sammelten sich erst jenseits des Rheins wieder, wo sie sich vor der Verfolgung Friedrich's sicher fanden. Die Beute der Preußen war sehr groß: es wurden dreiundsechszig Kanonen und zweiundzwanzig Fahnen und Standarten erobert. Die preußische Armee bezahlte den herrlichen Sieg nur mit dem Leben von einundneunzig Mann; zweihundertundvierundsiebzig waren verwundet, darunter der Prinz Heinrich und Seydlitz, der Held dieses schönen Tages, der ihm für immer einen Rang unter den berühmtesten Reiterfeldherrn anweist. Der König dankte allen Truppen für den erfochtenen Sieg, insbesondere der Reiterei, die an diesem Tage in einer nie vorher gesehenen Größe erschienen war. Seydlitz empfing vom König mit den huldreichsten Worten den schwarzen Adlerorden, den noch niemals ein Generalmajor erhalten hatte; nach einigen Tagen wurde er auch Generallieutenant und zugleich Ehrenchef seines Küraſſierregiments. Er war in der kurzen Zeit eines halben Jahres vom Rang eines Obersten zu dem eines Generallieutenants aufgerückt, in einem Alter von erst sechsunddreißig Jahren, eine Auszeichnung, deren sich kein Anderer im preußischen Heere rühmen konnte. Aber selbst die gefangenen französischen Offiziere sagten bewundernd von ihm: que ce garçon était né général (der junge Mann sei ein geborener General). Der König widmete ihm hinfort die größte rücksichtsvollste Fürsorge und ließ sich, da Seydlitz wegen seiner Wunde fürerst in Leipzig bleiben mußte, fortwährend in der zärtlichsten Weise nach ihm erkundigen und ihn angelegentlichst bitten, sich ja nicht zu zeitig wieder aufs Pferd zu wagen.

In der ganzen preußischen Armee aber war jetzt die Erinnerung an Collin wieder verwischt: der Tag von Roßbach war der herrlichste Ehrentag, den das Königliche Preußen noch gehabt, ja es war ein Ehrentag für ganz Deutschland und so wurde es auch in fast allen deutschen Gauen aufgefaßt. Es war noch nicht lange her, daß der Ruhm der französischen Heere ganz Europa in Staunen und Furcht gesetzt hatte, und Deutschland besonders hatte unter dem Uebermuth der siegreichen Franzosen schwer geduldet. Jetzt hatte der Fürst eines verhältnißmäßig kleinen deutschen Staates, der geringschätzig so genannte Marquis von Brandenburg, obwohl er von Oesterreich und dessen Bundesgenossen auf allen Seiten hart bedrängt war, doch die alten Erbfeinde des deutschen Reiches ruhmvoll aufs Haupt geschlagen und in schmähliche Flucht gejagt. Alle deutschen Herzen jubelten auf, das deutsche Nationalgefühl begann seit lange zum ersten Male sich wieder zu regen und die Sympathieen für den großen deutschen Helden wurden immer lebhafter. Nicht blos die Preußen, nein, das deutsche Volk aller Länder stimmte in die Loblieder auf den König ein, und sang mit populärer Genugthuung:

„Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen;
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen."

In Frankreich selbst wurde Friedrich's Heldenruhm laut anerkannt: das französische Volk, über die damalige Höflingsregierung schon in hohem Grade mißvergnügt, sah in dem Krieg gegen Preußen mehr eine Hofcabale der Pompadour, als ein nationales Unternehmen und hatte, nachdem die erste Schaam über die böse Niederlage überwunden war, eine gewisse Schadenfreude daran, daß Soubise und seines Gleichen so jämmerlich bestanden hatten. Während König Ludwig den unglücklichen Feldherrn, der alle Schuld der verlorenen Schlacht auf die Reichstruppen schob, durch Trostschreiben und bald sogar lächerlicher Weise durch den Marschallsstab zu entschädigen suchte, wurde derselbe vom Pariser Volk fast schlimmer, als in Deutschland, verspottet, und überall hörte man Gassenlieder auf ihn und seine Soldaten; Friedrich's Namen dagegen wurde nur mit Ehren und Bewunderung genannt.

Vollends herrschte in England von nun an wahre Begeisterung für den großen Preußenkönig, mit welchem sich auch die englische Regierung erst jetzt mit voller Hingebung verband. Der große Staatsmann Pitt war vor Kurzem an die Spitze der englischen Verwaltung getreten und leitete den König Georg wie das Parlament mit seinem kräftigen Geiste und Willen: er betrachtete die von den Engländern abgeschlossene Convention zu Kloster-Seeven als einen Schandfleck für sein Vaterland, drang darauf, daß dieselbe vernichtet und dagegen sofort ein englisches Heer in Deutschland aufgestellt, der König von Preußen aber durch Hülfsgelder wirksam unterstützt würde. Die Willkür, womit die Franzosen trotz jener Convention in Hannover hausten, die Bedrückungen und Plünderungen, die sie sich dort, wie überall erlaubten, gaben den willkommenen Anlaß, um die Uebereinkunft, die überdies vom englischen Cabinet noch nicht ausdrücklich genehmigt war, zu brechen. Gleich nach der Schlacht bei Roßbach wurden die jüngst zerstreuten hannöverschen Schaaren wieder zusammengezogen, und der Landgraf von Hessen, in dessen Lande die Franzosen mit unerhörter Gewaltthätigkeit hausten, dazu vermocht, auch seine Truppen wieder zu den hannöverschen stoßen zu lassen, obwohl die Franzosen ihm droheten, das Schloß in Cassel solle in die Luft gesprengt, die Stadt in Brand gesteckt und das ganze Land mit Feuer und Schwert so verwüstet werden, daß es Jahrhunderte lang eine Einöde bleiben würde. — Zu jenem Heer der norddeutschen Verbündeten kamen noch die Braunschweiger hinzu und Friedrich gab, um die schwache Cavallerie zu vermehren, einige seiner Reiterregimenter dahin ab. Wichtiger aber war es, daß ihn die englische Regierung darum bat, ihr einen seiner Feldherrn für die neugebildete Armee zu empfehlen, worauf er den Herzog Ferdinand von Braunschweig hinsandte, einen durch kriegerische Talente ebenso wie durch hohe Bildung und Tüchtigkeit des Charakters ausgezeichneten Mannn, der des Königs Wahl bald aufs Glänzendste rechtfertigte. Die Franzosen waren über die rasche Auferstehung des kurz vorher vernichteten Heeres erstaunt und erbittert. Richelieu drohete, ganz Hannover in einen Schutthaufen zu verwandeln, wenn man den geringsten feindseligen Schritt gegen ihn unter-

nehme; Ferdinand von Braunschweig antwortete, das wolle er abwarten, doch gedenke er bald an der Spitze seiner Truppen dem Herzog weitere Erläuterungen zu geben. Er setzte ohne Zögern seine Truppen in Bewegung und drängte die Franzosen von Lüneburg und Harburg zurück, wofür sich Richelieu durch den Brand und die Plünderung der wehrlosen Stadt Celle rächte. Bald zwang jedoch der Winter beide Theile zur Einstellung weiterer Operationen.

Leuthen.

Friedrich war unterdeß nach Schlesien geeilt, um wo möglich vor Einbruch des strengeren Winters auch dort noch einen Erfolg zu erringen; auf allen Seiten von Feinden umdrängt, konnte er den Sieg von Roßbach nur dann als eine wirkliche Rettung aus großer Gefahr betrachten, wenn es ihm gelang, seine volle Kraft nun rasch gegen die in Schlesien vordringenden Oesterreicher zu benutzen. Er selbst sagt in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges: „Die Schlacht bei Roßbach verschaffte dem König nur die Freiheit, in Schlesien neue Gefahren aufzusuchen." Er ließ den Prinzen Heinrich mit etwa funfzehntausend Mann zur Beobachtung der Franzosen an der Saale zurück, brach selbst im November mit etwa dreißigtausend Mann nach Schlesien auf, während er den Feldmarschall Keith mit viertausend Mann über das Erzgebirge in Böhmen einfallen ließ, um den Oesterreichern glauben zu machen, daß er auf Prag marschire, und um sie hierdurch von Schlesien abzuziehen, was jedoch nur zum geringen Theil gelang.

In Schlesien that es Noth, daß der königliche Feldherr selbst erschien, um mit seiner Energie und seinem Genie die halb verlorenen Angelegenheiten wieder herzustellen; seine Generale waren dort nicht eben glücklich gewesen. Der Herzog von Bevern, der die Provinz mit funfzigtausend Mann vertheidigen sollte, hatte der großen Uebermacht an mehreren Punkten weichen müssen. Auch ein preußisches Corps, das unter General Winterfeldt bei Görlitz stand, um die Verbindung mit Sachsen zu schützen, war im September nach einem hitzigen Gefecht mit den Oesterreichern unter Nadasdi zum Rückzug gezwungen worden. Winterfeldt selbst hatte dabei eine tödtliche Wunde erhalten, an welcher er bald darauf starb. Das war ein herber, schwerer Verlust für Friedrich, welcher Winterfeldt mehr als alle seine Generale persönlich geliebt hatte. Derselbe hatte schon bei Friedrich Wilhelm I. wegen seiner militärischen Talente und seiner großen Hingebung für das Königshaus in Achtung gestanden, bei Friedrich aber wurde er in kurzer Zeit der erklärte königliche Liebling und eigentliche Vertraute. Als General-Adjutant war er meist dem König zur Seite und in alle Pläne desselben tief eingeweiht. Friedrich bezeigte ihm seine warme persönliche Theilnahme bei jeder Gelegenheit, und noch, als er das letzte Mal von ihm Abschied nahm, sprang er vom Pferde und rief, den theuren General umarmend, aus: „Bald hätte ich vergessen, Ihm meine Vorschrift zu geben. Nur diese weiß ich für Ihn: erhalte Er sich mir."

Tief schmerzlich traf nun die Botschaft von des Feldherrn Tod seinen königlichen Freund. Es war in jenen Tagen, wo er noch von allen Seiten bedroht in Sachsen stand und wenig Hoffnung auf Rettung sah; bei der Todesnachricht rief er unter Thränen aus: „Ich

werde Mittel wider die Menge meiner Feinde finden, aber wenige Winterfeldte wieder bekommen." Der Verstorbene verdiente solch ehrendes Angedenken des Königs durch seinen rastlosen Diensteifer und seine unbedingte Ergebenheit für denselben, so wie durch militärisches Geschick; aber es darf nicht verschwiegen werden, daß Winterfeldt unter den übrigen Generalen wenig Freunde hatte. Er galt unter diesen als Schmeichler, und als eifersüchtig auf die Geltung jedes Anderen, und mehrere der ausgezeichnetsten Feldherrn sahen ungern die ausnehmende Gunst, welcher er sich bei Friedrich erfreute. Zum Theil mag man ihm diese Gunst eben beneidet haben, doch scheint er seinerseits dieselbe auch nicht mit Mäßigung benutzt zu haben. Wie dem aber auch sei, der König selbst beklagte den Verlust aufs Tiefste, und auch der Herzog von Bevern sollte denselben schwer empfinden, denn an Winterfeldt ging ihm seine tüchtigste Stütze, sein verständigster Rathgeber verloren.

Bevern gerieth bald in die bedenklichste Lage, dazu verlor er den Muth, schwächte seine Armee durch Besetzung verschiedener Plätze und zog sich nach und nach bis an die Oder zurück. Die Oesterreicher folgten ihm mit ganzer Macht und drängten ihn bis vor die Thore von Breslau. Nadasdi aber zog mit österreichischen, bairischen und württembergischen Truppen vor Schweidnitz, welches Bevern nicht zu entsetzen wagte: die Festung wurde nach einer sechszehntägigen Belagerung erobert, die Besatzung von fast sechstausend Mann zu Kriegsgefangenen gemacht, eine Menge Bedürfnisse aller Art und eine gefüllte Kriegskasse fielen Nadasdi in die Hände. Jetzt zog dieser zum österreichischen Hauptheer nach Breslau, um dem Herzog von Bevern eine Schlacht zu liefern, ehe ihm Friedrich zu Hülfe käme. Am 22. November kam es zum Angriff gegen das verschanzte preußische Lager, welches mit schwerem Geschütz heftig beschossen wurde: die Preußen vertheidigten sich entschlossen und erfolgreich, und behaupteten ihre Stellung, bis die Nacht hereinbrach. Sie hatten mit fünfundzwanzigtausend Mann gegen achtzigtausend Oesterreicher tapfer gefochten, und zählten nur sechstausend Todte, während die Feinde deren achtzehntausend beklagten. Die Generale riethen dem Herzog von Bevern einen nächtlichen Ueberfall gegen die in Unordnung gerathene feindliche Armee, aber seit Winterfeldt's Tode war derselbe in Unsicherheit und in eine gewisse Aengstlichkeit verfallen, und statt jenem muthvollen Rath zu folgen, verließ er während der Nacht seine Stellung und zog sich durch Breslau zurück: zwei Tage nachher wurde er selbst bei einer Recognoscirung, die er ohne die nöthige Bedeckung vornahm, gefangen genommen. Man hat behauptet, dieses Schicksal sei von ihm freiwillig gesucht worden, weil er die schwere Rechenschaft vor König Friedrich gefürchtet habe. Seine Truppen wurden vom General Kyau dem aus Sachsen herbeieilenden König entgegengeführt, welcher bald darauf Ziethen den Befehl über dieselben übertrug. Breslau, durch jenen Rückzug freigegeben, fiel gleich darauf in die Hände der Oesterreicher.

So schien es, als sei Schlesien für Preußen verloren und Roßbach nur ein letztes Blitzen von Preußens untergehendem Glücksstern gewesen: die Oesterreicher triumphirten bereits und blickten mit Geringschätzung auf das kleine Heer, welches ihnen aus Sachsen entgegeneilte. Sie nannten dasselbe spöttisch „die Berliner Wachtparade" und meinten, es sei nur noch Verzweiflung, die den König zu seinem Untergang ihnen entgegentreibe. Auch die preußischgesinnten Schlesier gaben bereits alle Hoffnung auf, während die österreichisch-

gesinnten sich wieder zu Kundgebungen offenen Hasses gegen den König hinreißen ließen. Der Fürstbischof von Breslau, ein Graf Schafgotsch, welchen Friedrich mit Gunst und Ehren überhäuft hatte, gab das Beispiel schnöden Verraths, weshalb ihm später nicht blos die Entfernung aus Schlesien, sondern die verdiente Verachtung selbst am Wiener Hofe, ja sogar in Rom zu Theil wurde.

Friedrich aber an der Spitze seiner „Wachtparade" ließ keinen Kleinmuth bei sich aufkommen: der herrliche Tag von Roßbach hatte ihn mit frischem Vertrauen erfüllt, und solches Vertrauen wußte er auch nach allen Seiten mitzutheilen. Nach seiner Ankunft in Schlesien schilderte er in einem Briefe an Prinz Heinrich (vom 30. November) die schlimme Lage der dortigen Verhältnisse in lebhaften Zügen, fügte aber dann hinzu: „All dieses Mißgeschick hat mich nicht niedergeschlagen: ich gehe geraden Weges vorwärts nach dem Plan, den ich gemacht habe. Morgen treffe ich mit dem Bevern'schen Corps zusammen, das jetzt vom General Ziethen geführt wird. Dann habe ich in Allem zusammen über sechsunddreißigtausend Mann, mit denen ich geraden Weges auf den Feind losgehe. Wenn das Glück mir günstig ist, was sich bis zum 6. Dezember entscheiden muß, so nehme ich Breslau und Schweidnitz wieder und mache hier Alles wieder gut." — Eigenhändig setzte er dann hinzu: „Wenn's dem Himmel gefällt, soll Alles wieder gut gemacht werden; freilich wird es große Mühe kosten."

Nach der Vereinigung mit dem von Ziethen geführten Corps war des Königs Sorge vor Allem darauf gerichtet, diese entmuthigten Krieger wieder zu besserer Hoffnung aufzurichten, wobei der freudige Siegesmuth seiner von Roßbach kommenden Schaaren sich erfolgreich bewährte. Die heitere Stimmung dieser siegreichen Truppen theilte sich bald den schlesischen Brüdern mit; merkwürdig ist des Königs eigene Erzählung, auf welche Weise man bemüht gewesen, diese wieder neu zu ermuthigen. „Man faßte die Offiziere bei der Ehre, man erinnerte sie, ihrer früheren Thaten zu gedenken, man versuchte die traurigen Ideen zu zerstreuen, deren Eindruck noch frisch war; auch der Wein wurde ein Hülfsmittel, die niedergedrückten Gemüther zu erfrischen. Der König selbst redete die Soldaten an und ließ ihnen Lebensmittel unentgeltlich reichen. Man erschöpfte alle ersinnlichen Mittel, welche nur die Zeit erlaubte, um bei den Truppen dasjenige Vertrauen wieder zu erwecken, ohne welches alle Hoffnung zum Siege vergebens ist. Schon fingen die Gesichter an, wieder heiterer zu blicken, und diejenigen, welche die Franzosen bei Roßbach geschlagen, brachten ihren Kameraden neuen Muth bei. Wenige Tage Ruhe stellten die Kräfte der Soldaten her, und bald war die Armee bereit, bei der ersten Gelegenheit den Flecken vom 22. November wieder abzuwaschen. Der König suchte diese Gelegenheit und bald fand sie sich."

Aus dem Briefwechsel, den Friedrich mit seinem Bruder Heinrich führte, leuchtet klar hervor, mit welcher Unruhe er dem großen Augenblick der Entscheidung entgegensah, aber zugleich, wie vertrauensvoll er gerade damals auf die Hülfe des Himmels blickte. Am 1. Dezember schrieb er: „Morgen halten wir Ruhetag, übermorgen marschiren wir geradezu gegen den Feind, um ihn in seinem Lager hinter Lissa anzugreifen, was den 5. oder 6. dieses Monats geschehen soll. Wir werden ihn mit ebenso großer Entschiedenheit, als Vorsicht angreifen, und ich schmeichle mir, mit dem Beistand des Himmels werden wir ihn

schlagen. Ich sehe mich zu dem Unternehmen genöthigt, auf die Gefahren hin, die daraus erfolgen können. Doch habe ich gute Hoffnung, daß es nach Wunsch gelingen wird, obwohl nicht ohne Anstrengung und großes Risico. Wenn der Sieg unser ist, so nehme ich unverzüglich Breslau wieder; dann versuche ich, Schweidnitz wieder zu gewinnen. Es ist nöthig, daß das Alles gut und glücklich von Statten gehe; dann können die Truppen die sichere Ruhe erhalten, die ihnen so sehr Noth thut." Prinz Heinrich erwiederte am 5. Dezember: „Mein Brief, theurer Bruder, muß Euch siegreich oder im Unglück finden; dieser Gedanke ruft in mir die lebhaftesten Gefühle wach, doch empfinde ich dabei vor Allem, daß der Mensch niemals größer ist, als wenn er Gutes und Schlimmes mit Gleichmuth erträgt. Ich bin fest überzeugt, daß, welches auch der Ausgang Eures Unternehmens sein möge, Ihr solchen Gleichmuth bewahren werdet, um Eures Ruhmes, um des Vaterlands und Eurer übrigen Armee willen, und diese Hoffnung soll mich über Alles trösten, was da kommen mag."

Als Prinz Heinrich diese Worte schrieb, fiel eben vierzig Meilen davon die blutige, große Entscheidung.

Friedrich war über Neumarkt, das er am 4. Dezember einnahm, dem Feinde entgegengerückt, fest entschlossen, denselben anzugreifen. Man stellte ihm vor, daß die Oesterreicher noch einmal so stark seien, als sein Heer. „Ich weiß es", erwiederte er, „aber es bleibt mir kein anderes Mittel, als sie besiegen oder unterzugehen; ich will sie angreifen, ständen sie auch auf den Kirchthürmen von Breslau oder auf dem Zobtenberg." Carl von Lothringen freute sich, daß die Preußen in die Falle gingen; er vernachlässigte den Rath des vorsichtigen Daun, sich hinter dem Flüßchen Lohe zu halten und rückte mit seinen Truppen gegen das Dorf Lissa vor. Als Friedrich dies erfuhr, rief er lächelnd: „Der Fuchs ist aus seinem Loche gekrochen, nun will ich seinen Uebermuth bestrafen." In begeisterter Rede schilderte er die Größe der Gefahr, in welcher das Vaterland schwebte und bei welcher er alle seine Hoffnung auf die Tapferkeit seiner Armee setze: „Es ist Ihnen bekannt, meine Herrn", sagte er, „daß es dem Prinzen von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich zum Herrn von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle Kriegsbedürfnisse sind verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden aufs Höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie mir bei so vielen Gelegenheiten bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleistete Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast Keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei der ersten Gelegenheit Nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu erwarten berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, Nichts gethan zu haben, ließe ich die Oesterreicher im Besitze von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Herzogs Carl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten

Postens. Alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen, und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns Alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, — so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt, bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden. Wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie gewiß dieses Vorzuges sich nicht unwürdig machen; ist aber der Eine oder der Andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu hören."

Aus Aller Augen leuchtete ihm auf diese Anrede nur tiefe Rührung und freudiger Kriegsmuth entgegen, und so fuhr er fort: „Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlassen werde, — ich rechne also ganz auf Ihre treue Hülfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun ins Lager und wiederholen Sie den Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben." Einen Augenblick hielt er inne; dann fügte er mit ernstem Ausdruck hinzu: „Das Regiment Cavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam auf den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregiment! Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden! Nun leben Sie wohl, meine Herren, in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder."

Die Offiziere waren durch diese Worte des Königs tief ergriffen, und ihre Begeisterung theilte sich bald der ganzen Armee mit. Im Lager ertönte lauter Jubel, die alten Krieger reichten sich die Hände und beschworen ihre jüngeren Kameraden, dem Feind muthig unter die Augen zu treten. Frohe Siegesbegeisterung durchdrang alle Herzen.

Am Abend spät ließ sich der König noch angelegen sein, den gemeinen Mann im Heere durch populäre Ansprache aufzumuntern. Als er ins Lager kam, ritt er zuerst an Küraſſiere des Garde-du-Corps-Regiments heran. Diese boten ihm in gewohnter Weise einen guten Abend, den er freudig erwiederte. Einige der alten Krieger, an ihn sich herandrängend, fragten in treuherziger Vertraulichkeit: „Was bringst Du uns noch so spät, Fritz?" — „Eine gute Nachricht Kinder", erwiederte der König, „ihr sollt morgen die Oesterreicher brav zusammenhauen!" — „Das soll gewiß geschehen", versicherten sie mit einem derben Soldatenschwur. — „Aber bedenkt nur, wo sie dort stehen, und wie sie verschanzt sind!" — „Und wenn sie den Teufel um und vor sich hätten, wir schmeißen sie doch heraus, führ Du uns nur hin!" — „Nun, ich werde sehen, was ihr könnt, legt euch nieder und schlaft wohl!" — „Gute Nacht, Fritz", rief ihm Alles nach. Und so an der ganzen Linie des Lagers hinunter reitend, unterhielt er sich mit jedem Regiment. Einem ausgezeichneten pommerschen Regiment (von Manteuffel) sagte er: „Nun, Kinder, wie wirds morgen aussehen? Der Feind ist noch einmal so stark, als wir!" — „Das laß Du nur gut sein", antworteten sie, „es sind doch keine Pommern darunter. Du weißt, was die können." — „Ja

freilich weiß ich das, sonst könnte ich die Bataille nicht liefern wollen. Nun schlaft wohl. Morgen haben wir also den Feind geschlagen, oder wir alle sind todt." — „Ja", wiederholte begeistert das ganze Regiment, „todt oder die Feinde geschlagen." Den braven Truppen des Königs schien es, als müsse unter seiner Anführung der Sieg allemal vor ihnen hergehen; einer solchen Stimmung bedurfte Friedrich in der That bei dem gefahrvollen Unternehmen, das er wagen wollte.

Der Schauplatz, auf welchem die wichtige Schlacht stattfinden sollte, befindet sich zwei Meilen westlich von Breslau, in jener schlachtberühmten Gegend des Schweidnitzer Wassers und der Katzbach, welche durch die Tage von Hohenfriedeberg, Landeshut, Liegnitz, Katzbach, Wahlstatt verherrlicht ist. Wenn man von Breslau kommend das Schweidnitzer Wasser und den Flecken Lissa hinter sich hat, zeigt sich bei dem Dorfe Saara ein Ansteigen des Bodens und besonders eine Anzahl kleinerer Erhebungen, zwischen welchen dann und wann bald engere, bald breitere muldenartige Vertiefungen sichtbar sind. Diese Steigerung und die Anhöhen nehmen nach Südwesten hin immer zu, bis eine Meile westlich von Lissa bei dem Dorfe Borne der weitere Blick durch eine fortlaufende Hügelreihe ganz verdeckt wird, dann sinkt der Boden wieder, bis beim Dorfe Sagschütz plötzlich eine Hügelgegend emporsteigt, welche sich dann zu dem Wald bei Leuthen herabsenkt. Dieses ganze Terrain ist nur im nördlichen Theil von kleinen Gehölzen und Büschen durchschnitten, in der Mitte ganz frei und im südlichen Theil nur hier und da mit bruchartigem Gehölz bedeckt.

Das österreichische Heer, achtzig- bis neunzigtausend Mann mit zweihundertundzehn Geschützen, war so aufgestellt, daß die Infanterie, gegen siebzigtausend Mann, in der Mitte, die Reiterei, vierzehntausend Mann, auf beiden Flügeln, stand; außerdem zur Deckung der Flanken rechts noch ein Reserve-Corps als äußerster rechter Flügel, links bis zum Dorfe Sagschütz hin das Corps von Nadasdi. Die ganze österreichische Schlachtlinie nahm mehr als eine deutsche Meile ein. Als Friedrich diese lange Aufstellung erkannte, war er darüber erfreut: sein siegeskundiges Auge bemerkte alsbald, daß, wenn es ihm gelänge, eine der Flanken des Feindes zu stürzen, die ganze colossale Linie vernichtet sei. Darauf wurde sein Schlachtplan angelegt.

Am Morgen des 5. Dezember (1757) zog der König an der Spitze der „Berliner Wachtparade" dem überlegenen Feind entgegen. Als er eben ausrücken wollte, rief er einen Offizier mit funfzig Husaren zu sich und sagte zu demselben: „Ich werde mich heute bei der Schlacht mehr aussetzen müssen, als sonst. – Er mit seinen funfzig Mann soll mir als Deckung dienen. Er verläßt mich nicht und giebt Acht, daß ich nicht der Canaille in die Hände falle. Bleib' ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt Keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind — der wird geschlagen!"

Früh um vier Uhr, noch in tiefer Dunkelheit, war die kleine Armee auf dem Marsch. Die Stimmung war der Wichtigkeit des Tages entsprechend. Die Soldaten sangen unter Begleitung der Feldmusik aus dem Liede: „O Gott, du frommer Gott" die Verse:

„Gieb, daß ich thu mit Fleiß, was mir zu thun gebühret,
Wozu mich Dein Befehl in meinem Stande führet,

Gieb, daß ich's thue bald, zu der Zeit, da ich's soll;
Und wenn ich's thu', so gieb, daß es gerathe wohl."

Der König, eine Strecke voraus, fragte einen Adjutanten, „was das Getöse zu bedeuten habe?" Dieser antwortete, „die Soldaten sängen geistliche Morgenlieder", und fragte, ob er hinreiten solle, es zu verbieten? „Nein", sagte der König, „bleibe er hier", — und (wahrscheinlich) zum alten Ziethen gewandt, fügte er hinzu: „Meint Er nicht, daß ich mit solchen Leuten heute siegen werde." Die Kunde, daß der Feind vorgerückt sei und sich auf der Ebene befinde, erregte allgemeine Freude: man konnte es, wie ein Augenzeuge sagt, den braven und entschlossenen Truppen in den Augen lesen, daß sie mit Ungeduld den Augenblick erwarteten, wo sie mit dem Feinde handgemein werden könnten. Die Erinnerung an den fünften Tag des vorhergehenden Monats, wo Friedrich die Schlacht bei Roßbach gewonnen hatte, galt als gute Vorbedeutung und erhöhete die siegessichere Stimmung. Auch das Wetter schien zum Gelingen des Unternehmens beitragen zu sollen: es war ein feuchter und dunkler Morgen, ganz wie dazu geschaffen, dem Feinde den Marsch des Königs zu verbergen.

Friedrich führte selbst die Avantgarde. Vor Beginn der eigentlichen Schlacht, als eben der Morgen zu dämmern begann, stieß dieselbe auf den Vortrab feindlicher Cavallerie, österreichische und sächsische Reiterregimenter unter dem Grafen von Nostitz, einem Sachsen. Des Königs kampflustige Husaren überraschten dieselben durch einen ungestümen Angriff in der Front und in den Flanken, warfen sie völlig zurück und nahmen elf Offiziere und fünfhundertundvierzig Mann gefangen. Die Verfolgung geschah in der Siegeshitze mit solcher Tollkühnheit, daß der König Mühe hatte, seine Husaren anzuhalten, damit sie sich nicht mitten auf die feindliche Hauptarmee warfen. Der glückliche Erfolg des Reiterunternehmens wurde von Friedrich zur weiteren Ermuthigung seiner Truppen benutzt: er ließ die Gefangenen an sämmtlichen Colonnen seiner nachrückenden Regimenter vorüberführen, um dieselben desto heiterer zu stimmen. In wie guter Laune er selbst sich befand, zeigt sein Benehmen gegen einen kurz vorher entlaufenen Grenadier, einen Franzosen von Geburt, der ihm dort zurückgebracht wurde. Warum hast du mich verlassen?" fragte ihn der König. „Wahrhaftig, Ew. Majestät", antwortete der Soldat, „es steht gar zu schlecht mit uns!" — „Je nun", sagte der König, „laß uns heute noch einmal schlagen; werde ich besiegt, so gehen wir morgen beide mit einander davon." So schickte er ihn zur Fahne zurück.

Das erwähnte Vorpostengefecht, welches in der Nähe des Dorfes Borne vor dem rechten Flügel der Oesterreicher stattfand, sowie die sonstigen Bewegungen des preußischen Heeres erweckten bei den feindlichen Feldherren den Glauben, Friedrich habe es überhaupt auf ihren rechten Flügel abgesehen; besonders der General Graf Luccheſi, welcher dort die Cavallerie commandirte, drang in den Oberbefehlshaber, ihm Hülfe zu schicken, und auf seine stürmischen Forderungen wurde sofort ein großer Theil der Cavallerie vom linken österreichischen Flügel herbeigeholt.

Als Friedrich dies gewahrte, wurde er seinerseits in dem Plane bestärkt, den Feind glauben zu machen, daß er gegen den rechten Flügel losgehe, unterdeß aber unbemerkt Alles zu einem überraschenden Hauptstoß in entgegengesetzter Richtung gegen den linken österrei-

chiſchen Flügel vorzubereiten. Von einem Hügel aus, auf den er ſich mit Moritz von Deſſau begeben hatte, konnte er die ganze feindliche Schlachtordnung recognosciren: das Terrain war ihm längſt wohl bekannt, weil er in Friedenszeiten öfter dort Manövers abgehalten hatte, und ſein ſcharfer Blick erkannte ſofort, daß der erſte Angriff auf die Höhen am linken Flügel der Feinde geführt werden mußte, damit ſie ihm nicht von da herab in die Flanken fallen könnten und damit das ſchwerſte Stück Arbeit, der Kampf gegen die Höhen, von ſeinen Truppen vollbracht würde, ſolange ſie noch bei vollen Kräften waren. Sofort ſchickte er ſich denn an, ſeine ganze Truppenmaſſe gegen den linken feindlichen Flügel zu richten, gegen welchen der rechte Flügel ſeiner eigenen Armee einen gewaltigen Stoß ausführen ſollte, während er den linken preußiſchen Flügel vorſichtig zurückhielt und nur in ſchräger Linie dem rechten nachrücken ließ. Zuerſt zog ſeine Armee faſt parallel mit der feindlichen: erſt wenn ſein rechter Flügel den linken des Feindes erreicht hätte, dann ſollte der Angriff geſchehen. Trotz aller Terrainſchwierigkeiten wurde dieſer Aufmarſch unter Leitung des Fürſten Moritz und des General Ziethen in ſchönſter Ordnung ausgeführt, ohne daß der Feind die Abſicht des Manövers entdeckte. Friedrich ſelbſt mit ſeinen funfzig Huſaren ritt an den Hügeln zwiſchen den beiden Armeen dahin, und konnte fortwährend die Oeſterreicher beobachten, während er zugleich ſein ganzes Heer im Auge behielt. Mit Freude bemerkte er, daß die Feinde fortfuhren, ihren rechten Flügel bei Borne, ſtatt des bedroheten linken, zu verſtärken. Sollte aber ſein Plan gelingen, ſo war vor Allem nöthig, daß im Augenblick, wo er den linken feindlichen Flügel erreichte, ſeine Truppen ſich unverzüglich mit ſolcher Schnelligkeit zum Angriff formirten, daß dem überraſchten Feind keine Zeit zu wirkſamen Gegenanſtalten blieb. Doch hierin konnte er ſich auf die Manöverfertigkeit und die Disciplin ſeiner Truppen verlaſſen. Zugleich war ſeine Marſchordnung ſo eingerichtet, daß die Formirung zum Angriff im Nu geſchehen konnte.

Es war über der Ausführung dieſes Marſches ſchon Mittag geworden. Die öſterreichiſchen Generale ſpeculirten über Friedrich's Abſichten noch hin und her und begannen bereits ſtark zu zweifeln, ob nicht der König, da er ihre Stellung als zu ſtark erkannt, überhaupt auf den Angriff verzichtet habe. Einige meinten, er wolle ſeitwärts nach Striegau abziehen. Selbſt der erfahrene Daun ſoll an den Rückzug geglaubt und zum Prinzen Carl von Lothringen geſagt haben: „dieſe Leute ziehen davon; laſſen wir ſie.“

Da plötzlich erhält Prinz Carl eilige Botſchaft von Nadasdi, daß der linke Flügel bei Sagſchütz bedroht ſei: dem erſten Boten folgen raſch hinter einander zehn andere und bitten um Verſtärkung für Nadasdi. Carl von Lothringen, kurz vorher noch vom General Lucheſi von der entgegengeſetzten Seite beſtürmt, will an die Gefahr nicht glauben, während in der That die Preußen am linken Flügel des Feindes angelangt, ſich dort plötzlich zur Schlacht formirt haben.

Die preußiſche Schlachtordnung wurde ſo gebildet, daß Ziethen mit der Cavallerie den äußerſten rechten Flügel hielt, daneben die Infanterie des rechten Flügels unter Moritz von Deſſau mit der Avantgarde unter General Wedell, ſodann die Infanterie des rechten Flügels unter General von Retzow und die Cavallerie unter General von Drieſen. Hinter beiden Cavallerieflügeln befanden ſich im dritten Treffen noch zehn Schwadronen Huſaren,

hinter der Mitte der Armee die Reserve. Alles stand zum Schlagen bereit und es schien rathsam, den Angriff sofort zu beginnen, damit der Feind nicht Zeit gewinne, seinen linken Flügel zu verstärken; überdies waren an dem kurzen Wintertage kaum noch vier Stunden Zeit übrig, ehe die Dunkelheit störend hereinbrach. Fürst Moritz eilte zum König, der noch auf dem linken Flügel beschäftigt war, und stellte ihm vor, daß kein Augenblick zu verlieren sei. Friedrich befahl denn den Angriff, und sofort erhielt General Wedell Befehl, mit drei Bataillonen Avantgarde gegen die Höhen bei Sagschütz anzurücken, das ganze erste Treffen aber sollte in Echelons mit funfzig Schritt Abstand nachrücken und zwar im Schrägmarsch immer halb rechts auf den äußersten linken Flügel des Feindes hin. Bei dieser schiefen Schlachtordnung, wo das zweite Treffen tausend Schritt hinter dem vordersten Echelon kam, diente jedes nachfolgende Echelon den vorderen zur Verstärkung bei dem auszuübenden Stoß, die hinteren Reihen konnten aber ohne besonderen Befehl nicht in den Kampf verwickelt werden. Zur glücklichen Ausführung dieser Schlachtidee war ein wahrhaft kunstmäßiges Ineinandergreifen der einzelnen Truppentheile nöthig, wie es nur bei jener trefflich geschulten Armee möglich war. Friedrich's Truppen führten das schwere Manöver wie auf dem Uebungsplatz mit einer Leichtigkeit und Sicherheit aus, über welche der strenge Meister selbst erstaunt war, und an welche die Soldaten, wie die Führer sich noch lange mit Freude und mit Stolz erinnerten.

Es war ein Uhr, als die preußische Avantgarde gegen den Hügel bei Sagschütz vorrückte; Nadasdi brach nun, um die preußische Cavallerie des rechten Flügels zu werfen, mit der seinigen stürmisch hervor, mußte aber sich vor dem kräftigen Feuer der Wedell'schen Infanterie-Bataillone ebenso rasch wieder zurückziehen. Nun stieß Wedell, nachdem er mit seinen Leuten zwei Gräben überschritten, auf die Württemberger, die bei dem feindlichen linken Flügel standen; nach kurzem Widerstand wichen dieselben mit Zurücklassung ihrer Geschütze auf eine hintere mit Geschütz stark versehene Anhöhe zurück. Die preußische Avantgarde, unverweilt weiter vordrängend, eroberte gegen württemberger, baier'sche und österreichische Truppen auch diese Höhe, während Moritz von Dessau mit anderen Bataillonen kräftig nachrückte, mit Wedell vereint das ganze Nadasdi'sche Corps in Verwirrung brachte und nach dem Dorfe Leuthen zurückdrängte. Unterdeß war auch die Cavallerie unter Ziethen gegen die österreichischen Dragoner vorgerückt und hatte dieselben trotz der Schwierigkeiten, welche durch Sumpfstellen, Hecken und Gräben bereitet waren, in wiederholtem Anlauf über den Haufen geworfen. Auch die Ziethen'schen Husaren im Hintertreffen waren nicht zu halten, sie stürzten in ungezügelter Kampfeslust hervor und machten unter den fliehenden Württembergern und Baiern an zweitausend Gefangene. Dann sammelte und ordnete sich die preußische Cavallerie rasch wieder.

Während die Armee des Königs streng nach der vorgeschriebenen Marschordnung ohne Unterbrechung weiter aufmarschirte, immer sich rechts ziehend, und während auf diese Weise die linke Flanke des Feindes schon überflügelt war und die Avantgarde unter Wedell den Oesterreichern fast schon in den Rücken kam, trafen die österreichischen Befehlshaber zu spät die schleunigsten Anstalten, um ihren linken Flügel zu verstärken. Alles was von Infanterie in der Nähe war, wurde herangezogen und auch jene Cavallerie, die man Lucchesi zu Hülfe

gesandt, mußte jetzt im Trabe wieder zurückkommen. Aber alle, über Hals über Kopf herbeigeholten, Truppen kamen außer Athem an, ihr Aufmarsch gegen den trefflich formirten Feind geschah ohne alle Ordnung, in unruhiger Hast und sie wurden meist bataillonsweise, sowie sie ankamen, auch schon zurückgeschlagen. Dies verursachte immer mehr Verwirrung und Schrecken unter den sonst braven Mannschaften, welche, außer Fassung gebracht, bald nicht mehr wußten, wo, wie und wenn sie sich aufstellen sollten.

Die geworfenen Truppen des linken Flügels wichen gegen das Dorf Leuthen zurück und drängten sich in der Nähe desselben in dichten Haufen zusammen. Dort bei Leuthen kam es zur letzten heißen Entscheidung des denkwürdigen Kampfes. Die österreichischen Heerführer suchten um das Dorf herum starke Anstalten zur Vertheidigung zu Stande zu bringen: es wurde in der Geschwindigkeit eine Art Brustwehr aufgeworfen, die Hügel ringsum mit so viel Kanonen bepflanzt, als man nur zusammenbringen konnte, der neben dem Dorfe liegende Windmühlenberg aber mit zahlreicher Infanterie besetzt. Im Dorfe selbst schien der hoch liegende und durch eine tüchtige Ziegelmauer geschützte Kirchhof zum Mittelpunkt der Vertheidigung besonders geeignet und war bald mit Truppen und Kanonen angefüllt. Bis aufs Aeußerste, so schien es, sollte dieser Posten behauptet werden. Aber auch bei den anrückenden Preußen stand unerschütterlich der Entschluß fest, den Feind daraus zu vertreiben. König Friedrich hielt dafür, daß, um die ganze Schlacht zu entscheiden, eben Nichts übrig sei, als das Dorf zu nehmen, und er hatte den Befehl ertheilt, es in der Front anzugreifen. Ungeachtet des heftigen Kanonen- und Kleingewehrfeuers, das seine Truppen empfing, griffen sie mit der größten Herzhaftigkeit ein und warfen, was außerhalb der Häuser in den Gärten und Hecken, und bald darauf auch, was an und in den Häusern sich vertheidigte, zurück. Einen heißen und mörderischen Kampf hatten besonders Friedrich's Gardebataillone und das Bataillon Retzow zu bestehen, welche, grade auf die Mitte des Dorfes treffend, von einem furchtbaren Kugelregen aus dem Kirchhofe begrüßt wurden; doch endlich gelang es ihrer unwiderstehlichen Tapferkeit einzudringen und den Feind hinauszuwerfen. Des Dorfes waren die Preußen nun Meister, aber die daraus vertriebenen Oesterreicher, verstärkt durch frisch angekommene Regimenter vom rechten Flügel setzten sich außerhalb des Dorfes auf den Hügeln und hinter Gräben nochmals fest; besonders von jenem Windmühlenberg entwickelte sich das heftigste Artillerie- und Gewehrfeuer gegen die Preußen, die aus dem Dorfe weiter vordringen wollten. In den vorderen Reihen derselben waren bereits bedeutende Lücken entstanden, und sie durften weitere Fortschritte nicht wagen, bis diese Lücken durch frische Truppen aus den nachdrängenden hinteren Treffen ausgefüllt waren. Eine halbe Stunde stand die Schlacht wie festgebannt zwischen dem Dorf und dem Windmühlenberg: ein preußisches Bataillon nach dem andern rückte heran, sie alle wurden jetzt gleich gegen den Feind geführt, aus dem schiefen Angriff wurde ein Frontangriff, an dem selbst der preußische linke Flügel, der bis dahin zurückgehalten worden war, Theil nahm. Der Feind, welchem nun in einem neuen Angriffe die ganze preußische Infanterie und zugleich zahlreiche Artillerie von Leuthen her hart zusetzte, hielt noch gegen eine halbe Stunde aus; aber schon war die größte Verwirrung ausgebrochen und Alles drängte sich ohne Ordnung auf dem Windmühlenberg zusammen. Desto furchtbarer war in

jenen Massen die Wirkung der hineinschlagenden Kugeln der preußischen Geschütze, bis endlich die gänzliche Niederlage und Flucht der Oesterreicher durch das Hereinbrechen der Cavallerie vom preußischen linken Flügel entschieden wurde. General Driesen, welcher vom König den Auftrag hatte, die Infanterie dieses Flügels mit seiner Reiterei zu decken, hatte nämlich bemerkt, daß Graf Lucchesi, der jetzt mit seiner ganzen Cavallerie vom rechten österreichischen Flügel herbeigekommen war, die Preußen in der Flanke bedrohte; sofort setzte er sich in Bewegung; zuerst konnte er hinter Hügeln sein Vorrücken verbergen, dann stürzte er mit seinen sämmtlichen funfzig Schwadronen plötzlich auf Lucchesi's Reiter ein, mit einem Male von vorn, von der Seite und im Rücken und brachte Alles in die schrecklichste Verwirrung und Flucht. Lucchesi selbst, der das Unglück auf dem rechten Flügel begonnen und nun auf dem linken das Maß desselben voll machte, fand dabei den Tod. Die preußischen Reiter aber drangen wie ein Waldstrom weiter vor, stürzten Alles, was sie im Wege fanden, nieder und ergossen sich weithin in die Ebene, um die Flüchtigen zu verfolgen. Der verwirrungsvolle Rückzug der österreichischen Reiterei brachte auch die Infanterie vollends außer Fassung. Sie warf großentheils die Gewehre weg und suchte mit Zurücklassung der Geschütze in gänzlicher Zerstreuung das Weite.

Es war zwischen vier und fünf Uhr, die Dunkelheit brach bereits herein. Friedrich war auf allen Punkten Sieger, nirgends vermochte der Feind mehr zu widerstehen; in wilder Unordnung flohen die Regimenter durcheinander gemischt nach den Brücken des Schweidnitzer Wassers, viele aber kamen nicht bis dahin, denn die preußische Cavallerie jagte überall hinterdrein und machte zahlreiche Gefangene. Ein Junker von Ziethens Regiment hielt mit zehn Husaren hundert Oesterreicher auf und brachte sie gefangen vor Friedrich, der ihn sofort zum Rittmeister machte. Nur der Nacht dankten es die Oesterreicher, daß nicht ihre ganze Armee aufgerieben wurde. „Hätte es den Preußen", sagt Friedrich, „zuletzt nicht an Tageslicht gefehlt, so wäre diese Schlacht die entscheidendste des Jahrhunderts geworden."

Der Verlust der Preußen betrug an Todten und Vermißten zwanzig Offiziere und tausendeinhundertundeinundzwanzig Mann, an Verwundeten etwas über fünftausend, an Gefangenen nur fünfundachtzig Mann, — die Oesterreicher verloren dagegen dreitausend Todte, sechs- bis siebentausend Verwundete und über zwölftausend Gefangene, außerdem einundfunfzig Fahnen und Standarten, nebst hundertundsechszehn Kanonen, wofür Friedrich seinen Truppen hundert Dukaten für jedes Stück bezahlen ließ.

Nachdem die preußische Armee bei Lissa Halt gemacht hatte, kam der König, der in der Schlacht selbst für seine Person oft großer Gefahr ausgesetzt gewesen war, vor die Front geritten, und fragte, ob noch einige Bataillone Lust hätten, ihm nach Lissa zu folgen, wo er den Uebergang über das Schweidnitzer Wasser besetzen wollte. Die Grenadierbataillone Manteuffel, Wedell und Heyden nahmen sofort das Gewehr auf und folgten ihm, ebenso die Seydlitz-Küraſſiere. Die Dunkelheit war so groß, daß er einige Reiter vorausschickte, um die Gehölze zu untersuchen, und daß er den Wirth eines an der Straße gelegenen Wirthshauses von Saara mitnahm, um ihm mit der Laterne voranzuleuchten. Von Zeit zu Zeit ließ er in der Richtung von Lissa einige Kanonenschüsse abfeuern. Die Seydlitz-Küraſſiere brachten unterwegs ganze Haufen von Gefangenen ein. Als sich die vordersten Truppen

Lissa näherten, wurden sie ganz unerwartet von einer Salve zweier feindlicher Bataillone empfangen; sie antworteten mit Kanonenschüssen und setzten ununterbrochen ihren Marsch fort.

Als der König in Lissa ankam, war der Ort voll von flüchtigen und versprengten Oesterreichern. Er ertheilte seinen Truppen den Befehl, sich des Ueberganges über den Fluß zu bemächtigen, während er selbst mit seinen Adjutanten sich nach dem Schloß begab. „Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid", sagt er zu seiner Umgebung und reitet über eine Zugbrücke in den Schloßhof hinein. Kaum ist er da angekommen, so tritt ihm eine Menge von höheren und niederen österreichischen Offizieren entgegen, die eben ihre Mahlzeit verzehrt hatten, in Folge des Schießens aber mit Lichtern die Treppe herunterstürzten, um zu Pferde zu steigen. Friedrich konnte von ihnen mit seiner schwachen Begleitung ohne Weiteres gefangen genommen werden. Aber voll kühner Geistesgegenwart steigt er vom Pferde und ruft ihnen zuversichtlich lächelnd zu: „Bon soir, Messieurs. Gewiß werden Sie mich hier nicht vermuthen. Kann man hier auch noch mit unterkommen?" Die Oesterreicher, durch diesen sicheren Ton irre gemacht, glauben, er habe eine größere Truppenmasse bei sich, ergreifen dienstfertig und demüthig die Lichter und leuchten dem König hinauf in eines der Zimmer. Friedrich läßt sich dieselben dort einzeln vorstellen und unterhält sich mit ihnen so lange, bis sich immer mehr von seinen Leuten eingefunden haben, worauf die österreichischen Offiziere sämmtlich zu Gefangenen gemacht wurden. Während dieser Zeit hatten sich die Grenadiere der Brücke bemächtigt, die übrige Armee aber, durch das Geschützfeuer aufmerksam gemacht, war ohne besonderen Befehl gleichfalls von Leuthen aufgebrochen und in der Richtung von Lissa nachgerückt.

Der Sieg bei Leuthen ist eine der glorreichsten Kriegsthaten, von welchem die Weltgeschichte erzählt: ein Sieg des überlegenen Scharfsinns, der begeisterten Hingebung und der musterhaften Taktik über die scheinbar furchtbarste Uebermacht. Die schräge Schlachtordnung, welcher Friedrich den Sieg verdankte, war in der Art, wie er sie anwandte, seine eigene Erfindung. Napoleon sagt von der Schlacht bei Leuthen: „sie ist ein Meisterwerk der Bewegungen, der Manövers und der Entschlossenheit; sie allein würde hinreichen, Friedrich unsterblich zu machen und ihm eine Stelle unter den größten Feldherrn anzuweisen." Die Ausführung seines Planes konnte jedoch nur mit einem Heere gelingen, dessen Führer und Soldaten durch das gründlichste Exercitium zu allen unvorhergesehenen Wendungen geschickt gemacht waren. Hier bewährte sich auf dem Schlachtfeld in glänzendster Weise, was die preußischen Soldaten unter Friedrich Wilhelm I. und unter Friedrich auf dem Exercierplatz gelernt hatten, denn nimmer hätte die größte Bravour allein hingereicht, das auszuführen, was ihr im Verein mit der musterhaften Schulung und Disciplin bei Leuthen gelang.

Doch, so groß das Verdienst des Königs und seiner Truppen war, dies Mal fühlte ein Jeder, daß doch das Gelingen vor Allem von oben gekommen war. Die brave Armee gab diesem Bewußtsein in erhebender Weise lauten Ausdruck und übertrug die Ehre und den Dank des großen Tages auf den Höchsten. Am Abend stimmte ein alter Grenadier inmitten des Schlachtfeldes das Lied an: „Nun danket Alle Gott", und sogleich fiel die ganze Umgebung und bald darauf die ganze Armee in den schönen Lobgesang ein, und

unter Begleitung der gesammten Feldmusik erscholl es von vielen tausend Zungen, wie aus einem Munde:

„Nun danket Alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und aller Enden."

Ein wahrhaft erhebender Augenblick, bei dunkler Nacht und unter Tausenden von Leichen! Ein Augenzeuge, von Retzow, schreibt darüber: „Wie aus einem tiefen Schlafe erwacht, fühlte sich jetzt jeder zum Danke gegen die Vorsehung hingerissen, und mehr als fünfundzwanzigtausend Menschen sangen diesen Choral einstimmig bis zu Ende. Die Dunkelheit der Nacht, die Stille derselben und das Grausende eines Schlachtfeldes, wo man fast bei jedem Schritte auf eine Leiche stieß, gaben dieser Handlung eine Feierlichkeit, die sich besser empfinden, als beschreiben läßt; selbst die auf der Wahlstatt liegenden Verwundeten, die bisher die Gegend mit ihren Wehklagen erfüllt hatten, vergaßen auf einige Minuten ihre Schmerzen, um Antheil an diesem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen. Eine erneuerte innere Festigkeit belebte jetzt den durch so viele Anstrengung erschlafften Krieger und ein lauter Jubel ertönte aus aller Munde."

Auch der König, in dessen Gemüth in solchen großen Stunden das Gottesbewußtsein mit größerer Lebendigkeit zu erwachen pflegte, schrieb den errungenen Sieg der Fügung Gottes zu. Er sagte in einem Brief an den Feldmarschall Keith: „Wenn je Preußen Ursache gehabt hat, das „Herr Gott dich loben wir" anzustimmen, so ist es bei dieser Gelegenheit ..... der Himmel sei gelobt, daß uns dies geglückt ist." — Als ihm ein alter General seine Glückwünsche abstattete, erwiderte er: „das hat ein Höherer gethan." — „Ja", sagte der General, „und Ew. Majestät vortreffliche Dispositionen." „Ach, was will Er mit seinen Dispositionen, na — es kommt wohl Eins zum Andern."

Als die Generale und Stabsoffiziere in Lissa beim König ankamen, trat er ihnen mit heiterer Miene entgegen und sprach ihnen für den Muth und Eifer, den sie bewiesen, den lebhaftesten Dank aus. Dieser Tag werde den Ruhm ihres Namens, sowie der Nation auf die späteste Nachwelt bringen. Bei der schweren Arbeit des Tages hatte besonders der Fürst Moritz von Dessau sich durch Geschick in der Ausführung der königlichen Befehle, sowie durch hohe Tapferkeit ausgezeichnet. Bei allen Angriffen war er gegenwärtig, zwei Pferde stürzten tödtlich verwundet unter ihm, zwei Flintenkugeln trafen ihn, jedoch ohne ihn schwer zu verletzen. Friedrich hatte ihn denn gegen Abend noch auf dem Schlachtfeld zum Feldmarschall ernannt. „Ich gratulire Ihnen zur gewonnenen Bataille, Herr Feldmarschall!" redete er ihn an. Der Fürst, noch mit dem Dienste beschäftigt, achtete nicht genau auf die Worte dieses Grußes, Friedrich aber wiederholte mit stärkerer Betonung: „Hören Sie nicht, daß ich Ihnen gratulire, Herr Feldmarschall?" Nun erst bemerkte Moritz die unerwartete Beförderung und bedankte sich. Friedrich aber fügte hinzu: „Sie haben mir so bei der Bataille geholfen und Alles vollzogen, wie mir noch nie Einer geholfen hat." Nicht minder erkannte er die Verdienste des eifrigen Retzow, des alten Ziethen und des eben so energischen, als verständigen Driesen an.

Aber nicht bloß den Führern bewies er an dem Abend jenes ruhmreichen Tages seine volle Erkenntlichkeit, auch der ganzen Armee befahl er bekannt zu machen, wie sehr er mit ihrem vorzüglich tapferem Betragen zufrieden sei. „Es ist unnöthig", sagt er dann in seinem Schlachtbericht, „zu erinnern, daß unsere ganze Armee vom Offizier bis zu dem gemeinen Mann Wunder der Tapferkeit in dieser Bataille gethan. Man darf nur die That reden lassen." — Der König mischte sich noch am späten Abend in die Reihen seiner braven Krieger, welche größtentheils im Freien lagerten, aber dabei munter und guter Dinge, als wäre eben ein unterhaltendes Manöver vorüber, sich die Zeit beim Wachtfeuer mit gegenseitigen Erzählungen und mit Singen vertrieben. Einige Gardes-du-Corps saßen auch so beim Feuer, welches wegen Mangel an Holz zu erlöschen drohete. Ein Lieutenant sagte: „Wer noch aus dem Dorfe Holz holt, soll einen Gulden haben." Zwei Reiter machten sich sogleich auf den Weg. Da kam der König, stieg vom Pferde und trat ans Feuer. Die Reiter nahmen die Pfeifen aus dem Munde; Friedrich aber sagte: „Kinder raucht nur zu und laßt euch nicht stören." Er stellte sich unter sie und hüllte sich in seinen Mantel. Unterdeß kamen die beiden Reiter mit Holz zurück und warfen es gerade dahin, wo der König stand, den sie nicht erkannten. „Marsch, fort da!" rief einer der Reiter ihm zu, „jeder faule Hund stellt sich ans Feuer, aber Keiner will einen Splitter holen." — „Du hast Recht, mein Sohn", versetzte Friedrich lächelnd, „komm her, ich will Platz machen." Erschrocken fuhr der Reiter, der ihn jetzt erkannte, zurück. Friedrich aber sagte: „Du bleibst hier, mein Sohn, du hast Holz geholt, und daher das nächste Recht. Laß mich nur auch ein wenig wärmen."

In der heitersten Stimmung brachte der König dann den Abend auf dem Schlosse zu. Er war sehr hungrig, doch war es nicht möglich, ihm etwas Anderes zu verschaffen, als ein Ragout, welches aus den Ueberresten der von den österreichischen Offizieren verzehrten Mahlzeit bereitet war. Er aß dasselbe jedoch mit großem Appetit. Plötzlich sah er den Besitzer des Schlosses, der ihm dabei aufwartete, starr an und fragte ihn: „Kann er Faro spielen?" — Jener, nicht ahnend, wohin diese Frage zielte, begann stotternd zu erwiedern: „In meiner Jugend — —." Friedrich aber unterbrach ihn rasch mit den Worten: „So weiß er also, was Va banque ist? Das hab' ich heute gespielt!" — Ein Offizier erinnerte ihn dann lächelnd an alle die Prahlereien, die man von den Oesterreichern in den letzten Wochen zu hören bekommen; der König antwortete lächelnd: „Ich verzeihe ihnen all die Dummheiten, die sie gesprochen haben, gern um deren willen, die sie heute begangen haben."

Noch an demselben Abend schrieb er voll Freude an seinen Bruder Heinrich: „Mein liebes Herz! Heute, gerad einen Monat nach dem Tage Eures Ruhmes (von Roßbach) bin ich so glücklich gewesen, die Oesterreicher hier eben so zu tractiren! Ich glaube, daß wir achttausend Gefangene haben (das war zu bescheiden), und wunderbar viele Kanonen und Fahnen. Bruder Ferdinand befindet sich sehr wohl; kein General ist gefallen, unser Verlust beläuft sich in Allem auf zweitausend Mann. Ich habe um ein Uhr mit meinem rechten Flügel angegriffen und um sieben Uhr bin ich schon hier (in Lissa) angekommen. Morgen verfolge ich sie nach Breslau; ich bin ihrer Armee in die Flanke gekommen, indem ich meinen Marsch maskirte und meine Bewegungen verdeckte, meinen linken Flügel habe ich zurückgehalten und das ist wunderbar geglückt. Morgen geht es nach Breslau. Adieu, mein

liebes Herz, ich umarme Dich!" Man fühlt aus diesem herzlichen Ton so recht die Siegesfreude heraus. Am folgenden Tage ließ er nochmals an Prinz Heinrich und an Keith schreiben, daß sie bei ihrer Armee, wie aller Orten in Preußen „ein solennes Te Deum mit Abfeuerung der Kanonen und kleinen Gewehre, wegen dieses herrlichen completten Sieges gegen Dero seither so hoch- und übermüthigen Feinde celebriren" sollten. — Prinz Heinrich schrieb ihm mit gleicher herzlicher Freude wieder: „Sie haben, theuerster Bruder, unsere stolzesten Feinde besiegt, Sie können sich danach die Größe meiner Freude denken; denn die Ehre der Armee, das Wohl des Staates und unser Ruhm liegen mir allein am Herzen. Der alte Ruf unserer Truppen gewinnt seine Rechte wieder und der Staat, welcher in der traurigsten Lage war, darf nach dem Erfolg, den Sie davon getragen, Alles hoffen. Bald werde ich sicherlich erfahren, daß Sie in Breslau eingezogen sind und daß ganz Schlesien vom Feinde befreit ist."

Das ganze preußische Volk nahm mit wahrhaft begeisterter Freude an den Siegesfeierlichkeiten Theil, welche wegen des glorreichen Tages bei Leuthen überall begangen wurden: mit der genaueren Kunde von dem Verlauf der merkwürdigen Schlacht wuchs die Bewunderung für den Heldenkönig, und weithin in Preußen, in Deutschland und in ganz Europa ertönten Vivats auf den großen Friedrich. Ernste Siegeshymnen und derbe Spottlieder auf den gedemüthigten Feind wechselten ab. Das Volk sang:

„Es lebe durch des Höchsten Gnade
Der König, der uns helfen kann,
So schlägt er mit der Wachtparade
Noch einmal achtzigtausend Mann."

Gegen den Feldmarschall Daun, der freilich an der Niederlage am wenigsten Schuld war, hieß es etwas derb:

„Du kommst schlecht an im freien Feld,
Du sonst verschanzter großer Held!
Herr Daun, pack' ein, denn Friedrich sieget,
Dein Prahlen ist vorbei und lieget.
O! Daun, ich rathe Dir, Du legst den Degen nieder,
Empfiehlst Dich diesem Held, und kämpfest gar nicht wieder;
Was wird man nun in Wien von dieser Zeitung sagen,
Daß Oesterreich nun neun Mal und Du aufs Maul geschlagen."

Das Vaterlands- und Volksgefühl erhob sich in Preußen immer freudiger. Ein eigenthümliches Zeichen davon waren die sogenannten „Vivatbänder", seidene Bänder von allerlei Farben, mit Gedichten sauber bedruckt und mit Bildnissen des Königs, der Königin oder der tapferen Feldherren, sowie mit den Namenschiffern derselben und anderen Verzierungen geschmückt, oft auch mit witzigen Versen oder Bemerkungen. Solche Bänder, als Geschenke benutzt, wurden bei frohen Zusammenkünften, besonders bei Siegesfeierlichkeiten von den Männern im Knopfloch, von den Frauen als Schmuck in beliebiger Weise getragen.

Auch im Ausland ließ die Schlacht bei Leuthen die Bewunderung für den König von Preußen aufs Höchste steigen: in England besonders wurden seine Triumphe geradezu in öffentlichen Volksfesten durch allgemeine Erleuchtung und sein Geburtstag in derselben Weise,

wie der des Königs von England selbst gefeiert. Die Begeisterung, welche sich auch im englischen Parlament kundgab, verlieh dem König von Preußen die schmeichelhaftesten Ehrentitel, ließ eine Nationalsubscription für ihn vorschlagen und erleichterte vorzugsweise den Abschluß des neuen, noch engeren Freundschafts- und Subsidien-Vertrages, welcher bald darauf mit Friedrich zu Stande kam. Selbst in Paris war dieser der Held des Tages und der bewunderte Liebling der Menge. Die allgemeine Theilnahme, welche seine Siege in ganz Europa für ihn und seine Sache erzeugten, sowie das neu erwachte Vertrauen zu seinem Glücksstern zeigten sich besonders auch darin, daß jetzt eine Menge Ausländer und Ueberläufer zu seinen Fahnen eilten, und neue Freicorps entstanden. Der „große Friedrich", wie er immer allgemeiner genannt wurde, war im vollen Sinne der Mann des Volkes geworden und seine Thaten übten auch auf die Phantasie ferner Nationen eine Art poetischen Zaubers aus.

Inmitten seiner Triumphe und solch allgemeiner Begeisterung blieb der König selbst voll Bescheidenheit und bewundernswürdiger Mäßigung. Seinem Freunde d'Argens, der ihn in seinem Gratulationsschreiben mit den großen Feldherren des Alterthums verglich, antwortete er: „Ihre Freundschaft verführt Sie, mein Lieber; im Vergleiche mit Alexander bin ich nur ein Schulknabe, und Cäsar bin ich nicht werth, die Schuhriemen aufzulösen. Die Noth hat mich handeln gelehrt und bei verzweifelten Uebeln mich auch zu verzweifelten Heilmitteln getrieben." — — Bald darauf sagt er wiederum zu d'Argens: „Könnte mich irgend noch Eitelkeit anwandeln, so müßte es bei Ihren Briefen der Fall sein. Aber wenn ich mich recht prüfe, mein Lieber, so gehen drei Viertel von Ihrem Lobe ab. Alles, was Ihre Beredtsamkeit so sehr an mir rühmen will, besteht doch nur in ein wenig Entschlossenheit und viel gutem Glück. Sie werden mich ganz so wiederfinden, wie sie mich verlassen haben, und mögen überdies versichert sein, daß alle die Dinge, die in der Ferne so glänzend erscheinen, in der Nähe oft sehr kleinlich sind."

Solche Aeußerungen sind nach Allem, was man von Friedrich's Charakter und Seelenleben weiß, nicht etwa als Ausdruck einer geheuchelten Bescheidenheit, sondern als durchaus aufrichtig zu nehmen. Auch in seinem persönlichen Auftreten machte er denselben Eindruck. Der englische Gesandte, der bald darauf in Breslau eine Audienz bei ihm hatte, berichtet nach London: „Ich fand ihn vergnügt und glücklich, aber nicht stolz über den großen und fast unglaublichen Erfolg seiner Waffen. Er spricht von dem Siege bei Leuthen mit der Bescheidenheit, die einem Helden gebührt, dessen großer Sinn so wenig durch das Lächeln, wie durch die finsteren Blicke des Glückes überwältigt wird."

Und doch, wie leicht hätte der Erfolg des großen Tages den König zur Ueberhebung verleiten können! Die Bedeutung des gewaltigen Sieges trat in den folgenden Tagen noch in überraschenderer Weise hervor, besonders in der gänzlichen Verwirrung, Zerstreuung und fast drohenden Auflösung des geschlagenen Heeres. Dasselbe zählte trotz aller Verluste doch, als es das Schlachtfeld verließ, noch funfzigtausend Mann, also immer noch zwanzigtausend mehr, als die Sieger, aber es bot ein Jammerbild der Unordnung und Rathlosigkeit dar. Die Feldherren wußten nicht, wo sie ihre Truppen zu finden hatten, und es kam ihnen vor, als hätten sie gar keine Armee mehr. Als man sodann die Regimenter wieder

gesammelt hatte, führte Prinz Carl von Lothringen mit Zurücklassung einer starken Besatzung in Breslau den Haupttheil des Heeres nach Schweidnitz, lebhaft verfolgt von Ziethen, der mit seinen Husaren wiederum seine Meisterschaft in kleinen Streifzügen und Ueberfällen bewies und ganze Haufen Gefangener wegführte. So konnte denn Prinz Carl Schweidnitz und bald darauf Böhmen nur nach weiteren großen Verlusten erreichen und hatte am Schluß des Feldzuges nur noch siebenunddreißigtausend Mann bei sich, darunter fast die Hälfte Kranke. Der Prinz selbst schrieb an den Kaiser: „wie die schöne österreichische Armee nicht wenig delabrirt, von langem Feldzug abgerissen, ohne Wäsche, ohne Montour, mit einem Worte in so mißlichen und erbarmungswürdigen Zuständen, als sie noch niemals gewesen."

Unterdeß war Friedrich gleich nach dem Leuthener Tage gegen Breslau gezogen, und als nach vierzehntägiger Belagerung schon die Anstalten zum Sturm gemacht wurden, ergab sich die Festung. Die Besatzung von achtzehntausend Mann streckte das Gewehr: eine große Menge Proviant, Kriegsmunition und die Kasse mit hundertundvierzigtausend Gulden fiel den Preußen in die Hände. Bald darauf mußten sich auch Liegnitz und die oberschlesischen Festungen wieder ergeben und am Ende des Feldzugs war ganz Schlesien bis auf Schweidnitz wieder erobert.

Friedrich stand auf dem Gipfel seines Kriegsruhms, aber als schönste Frucht seiner Siege ersehnte er nur den Frieden. Er hatte die Unbeständigkeit des Kriegsglückes in jenem Jahre zu sehr erfahren, als daß er sich auf dessen Dauer hätte verlassen sollen, er war überdies weit entfernt, die Macht seiner vereinigten Feinde selbst nach ihren mehrfachen Niederlagen gering zu schätzen, endlich sehnte er sich, nachdem er den Anforderungen der Ehre und der Sicherheit seines Landes genug gethan, persönlich nach Ruhe. Diese verschiedenen Beweggründe leuchten aus seiner damaligen intimen Correspondenz hervor. An seinen Bruder schrieb er: „Fortuna hat sich wieder bei mir eingefunden, aber schickt mir die beste Scheere, die Ihr finden könnt, damit ich ihr die Flügel beschneiden könne." — — Bald darauf: „Endlich, theurer Bruder, dürfen wir hoffen, im Januar die Winterquartiere zu beziehen. Das war eine Campagne, die für drei rechnen kann; ich kann fast nicht mehr, mein Temperament beginnt abgestumpft zu werden und ich werde kränklich und leidend. — — Doch wenn unsere Sachen nur gut gehen, so will ich den Himmel preisen, wenn ich der einzige bin, der leidet!" — — „Ich hoffe stark, daß wir im Frühjahr Frieden haben werden; freilich aber, wenn dies selbst ganz sicher wäre, müssen wir doch Nichts versäumen, uns in furchterregenden Zustand zu setzen; denn das Argument der Gewalt ist das einzige, welches man gegen alle diese Kaiser und Könige mit Erfolg benutzen kann."

Um seinerseits die Friedenshoffnungen der Erfüllung näher zu führen, verschmähte er es nicht, gerade als Sieger in bescheidenster Weise die Hand zur Versöhnung zu reichen, er schrieb an Maria Theresia selbst einen Brief, an dessen Schluß er sich so gegen sie äußerte: „Sie hatten zwar einigen Vortheil in Schlesien, aber dieser Ruhm war nicht von langer Dauer, und die letzte Schlacht ist mir wegen des vielen dabei vergossenen Blutes noch schrecklich. Ich habe meinen Sieg genutzt und Breslau und damit zugleich eine große Zahl Gefangene genommen. Ich werde im Stande sein, in Böhmen und Mähren einzurücken. Ueberlegen Sie dies, meine theure Cousine, lernen Sie einsehen, wem Sie sich vertrauen.

Sie werden sehen, daß Sie Ihr Land ins Verderben stürzen, daß Sie an Vergießung so vielen Blutes schuld sind und daß Sie denjenigen doch nicht überwinden können, der, wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, so wie er Ihr naher Verwandter ist, mit Ihnen Europa hätten zittern machen. Ich schreibe dies aus dem Innersten meines Herzens, und wünsche, daß es Eindruck machen möchte. Wollen Sie aber die Sache aufs Aeußerste treiben, so werde ich Alles versuchen, was mir meine Kräfte gestatten. Wenn Ihre Bundesgenossen Ihnen wirklich so beistehen, wie es ihre Schuldigkeit wäre, so muß ich freilich besorgen, daß es um mich geschehen sein wird; doch würde mir dies nicht Schande bringen, die Geschichte würde es an mir rühmen, daß ich einen Mitkurfürsten von der Unterdrückung habe retten wollen, daß ich zur Vergrößerung des Hauses Bourbon nichts beigetragen habe, und daß ich zweien Kaiserinnen und dreien Königen widerstanden habe."

An den Feldmarschall Keith schrieb Friedrich: „Die Dinge gehen hier weiter, als ich geglaubt habe. Der letzte Feldzug hat dem Feind über zweiundvierzigtausend Mann gekostet. Wenn das nicht zum Frieden führt, so werden Kriegserfolge denselben niemals herbeiführen."

Doch für jetzt sollten weder seine großen Erfolge, noch seine Friedensliebe dem Blutvergießen ein Ziel setzen. Es waren ihm noch große Prüfungen und noch neue Triumphe vorbehalten.

Olmütz.

Als der Feldzug des Jahres 1757 zu Ende ging, waren fast alle Staaten König Friedrich's von den Feinden wieder geräumt: die Oesterreicher erholten sich in den kaiserlichen Erbländern von der erlittenen großen Niederlage, die Russen hatten Preußen fürerst wieder verlassen, die Franzosen waren weit von den brandenburgischen Grenzen hinweggeschlagen und nur noch im Besitz der entlegensten westphälischen Landstriche, die Reichstruppen waren größtentheils nach Hause entlassen und die Schweden aus dem preußischen Pommern vertrieben. Dagegen hatten die Preußen ihrerseits das schwedische Pommern, sowie Mecklenburg in Besitz genommen und waren in Sachsen nach wie vor Herren geblieben. Das war die Frucht des einen verhängnißvollen Jahres, in welchem sieben Hauptschlachten und eine große Anzahl bedeutender Treffen geliefert worden waren. Selten war in so kurzer Zeit ein so vielfacher Wechsel des Glückes gesehen worden: während am Anfange des Jahres der König von Preußen wie im Triumphzug durch Sachsen und Böhmen vorrückte, die Macht der Oesterreicher beinahe vernichtete, ein großes Heer in Prag einschloß, wo es auf dem Punkt stand, sich zu ergeben, während damals Maria Theresia in Wien selbst erzitterte, — sanken bald darauf mit einem Schlage alle Hoffnungen Friedrich's dahin: bei Collin geschlagen, muß er aus Böhmen fliehen, und auf allen Seiten von Feinden umringt, von seinen Bundesgenossen verlassen, sieht er sich bereits am Abgrunde des Verderbens. Aber plötzlich erhebt er sich wieder, um höhere Triumphe, als je, zu feiern, um durch die Tage von Roßbach und Leuthen Alles vergessen zu machen, was die Ungunst des Geschickes vorher über Preußen verhängt hatte.

Wie hätte er nach so schroffem Wechsel des Kriegsglücks nicht den Frieden wünschen sollen, den ihm seine jüngsten Erfolge zu verbürgen schienen. Oesterreichs Verluste waren in der letzten Campagne so groß gewesen, daß ihm eine Ablehnung der preußischen Friedensvorschläge Seitens der Kaiserin Maria Theresia kaum möglich schien. Aber die hochherzige Fürstin war durch die erlittene Niederlage nur noch zu größerem Kriegseifer angetrieben, obwohl die widerwärtigen Folgen der Schlacht bei Leuthen sich bis in ihre nächste Nähe auf empfindliche Weise geltend machten. Ihr bevorzugter Feldherr, der Bruder ihres Gemahls, Prinz Carl von Lothringen, war der Anführer an dem unglückseligen Tage gewesen, und so sehr man am Hofe bemüht war, jede öffentliche Mißbilligung und Kränkung von demselben fern zu halten, so konnte es ihm doch nicht verborgen bleiben, welche große Aufregung wegen der bei Leuthen begangenen Fehler im ganzen Lande herrschte. Es war ihm schon längst ein drückendes Gefühl gewesen, daß er dem König von Preußen bei jeder Begegnung auf dem Schlachtfelde unterlegen war: jetzt reifte der Entschluß in ihm, den Oberbefehl niederzulegen. Die Kaiserin hätte ihn aus Liebe zu ihrem Gemahl gern an der Spitze ihres Heeres erhalten, aber er ließ sich nicht dazu bewegen, sondern ging als Gouverneur der österreichischen Niederlande nach Brüssel. Empfindlicher für die österreichische Armee war der Verlust des kühnen Reitergenerals Nadasdi, des „österreichischen Ziethen", welcher aus Verdruß über die Leuthener Schlacht und wegen mannichfacher Hofkabalen vom Kriegsheere wegging, aber in Ungarn fortfuhr seinen Patriotismus für das Kaiserhaus zu bewähren. Die ganze österreichische Armee mußte neu organisirt und neu ausgerüstet werden; hierzu waren ungeheuere Summen erforderlich, während gleichzeitig eben so große Zahlungen nach Rußland gemacht werden mußten, um von dort aus einen neuen Einfall nach Preußen zu befördern. Aber so schwierig die Umstände waren, so umwölkt der Blick in die Zukunft, so ließ doch die stolze Kaiserin den Muth und die Zuversicht nicht sinken, und von Frankreich aus wurde sie in ihrem Eifer neu bestärkt.

An baldigen Frieden war also nicht zu denken. König Friedrich empfand dies sehr schmerzlich; im Januar 1758 antwortete er auf die Geburtstagswünsche des Prinzen Heinrich mit den Worten: „Wenn das Jahr, in welches ich eintrete, ebenso grausam sein sollte, wie das verflossene, so wünschte ich, daß es das letzte wäre." Als aber die Gewißheit der Fortsetzung des Krieges einmal feststand, betrieb er mit gewohnter Energie alle Zurüstungen zu dem neuen Feldzug. Das Heer war durch die Verluste in Schlachten, durch Krankheiten und andere Ursachen bis auf weniger als die Hälfte des ursprünglichen Bestandes zusammengeschmolzen, aber in wenigen Monaten wurde es durch Aushebung und Werbungen, durch Freicorps und durch zahlreiche Ueberläufer und Ausländer, die zu den glorreichen Fahnen des gefeierten Kriegshelden herbeieilten, wieder auf die alte Stärke gebracht. Große Schwierigkeiten bot natürlich der Unterhalt dieser großen Kriegsmacht dar, da die früher angesammelten Geldmittel größtentheils schon erschöpft waren. Friedrich nahm deshalb mehr und mehr seine Zuflucht zur Ausschreibung starker Contributionen in dem von ihm besetzten sächsischen Lande, wozu er sich besonders auch durch die schweren Bedrückungen veranlaßt sah, welche die Franzosen fort und fort über die von ihnen besetzten Landschaften verhängten.

Er hatte bereits seinem Bruder Heinrich aufgetragen, dem Herzog von Richelieu über das grausame Verfahren seiner Truppen energische Vorstellungen zu machen und ihm Folgendes zu schreiben: „Nach den schrecklichen Gewaltthaten und Plünderungen, welche sich die französischen Truppen bei ihrem letzten Einfall in das Halberstädtische erlaubt haben, soll ich Ihnen auf Befehl meines Königs anzeigen, daß man mit derselben Barbarei in den Ländern der Verbündeten des Königs von Frankreich verfahren und in Zukunft die gefangenen französischen Offiziere entgelten lassen wird, was an den unglücklichen Unterthanen des Königs verbrochen worden ist.“ — Bald darauf ließ er die Franzosen wissen: „Da von Nichts Anderem, als von Feuer und Schwert gesprochen, Pechkränze angehänget und wider alle Regeln des Krieges laufender Muthwillen begangen, so würde man, wenn ein oder der andere Offizier, so sich zu dergleichen gebrauchen lassen, gefangen bekommen, solche nach aller Kriegsraison nicht wie Offiziers, sondern wie Pillards und Mordbrenner zu tractiren, sich gemüßigt sehen, auch sonsten auf alle Weise Repressalien zu exerciren suchen.“ — Während er noch im vorhergehenden Jahre gefangenen französischen Offizieren oft die schmeichelhaftesten Aufmerksamkeiten erwiesen hatte, wollte er sie jetzt ohne alle Rücksicht behandelt wissen, indem er sagte: „das Verfahren der Franzosen gegen mich ist zu niederträchtig gewesen, schlimmer, als das der Russen.“

Wenn es Friedrich hierdurch hinlänglich gerechtfertigt fand, daß er auch seinerseits den Sachsen bedeutende Kriegslasten auferlegte, so waren dieselben doch vor gewaltthätigen Bedrückungen und Verfolgungen durch die treffliche Disciplin der Preußen gesichert: in einer Instruction, welche der König dem Prinzen Heinrich ertheilte, wurde alle Plünderung von Neuem aufs Strengste untersagt und jeder Offizier dafür verantwortlich gemacht. Auch empfanden die Sachsen die preußische Kriegsherrschaft, trotz der hohen Contributionen, fast wie eine Wohlthat im Vergleich mit dem Auftreten der Franzosen, von denen bald unter ihren eigenen Bundesgenossen in Thüringen wieder solche Gräuel verübt wurden, daß die letzteren ihre Feinde, die Preußen, zurückwünschten.

Weit mehr als durch die sächsischen Contributionen wurde aber für den Unterhalt des preußischen Heeres durch die englischen Hülfsgelder gewonnen, welche bald in reicherem Maße zu fließen begannen. Der Minister Pitt wußte die Begeisterung des englischen Volkes für den großen Preußenkönig, in welchem man zugleich den „Helden des Protestantismus“ feierte, dazu zu benutzen, um einen engeren Tractat mit Preußen zum Abschluß zu bringen (April 1758). Beide Theile versprachen, einer ohne den andern keinen Frieden zu machen. Friedrich solle alle Jahr vier Millionen Thaler Subsidien erhalten, die Hülfsarmee unter Prinz Ferdinand von Braunschweig von England besoldet und durch englische Truppen vermehrt werden.

Bis zum Frühjahr war von beiden Seiten wieder Alles zum Kriege vorbereitet: die Franzosen waren schon im Februar unter Soubise gegen Thüringen, unter dem Grafen Clermont gegen Hannover vorgerückt. Die Russen, durch Oesterreich gedrängt und durch reiche Geldsendungen ermuntert, traten wieder auf die Kriegsbühne und besetzten unter Anführung des Feldmarschall Fermer von Neuem die Provinz Preußen. Die Oesterreicher selbst waren noch am spätesten mit ihren Rüstungen beschäftigt, ihre Armee wurde überdies

von Krankheiten schwer heimgesucht. Unter solchen Umständen beschloß Friedrich, einen ersten großen Schlag gegen die Oesterreicher zu richten, ehe er nöthig hätte, seine Kräfte zu zersplittern. Er übertrug dem Prinzen Heinrich den Oberbefehl in Sachsen mit großen Vollmachten. In der erwähnten ausführlichen Instruction, welche er ihm dabei ertheilte, bezeichnete er Folgendes als seine eigene nächste Aufgabe: „In aller Ruhe Schweidnitz erobern, dann ein Corps von funfzehntausend Mann zur Deckung des Gebirges dort lassen und den Krieg nach Mähren verlegen. Wenn ich geradezu auf Olmütz marschire, muß mir der Feind entgegen eilen, um es zu retten; dann kommt es zur Schlacht auf einem Terrain, welches er sich nicht auswählen kann. Wenn ich ihn schlage, wie ich hoffe, so belagere ich Olmütz. Der Feind muß dann, um Wien zu decken, alle Kräfte dorthin ziehen; ist Olmütz gefallen, so muß die sächsische Armee Prag nehmen und Böhmen im Gehorsam halten. Mögen dann die Russen oder sonst wer herbeikommen, so kann ich ihnen so viel Truppen entgegen senden, als nöthig sein wird." So war der Plan: freilich sollte er nicht in dieser Weise zur Ausführung kommen.

Friedrich begann, wie er angekündigt, mit der Belagerung von Schweidnitz. Die österreichische Besatzung in dieser Festung, die man den ganzen Winter eingeschlossen hatte, war bis auf fünftausendundzweihundert Mann zusammengeschmolzen. Nach sechszehntägiger Belagerung schritten die Preußen zum Sturm, welcher mit geringem Verlust und mit bestem Erfolg vor sich ging. Die bedeutendsten Forts wurden genommen, worauf sich die österreichische Besatzung zu Kriegsgefangenen ergab (15. April 1758).

Jetzt rückte der König ohne Zeitverlust in die österreichischen Staaten ein. Der Feldmarschall Daun erwartete ihn mit der feindlichen Hauptarmee in Böhmen: wie groß war aber das Erstaunen des Wiener Hofes, als Friedrich statt dessen in Mähren einfiel und geradezu auf Olmütz losging, dessen Eroberung in gefährlicher Nähe von Wien ihm möglicher Weise die Kaiserstaaten preisgeben konnte. Er hatte sein Heer in zwei Abtheilungen vertheilt, deren eine er selbst führte, die andere der Feldmarschall Keith: der Feind wich überall zurück, und beide Heereszüge kamen in der Mitte Mai in die Nähe von Olmütz. Daun war durch Scheinbewegungen Ziethen's und Fouqué's an der böhmischen Grenze in der Erwartung eines Marsches nach Böhmen noch bestärkt und auf diese Weise glücklich überlistet worden. Doch mußte man jetzt sein Herannahen aus Böhmen fürchten und Friedrich hielt sich mit dem größeren Theile des Heeres bereit, ihm entgegenzutreten, während Keith mit der Belagerung von Olmütz beauftragt wurde. Diese Festung war jedoch mit einer Besatzung von achttausend Mann und mit allen Bedürfnissen für eine lange Belagerung ausgestattet. Keith klagte von vorn herein, daß er zu wenig Truppen (nur sechstausend Mann) habe, daß sein Vorrath an Munition zu gering sei und daß er sich auch sonst vielfach im Nachtheil befinde. Der König antwortete ihm, er wisse wohl, daß die Truppenzahl gering sei, doch komme auf deren inneren Werth mehr an, als auf ihre Anzahl, und Vieles sei möglich und ausführbar, wenn man es nur kräftig unternehme. Freilich achtete Friedrich wohl die Schwierigkeiten nicht nach ihrer wahren Bedeutung; denn der Befehlshaber der Festung, General von Marschall, ein sechsundsiebzigjähriger Greis, aber kriegserfahren und unerschrocken, gebot über eine ebenso tapfere, als zahlreiche Mannschaft und erschwerte den

Belagerern jeden Fortschritt. Friedrich jedoch, durch Nachrichten von Daun's Heranziehen beunruhigt, wollte durchaus, daß die Festung schärfer angegriffen würde und äußerte wiederholt seine Unzufriedenheit mit den Ingenieurs und der Artillerie. „Ist es nicht eine Schande", schrieb er im Juni, „die Laufgräben sind bereits vierzehn Tage eröffnet, und wir sind noch nicht auf dem Glacis. Wenn Vauban (der berühmte Belagerungsmeister) auferstünde, so würde er denen, die sich heute in sein Handwerk mischen, Eselsohren aufsetzen." Aber Alles in dem Unternehmen ging fort und fort schlecht: die Lebensmittel wurden selten, indem die Einwohner des Landes in ihrer Treue gegen die Kaiserin den preußischen Truppen die Verpflegung auf alle Weise zu erschweren suchten. Auch der Mangel an Schießbedarf war auf den höchsten Punkt gestiegen. Aus den Magazinen an der Grenze Schlesiens sollte ein Transport von dreitausend Wagen mit Munition und Lebensmitteln herbeikommen, aber Daun hatte bereits sein Augenmerk darauf gerichtet, diese Sendung aufzufangen. Er schickte starke Heeresabtheilungen aus, um die Wege, auf welchen der Zug vor sich gehen mußte, zu besetzen. Friedrich wandte natürlich auch seinerseits Alles an, um den entscheidenden Transport glücklich in seine Hände zu bekommen. Dem Oberst Mosel mit neuntausend Mann war die Bedeckung des Zuges aufgetragen; aber die Wege waren durch Regenwetter so sehr verdorben, daß jeden Augenblick das Vorrücken auf die größten Hindernisse stieß. Schon war ein großer Theil der Wagen zurückgeblieben, als in einem Hohlwege die Preußen plötzlich von einer starken Abtheilung Kroaten unter dem geschickten General Laudon angegriffen wurden. Zwar drangen die preußischen Truppen muthig in den Wald hinein und schlugen den Feind zurück, aber während des Gefechts hatte ein Theil der Bauern, welche die Proviantwagen fahren mußten, die Flucht ergriffen, nachdem sie sich nur Zeit genommen, schleunig die Pferde auszuspannen und mitzunehmen. Mosel half bei dieser neuen Verlegenheit so gut es in der Eile gehen wollte und rückte mit einem Theil des Transports weiter vor. Der König schickte ihm den General Ziethen mit tüchtiger Cavallerie entgegen, der sich auch glücklich mit ihm vereinigte; aber es waren nicht mehr die Hälfte der Wagen vorhanden, und um Alles wieder in Stand zu setzen, wurde ein kurzer Halt nöthig. Dies benutzten die Oesterreicher, um fünfundzwanzigtausend Mann auserlesene Truppen in den Gebüschen an den Wegen aufzustellen, und als der Zug eben aus den schlesisch-mährischen Gebirgspässen hervorkam, wurde er von allen Seiten angegriffen. Man feuerte mit Kanonen auf die Wagen, schoß die Pferde todt, sprengte die Pulverwagen in die Luft und setzte Alles in die schrecklichste Verwirrung. Zwei Stunden lang wehrten sich die Preußen, aber sie mußten der Uebermacht endlich weichen; Ziethen zog sich unter beständigem Fechten nach Troppau zurück. Nur zweihundertundfunfzig von den dreitausend Wagen wurden zuletzt in Friedrich's Lager gebracht.

Die unvermeidliche Folge dieses Unglücksschlages mußte die Aufhebung der Belagerung von Olmütz sein, welche Friedrich nach dem Urtheil bedeutender militärischer Schriftsteller niemals hätte unternehmen sollen. Durch raschen Entschluß suchte er das Verlorene soweit möglich wieder gut zu machen. „Besser einen unangenehmen, als gar keinen Entschluß fassen", schrieb er sofort an Keith und befahl ihm, nach Aufhebung der Belagerung zu ihm zu stoßen, um gemeinschaftlich nach Böhmen zu marschiren. Zugleich sollte Keith

dafür sorgen, daß das Heer bei gutem Muth verbliebe. „Prägen Sie den Offizieren wohl ein, daß keiner den Entmuthigten spiele, und daß Jeder, der etwa verzweifelte Gesichter macht oder sagt, es sei Alles verloren, auf Festung kommen solle; sie müssen vielmehr gute Miene zum bösen Spiel machen und die Leute ermuthigen, das wird Desertionen verhüten und unser Mißgeschick vermindern." Man kann aus diesen Ermahnungen am Besten ersehen, wie viel Grund zu bedenklichen Gesichtern in der Armee vorhanden sein mochte. Keith führte jedoch die Aufhebung der Belagerung mit großer Klugheit und Vorsicht aus, so daß er ungehindert alles Geschütz, alle Wagen mit Lebensmitteln, ja selbst die Kranken fortschaffte. Auch die Vereinigung mit Friedrich's Heeresabtheilung wurde glücklich bewerkstelligt. Als nun die ganze Armee beisammen war, berief Friedrich alle höheren Offiziere zu sich und redete sie also an: „Messieurs! Der Feind hat Gelegenheit gefunden, den aus Schlesien angekommenen Transport zu vernichten. Durch diesen widerwärtigen Umstand bin ich genöthigt worden, die Belagerung von Olmütz aufzuheben. Die Herren Offiziere dürfen aber nicht denken, daß deshalb Alles verloren ist. Nein! Sie können versichert sein, daß Alles repariret werden soll, daß der Feind daran denken wird. Die Offiziere müssen allen Burschen Muth zusprechen, und es nicht leiden, wenn etwa gemurrt werden sollte. Ich besorge nicht, daß Offiziere selbst sich verzagt bezeigen werden; sollt' ich, wider Vermuthen, dies bei Einem oder dem Anderen bemerken, so werd' ich's aufs Schärfste ahnden. Ich werde jetzt marschiren, und wo ich den Feind finde, ihn schlagen, er mag postirt sein, wo er will, eine oder mehrere Batterien vor sich haben, — doch" — hier hielt der König ein und fuhr nach einem Augenblick fort: „doch werd' ichs nie ohne Raison und Ueberlegung thun. Ich bin aber auch versichert, daß jeder Offizier bei vorfallender Gelegenheit, und jeder Gemeine ebenfalls seine Schuldigkeit thun wird, sowie sie's bisher gethan haben."

Daun wollte dem König den Rückzug versperren, der wegen der Menge Geschütze, wegen der unwegsamen steilen Gebirge, der Hohlwege und der vortheilhaften Stellung des überlegenen österreichischen Heeres unübersteigliche Hindernisse darzubieten schien. Es war kaum denkbar, daß auf solchen Wegen ein Heer mit allem Belagerungsgeschütz und mit viertausend Wagen fortkommen sollte. Daun besetzte mit Siegeszuversicht alle Pässe von Mähren nach Schlesien und vermeinte schon das ganze preußische Heer gefangen zu haben, als zu seiner größten Ueberraschung Friedrich plötzlich nach Böhmen, statt nach Schlesien aufbrach und so alle Vorbereitungen der Feinde zu Nichte machte. Er vertheilte seine Armee der leichteren Verpflegung wegen in mehrere Abtheilungen, die sich jedoch im Falle einer drohenden Gefahr leicht wieder vereinigen konnten, lebte überall auf Kosten des Feindes und kam nach Ueberwindung vieler Hindernisse und nach vielen lebhaften Scharmützeln nach Königingrätz, wo er seine ganze Armee in einem Lager vereinigte. Die fruchtbare Gegend bot dort alle Mittel zur Verpflegung. Daun war ihm, sobald er von der unerwarteten Wendung unterrichtet war, nachgezogen; doch hoffte Friedrich vergeblich, ihm nun eine Schlacht zu liefern, denn der vorsichtige Feldherr vermied auch hier wieder jeden Zusammenstoß. Da Friedrich hierdurch seine Zeit nutzlos verloren sah, zugleich aber Nachrichten aus Preußen und der Neumark über das verheerende Vordringen der Russen erhielt, so brach er am 25. Juli mit allen seinen Truppen auf und führte das Heer in langsamen

Zügen durch die hohen Gebirge und eine Kette von Hohlwegen nach Schlesien, wo er ungeachtet der lebhaften Verfolgung des Feindes glücklich ankam, und ein Lager bei Landshut am Fuße des Riesengebirges bezog.

Zorndorf.

Die Russen waren unter dem General Fermor schon früh im Jahre nach Preußen zurückgekehrt, und da sie das Land von Truppen fast leer fanden, so hatten sie dasselbe ohne Schwertstreich in Besitz genommen. Fermor hielt einen triumphirenden Einzug in Königsberg: es wurde mit allen Glocken geläutet, Trompeten und Pauken erschollen von den Kirchthürmen. Die Schlüssel der Stadt wurden nach Petersburg gesandt; die Stände mußten der Kaiserin huldigen, welche das Land bereits ganz als ihr Eigenthum betrachtete und dasselbe aus diesem Grunde jetzt mit großer Schonung behandeln ließ. Als Friedrich von dieser völligen Besitznahme Preußens durch die Russen unterrichtet wurde, beschloß er, in dem von ihm eroberten Lande, in Sachsen, ebenso entschieden zu verfahren und ließ sich in Dresden und anderen sächsischen Städten gleichfalls huldigen. Weit mehr aber als Fermor's Auftreten verletzte den König das Benehmen seiner Königsberger, welchen er vorwarf, daß sie sich nicht nur der neu auferlegten Herrschaft willfährig schmiegten, sondern auch bei vielen Gelegenheiten ihre Freude über dieselbe auf übertrieben schmeichlerische Weise zu erkennen gaben und russische Hoffeste durch glänzende Illuminationen und allerlei Schaugepränge feierten. Gewiß mochte hieran der strenge russische Befehl mehr, als der freie Wille der Königsberger Antheil haben; doch verdroß es Friedrich so sehr, daß er seitdem Preußen nicht mehr betreten mochte. Fermor verließ im Frühjahr jene Provinz, um in das Innere von Friedrich's Staaten weiter vorzudringen, und da hier nicht mehr dieselbe Rücksicht wie in Preußen obwaltete, so wurde der Weg seines Heeres wieder mit Blut, Brand und Verheerung bezeichnet. Nachdem Posen, die Hauptstadt Groß-Polens, und ebenso Elbing und Thorn von den Russen besetzt waren und nur Danzig ihnen Widerstand geleistet hatte, drangen sie, achtzigtausend Mann stark, in Pommern und in die Neumark ein, und belagerten zunächst die Festung Küstrin. Durch ein fürchterliches Bombardement wurde die Stadt fast völlig vernichtet: Bomben und glühende Kugeln fielen in solcher Menge, daß an ein Löschen der in Brand gesteckten Gebäude nicht zu denken war und den unglücklichen Einwohnern Nichts übrig blieb, als die schleunigste Flucht. Wer nur konnte, machte sich auf den Weg: Frauen mit Säuglingen an der Brust, Greise, Kranke, Alles eilte mit Zurücklassung aller Habe das freie Feld zu erreichen, um nur dem Flammentod zu entgehen. Unter lautem Jammer und Wehklagen flohen sie über die Oder und blickten traurig auf die dicken Rauchwolken zurück, die von den Trümmern ihrer vernichteten Stätten aufstiegen. Eine große Anzahl Bewohner der umliegenden Gegenden hatten bei dem Heranrücken der russischen Armee ihre besten Habseligkeiten in die Festung gebracht, um sie vor den gierigen Händen der umherstreifenden Kosacken zu sichern; jetzt war in dem schrecklichen Brand das Alles mit einem Male zu Grunde gegangen. Nachdem die Stadt selbst bereits völlig vernichtet war, standen die Mauern der Festung noch unversehrt: der russische Be-

fehlshaber forderte die Besatzung zur Uebergabe auf, widrigenfalls er zu stürmen und Alles niederzusäbeln drohete. Der preußische Commandant aber, ein Oberst von Schack, antwortete: „Die Stadt ist zwar nur noch ein Steinhaufen und alle Vorrathshäuser sind abgebrannt; aber die Festung ist noch im besten Stande und die Besatzung hat wenig gelitten; ich werde mich daher bis auf den letzten Mann wehren.“ Der angedrohte Sturm kam nicht zur Ausführung, weil die Russen sich durch das Herannahen König Friedrich's aus Schlesien genöthigt sahen, ihre Thätigkeit nach jener Seite zu richten.

Sowie Friedrich von der Bedrängniß der Neumark gehört hatte, war er entschlossen, derselben Hülfe zu bringen und die Russen zurückzutreiben, ehe sie noch weiter vordringen und sich etwa mit den Oesterreichern vereinigen könnten. Er ließ den Feldmarschall Keith mit dem größten Theile des Heeres bei Landshut zur Deckung Schlesiens gegen die Oesterreicher zurück, und nahm nur vierzehntausend Mann von den besten seiner Truppen mit sich, um in angestrengten Eilmärschen seinen heimgesuchten Unterthanen in der Neumark Rettung zu bringen.

Wie bedenklich der König selbst seine Lage jetzt wieder ansah, geht aus seinen geheimen Mittheilungen an den Prinzen Heinrich hervor. Er schrieb demselben vor seinem Aufbruch von Landshut: „Mein theuerster Bruder. Ich marschire morgen gegen die Russen. Da die Kriegsereignisse alle möglichen Zufälle mit sich führen können und da es geschehen kann, daß ich getödtet werde, so habe ich es für nöthig gehalten, Euch von meinen Maßregeln in Kenntniß zu setzen, um so mehr als Ihr der Vormund unsers Neffen (des Thronerben) seid. Erstens: wenn ich getödtet werde, so müssen alle Armeen ohne Aufschub meinem Neffen den Eid der Treue leisten; zweitens muß man fortfahren, mit so viel Thätigkeit zu handeln, daß der Feind keine Veränderung im Commando bemerke; drittens habe ich die Absicht, jetzt wo möglich die Russen völlig zu schlagen und dann Dohna wieder gegen die Schweden zu schicken und selbst nach der Lausitz oder zur Hauptarmee zurückzukehren. Ihr dagegen müßt auf alle Pläne des Feindes achten, um dieselben immer zu Nichte zu machen, ehe sie noch zur Reife gelangen. Was die Politik betrifft, so ist es gewiß, daß wenn wir diesen Feldzug glücklich zu Ende führen, der Feind ermüdet und erschöpft vom Kriege, zuerst um Frieden bitten wird. Ich hoffe, daß wir diesen Winter dahin gelangen. Wenn man aber etwa gleich nach meinem Tode sich zu ängstlich begierig nach dem Frieden zeigte, so würde man nur einen schlechten Frieden bekommen und sich denen fügen müssen, die wir besiegt haben.“ — Während des Marsches bekam er ungünstige Nachrichten vom General Dohna, der zunächst aus Pommern den Russen entgegenrückte, dabei aber mit einer gewissen Aengstlichkeit zu Werke zu gehen schien. Er ertheilte ihm deswegen derbe Zurechtweisungen: „Ich rathe Euch sehr“, schrieb ihm der König, „daß Ihr und alle Eure Offiziers Euch aus den Köpfen bringet, als ob die Russen in einem inattaquablen Lager ständen“ — und bald darauf: „wir müssen nun anfangen, die Russen tüchtig abzuprügeln; saget allen Euren Offizieren: „Meine Devise wäre „„Siegen oder sterben““, und derjenige, welcher nicht so dächte, könnte sich zum Teufel scheeren.“

Das kleine Heer, welches er selbst nach der Neumark führte, brannte vor Begierde, die märkischen Landesbrüder für die erlittenen Grausamkeiten zu rächen: die Kriegswuth der

Truppen wurde noch erhöht, als sie die verheerten Provinzen selbst betraten, wo Schutthaufen und rauchende Aschenhügel ihnen bei jedem Schritt die Größe des erlittenen Unglücks verkündeten. Gern ertrugen sie Hitze, Durst und alle Beschwerden des eiligen Marsches, um nur recht bald dem Feind gegenüberzustehen. Endlich am 21. August langte Friedrich vor Küstrin an, verstärkte sofort die Besatzung und vereinigte sich mit einem Corps, welches Graf Dohna aus Pommern herbeigeführt hatte. Als er diese vorgefundenen Truppen musterte, sagte er zu Dohna: „Ihre Leute haben sich außerordentlich geputzt; ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen."

Der Anblick Küstrins und der ringsumher verwüsteten Fluren erfüllte des Königs landesväterliches Herz mit tiefster Trauer: den unglücklichen Bewohnern suchte er durch freundliche Trostworte neuen Muth einzuflößen. „Kinder", sagte er ihnen, „ich habe nicht eher kommen können, sonst wäre das Unglück nicht geschehen. Habt nur Geduld, ich will euch Alles wieder aufbauen!" Fermor sah sich durch Friedrich's Bewegungen zunächst genöthigt, die Belagerung von Küstrin aufzuheben. Beide Heere näherten sich einander und Alles rüstete sich zum Kampfe. Niemals war in einer Armee der Durst nach einer Schlacht größer, als hier in den empörten Gemüthern der Preußen; der König selbst, dem sonst alle Leidenschaft fremd war, schien dies Mal nur von Rachegefühl erfüllt. Er befahl, keinem Russen Pardon zu geben: Alles müsse vorbereitet werden, um denselben den Rückzug abzuschneiden, sie nach den Morästen der Oder zu drängen und da zu vernichten. Die Brücken, die zur Flucht dienen könnten, mußten verbrannt werden. Diese Rachewuth der Preußen wurde den Russen vor der Schlacht bekannt, und es ist bezeichnend für die beiderseitige Stimmung, wenn erzählt wird, es sei beim ersten Vorrücken der feindlichen Heere aus den Reihen der Preußen der Ruf erschollen: „Die Preußen geben kein Quartier", „Und wir auch nicht", sei die weithin schallende Antwort gewesen.

Es war am 25. August (1758), früh um acht Uhr, als die Schlacht bei Zorndorf begann, eine der wüthendsten, welche die Geschichte kennt. Die Russen zählten funfzigtausend, die Preußen dreißigtausend Mann, letztere wieder in schiefer Schlachtordnung, wie bei Leuthen, aufgestellt, die Russen in einem ungeheuern Viereck, in dessen Mitte sich ihre Reiterei, ihr Gepäck und das Reservecorps befand. Sobald König Friedrich früh am Morgen die über Nacht erst veränderte Stellung des Feindes besichtigt hatte, war es ihm unzweifelhaft, daß dessen rechter Flügel das beste Ziel für den Angriff sei, wiewohl vor demselben sich einige sumpfige Niederungen hinzogen. Die preußische Vorhut eröffnete bei dem Dorfe Zorndorf den Kampf gegen jenen rechten Flügel der Russen durch starkes Geschützfeuer, welches in der tiefen, dichten Aufstellung des Feindes eine so fürchterliche Wirkung ausübte, daß oft eine Kugel dreißig bis vierzig Mann hinter einander hinwegnahm. Ueberdies rissen die aufgeschreckten Pferde innerhalb des Vierecks mit den Wagen aus und durchbrachen die Reihen, wodurch von vorn herein viel Verwirrung unter den Russen entstand. Der linke Flügel der Preußen setzte dann zuerst den Angriff mit großem Erfolge fort; die übrigen Theile der Armee sollten ihm in schräger Linie immer nachrücken. Auch ein Theil der Reiterei hatte den Befehl, von vorn herein dem Fußvolk zu folgen: Seydlitz aber, der hier wieder die Reiter führte, sah im Beginn der Schlacht noch Nichts für dieselben zu thun

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Seydlitz.

und wollte sie nicht, wie er meinte, unnütz dem feindlichen Kanonenfeuer aussetzen. Dem wiederholten Befehl des Königs setzte er nur die Versicherung entgegen, es solle von der Reiterei Nichts versäumt werden, er hoffe überall, wo und wann es Noth thue, mit ihr zur Hand zu sein, und nach der Schlacht werde er sich rechtfertigen. Friedrich sandte nochmals, und ließ ihm sagen, er werde es nach der Schlacht mit seinem Kopfe zu verantworten haben, worauf Seydlitz ruhig erwiederte: „Sagen Sie dem König, nach der Schlacht stehe ihm mein Kopf zu Befehl, in der Schlacht möge er mir aber noch erlauben, daß ich davon für seinen Dienst guten Gebrauch mache.“ Unterdeß war jedoch das Fußvolk des linken Flügels zu hitzig vorgegangen und sah sich von den nachrückenden Colonnen nicht gehörig unterstützt. Es entsteht eine Lücke: die dicht gedrängten russischen Massen ersehen ihren Vortheil und dringen mit großem Geschrei zwischen die preußischen Bataillone hinein. Besonders die russische Reiterei stürmt in diesem Augenblick rasch heran und bringt Verwirrung in die ganze Linie des linken Flügels der Preußen. General Fermor glaubt schon den Sieg festzuhalten und läßt nun sein Viereck von allen Seiten öffnen, um den Feind zu verfolgen: mit lautem Siegesgeschrei dringen die Russen weiter vor. Seydlitz aber hat mit scharfem Auge den Gang des Gefechts beobachtet: jetzt hält er es an der Zeit, den siegestrunken vorrückenden Feind zu hemmen und die fast verlorene Schlacht durch einen kräftigen Streich wiederherzustellen. Mit der Ruhe und Sicherheit des Meisters schreitet er zur Ausführung. Schon ist er mit seinen Schwadronen näher herangerückt, die sumpfigen Stellen des Terrains trennen ihn jedoch noch vom Feind, nur auf einigen schmalen Streifen Weges kann Reiterei durchdringen. Aber im schnellen Fluge läßt er die Schwadronen nach einander hinüber eilen, nach wenigen Minuten stehen sie drüben wieder schlagfertig und auf das gegebene Zeichen stürzt Alles mit verhängtem Zügel dem voranstürmenden Führer nach. Er hat den Angriff gleich zwiefach vertheilt: er selbst an der Spitze zweier Husarenregimenter und seiner Küraſſiere fällt mit erhobenem Säbel in die russische Reiterei, die von dem ungeheuern Stoße zerstiebt, in die sumpfigen Wiesengründe versprengt und auf der Flucht niedergemacht wird, — die übrigen Regimenter stürzen gleichzeitig in das russische Fußvolk, das unter den preußischen Klingen blutet, von den Rossen zertreten wird, aber nicht weicht, sondern unerschütterlich im Kampfe beharrt. Seydlitz selbst kehrt von der Verfolgung der geschlagenen Cavallerie rasch zurück, stürmt zunächst eine feindliche Batterie von schweren Kanonen und greift dann mit seinen schnell wieder geordneten Schwadronen, zu denen noch andere funfzehn vom rechten Flügel hinzukommen, gleichfalls das feindliche Fußvolk an. Es entsteht dort einer der blutigsten und verzweifeltsten Kämpfe, die jemals zwischen Fußvolk und Reiterei stattgefunden. Die Russen, deren Schlachtordnung aufgelöst ist, schaaren sich in dichte Klumpen, aus denen kein Entweichen, in denen keine Schonung möglich ist; während Massen von Getödteten und Verwundeten hinstürzen, rücken die Uebrigbleibenden immer aufs Neue dicht zusammen und stehen wie Säulen gegen das Andringen der feindlichen Reiter. Husaren von Ziethen dringen in solche Klumpen ein, werden darin umzingelt und müssen sich mit größter Anstrengung wieder heraushauen. Endlich aber siegt dennoch die ungestüme Kraft der preußischen Reiter, ganze Massen des Feindes erliegen dem Schwerte, Tausende bedecken den Boden, wenig letzte Haufen entfliehen.

Es war Mittag: der rechte Flügel der Russen war vernichtet, aber der linke stand weiter hin fast noch ganz unversehrt. Gegen ihn führt Friedrich jetzt seinen bisher zurückgehaltenen rechten Flügel vor, weil der linke von dem bisherigen anstrengenden Kampf zu sehr ermüdet ist. Erst erringen die Preußen auch hier einige Vortheile, aber die Ueberzahl der Russen kann den Kampf immer wieder mit frischen Truppen aufnehmen, und bringt in einen Theil der preußischen Schlachtlinie allmälig Verwirrung und Auflösung. Die Bataillone, welche unter Lehwald bei Groß-Jägerndorf rühmlichst gefochten, vergaßen hier, von plötzlichem Schrecken erfaßt, den preußischen Waffenruhm und geriethen in wilde Flucht; weder die Stimmen ihrer Offiziere, noch die Gegenwart des Königs, noch das Beispiel der auch hier standhaften Bataillone der aus Schlesien gekommenen Armee vermochten ihrer Verzweiflung Einhalt zu thun. Fast schien es, als müßte dieses Weichen dem Feinde unwiderruflich den Weg zum Siege bahnen und alle auf dem linken Flügel von den Preußen erfochtenen Vortheile zu Nichte machen. Aber noch einmal rettete Seydlitz die Ehre und den Erfolg des Tages für die Sache seines Königs. Er hat nach allen Mühsalen und Thaten des Morgens seine Reiter hinter Zorndorf zurückgeführt, um sie neu zu ordnen und Athem schöpfen zu lassen. Da sieht er die Gefahr des rechten Flügels, und rasch entschlossen ist er wieder an der Spitze seiner neu gesammelten sechszig Schwadronen. „Kinder, folgt mir!“ ruft er ihnen zu, und mit dem Ruf: „Wir folgen Dir!“ geht es von Neuem unaufhaltsam vorwärts, nach jener bedrohten Stelle hin. Die ganze Reitermasse wirft sich im kräftigsten Anlauf unverhofft in die entstandene Lücke des Fußvolks hindurch und stürmt in vollem Rennen auf den überraschten Feind. Die russische Reiterei wird über den Haufen geworfen und in größter Verwirrung über das Schlachtfeld hinaus in die hinten liegenden Moräste gejagt. Gleichzeitig führt der König selbst den Kern seines schlesischen Fußvolks von Neuem vor und durchbricht die vordersten feindlichen Linien; doch stößt er immer wieder auf den hartnäckigsten Widerstand, und schon beginnen die Kräfte seiner Krieger zu ermatten, da kommt zum dritten Male Seydlitz im rechten Augenblick heran und führt die endliche siegreiche Entscheidung herbei. Er hat die Reiterei weithin verfolgt, jetzt kehrt er im Fluge zurück und fällt der russischen Infanterie in die Flanken. Kartätschen- und Gewehrfeuer schmettert entgegen, doch seine Reiter dringen unerschrocken mitten in den Feind. Noch einmal entsteht ein furchtbares Gemetzel, Pardon wird weder gegeben, noch genommen, zuletzt aber bleibt den kriegsgeübteren Preußen, die sich leichter wieder ordnen, der Sieg. Gegen acht Uhr Abends war der Feind überall im Zurückweichen, meist in ungeordneten Haufen, — nur auf einem Berge hielt noch eine größere Masse russischer Reiterei und Fußvolks, welche General Demikoff dort gesammelt hatte und welche den preußischen Angriffen hartnäckig Widerstand leisteten. Erst in der Nacht verließ Demikoff diese Stellung.

Beide Heere blieben die Nacht über unterm Gewehr. General Fermor hielt noch am Abend um einen Waffenstillstand auf zwei bis drei Tage an, unter dem Vorwand die Todten zu begraben; doch wurde ihm zur Antwort: da der König von Preußen die Schlacht gewonnen, so werden auf seinen Befehl die Todten beerdigt und die Verwundeten verbunden werden. Ein Waffenstillstand nach einer Schlacht sei gegen die Kriegsgewohnheit. Am folgenden Tage hatte der König große Neigung, die Schlacht zu erneuern, — aber es fehlte

an Munition, und seine Truppen waren zu ermüdet. Die Russen benutzten diese Umstände, um sich den Erfolg des Tages zuzuschreiben, Fermor sandte Eilboten mit der Nachricht des Sieges an alle verbündeten Höfe, so daß in Wien sogar ein feierliches Te Deum gesungen wurde. Der König von Preußen aber blieb nicht nur Herr des Wahlplatzes, sondern hatte die Genugthuung, daß der Feind schon in der nachfolgenden Nacht den Rückzug über Landsberg an der Warthe antrat. Doch war dieser Erfolg theuer errungen: die Preußen hatten an Todten und Verwundeten fast zwölftausend Mann, unter diesen über dreihundert Offiziere, verloren. Der Verlust der Russen war größer, aber bei ihrer Ueberzahl doch weniger empfindlich: er betrug über einundzwanzigtausend Mann, darunter über neunhundert Offiziere. Gefangene gab es wenig, und fast nur Schwerverwundete, weil die beiderseitige Wuth während der Schlacht kein Leben schonte.

Der vorzüglichste Ruhm des heißen Tages gebührt, wie wir gesehen haben, der Reiterei, welche keine größeren Tage als die von Roßbach und Zorndorf zu nennen hat. Sie hatte gleichmäßig durch Muth, Ungestüm und Ausdauer den Preis errungen; mit jeder Waffengattung, mit dem Fußvolk, der Cavallerie und der Artillerie des Feindes war sie zweifach und dreifach in Kampf gewesen und gegen jede immer siegreich geblieben. Keine Schwadron hatte gewankt, keine gezaudert, kein Angriff mißlang, jeder war rechtzeitig und entscheidend. Im Glanze des Sieges strahlte vor Allen Seydlitz, dessen Name in der ganzen Armee mit Begeisterung genannt wurde. Nach der Schlacht umarmte der König den Reiterhelden, dankte ihm in den gnädigsten, rührendsten Ausdrücken. „Auch diesen Sieg hab' ich Ihm zu danken", rief er aus; Seydlitz aber, fremdes Verdienst ebenso willig ehrend, erwiederte: „Nicht mir, allergnädigster König, sondern den braven Leuten, die ich anführte, Ew. Majestät Reiterei, hat den Sieg erkämpft, und sich der größten Belohnungen werth gemacht, vor Allen der Rittmeister von Wackenitz, der wie ein Löwe gefochten und die größten Thaten verrichtet hat." Der König ernannte Wackenitz, der in der That Großes geleistet, sofort zum Oberst-Lieutenant. Noch viele andere Offiziere wurden auf Seydlitz's Vorschlag sofort durch Beförderung oder den Verdienstorden belohnt. Der englische Gesandte, Mitchell, welcher der Armee des Königs fast immer folgte, begrüßte ihn noch auf dem Schlachtfeld mit den Worten: „Der Himmel hat uns einen schönen Tag gegeben;" Friedrich zeigte auf Seydlitz und sagte: „Ohne den da würde es schlecht mit uns stehen."

Der König ließ sich auf eine lebhafte Verfolgung der Russen bei ihrem Rückzug nicht ein: er war von ihrer jetzigen Entmuthigung und Ohnmacht überzeugt und ließ nur den General Dohna mit einem Theil der Armee zu ihrer Beobachtung zurück, während er selbst sich jetzt nach Sachsen wandte, wo seine Gegenwart dringend nöthig geworden war.

Hochkirch.

Die Oesterreicher hatten die Abwesenheit des Königs benutzen wollen, um, gestützt auf ihre überlegene Heeresmacht, endlich angriffsweise gegen die Preußen zu verfahren: Schlesien schien ihnen wegen der wohl vertheidigten Päße nicht leicht angreifbar, dagegen gedachten

ſie in Sachſen raſcher Lorbeeren zu pflücken. Daun ließ den General Harſch mit zwanzigtauſend Mann gegen die ſchleſiſche Armee und zur Belagerung von Neiße zurück; er ſelbſt eilte mit der Hauptſchaar nach Sachſen, wohin von der anderen Seite auch der Herzog von Zweibrücken mit den Reichstruppen heranrückte. Die Preußen ſchienen mit dem unvermeidlichen Verluſt des ſeit zwei Jahren beſetzten Landes bedroht, wodurch der Krieg alsdann auch auf dieſer Seite in das Herz der brandenburgiſchen Staaten gebracht worden wäre. Prinz Heinrich, welcher Sachſen nur mit einer kleinen Armee deckte, wich zuerſt nach Dresden zurück. Daun legte nun Alles darauf an, dieſe Hauptſtadt zu erobern, die Preußen ganz aus Sachſen zu vertreiben und den König von der Elbe abzuſchneiden. Er wünſchte deshalb, daß Friedrich ſo lange wie möglich durch die Ruſſen an der Oder beſchäftigt würde und empfand es doppelt ſchmerzlich, als er von der Schlacht bei Zorndorf und von dem Rückgang der Ruſſen hörte.

Prinz Heinrich hatte ſich unterdeß mit dem beſten Erfolge bemüht, durch meiſterhafte Wendungen und allerlei Kriegskünſte ſeine Stellung zwiſchen den zahlreichen feindlichen Schaaren zu behaupten. Daun verſuchte eine Belagerung Dresdens, da aber der entſchloſſene preußiſche Befehlshaber, Graf Schmettau, drohete, lieber alle Gebäude der Stadt nebſt dem Schloß in die Luft zu ſprengen, als ſich zu ergeben, ſich nöthigenfalls von Straße zu Straße zu vertheidigen und dann das Aeußerſte inmitten der ſächſiſchen Königsfamilie ſelbſt zu erwarten, da ſtand Daun auf Bitten der Sachſen und zugleich in der Ueberzeugung von der Schwierigkeit des Unternehmens davon ab. Unterdeß war jedoch der General Laudon in die Lauſitz eingefallen, wo er ſeine Truppen mit Brandſchatzungen und Grauſamkeiten aller Art wüthen ließ, und es war bereits im Werke, den Prinzen Heinrich von allen Seiten zugleich einzuſchließen und zu erdrücken, — als plötzlich die Kunde von Friedrich's eiliger Herbeikunft dieſe Pläne ſtörte.

Friedrich marſchirte gradezu auf die Armee ſeines Bruders los, mit der er ſich Anfang Septembers vereinigte. Sein Wunſch war, die Oeſterreicher zu einer Schlacht zu bewegen, um ſie, wie er ſicher hoffte, nach Böhmen zurückzujagen und alsdann Schleſien, welches hart bedrängt war, zu Hülfe zu eilen. Aber er konnte Daun nicht ſo leicht beikommen, weil derſelbe ſein Lager auf ſteilen Anhöhen, durch Wälder, Hohlwege und Moräſte gedeckt, aufgeſchlagen hatte. Der König äußerte ſich in einem Briefe halb ernſt, halb ſcherzhaft über dieſe Neigung der Oeſterreicher zur Beſetzung ſteiler Poſitionen: „Man ſollte glauben, daß dieſe öſterreichiſchen Feldherrn vom Caucaſus oder vom Pic von Teneriffa oder von den Cordilleren ſtammen; ſowie ſie eine Höhe erblicken, gleich ſind ſie oben, ſie ſind in Felſen und Hohlwege rein verliebt, das macht den Krieg mühſam und zieht ihn in die Länge, was mir Beides nicht eben ſehr behagt.“ Friedrich hegte jedoch die Hoffnung, den Feldherrn, der ſich zur Schlacht in offenem Felde nicht herauslocken ließ, durch Abſchneidung der Zufuhren zum Rückzug nach Böhmen zu zwingen. Er lagerte ſich bei Bautzen: die Jahreszeit fing ſchon an, rauh zu werden, ſeine Truppen bedurften der Ruhe, er ſelbſt ſehnte ſich nicht weniger danach. „Bis der Schnee fällt“, ſchrieb er an Lord Mariſhal, „werde ich wohl auf dem Seil tanzen müſſen. Wie oft gäbe ich gern die Hälfte des Ruhmes, von dem Sie mir ſchreiben, für ein wenig Ruhe hin.“

Anfang Octobers änderte der König seine Stellung; er lagerte sich in Verbindung mit dem aus Schlesien herbeigekommenen Keith bei Hochkirch, dicht vor Daun, welcher eine weit vortheilhaftere und höhere Position inne hatte, rechts durch den stark besetzten sogenannten Stromberg, in der Mitte durch unangreifbare steile Abhänge gesichert, links an das Hochgebirge angelehnt, dessen Schluchten und Waldungen Laudon mit seinen Schaaren besetzt hatte. Besonders dieser hochstehende linke Flügel der Oesterreicher hatte eine unzweifelhafte Ueberlegenheit über den gegenüberstehenden rechten Flügel der Preußen, welcher geradezu unter dem Kanonenschuß des Feindes stand. Dem König wurden deshalb von den einsichtigsten Offizieren die größten Bedenken kund gegeben. Feldmarschall Keith sagte gleich bei seiner Ankunft: „Ich habe viele Lager in meinem Leben gesehen, ein solches aber noch niemals, weder in der Wirklichkeit, noch auf dem Bilde." Bald darauf sagte er zu Friedrich: „Sie müssen zugeben, Sire, daß die österreichischen Feldherrn, wenn sie uns in diesem Lager ungestört lassen, verdienen, alle mit einander gehängt zu werden." Der König erwiederte launig: „Wir wollen hoffen, daß sie vor dem Hängen weniger Angst haben, als vor uns." Keith muß übrigens später die Lage weniger bedenklich gefunden haben; denn in einem bald nachher geschriebenen Briefe an seinen Bruder läßt er von Besorgniß Nichts durchblicken, hebt vielmehr nur den Vortheil in der preußischen Stellung hervor, daß Daun dadurch alle Zufuhr aus Sachsen abgeschnitten werde, wodurch für ihn doch wohl die Nothwendigkeit folgen müsse, sich nach Böhmen zurückzuziehen. Es muß dies wohl bemerkt werden, weil man gewöhnlich des Königs Verhalten in dieser Lage bloß als ein leichtsinniges, verwegenes Wagniß darzustellen pflegt. Ueber die Schwäche seines Lagers konnte er freilich nicht im Zweifel sein, dasselbe lag zu Füßen des österreichischen, von dem es völlig überschaut und beherrscht werden konnte; aber er hoffte Daun durch die Verachtung, die er mit dieser Stellung kund gab, endlich zum Kampf herauszufordern. Seine Generale aber, die nicht von gleich großer Geringschätzung gegen den Feind erfüllt waren, wurden von Stunde zu Stunde besorgter; Ziethen, jeden Augenblick eines Angriffs gewärtig, ließ seine Reiterei am 13. October nicht mehr absatteln, und als es der König dennoch befahl, gehorchte er zwar zum Schein, ließ aber gleich darauf von Neuem satteln. Friedrich wollte seine Position durch die Einnahme des Strombergs, wo die rechte Flanke des Feindes stand, befestigen und gab dem General Retzow Befehl, dort einen Angriff zu machen. Retzow aber sah das österreichische Grenadier-Corps auf dem Berge in sehr fester Stellung und fürchtete seine wenigen Bataillone vergeblich zu opfern. Er ließ dem König die Unmöglichkeit des Angriffs vorstellen, erhielt aber von Neuem denselben Befehl mit dem Zusatz, „daß er mit seinem Kopf für die Ausführung zu haften habe." Retzow, im Gehorsam gegen den König grau geworden, glaubte hier, dem unheildrohenden Willen desselben widerstehen zu müssen und antwortete: „seinen Kopf lege er zu des Königs Füßen, dessen Befehle ihm heilig seien, aber noch heiliger sei ihm sein Gewissen; er würde es vor Gott und der Welt nicht verantworten können, ohne den mindesten Nutzen so viele brave Menschen aufzuopfern; er werde nicht angreifen, alles Uebrige überlasse er dem Willen Sr. Majestät." Friedrich ließ ihm den Degen abfordern und ihn zur Haft bringen, gab aber jenen Angriff auf.

Daun hatte unterdeß mit Verwunderung und mit Beschämung gesehen, wie tollkühn und geringschätzig der König ihn herausforderte: seine Generale, Laudon an der Spitze, zeigten sich über diesen ihnen angethanen Schimpf entrüstet und äußerten: „Wir verdienen, vom Feldmarschall an, alle cassirt zu werden, wenn wir auf diese Herausforderung nicht antworten.“ Nachdem Alles sorgsam erwogen und geprüft worden war, entschloß sich Daun zu einem Angriff und wo möglich zu einem plötzlichen Ueberfall des Feindes. Um den König zu täuschen, als beabsichtige man sich im österreichischen Lager zu befestigen oder gar den Rückzug nach Böhmen zu sichern, wurden neue Batterien errichtet und besonders auf der linken Flanke alle Schluchten und Zugänge durch Verhaue gewahrt. Hinter den Schanzen und Verhauen aber wurden heimlich alle Anstalten zu einem überraschenden Ueberfall getroffen, besonders Wege durch die Bergwaldung gebahnt, um mit Truppen und Geschütz rasch vorrücken zu können. Weil man von den Höhen auf dem linken Flügel das preußische Lager ganz beherrschte, so ließ Daun unbemerkt die Hauptstärke dorthin herbeiziehen. Am 13. Abends nach eingetretener Dunkelheit traten die Oesterreicher, in drei Züge vertheilt, ihren Marsch gegen das preußische Lager an, gingen durch die Wälder und hinter den Bergen linkshin bis zum Fuße derselben und standen vor der Morgenfrühe in der rechten Flanke und zum Theil im Rücken der Preußen zum Angriff bereit. Damit der bei einem solchen Nachtmarsch unvermeidliche Lärm nicht vernommen würde, mußten die Arbeiter an den Verhauen die ganze Nacht hindurch fortfahren, Bäume zu fällen, und dabei einander anrufen, schreien und singen. Die Zelte blieben im Lager stehen und die Wachtfeuer wurden sorgfältig unterhalten. Um die Täuschung zu vervollständigen, kamen in der Nacht viele Ausreißer zu den preußischen Vorposten, welche dann am andern Tage von den verstellten Flüchtlingen meuchlings mit angegriffen wurden. Ein dichter Nebel deckte die Landschaft und begünstigte die Vorbereitungen zum Ueberfall. Trotz alledem erhielt Friedrich doch durch seine wachsamen Husaren Nachricht von der Bewegung des Feindes; aber er vermuthete jede andere Ursache derselben, nur keinen Angriff; vergeblich drangen Seydlitz und Ziethen mit Vorstellungen in ihn, er blieb bei seiner Zuversicht, und als der Morgen herankam, lag das preußische Heer sorglos in tiefem Schlummer. Nur jene beiden Reitergenerale hielten ihre Leute in der Stille bereit.

Im Dorfe Hochkirch schlug es fünf Uhr, als die Feinde vor dem preußischen Lager erschienen: in verschiedene Haufen getheilt, rückten sie colonnenweise von allen Seiten ein. Sie hatten nicht viel Geschütz mit sich, aber am Eingang des Lagers fanden sie die aufgerichteten preußischen Batterien und, sofort die Kanonen umkehrend, feuerten sie ins Lager hinein; viele der Regimenter des Königs wurden erst durch den Donner der eigenen preußischen Geschütze geweckt. Niemals befand sich ein braves Heer in einer schrecklicheren Lage. Es war Nacht und es herrschte eine Verwirrung über allen Ausdruck. Den eben erst durch das Dröhnen der Geschütze erweckten Kriegern erschienen die hereinstürmenden Oesterreicher wie nächtliche Geistergestalten. Viele wurden in ihren Zelten erwürgt, noch ehe sie sich von dem Lager erheben konnten; Andere liefen halb nackt zu den Waffen, ein Jeder ergriff das Gewehr, das ihm zuerst in die Hände fiel und flog damit in Reihe und Glied. Doch mitten in der verzweifelten Verwirrung zeigte sich auch hier der Triumph der vortrefflichen preußischen

Mannszucht; denn in der entsetzlichen Lage, wo jeder Gedanke an Widerstand vergeblich, vielmehr die Flucht das einzige Mittel schien, selbst hier bewährte sich die musterhafte Kriegsübung und strenge Zuversicht der preußischen Heeresmacht. Das Kommando ging wie ein Lauffeuer durchs Lager; Alles stürzte aus den Zelten heraus und in wenigen Augenblicken stand trotz der unaussprechlichen ersten Verwirrung der größte Theil des Fußvolks und der Reiterei in Schlachtordnung. Die Regimenter warfen sich einzeln dem Feind entgegen und schlugen ihn an einzelnen Stellen zurück, an anderen mußten sie der Uebermacht weichen. Es war ein Kampf, wie er wohl niemals vorgekommen, man rang im Dunkeln mit den Händen, um den Feind zu fühlen, die Oesterreicher griffen nach den Blechmützen der preußischen Grenadiere, die Preußen nach den Bärenmützen der Kaiserlichen, um sich zu erkennen und zu erwürgen. Die preußische Reiterei, von Seydlitz geführt, flog umher, nach Thaten suchend, sie wußte in der Dunkelheit nicht, wie ihr dem Feind beikommen konnte: doch wo sie ihn traf, war das Blutbad entsetzlich. Das Dorf Hochkirch stand bald in Flammen, welche in das schreckliche Mordspiel einen unheimlichen Schein hineinwarfen. Das Feuer wüthete in allen Häusern und Scheunen; dennoch wurde das Dorf von den Preußen auf das Tapferste vertheidigt. Auf einer Anhöhe stand eine große Batterie, zu deren Eroberung Daun immer frische Schaaren heranrücken ließ. Sechsmal die Preußen vertheidigten dieselbe mit dem verzweifeltsten Heldenmuth gegen mehr als dreifache Bataillone; als sie aber alle Munition verschossen hatten und von der Uebermacht erdrückt wurden, versuchte der Rest sich durchzuschlagen, wobei jedoch die Meisten den Tod fanden.

Bei dem ersten Lärm war auch der alte Feldmarschall Keith, der in dem Dorfe Lissa meritz im Quartier lag, rüstig zu Pferde gestiegen und nach dem Kampfplatz geeilt, um die Ueberbleibsel der zuerst vernichteten Bataillone wieder sammelte und vor ihnen her den Feind führte. Er bekam einen Flintenschuß in den Unterleib, aber er verließ das Schlachtfeld nicht verlassen, sondern gab weiter seine Befehle und ermunterte die Seinen. Er zog eilig neue Regimenter herbei und führte sie jene Anhöhe hinauf, die Batterie wieder zu erobern. Dem stürmenden Anfall wichen die österreichischen Grenadiere [illegible] die preußische Reiterei herbei und hieb mit Wuth in das österreichische Fußvolk ein. Und mit immer neuen Schaaren traten die Feinde auf den blutbedeckten Kampfplatz. Das Geschütz warf zerschmetternden Kartätschenhagel. Keith war bald umringt [illegible] Bataillone mußten sich im mörderischen Feuer mit dem Bajonnet [illegible] Der Feldmarschall selbst bekam dann einen zweiten Schuß in die Brust und [illegible] Kanonenkugel vom Pferde; lautlos sank er hinab und blieb unter [illegible] liegen, über welche die feindliche Verfolgung achtlos hinwegging.

Der König, der mitten im heftigsten Feuer seine Befehle ertheilte [illegible] Pagen an seiner Seite und ein Pferd unter dem Leibe getödtet worden [illegible] endlich Tag geworden, aus dem Dorfe Rodewitz die Brigade [illegible] Herzogs Franz von Braunschweig, zu neuem Sturm heranrückten [illegible] alsbald der Markgraf Carl von Brandenburg und der [illegible] feuerte seine Mannschaft heiteren Muthes an, und nahm das Dorf [illegible] aber wiederum durch neue feindliche Massen in der Front und in [illegible]

Daun hatte unterdeß mit Verwunderung und mit Beschämung gesehen, wie tollkühn und geringschätzig der König ihn herausforderte: seine Generale, Laudon an der Spitze, zeigten sich über diesen ihnen angethanen Schimpf entrüstet und äußerten: „Wir verdienen, vom Feldmarschall an, alle cassirt zu werden, wenn wir auf diese Herausforderung nicht antworten." Nachdem Alles sorgsam erwogen und geprüft worden war, entschloß sich Daun zu einem Angriff und wo möglich zu einem plötzlichen Ueberfall des Feindes. Um den König zu täuschen, als beabsichtige man sich im österreichischen Lager zu befestigen oder gar den Rückzug nach Böhmen zu sichern, wurden neue Batterien errichtet und besonders auf der linken Flanke alle Schluchten und Zugänge durch Verhaue gewahrt. Hinter den Schanzen und Verhauen aber wurden heimlich alle Anstalten zu einem überraschenden Ueberfall getroffen, besonders Wege durch die Bergwaldung gebahnt, um mit Truppen und Geschütz rasch vorrücken zu können. Weil man von den Höhen auf dem linken Flügel das preußische Lager ganz beherrschte, so ließ Daun unbemerkt die Hauptstärke dorthin herbeiziehen. Am 13. Abends nach eingetretener Dunkelheit traten die Oesterreicher, in drei Züge vertheilt, ihren Marsch gegen das preußische Lager an, gingen durch die Wälder und hinter den Bergen linkshin bis zum Fuße derselben und standen vor der Morgenfrühe in der rechten Flanke und zum Theil im Rücken der Preußen zum Angriff bereit. Damit der bei einem solchen Nachtmarsch unvermeidliche Lärm nicht vernommen würde, mußten die Arbeiter an den Verhauen die ganze Nacht hindurch fortfahren, Bäume zu fällen, und dabei einander anrufen, schreien und singen. Die Zelte blieben im Lager stehen und die Wachtfeuer wurden sorgfältig unterhalten. Um die Täuschung zu vervollständigen, kamen in der Nacht viele Ausreißer zu den preußischen Vorposten, welche dann am andern Tage von den verstellten Flüchtlingen meuchlings mit angegriffen wurden. Ein dichter Nebel deckte die Landschaft und begünstigte die Vorbereitungen zum Ueberfall. Trotz alledem erhielt Friedrich doch durch seine wachsamen Husaren Nachricht von der Bewegung des Feindes; aber er vermuthete jede andere Ursache derselben, nur keinen Angriff; vergeblich drangen Seydlitz und Ziethen mit Vorstellungen in ihn, er blieb bei seiner Zuversicht, und als der Morgen herankam, lag das preußische Heer sorglos in tiefem Schlummer. Nur jene beiden Reitergenerale hielten ihre Leute in der Stille bereit.

Im Dorfe Hochkirch schlug es fünf Uhr, als die Feinde vor dem preußischen Lager erschienen: in verschiedene Haufen getheilt, rückten sie colonnenweise von allen Seiten ein. Sie hatten nicht viel Geschütz mit sich, aber am Eingang des Lagers fanden sie die aufgerichteten preußischen Batterien und, sofort die Kanonen umkehrend, feuerten sie ins Lager hinein; viele der Regimenter des Königs wurden erst durch den Donner der eigenen preußischen Geschütze geweckt. Niemals befand sich ein braves Heer in einer schrecklicheren Lage. Es war Nacht und es herrschte eine Verwirrung über allen Ausdruck. Den eben erst durch das Dröhnen der Geschütze erweckten Kriegern erschienen die hereinstürmenden Oesterreicher wie nächtliche Geistergestalten. Viele wurden in ihren Zelten erwürgt, noch ehe sie sich von dem Lager erheben konnten; Andere liefen halb nackt zu den Waffen, ein Jeder ergriff das Gewehr, das ihm zuerst in die Hände fiel und flog damit in Reihe und Glied. Doch mitten in der verzweifelten Verwirrung zeigte sich auch hier der Triumph der vortrefflichen preußischen

Mannszucht; denn in der entsetzlichen Lage, wo jeder Gedanke an Widerstand vermessen, vielmehr die Flucht das einzige Mittel schien, selbst hier bewährte sich die musterhafte Kriegsübung und strenge Zuversicht der preußischen Heeresdisciplin. Das Kriegsgeschrei ging wie ein Lauffeuer durchs Lager; Alles stürzte aus den Zelten hervor und in wenigen Augenblicken stand trotz der unaussprechlichen ersten Verwirrung der größte Theil des Fußvolks und der Reiterei in Schlachtordnung. Die Regimenter warfen sich sofort einzeln dem Feind entgegen und schlugen ihn an einzelnen Stellen zurück, an anderen mußten sie der Uebermacht weichen. Es war ein Kampf, wie er wohl niemals vorgekommen: man tappte im Dunkeln mit den Händen, um den Feind zu fühlen, die Oesterreicher griffen nach den Blechmützen der preußischen Grenadiere, die Preußen nach den Bärenmützen der Kaiserlichen, um sich zu erkennen und zu erwürgen. Die preußische Reiterei, von Seydlitz geführt, flog umher, nach Thaten suchend, sie wußte in der Dunkelheit nicht, wo sie dem Feind beikommen konnte: doch wo sie ihn traf, war das Blutbad entsetzlich. Das Dorf Hochkirch stand bald in Flammen, welche in das schreckliche Mordspiel einen unheimlichen Schein hineinwarfen. Das Feuer wüthete in allen Häusern und Scheunen; dennoch wurde das Dorf von den Preußen auf das Tapferste vertheidigt. Auf einer Anhöhe stand eine große Batterie, zu deren Eroberung Daun immer frische Schaaren heranrücken ließ. Sechshundert Preußen vertheidigten dieselbe mit dem verzweifeltsten Heldenmuth gegen mehr als vierzehn Bataillone; als sie aber alle Munition verschossen hatten und von der Uebermacht erdrückt wurden, versuchte der Rest sich durchzuschlagen, wobei jedoch die Meisten den Tod fanden.

Bei dem ersten Lärm war auch der alte Feldmarschall Keith, der in dem Dorfe Pommeritz im Quartier lag, rüstig zu Pferde gestiegen und nach dem Kampfplatz geeilt, wo er die Ueberbleibsel der zuerst vernichteten Bataillone wieder sammelte und von Neuem gegen den Feind führte. Er bekam einen Flintenschuß in den Unterleib, aber er wollte das Schlachtfeld nicht verlassen, sondern gab weiter seine Befehle und ermunterte die Truppen. Er zog eilig neue Regimenter herbei und führte sie jene Anhöhe hinauf, die Batterie wieder zu erobern. Dem stürmenden Anfall wichen die österreichischen Grenadiere; zugleich kam die preußische Reiterei herbei und hieb mit Wuth in das österreichische Fußvolk ein. Aber mit immer neuen Schaaren traten die Feinde auf den blutbedeckten Kampfplatz, und ihr Geschütz warf zerschmetternden Kartätschenhagel. Keith war bald umringt, seine gelichteten Bataillone mußten sich im mörderischen Feuer mit dem Bajonet durchschlagen. Der Feldmarschall selbst bekam dann einen zweiten Schuß in die Brust und gleich darauf riß ihn eine Kanonenkugel vom Pferde; lautlos sank er hinab und blieb unter Todten und Verwundeten liegen, über welche die feindliche Verfolgung achtlos hinwegeilte.

Der König, der mitten im heftigsten Feuer seine Befehle ertheilte und dem bereits zwei Pagen an seiner Seite und ein Pferd unter dem Leibe getödtet worden, ließ, nachdem es endlich Tag geworden, aus dem Dorfe Rodewitz die Brigade seines jungen Schwagers, des Herzogs Franz von Braunschweig, zu neuem Sturm heranrücken. Der Prinz, dem sich alsbald der Markgraf Carl von Brandenburg und der Prinz Moritz von Dessau zugesellten, feuerte seine Mannschaft heiteren Muthes an, uud nahm das Dorf Hochkirch nochmals ein, aber wiederum durch neue feindliche Massen in der Front und im Rücken angegriffen, sah

er seine Schaaren endlich in Unordnung zurückweichen; eine Kanonenkugel riß dann dem heldenmüthigen Prinzen den Schädel weg, und den Prinzen Moritz trafen zwei Kugeln in den Leib. Einen letzten Versuch machte der König in Person: er führte sieben Bataillone gegen den Feind an, der noch einmal zurückgeschlagen wurde, bis die österreichische Reiterei den Preußen die gewonnenen Vortheile wiederum entriß. Hochkirch wurde jetzt von den Kaiserlichen behauptet, welche freilich dabei den Kern ihrer Grenadiere eingebüßt hatten.

Der Nebel, der auch nach dem Anbruch des Morgens noch Alles in Dunkel gehüllt hatte, vertheilte sich endlich, und nun erst erkannte man die mit Leichen besäete Wahlstatt und die beiderseitige Unordnung. Auch die Oesterreicher waren in solcher Verwirrung, daß sie auf den Anhöhen von Hochkirch in dichten Haufen richtungslos umherschwärmten. Friedrich aber, der die feindlichen Schaaren vorn und im Rücken sah, machte jetzt nach dem fünfstündigen Kampf einen Rückzug, der zu dem Meisterhaftesten gehört, was die Kriegskunst aller Zeiten aufzuweisen hat. Bei demselben war ihm besonders der General von Saldern behülflich, der mit einigen Bataillonen Veteranen die abziehende Armee so geschickt deckte, daß er durch seine bloßen Bewegungen, ohne einen Schuß zu thun, den siegreichen Feind am weiteren Vordringen hinderte. Daun, durch die heldenmüthige Vertheidigung der Preußen mit neuer Bewunderung für die tapfere Armee erfüllt, ließ denn, wie bei Collin, den Rückzug ungestört vor sich gehen. Friedrich aber zog nicht weit weg: eine halbe Meile vom Wahlplatz, auf den sogenannten Spitzbergen, ließ er seine braven Streiter sich lagern. Sie hatten den größten Theil ihres Geschützes und ihres Gepäcks verloren, und in der rauhen Jahreszeit nur den kurzen Rock zur Bedeckung und den freien Himmel als Zelt. Es fehlte ihnen auch an Pulver und Kugeln, und Daun hätte daher bei einem neuen Angriff die größten Vortheile gehabt, aber die Stellung Friedrich's schien ihm so günstig und er hatte vor den unerschöpflichen Gaben und Hülfsmitteln des königlichen Feldherrn, wie vor der furchtbaren Tapferkeit der preußischen Truppen solche Achtung, daß er sich an dem erlangten Sieg genügen ließ und eine Erneuerung des Kampfes nicht versuchte.

Die Verluste waren für beide Theile, besonders aber für die Preußen, sehr schwer: des Königs Armee hatte von dreiunddreißigtausend Mann nahe an zehntausend verloren, außerdem waren hundert Kanonen, dreißig Fahnen und Standarten, die Zelte und das Gepäck zur Beute des Feindes geworden; die Oesterreicher zählten bei einer Armee von funfzigtausend Mann sechstausend Todte und Verwundete, aber dazu noch zweitausend Ausreißer. Von den preußischen Feldherrn waren, außer den getödteten Keith und Franz von Braunschweig, fast alle verwundet. Der gefährlich getroffene Feldmarschall Moritz von Dessau, der gleich nach der Schlacht noch in die Hände der Feinde fiel, starb, ehe er ausgelöst werden konnte. Selbst der König hatte eine leichte Wunde: er hatte sich fortwährend im stärksten Feuer bewegt und in der größten Gefahr befunden, gefangen zu werden, aller Orten gegenwärtig; wo der Kampf am blutigsten war, schien er sein Leben für Nichts zu achten. Ueberhaupt erschien er im Siege niemals bewunderungswürdiger, als dort, wo er überfallen und geschlagen, aber doch nicht gebeugt oder entmuthigt, mitten im verworrensten Schlachtgedränge, unter Blut und Tod die trefflichsten Maßregeln ergriff, um sein zertrümmertes Heer in größter Ordnung zurückzuziehen, wo er sodann in der verzweifeltsten Lage

ohne Kanonen und ohne Schießvorrath doch dem Feind noch Furcht einflößt und gleich darauf die Mittel findet, seine Niederlage ebenso zu benutzen, als wäre sie ein Sieg gewesen. Auch sein unerschrockenes Heer erwarb sich durch die beispiellos heldenmüthige Vertheidigung neue unverwelkliche Lorbeeren.

Friedrich that das Seinige, um den heitern Muth der Truppen nach dem unglücklichen Ereigniß neu zu beleben. Er scherzte selbst wenige Stunden nachher über den schweren Unfall; da er den General Goltz traf, erwiederte er dessen Morgengruß mit den Worten: „Mein lieber Goltz, man hat uns nicht gut geweckt." — „Man pflegt gewöhnlich", antwortete der General, „diejenigen bei Nacht zu stören, die man bei Tage nicht sprechen kann." — „Er hat Recht", fügte Friedrich hinzu, „aber ich werde den Herren, die uns so geweckt haben, am hellen Tage ihre Unhöflichkeit verweisen." — — Als sich dann die Artilleristen sammelten, fragte er: „Wo habt ihr eure Kanonen?" Einer antwortete: „Die hat bei Nacht der Teufel geholt." Friedrich aber sagte lächelnd: „Nun, so wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen."

So muthig und vertrauensvoll der König sich in solchen Aeußerungen gegen seine Truppen zeigte, so war doch sein Inneres durch den traurigen Kriegsfall tief bewegt, und die schwersten Besorgnisse über die Zukunft bemächtigten sich in einsamen Stunden seiner Seele. Zu dem öffentlichen Unglück kam der Schmerz über den herben persönlichen Verlust, den er durch den Tod des Marschall Keith erlitten, und, wie bei Collin die Trauer über die erlittene Niederlage durch die betrübende Botschaft von dem Tode seiner Mutter erhöht wurde, so traf ihn jetzt nach dem Ueberfall bei Hochkirch der schmerzlichste aller Todesfälle, der Verlust seiner Schwester von Baireuth, der treuen Gefährtin seiner Jugend, die nach einigen Jahren kälterer Zurückhaltung auch später wieder eine liebe Vertraute seiner innersten Gedanken, Pläne und Sorgen gewesen war. Als er die erste Nachricht von ihrem schweren Erkranken erhielt, schrieb er seinem Bruder Heinrich: „Nehmt mir um Gottes willen nicht alle Hoffnung, denn sie ist die einzige Zuflucht der Unglücklichen. Bedenket, daß ich mit meiner Schwester von Baireuth geboren und erzogen bin, daß die ersten Bande unauflöslich sind, daß die lebhafteste Zärtlichkeit unter uns niemals aufgehört hat, daß wir zwar getrennte Herzen, aber doch nur eine Seele haben; bedenket, daß nach allen den Unglücksfällen, die mich des Lebens überdrüssig machen könnten, nur noch dieser eine übrig bliebe, um es mir ganz unerträglich zu machen. So, mein theurer Bruder, sieht es jetzt in der Tiefe meines Herzens aus, und doch schildere ich Euch blos einen Theil der traurigen Bilder, die es erfüllen; meine Gedanken sind heute so schwarz und dunkel, daß es am Besten ist, ich verschließe sie in mir." — — Gleich darauf schreibt er: „Die Briefe aus Baireuth bringen mich zur Verzweiflung, ich bin seit zwei Jahren sehr unglücklich, und es bedarf nur noch einer Katastrophe dort in Baireuth, um mich zu vernichten."

Diese Katastrophe sollte ihm, wie gesagt, nicht erspart werden: seine Schwester starb an demselben Tage, wo ihn das Unglück von Hochkirch traf. Als er die Trauerbotschaft erhalten hatte, zog er sich in die tiefste Einsamkeit zurück, ganz mit seinem Schmerz beschäftigt. Sein Vorleser erzählt, er habe damals die Predigten des französischen Jesuiten Bourdaloue, die er auch sonst wohl in ernsten Augenblicken vornahm, mit großem Eifer gelesen,

und seinen trüben Gedanken in einer Predigt Ausdruck gegeben, die er selbst über einen biblischen Text niederschrieb. Diese frömmere Stimmung, die ihn zu Zeiten schwerer Prüfung öfter, wenigstens vorübergehend, ergriff, ist freilich mit den verzweifelten Worten nicht in Einklang zu bringen, in welche er gleich darauf ausgebrochen sein soll, als sein Vorleser ihn über seine Lage zu trösten versuchte. Nach der Versicherung, daß er Alles thun wolle, um seine verzweifelten Verhältnisse wieder besser zu gestalten, soll er hinzugefügt haben: „Auf jeden Fall führe ich Etwas bei mir, um dem Trauerspiel, wenn es Noth thut, ein Ende zu machen." Er führte nämlich schon lange Giftpillen bei sich, welche er im äußersten Falle der Demüthigung, Gefangenschaft u. s. w. gebrauchen wollte, — wie er sich überhaupt mit dem Gedanken des Selbstmords schon früher in verzweifelten Lagen vertraut gemacht hatte.

Doch wurde der äußerste Fall, für welchen der König dieses verzweifelte Mittel bereit hielt, durch die natürliche Seelenstärke, die ihn in der schlimmsten Lage nicht verließ, auch jetzt vermieden. Napoleon sagte von ihm: „er ist vornehmlich groß gewesen in entscheidenden Momenten", das hat er, wenn irgendwo, nach dem Unglück von Hochkirch durch die überraschendste Wiederherstellung einer günstigeren Lage bewiesen.

Die Oesterreicher und alle Feinde Friedrich's hielten den Schlag, der ihn getroffen, für entscheidend. Daun, welcher die Siegesnachricht seiner Kaiserin als Geschenk zu ihrem Namenstag zugesandt hatte, wurde von ihr reich belohnt; der Magistrat von Wien ließ ihm eine Ehrensäule errichten, die österreichischen Landstände schenkten ihm dreihunderttausend Gulden. Auch die Kaiserin von Rußland bezeigte ihm ihre Gunst durch Uebersendung eines Ehrendegens, und selbst der Papst ließ ihm einen geweihten Degen und Hut zugehen, um den „ketzerischen" König fernerhin mit Erfolg zu bekämpfen.

Der österreichische Feldmarschall hielt auch seinerseits Friedrich's Lage für ganz verzweifelt. Er selbst aber war niemals vorsichtiger, als nach einem errungenen Vortheil: er wußte zu siegen, aber nicht den Sieg zu benutzen. Zunächst bezog er ein verschanztes Lager und wollte die Nachrichten von weiteren Erfolgen der Oesterreicher in Schlesien erwarten, wo dieselben unter dem General Harsch die Festung Neiße belagerten. Diesem schrieb er: „Setzen Sie nur ruhig Ihre Belagerung fort. Ich halte den König hier fest; er ist von Schlesien abgeschnitten, und wenn er mich angreift, so sollen Sie gute Nachrichten von mir hören." Friedrich aber ließ sich so leicht nicht festhalten. „Daun", sagte er, „hat uns aus dem Schach gelassen; das Spiel ist noch nicht verloren. Wir wollen uns einige Tage erholen und alsdann aufbrechen, Neiße zu befreien." Mit unvergleichlicher Thätigkeit benutzte er jeden Augenblick, um die nöthigen Kriegsbedürfnisse und Lebensmittel schleunigst herbeizuschaffen und neue Verstärkungen an sich zu ziehen. Dann traf er sofort die Anstalten, um Sachsen durch ein kleines in günstiger Stellung zurückbleibendes Heer zu decken, mit der Hauptarmee aber in verstellten Märschen den Weg nach Schlesien einzuschlagen. Alles wurde glücklich ausgeführt, und am 25. October, elf Tage nach der Schlacht bei Hochkirch, war Friedrich schon in vollem Zuge nach Schlesien, mit solchen Vortheilen, daß Daun keinen Gedanken an Verfolgung fassen konnte; nur einzelne Haufen schickte er unter Laudon und Anderen nach, um den Marsch des Königs zu erschweren. Laudon entwickelte hierbei

eine rastlose Thätigkeit: bald warf er leichte Truppen in Hohlwege, um die Preußen aufzuhalten, bald brach er aus Waldungen zu stürmischen Angriffen hervor, und so ging es in täglichen Treffen vorwärts, ohne daß jedoch die Preußen größere Verluste erlitten.

Neiße wurde unterdeß vom General Harsch mit aller Anstrengung belagert. Die Festung war nur schwach besetzt, und ganz Europa glaubte, daß sie unrettbar verloren sei. Niemand ahnte, daß der geschlagene König vierzig Meilen weit zum Entsatz herbeikommen könnte: aber nach einem dreizehntägigen Marsch traf er am 5. November drei Meilen vor Neiße ein, und bei seiner Annäherung hob General Harsch, obwohl er Verstärkungen erhalten hatte, die Belagerung, welche drei Monate gedauert hatte, auf und zog sich nach Mähren zurück. Auch Kosel wurde durch die Annäherung des Königs befreit und ganz Schlesien war wieder in den Händen der Preußen. Friedrich aber konnte dort nicht verweilen, — nachdem er die drohende Gefahr auf dieser Seite gehoben hatte, eilte er nach Sachsen zurück, wo seine Gegenwart dringend erforderlich war.

Daun hatte, als ihm Friedrich selbst so unerwartet aus dem Gesichtskreis entgangen war, gehofft, doch wenigstens noch einige folgenreiche Fortschritte in Sachsen während des Winters zu machen: es fehlte nicht an Entwürfen, um noch einige Früchte des Hochkircher Sieges zu pflücken, worauf ganz Europa fürerst vergeblich gewartet hatte. Er wollte Dresden, Leipzig und Torgau zu gleicher Zeit durch verschiedene Abtheilungen seines Heeres erobern lassen. Er selbst hatte es auf Dresden abgesehen, welches nur von einem kleinen Corps Preußen vertheidigt war. Als Daun sich zur Belagerung anschickte, ließ der Commandant General Schmettau ihm, wie früher, ankündigen, er würde sich, wenn mit der Belagerung Ernst gemacht würde, genöthigt sehen, die Vorstädte zu verbrennen. Der österreichische Feldmarschall, welcher hoffte, mit der Einnahme Dresdens dem ganzen Feldzug ein Ende zu machen, achtete dies Mal nicht auf die Drohung, war aber erstaunt, als Schmettau sie wirklich in Erfüllung gehen ließ. Auf seine übermüthigen Drohungen ließ der preußische General antworten: „Er habe den Befehl, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen; wenn Daun weiter vorgehe, so würden die Preußen Straße für Straße vertheidigen und beim weiteren Rückzug verbrennen, bis ins Schloß, wo er den letzten Ausgang seines Geschicks erwarten und äußersten Falls sich unter den Ruinen des Königssitzes begraben werde." Daun traf nun alle Anstalten zu einem förmlichen Sturm; da wurde er plötzlich durch die Nachricht erschreckt, daß Friedrich bereits siegreich und in Sturmeseile aus Schlesien zurückkehre. Sofort gab er die Belagerung von Dresden auf, wie er verkünden ließ, blos aus Rücksicht auf die in Dresden bedrohte königliche Familie, aber Jedermann mußte leicht einsehen, daß es geschah, um einem Kampf mit Friedrich vorsichtig aus dem Wege zu gehen. Auch seine Unterbefehlshaber vor Torgau und Leipzig zogen sich vor preußischen Heereshaufen zurück, und die ganze österreichische Armee verließ Sachsen, um in Böhmen sichere Winterquartiere aufzusuchen.

Die Schweden waren unterdeß ermuthigt durch die scheinbar so hoffnungsvolle Stellung Daun's ihrerseits in verheerender Weise von Pommern aus in die Mark eingefallen und wagten es, Berlin zu bedrohen. Doch wurden auch sie von dem herbeieilenden General Wedell zurückgeschlagen und bis nach Stralsund verfolgt.

So ging der thatenreiche Feldzug zu Ende, ohne daß die Oesterreicher auch nur den geringsten Vortheil von dem Hochkircher Siege gezogen hatten. Der kurz vorher geschlagene und von allen Seiten bedrängte König war wieder Herr der Länder von der Elbe bis zur Oder. In sieben Wochen war er aus Sachsen nach Schlesien, dann wieder nach Sachsen zurückgeeilt und konnte jetzt wiederum nach Schlesien marschiren, nachdem in derselben Zeit Neiße, Kosel, Dresden, Leipzig, Torgau und Colberg in Pommern durch seine Truppen befreit worden waren.

Der Prinz Heinrich übernahm jetzt wieder den Oberbefehl in Sachsen; der König aber kehrte Mitte Dezember nach Breslau zurück, wo er den ganzen Winter verweilte, um die Bewegungen der Oesterreicher aus der Nähe zu beobachten. Ganz Europa, welches wenige Wochen vorher seinen Fall für unvermeidlich gehalten hatte, war jetzt von Neuem voll Bewunderung für den unübertrefflichen Feldherrn, der sich in der Wiederherstellung scheinbar verlorener Verhältnisse noch größer erwies, als durch die glorreichsten Schlachtensiege.

Ferdinand von Braunschweig.

In demselben Jahre (1758) hatten Friedrich's Verbündete einen glänzenden Feldzug gegen die Franzosen ausgeführt. Der neue französische Feldherr Graf Clermont, welcher an Richelieu's Stelle getreten war, gehörte dem geistlichen Stande an und hatte niemals mit dem Kriegswesen etwas zu thun gehabt: noch dazu traf er die ihm anvertrauten Truppen in dem elendesten Zustand an, von geordneter Verpflegung, wie von Disciplin war nicht die Rede, und Krankheiten hatten in schrecklicher Weise um sich gegriffen. Clermont selbst berichtete an Ludwig XV.: „Ich habe Ew. Majestät Armee in drei sehr verschiedene Haufen getheilt gefunden: der eine ist über der Erde, aus Dieben und Marodeuren bestehend und in Lumpen gehüllt, der zweite ist unter der Erde und der dritte in den Hospitälern." Er gedachte, fürerst Alles anzuwenden, um die Armee wieder in bessern Stand zu bringen, doch ließ ihm Ferdinand von Braunschweig, der die Verbündeten Friedrich's in Hannover anführte, dazu keine Zeit. Er eröffnete den Feldzug gleich im Februar (1758), ging über die Weser und rückte auf Hannover. Wo sich seine Vorposten zeigten, floh der Feind, und zwar so übereilt, daß alle Kranke, sowie eine Menge Geschütz und Gepäck zurückblieben.

In einem Zeitraum von acht Tagen war ganz Hannover von den Feinden geräumt, die unaufhaltsam nach dem Rhein zogen und alle ihre Vorräthe im Stich ließen. Viertausend Franzosen, die in Minden zurückgeblieben waren, mußten sich nach kurzer Belagerung als Gefangene ergeben. Der Erbprinz von Braunschweig vertrieb den Feind gleichzeitig aus Hessen. Erst in Wesel machten die Franzosen Halt, nachdem auf jener großen Treibjagd elftausend Mann in die Hände der Verbündeten gefallen waren. Clermont nahm in Wesel sein Hauptquartier, sandte aber den größten Theil seiner Truppen über den Rhein. Ferdinand von Braunschweig hätte den Feind noch kräftiger verfolgen können, wenn es

ihm nicht an Cavallerie gefehlt hätte: die englische Regierung beschloß deshalb eine Sendung von Reiterei, welche in Emden landen sollte. Dieser Ort war jedoch noch in den Händen der Franzosen, welche dort eine Besatzung von dreitausendundachthundert Mann hatten: da sandte die englische Regierung einige Kriegsschiffe vor den Hafen, und die Feinde, einen Angriff vom Lande und vom Wasser aus besorgend, ließen Emden im Stich und zogen sich mit großen Verlusten zurück. Ferdinand's Ziel war jetzt die Eroberung von Wesel und die Zurückweisung der Franzosen über den Rhein.

Die französische Nation aber war durch die neue Schmach ihrer Waffen lebhaft erregt, und bald wurden von dort aus die ernstesten Maßregeln ergriffen, um neue Truppen aus dem Innern des Landes in Eile nach dem Rhein zu schaffen. Zugleich nahm der Hof von Versailles endlich darauf Bedacht, der unglaublichen Unordnung, die bei dem Heere von oben bis unten eingerissen war, durch strengere Disciplin abzuhelfen. Es herrschte weder auf Märschen, noch im Lager, noch selbst auf dem Schlachtfeld ein strengerer Gehorsam, durchweg vielmehr Willkür und Ausschweifung. Höhere und niedere Offiziere führten Buhlerinnen mit sich, deren große Zahl und ungebundenes, freches Leben aller militärischen Zucht Hohn sprach. Bei den Märschen fuhren diese Frauen in Wagen nebenher, und die Offiziere verließen die Colonnen, um sich ihnen zuzugesellen. Man fand daher auch in den französischen Lägern Alles, was der Luxus an künstlichen Genüssen verlangte: ganze Vorräthe von seidenen Stoffen, Galanteriewaaren aller Art, wohlriechende Essenzen, Haarbeutel, Schminkdosen wurden in zahlreichen Buden feilgeboten, sobald das Heer irgendwo Halt machte. Bei einer Armee von funfzigtausend Mann zählte man einmal zwölftausend Wagen von Krämern und Marketendern. Natürlich wurde durch einen solchen Troß die Bewegung der Heere sehr erschwert, und die Unordnung auf Märschen und im Lager ungemein erhöht; täglich gab es Festlichkeiten und Bälle, der Offizier verließ die Feldwacht, um eine Menuett zu tanzen, und die Liebesabenteuer führten überdies Zank und Intriguen zwischen höheren und niederen Offizieren herbei, welche allen Gehorsam vollends untergruben. Diesen großen Uebelständen abzuhelfen, wurde jetzt eine strengere Ordnung vorgeschrieben und theilweise ausgeführt, doch gehörte natürlich längere Zeit dazu, um die tief eingewurzelten Uebel zu beseitigen.

Ferdinand von Braunschweig ging damit um, den Krieg an die Grenzen Frankreichs selbst zu verlegen: zwar waren die Franzosen an den Ufern des Rheins vortheilhaft aufgestellt und ein Uebergang über den Fluß bot für die deutsch-englische Armee große Schwierigkeiten dar, doch wußte der ebenso kluge, als kühne Feldherr so treffliche Maßregeln zu treffen, daß er in der Nacht zum 1. Juni unweit Cleve mit seinem ganzen Heer über den Rhein kam. Clermont suchte vergeblich einer Schlacht auszuweichen, am 23. Juni kam es bei Crefeld zum Kampf und nach einem hartnäckigen und blutigem Gefecht, in welchem Ferdinand durch meisterhafte Anordnungen sein hohes Talent neu bewährte, mußten die Franzosen mit einem Verlust von siebentausend Mann das Feld räumen. Das Bundesheer zählte nur eintausendundfünfhundert Todte und Verwundete. Der Sieger Ferdinand sagte nach der Schlacht, auf die blutige Wahlstatt deutend: „das ist das zehnte Schauspiel dieser Art, das ich sehe. Wollte Gott, daß es das letzte wäre."

Die wichtigste Folge des Sieges bei Crefeld war die Eroberung von Düsseldorf, wo die Franzosen ihre Hauptvorrathskammern hatten: nach sechstägiger Beschießung mußte sich die Stadt ergeben.

Die Franzosen waren über diese neuen Demüthigungen tief bestürzt, der Graf Clermont wurde abberufen und statt seiner der erfahrene Marschall von Contades an die Spitze der Truppen gestellt; zugleich erhielt der Marschall Soubise den Befehl, mit seiner weiter südlich stehenden Armee, es koste, was es wolle, Hessen wieder zu besetzen. Derselbe drang mit dreißigtausend Mann in Hessen ein, welchen der dortige Feldherr, Prinz von Ysenburg, mit nur siebentausend Mann vergeblich Widerstand zu leisten suchte: in dem Treffen bei Sangerhausen (am 23. Juli) fochten die Hessen mit dem ruhmwürdigsten Heldenmuth, mußten aber zuletzt doch der Uebermacht weichen und fast ihr ganzes Geschütz dem Feind überlassen. Durch diesen Sieg wurden die Franzosen wieder Herren von Hessen und Westphalen und ließen die unglücklichen Länder ihre wiedergewonnene Macht durch Erpressungen und Willkür aller Art schwer empfinden.

Ferdinand von Braunschweigs Lage jenseits des Rheins war nun bedenklich geworden, da ihm die Franzosen von Westphalen her in den Rücken kommen und ihn von Hannover abschneiden konnten. Zwar war man in England, wo der berühmte Pitt die volle Begeisterung der Nation für den Krieg auf dem Festland trefflich zu benutzen wußte, eben damit beschäftigt, neue achtzehntausend Mann auszurüsten; aber diese konnten nicht zeitig genug in Deutschland eintreffen, um die Gefahr für Ferdinand's Heer zu beseitigen. Der besonnene Feldherr mußte, um seiner eigenen Sicherheit willen und um Hannover zu decken, darauf Bedacht nehmen, unverzüglich über den Rhein zurückzugehen. Die Schwierigkeiten waren freilich sehr groß, der Fluß breit und strömend, der Feind mit bedeutender Uebermacht in der Nähe und sehr wachsam. Bei Rees hatte das Bundesheer eine Schiffbrücke geschlagen; die Franzosen griffen, zehntausend Mann stark, den General Imhof, der dort mit nur dreitausend Mann stand, ungestüm an, wurden jedoch nach einem blutigen Gefecht von der kleinen Schaar tapfer zurückgeschlagen, und nun wurde es Ferdinand möglich, nachdem er die Feinde noch durch falsche Märsche und Stellungen getäuscht hatte, sein Heer glücklich über den gewaltig strömenden Fluß zu führen. Dieser Rückzug wurde allgemein als ein Meisterwerk militärischer Taktik gefeiert, und hatte zur Folge, daß sich das Bundesheer mit den unterdeß in Emden gelandeten englischen Truppen vereinigen konnte. Die Ankunft der Engländer erregte bei den deutschen Waffenbrüdern große Freude: es war eine auserlesene Schaar, auch durch äußere glanzvolle Haltung ausgezeichnet, darunter zweitausend Bergschotten, welche durch Tracht, Kühnheit und Tapferkeit allgemeine Bewunderung erregten.

Ferdinand von Braunschweig nahm, um seinen Truppen Erholung zu gönnen, eine vortheilhafte Stellung an der Lippe, wo er Hannover deckte, während er Düsseldorf und Cleve den Feinden wieder überlassen mußte.

Soubise hatte unterdeß die Hessen bei Lutternberg nochmals geschlagen, durchzog die benachbarten Landschaften unter drückenden Brandschatzungen bis nach Hameln hin und bedrohete Hannover. Ferdinand wußte durch meisterhafte Märsche die Vereinigung der beiden französischen Heere unter Soubise und Contades zu hindern, welche endlich nach

einigen fruchtlosen Unternehmungen Winterquartiere bezogen, Contades zwischen der Maas und dem Rhein, Soubise zwischen dem Rhein und den Main.

Durch Ferdinand's ruhmvolle Kriegführung wurde nicht nur König Friedrich auf jener Seite von aller Gefahr befreit, sondern auch ein großer Theil Deutschlands vor schrecklicher Drangsal bewahrt; denn wie die Franzosen unter Ludwig XIV., in ihrem gerühmten goldenen Zeitalter, ihr Erscheinen in der Pfalz durch beispiellos barbarische Verheerungen gebrandmarkt hatten, so war es auch jetzt geradezu Plan und Vorschrift bei ihren Heeren, die feindlichen Länder vollständig zu zerrütten und auszusaugen. Der Kriegsminister Belle-Isle schrieb an den Marschall Contades: „Bis Ende Septembers wird es nöthig sein, eine gänzliche Wüste aus allen Gegenden zu machen, die vor der Fronte des Cordons liegen, den wir im Winter ziehen wollen, damit es dem Feinde unmöglich werde, sich uns zu nähern." Später hieß es noch bestimmter: „Sie, mein Herr, müssen ganz Westphalen in eine Wüste verwandeln, und in den Ländern an der Lippe und in Paderborn, als den fruchtbarsten Provinzen, muß Alles bis auf die Wurzeln in der Erde ausgerottet werden." Theilweise kamen diese grausamen Befehle wirklich zur Ausführung, und es wurden besonders in der Grafschaft Hanau die fürchterlichsten Erpressungen verübt. Größeres Unglück wandten Ferdinand's glückliche Züge von jenen Gegenden ab, da die Franzosen vor Beginn des Winters, um vor seinen Waffen sicher zu sein, selbst Hessen wieder räumten.

So hatte sich am Schluß des Jahres 1758 das Kriegsglück so günstig für den König von Preußen und seine Verbündeten gewandt, daß wie in Schlesien, Sachsen, Brandenburg und Pommern, so auch in Hessen und im größten Theil von Westphalen kein Feind mehr zu finden war.

Cunersdorf.

Aber das schwerste Jahr stand Friedrich noch bevor: während des Feldzugs von 1759 sollten ihn die härtesten Schläge des Schicksals treffen. Wenn es von ihm abgehangen hätte, so würde er gern die Waffen aus der Hand gelegt haben; er sehnte sich nach Frieden und klagte gegen seine Freunde über die traurige Nothwendigkeit, die ihm die Fortsetzung des Kriegs auferlegte. Er schrieb über seine Stimmung an den Marquis d'Argens: „In der Ferne mag meine Lage einigen Glanz von sich werfen, kämen Sie aber näher, so würden Sie Nichts, als einen dichten, undurchdringlichen Dunst finden. Fast weiß ich nicht mehr, ob es noch ein Sanssouci in der Welt giebt; für mich ist dieser Name nicht mehr passend. Ich, mein lieber Marquis, bin alt, traurig und verdrießlich; von Zeit zu Zeit blickt wohl noch ein Schimmer meiner ehemaligen guten Laune hervor, aber das sind Funken, die bald verlöschen, es sind Blitze, die aus dunkeln Wolken hervorbrechen. Sähen Sie mich, Sie würden keine Spur von dem, was ich ehemals war, erkennen. Sie würden einen alten Mann finden, dessen Haar vor der Zeit ergraut, ohne Frohsinn, ohne Lebhaftigkeit. Das sind die Wirkungen nicht sowohl der Jahre, als der Sorgen."

So gern der König aber den Frieden gesehen hätte, so wenig waren seine Feinde für denselben geneigt: sie hofften, den von allen Seiten bekämpften Feind doch endlich durch

ihre Uebermacht zu erdrücken und machten verdoppelte Anstrengungen, um ihre Armeen durch neue Mannschaften zu verstärken. Friedrich hatte seinerseits in dem Heer, welches bald gegen die Oesterreicher, bald gegen die Russen, Franzosen, Schweden in zahlreichen blutigen Schlachten gekämpft hatte, nur noch wenige von den alten Kerntruppen, mit welchen er die ersten Feldzüge begonnen hatte; die große Zahl der Gebliebenen mußte er durch neugeworbene junge Leute ersetzen, welche zwar mit Begeisterung zu seinen Fahnen kamen, aber bei Weitem die gute Uebung und treffliche Kriegshaltung nicht hatten, wie jene früheren Krieger. Dies begeisterte die Hoffnungen seiner Feinde, und besonders Maria Theresia versäumte Nichts, um die Feindschaft des französischen und des russischen Hofes immer von Neuem anzufachen.

In Frankreich stimmte zwar, nach den bitteren Erfahrungen, die man in wiederholten Feldzügen gemacht hatte, fast der ganze Rath des Königs für den Frieden: Ludwig XV. selbst aber, von der Marquise von Pompadour fort und fort geleitet, blieb taub gegen alle besonnenen Vorstellungen und ernannte den Herzog von Choiseul zum Kriegsminister, welcher, seinen alten Verbindungen mit dem Wiener Hofe getreu, den größten Eifer auf die Fortsetzung des Kriegs wandte. Auch zwischen Rußland, Schweden und Dänemark wurde jetzt ein Vertrag gegen Friedrich's Verbündeten, den König von England, geschlossen, wonach allen fremden Kriegsflotten der Durchzug durch den Sund versagt nnd so der englischen Flotte ein etwaiger Angriff auf die Ostseeküsten verwehrt werden sollte.

Friedrich schloß seinerseits eine neue Uebereinkunft mit England ab, in welcher ihm jährlich vier Millionen Thaler Hülfsgelder zugesagt wurden; auch verbanden sich beide Mächte, niemals einen einseitigen Frieden oder Waffenstillstand zu schließen. Der König rechnete außerdem auf die Unterstützung, welche ihm ein bevorstehender Krieg zwischen den Türken und den Oesterreichern zu versprechen schien: „Die Türken fangen an, sich zu bewegen", schrieb er, „sie werden nicht lange müßig bleiben." Er hoffte, daß sie die Oesterreicher nöthigen würden, einen großen Theil ihrer Armee zum Schutz an Ungarn abzuschicken.

Was den König noch ferner zu standhaftem Ausharren ermuthigte, war die Theilnahme, welche sein Schicksal und seine großartigen Erfolge in ganz Europa bis unter die fernsten Völkerschaften erregte: niemals hatte ein Krieg in Europa so allgemein die Aufmerksamkeit der Nationen und aller Einzelnen erregt; weit in der Ferne, wo man früher die preußische Monarchie kaum dem Namen nach gekannt hatte, begeisterte man sich jetzt in warmer Theilnahme und Bewunderung für den großen Fürsten, der mit kleinen Mitteln gegen eine halbe Welt in Waffen stand. Selbst in den reinkatholischen Ländern, in Spanien, Neapel, Rom herrschte das lebhafteste Interesse für die preußischen Erfolge, in Venedig war die ganze Stadt in Teresiani und Prussiani getheilt, und so groß war die Theilnahme an dem fernen Kampf, daß, wie man erzählt, selbst die Mönche in einem dortigen Kloster sich im Speisezimmer zur Ehre der beiderseitigen Majestäten herumschlugen, wobei Teller, Schüsseln und Becher als Wurfgeschosse umherflogen, — doch war in ganz Venedig die Partei des Königs überwiegend und bald hieß es dort sprüchwörtlich: „Chi non è buon Prussiano, non è buon Veneziano." (Wer kein gut Preußischgesinnter ist,' ist kein guter Venezianer). Ebenso begeisterte man sich in der Schweiz und vollends in Holland und England immer mehr für den großen König. Ja selbst am Hofe von Versailles, wo man

ihn so bitter haßte, versagte man ihm doch nicht den Zoll der Bewunderung, und gerade seine bitterste Feindin, die Marquise von Pompadour, soll, als einst halb im Ernst, halb scherzweise gesagt wurde, der König von Preußen könne wohl noch nach Paris vordringen, mit einer beißenden Anspielung auf ihren schwachen königlichen Geliebten geantwortet haben: „Nun, dann werde ich wenigstens einmal einen König sehen."

Alle diese Bewunderung verringerte aber freilich nicht die Zahl seiner Feinde: gerade weil man ihn so sehr fürchtete, war man um so mehr darauf bedacht, seine Macht zu brechen. Alle Hoffnungen auf Herstellung des Friedens während der kurzen Winterruhe erwiesen sich sehr bald wieder als eitel, und Friedrich durfte Nichts versäumen, um im Frühjahr zu einem neuen schwierigen Vertheidigungskrieg gerüstet zu sein; denn dahin war es schon längst gekommen, daß er nur noch auf der Wehr stand und an einen großartigeren Angriffskrieg nicht mehr denken konnte. An vorübergehenden kräftigen Einfällen in Feindesland ließ er es allerdings selbst damals nicht fehlen, besonders war Prinz Heinrich während des Winters unablässig thätig, die Feinde in ihren eigenen Ländern zu beunruhigen und durch kühne Streifzüge zu schrecken. Er rückte zunächst trotz der rauhen Jahreszeit und der hohen, fast unwegsamen Gebirge mitten im Winter in Böhmen ein, wo er, wirksam unterstützt vom General Hülsen, die Oesterreicher an mehreren Punkten zerstreute und ihnen reiche Vorräthe wegnahm. Auch gegen die Reichstruppen ging er dann von Sachsen aus in Franken vor und trieb die sogenannte Executionsarmee vor sich her bis Nürnberg, wobei viele Gefangene und reiche Beute gemacht wurde. Bamberg, Würzburg und andere Städte wurden eingenommen und gebrandschatzt, denn der König hatte seinen Generalen befohlen, an den feindlichen Städten Vergeltung für die schreckliche Behandlung zu nehmen, welche die Franzosen gegen seine Verbündeten übten. Auch in Mecklenburg fielen während des Winters preußische Truppen ein, und rächten die Feindseligkeit, welche Friedrich von dort aus widerfahren war, durch eine überaus harte, zum Theil grausame Behandlung des Landes; den armen Einwohnern wurden die schwersten Kriegslasten auferlegt und oft mit empörender Strenge eingetrieben. Das dortige Verfahren der Preußen ist ein bedauerlicher Fleck, der selbst durch die Hinweisung auf das viel schlimmere Hausen der Franzosen und Reichsvölker in Hessen, Westphalen und Hannover nicht verlöscht wird. Nach der Züchtigung Mecklenburgs drangen die Preußen auch gegen die Schweden in Pommern kräftig vor und nahmen denselben alles inzwischen besetzte Land wieder ab.

Prinz Heinrich wäre seinerseits in Süddeutschland wohl zu weiteren Erfolgen vorgegangen, wenn ihn nicht die drohende Stellung der Oesterreicher gegen das schwach besetzte Sachsen genöthigt hätte, schleunigst dorthin zurückzukehren, zumal mit eintretendem Frühjahr die Russen mit vergrößerter Macht von Polen her heranrückten.

An Fermor's Stelle war der Feldmarschall Soltikow gekommen, Fermor aber, der wegen seines schwachen Gesichtes den Oberbefehl niedergelegt, blieb gleichfalls bei dem Heer, um Soltikow mit seinem erfahrenen Rath zu unterstützen. Friedrich hatte den Russen zuerst wieder den General Dohna entgegengeschickt; dann aber unzufrieden, weil derselbe mehrere anscheinend günstige Gelegenheiten zum Angriff des Feindes versäumt hatte, sandte er den General von Wedell mit ausgedehnten Vollmachten an Dohna's Stelle.

Der neue Befehlshaber traf Ende Juli (1759) bei den Truppen in der Gegend von Frankfurt ein; er war mit seiner Armee, und noch mehr mit dem Feinde und dem dortigen Terrain unbekannt, hatte aber den bestimmten Befehl, Soltikow anzugreifen, ehe sich derselbe mit dem österreichischen General Laudon, der an der Spitze von dreißigtausend Mann herbeirückte, vereinigen könnte. Am 23. Juli kam es denn zwischen den Preußen unter Wedell und dem russischen Heer bei dem Dorfe Kai zum Treffen. Die Preußen waren bedeutend in der Minderzahl, noch dazu in ungünstiger Stellung, — Wedell wurde geschlagen und mußte sich mit einem Verlust von fünftausend Todten, Verwundeten und Gefangenen über die Oder zurückziehen. Soltikow ging jetzt bis Krossen vor und bedrohte Berlin. Nichts hinderte mehr seine Vereinigung mit Laudon, der mit einem großen Theil seines Heeres, mit achtzehntausend Mann, zu ihm stieß. Die vereinigte Macht der Russen und Oesterreicher, über achtzigtausend Mann stark, rückte nun an der Oder vorwärts und bezog unweit Frankfurt ein verschanztes Lager.

Friedrich stand im Lager bei Landshut und Schlesien und beobachtete Daun's böhmische Armee, als er von dem Unglück zu Kai und von der Vereinigung Soltikow's mit Laudon hörte. Unverzüglich eilte er selbst zum Schutz der brandenburgischen Staaten herbei: es erschien ihm nicht thunlich, einen größeren Theil der schlesischen Armee mit sich zu nehmen, denn die Zeit drängte, und so reiste er denn blos mit einer kleinen Bedeckung von Husaren ab.

Prinz Heinrich mußte dagegen aus Sachsen Verstärkungen zu der Oder-Armee schicken, selbst aber nach Schlesien gehen, um den Befehl über das dortige Heer statt des Königs zu übernehmen. Friedrich's Zug war glücklich: die ihm zugesandten Truppen trafen rechtzeitig ein und, nachdem er bei Guben eine Abtheilung Oesterreicher unter Hadick besiegt hatte, vereinigte er sich ohne Hinderniß mit dem Wedell'schen Heere.

Mit seiner ganzen Macht von vierzigtausend Mann ging er sodann über die Oder, um den verbündeten Feinden, obwohl sie sechszigtausend Mann zählten, eine Schlacht zu liefern. Dieselben standen zwischen Frankfurt und Cunersdorf auf Anhöhen verschanzt, durch ungeheure Geschützbatterien vertheidigt. Der rechte Flügel war durch die Oder, der linke durch Sümpfe und Büsche gedeckt. Vorn lagen tiefe Gründe, auf dem rechten Flügel hatten die Russen überdies eine Sternschanze errichtet und die Zugänge zu ihrem Lager durch Verhaue gedeckt. Alle diese Vortheile und Vorkehrungen des Feindes schreckten den König nicht: er beschloß, am 28. August anzugreifen. Nachdem er seine Truppen in einem Walde in fünf Linien aufgestellt, voran drei Reihen Fußvolk, dahinter zwei von der Reiterei, ließ er sie sofort gegen den linken Flügel der Russen vordringen. Des Königs Plan war, den Feind zugleich von vorn, in der Seite und im Rücken anzugreifen; aber unglücklicherweise mit der Gegend nicht bekannt, sah er seinen Marsch durch Teiche und Sümpfe gehemmt, mußte starke Umwege machen, worüber die beste Zeit verloren ging, ehe er mit der ganzen Linie aus dem Walde ins freie Feld rücken konnte. Der Tag war sehr heiß, die Truppen hatten wenig geruht, sie ermüdeten in dem sandigen Waldgrunde, der Brantwein, den man ihnen austheilte, vermochte ihnen nur auf kurze Zeit Stärkung zu verschaffen. Es wurde beinahe Mittag, bevor der Angriff wirklich beginnen konnte. Ein heftiges Feuer, welches

der General Finck von zwei Anhöhen gegen den linken Flügel des Feindes eröffnete, wurde sofort aus hundert Feuerschlünden Seitens der Russen beantwortet. Die Wirkung war von beiden Seiten mörderisch. Nachdem das Feuer eine halbe Stunde gedauert, rückten die preußischen Grenadiere zum Sturm vor; sie erstiegen zuerst mit heldenmüthiger Kühnheit mit gefälltem Bajonett die russische Verschanzung, das übrige Fußvolk drang in zwei Treffen geordnet entschlossen nach. Die russische Infanterie, in der Flanke angegriffen, und in dem engen Raum keiner vereinten Aufmarschirung fähig, konnte nur regimenterweise vergeblichen Widerstand versuchen, sie wurde übereinander geworfen und schonungslos niedergemacht. Die Batterien der Russen waren in den Händen der Preußen, auch die Sternschanze wurde erobert. Der ganze russische linke Flügel suchte seine Rettung in der Flucht, ließ alles Geschütz in Stich und nahm den Lauf nach den Kirchhof von Cunersdorf. Der preußische linke Flügel bemächtigte sich nach hartem Kampfe auch dieses Punktes, aber unvermuthet sieht er sich am weiteren Vorrücken durch die vor dem Dorfe liegenden Teiche gehemmt. Um den Angriff mit Nachdruck fortzusetzen, läßt der König die Batterien vorrücken, aber auf dem sandigen Boden ist das Geschütz schwer fortzuschaffen, und Pferde, wie Menschen sind durch die lange Anstrengung und durch die brennende Sonnenhitze erschöpft. Die preußischen Bataillone, weder von Reiterei, noch vom Geschütz gedeckt, müssen inne halten, um ihre Reihen herzustellen. Diese Stockung benutzen die Russen, um neue Truppen und alles auf dem rechten Flügel entbehrliche Geschütz herbeizuziehen: alle vortheilhaften Punkte werden von ihnen in der Eile mit zahlreichen Kanonen besetzt. Zugleich läßt Laudon einige österreichische Regimenter den Russen zur Hülfe vorrücken. Endlich ist auch das preußische Geschütz wieder anfgefahren, es beginnt abermals das heftigste Kanonenfeuer und zugleich dringt das Fußvolk von Neuem mit erbitterter Wuth vor, der König selber voran im dichtesten Kugelregen. Als die Kugeln überall neben ihm einschlagen, warnt ihn Seydlitz, sich nicht gar zu sehr bloszustellen, doch Friedrich antwortet: „Ei was! die Mücken spielen nur.“ Ungeduldig, daß der Kampf unter den beiderseitigen hartnäckigsten Anstrengungen lange schwankt, befiehlt der König, daß auch die auf dem linken Flügel versammelte Reiterei zum Angriff vorbreche. Seydlitz und der Prinz Eugen von Württemberg führen die Schwadronen auf den engen Zwischenräumen der Teiche hindurch und stellen sie jenseits rasch in Schlachtordnung, aber Ort und Gelegenheit sind dem Angriff der Reiterei nicht günstig, und Seydlitz zögert eine Zeit lang. Der König schickt wiederholt zu ihm, „er *solle* ins Teufels Namen angreifen“, und endlich setzt sich Seydlitz wider seine Ueberzeugung gehorchend, an die Spitze seines Küraſſierregiments und stürmt gegen die russischen Schanzen ein. Furchtbares Kartätschenfeuer empfängt die kühnen Reiter und richtet unter ihnen schreckliche Verwüstung an, auch Seydlitz sieht durch eine Kugel seine rechte Hand zerquetscht, sinkt vom Pferde und muß fortgeschafft werden. Auf des Königs Erkundigung läßt er ihm, eingedenk der jüngsten Aeußerung desselben, sagen, es habe ihn blos eine Mücke gestochen. Die Reiterei wiederholte unterdeß ihren Angriff mehrfach, da aber wegen der Enge des Raumes immer nur ein Regiment vorrücken konnte, so konnte sie gegen das mörderische Feuer der *feindlichen* Batterien nicht aufkommen. Die schrecklichen Kartätschenladungen streckten ganze Züge, Mann und Roß, zu Boden und die tapferen Schaaren mußten sich endlich zurückziehen.

Indeß war für die Preußen noch Nichts verloren, sie befanden sich noch immer entschieden im Vortheil; nur waren sie durch den funfzehnstündigen Marsch, durch die entsetzliche Blutarbeit und durch die Hitze des schwülen Tages so ermattet, daß sie zu neuen Anstrengungen kaum fähig schienen. Dennoch schien die Schlacht für sie gewonnen: die Russen standen in ordnungslosem Gewühl achtzig- bis hundert Mann tief auf einer Anhöhe und es war wahrscheinlich, daß sie sich unter dem Schutze der Nacht zurückziehen würden. Fürerst blieben sie hinter ihren Verschanzungen stehen, wo sie sich einstweilen sicherer dünkten. Friedrich glaubte aber bei den errungenen Vortheilen nicht stehen bleiben zu können, er äußerte auf die Vorstellungen seiner Generale, die ihn von weiteren Angriffen abmahnten, ein russisches Heer müsse man nicht blos besiegen, sondern vernichten. „Der Russe soll keine Retraite haben", sagte er, „weder bei Tage, noch bei Nacht, er setzt sich anderwärts und ich habe einen neuen Kampf mit ihm. Ich muß es kurz mit ihm machen; denn ich will nach Schlesien zurück, den Oesterreichern auf den Leib." Während er noch mit mehreren Generalen darüber im Widerspruch war, ritt Wedell vorbei. „Was meint Er, Wedell?" fragte hastig der König. „Wir werden den Feind vernichten", antwortete der General, „wenn Ew. Majestät ihn weiter attaquiren." — „Das ist mein Mann!" — rief der König mit kräftiger Stimme aus. „Nun denn vorwärts ihr Herren! auf seinen Posten ein Jeder!"

Zunächst sollte jetzt eine Batterie erobert werden, mit welcher die Russen von dem Judenkirchhof bei Cunersdorf aus das ganze Schlachtfeld bestrichen: das preußische Fußvolk eilte, dieselbe in Besitz zu nehmen, und war nur noch etwa hundert Schritt davon entfernt, als sich Laudon von der anderen Seite mit zahlreicher Infanterie in die Batterie warf, die Preußen durch einen mörderischen Kartätschenhagel empfing und gleichzeitig von beiden Seiten seine Reiterei gegen sie losbrechen ließ. Noch größer wurden die Schwierigkeiten für die ermatteten Preußen bei der beabsichtigten Erstürmung des sogenannten Spitzberges, vor dem sich ein tiefer Grund, der Kuhgrund, ausdehnte, dessen steile Wände von Laudon's besten Truppen besetzt waren. Zwar stürzten sich die preußischen Soldaten ungeachtet ihrer Erschöpfung mit erneutem Eifer und Muth hinein und kletterten mit bewunderungswürdiger Ausdauer den entgegengesetzten steilen Rand hinauf, aber wenn sie die jähe Höhe erreicht hatten, fanden sie meist den Tod durch das fürchterliche Feuer, das sie dort empfing oder sie wurden in den Abgrund zurückgestürzt. Endlich versagten den braven Truppen die Kräfte zu weiteren Anstrengungen, während das Feuer der Russen und Oesterreicher aus grobem Geschütz und Musketen unaufhörlich verheerend in ihre Reihen fiel. Vergeblich feuerte Friedrich, sowie seine Generale, die Truppen zu neuen Versuchen an. Der König selbst stand fortwährend im dichtesten Kugelregen; sein Kriegsrock war von Kugeln durchlöchert, zwei Pferde waren ihm unterm Leibe erschossen, er selbst bereits verwundet. Ein Etui, das er in der Tasche trug, hatte ihm das Leben gerettet, indem es eine Kugel, die ihn traf, aufhielt. Noch einmal gerieth er in Todesgefahr, als sein schwer verwundetes Pferd mitten im heftigsten Feuer stürzte; sein Flügeladjutant rettete ihn, indem er schnell herbeieilte und ihm sein Pferd gab. Die ganze Umgebung drang in ihn, den gefährlichen Ort zu verlassen; aber er antwortete: „Wir müssen Alles versuchen, um die Schlacht zu

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Friedrich der Grosse

ch der Schlacht bei Cunnersdorf.

gewinnen und ich muß hier so gut, wie jeder Andere, meine Schuldigkeit thun." Aber es war da Nichts mehr zu thun, alle Versuche, die Russen und Oesterreicher von den Bergen zu vertreiben, waren vergeblich. Die Russen fochten mit unbeschreiblicher Erbitterung: hier und da warfen sie sich reihenweise wie todt zur Erde, ließen die Preußen über sich hinwegschreiten und sprangen sodann auf, denselben in den Rücken zu feuern. Auch die gewaltigsten preußischen Reiterangriffe, nach Seydlitz's Verwundung erst durch den Prinz Eugen von Württemberg, dann durch den General von Puttkammer geleitet, konnten gegen das entsetzliche Geschütz- und Gewehrfeuer des zahlreichen Feindes Nichts ausrichten. Puttkammer wurde erschossen, die tüchtigsten Generale Finck, Hülsen u. a. verwundet. Alle Truppen der Preußen geriethen nun in immer größere Unordnung. Dies benutzte General Laudon, um hinter dem rechten Flügel mit frischen Truppen hervorzubrechen: die abgematteten Preußen wurden nun in der Flanke und im Rücken angegriffen. Die vorher in einiger Entfernung vom Schlachtgetümmel aufgestellte österreichische Reiterei stürmte jetzt mit Ungestüm in die zerrütteten Haufen der Preußen ein. Mit einem Male ergriff panischer Schrecken das ganze preußische Heer: die Truppen flohen in den Wald und nach den Brücken. Alle wollten zugleich hinüber: es entstand ein entsetzliches Gedränge und eine unaussprechliche Verwirrung. Die österreichischen Reiter setzten die Verfolgung mit lebhaftem Eifer fort, und die Preußen mußten bei ihrer wilden Flucht außer allen vorher eroberten Kanonen noch einhundertundfünfundsechszig von den ihrigen zurücklassen. Der König selbst versuchte Alles, um sein Fußvolk zum Stehen zu bringen, aber alle Vorstellungen und selbst Bitten, die sonst von seinen Lippen eine so große Wirkung hervorbrachten, halfen in diesem Augenblick wirrer Verzweiflung Nichts mehr. Niemals war er so tief aufgeregt, als in jenen verhängnißvollen Stunden, wo er von der Höhe eines unbezweifelten Sieges so schnell in die Tiefe einer vollständigen Niederlage herabgestürzt worden war. Mitten im blutigen Getümmel schien er den Tod zu suchen und man hörte ihn rufen: „Giebt es denn heute keine verwünschte Kugel für mich!" Ein Trupp preußischer Reiter, der unter den Letzten auf dem Schlachtfelde war, floh eben vor einem Schwarm Kosacken, als plötzlich ein Husar dem Führer, dem Rittmeister von Prittwitz, zurief: „Herr Rittmeister, da steht der König." In der That erblickt der Offizier den König ganz allein, nur in Begleitung eines Pagen, der sein Pferd hält, auf einen Sandhügel stehend: er hat den Degen vor sich in die Erde gestoßen und blickt in lautloser Verzweiflung dem hereinbrechenden Verderben entgegen. Mit Mühe gelingt es Prittwitz, ihn zu überreden, das Schlachtfeld zu verlassen, endlich sagt der König: „Nun, Herr, wenn Er meint, vorwärts!" — setzt sich auf sein Pferd und die Husaren nehmen ihn in ihre Mitte. In demselben Augenblick sprengt ein verfolgender Trupp Kosaken heran. „Prittwitz, ich bin verloren!" ruft der König, „Nein, Ihro Majestät", antwortete der heldenmüthige Offizier, „das soll nicht geschehen, so lange noch ein Athem in uns ist." Statt sich blos zu vertheidigen, wandte er sich mit seinen wenigen Leuten rasch selbst zum Angriff: mit einem glücklichen Schuß warf er den feindlichen Offizier vom Pferde und nach einigen heftigen Ausfällen gelang es ihm, die Kosacken zu versprengen. Friedrich gelangte endlich sicher zu den übrigen Truppen.

Noch keine Schlacht im ganzen Kriege war so blutig gewesen: die Preußen hatten

achttausend Todte, funfzehntausend Verwundete und dreitausend Gefangene zu beklagen, fast alle preußischen Generale und Obersten waren verwundet. Die Russen und Oesterreicher hatten vierundzwanzigtausend Todte und Verwundete: Soltikow selbst meldete es seiner Kaiserin mit den Worten: „Ew. Majestät werden sich darüber nicht wundern. Sie wissen, daß der König von Preußen seine Niederlagen immer theuer verkauft.“ Auch soll der russische Feldmarschall geäußert haben: „Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte, so werde ich mit einem Stabe in der Hand allein die Nachricht nach Petersburg bringen müssen.“

Unter den Preußen, die in der Schlacht bei Cunersdorf gefallen, befand sich auch der Major von Kleist, einer der edelsten damaligen Dichter, zugleich wegen seines Charakters hochgeehrt. Er hatte in einem seiner Gedichte gesungen:

„Vielleicht sterb' einst auch ich
Den Tod für's Vaterland.“

Diese Ahnung sollte an jenem großen Unglückstag in Erfüllung gehen. Kleist führte ein Bataillon gegen den Feind an und eroberte damit drei Batterien. Die rechte Hand wird ihm durch eine Kugel zerschmettert; er nimmt den Degen in die linke und rückt mit seinen Leuten auf die vierte Batterie los. Ein Kartätschenschuß streckt ihn zu Boden: er wird aus dem Schlachtgetümmel getragen, in einen Graben gelegt und so seinem Schicksal überlassen. Bald fällt ein Haufen Kosacken über den im Blut schwimmenden Sieger her: sie reißen ihm Alles vom Leibe und lassen ihn völlig entblößt im Morast liegen. Sein Zustand jammerte einige russische Husaren, die vorbei ritten: sie warfen ihm einen alten Mantel und etwas Brod zu, aber andere Kosackenschwärme raubten ihm auch diese Gabe wieder. So lag er denn nackt und ohne Verband die ganze Nacht hindurch in seinem Blute: er war schwer, aber nicht von vorn herein tödtlich verwundet, dieser schreckliche Zustand aber und das in seine Wunde eindringende Wasser des Morastes machte dieselbe tödtlich. Er starb als Gefangener einige Tage darauf in Frankfurt. Die Russen gewährten dem edeln Sänger und Helden ein ehrenvolles Leichenbegängniß, viele ihrer Offiziere vereinigten sich mit den Lehrern der Frankfurter Universität und begleiteten den Trauerzug. Da der Degen auf dem Sarge fehlte, so nahm ein russischer Offizier den seinigen ab und legte ihn darauf. So wurde der „Sänger des Frühlings“ zu Grabe getragen; Tausende haben seitdem seine Ruhestätte besucht, um sein Andenken zu ehren.

Niemals war Friedrich's Armee in einem solchen Zustand der Auflösung gewesen, wie an dem Abend der Cunersdorfer Schlacht: Alles in wilder, ungeordneter Flucht zerstreut und nach allen Seiten zerstoben, von der leisesten Bewegung eines feindlichen Trupps wieder aufgescheucht zu weiterem angstvollen Fliehen. Der König selbst hielt sich und seine Sache für unwiederbringlich verloren und überließ sich für den Augenblick einer sonst ungewohnten Verzweiflung. „Es ist Alles, Alles verloren“, sprach er immer wieder vor sich hin und es schienen ihn nur noch die letzten Anordnungen für sein Reich und Gedanken des Todes zu erfüllen, denn er gedachte die Schmach nicht zu überleben. Er brachte die Nacht in einer erbärmlichen Hütte im Dorfe Oetscher zu, von wo aus er die nothwendigsten Befehle zur augenblicklichen Rettung ertheilte. Spät in der Nacht erst, angekleidet auf einem Bund Stroh liegend, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, den bloßen Degen zur Seite, verfiel er

in einen leichten Schlummer, der seine müde Seele für eine kurze Weile von den trübsten Bildern der Zukunft befreite.

Die Wahl zwischen Tod und Gefangenschaft allein schien für ihn übrig zu sein, und er war nach seiner ganzen Sinnesart entschlossen, lieber den Tod zu wählen, als sich gefangen zu geben. In größter Eile traf er alle Anordnungen, wie es mit dem Staat nach seinem Hingang gehalten werden sollte. Wir besitzen noch zwei merkwürdige Actenstücke aus jenen verzweifelten Stunden. In einem Briefe an den Minister Grafen von Finkenstein schreibt Friedrich: Von einer Armee von achtundvierzigtausend Mann habe ich in diesem Augenblick nicht dreitausend. Alles entflohen. Ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Es ist ein grausamer Schlag und überleben werde ich ihn nicht. Die Folgen der Affaire aber werden noch schlimmer sein, als die Affaire selbst. Denn ich habe keine Hülfsquellen mehr, und — um die Wahrheit zu sagen: ich halte Alles für verloren. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu für immer! Friedrich." Dem General von Finck aber, dem er den Befehl der geschlagenen Armee übergab, ertheilte der König folgende Instruction: „Der General Finck kriegt eine schwere Commission, die unglückliche Armee, so ich ihm übergebe, ist nicht mehr im Stande, die Russen zu schlagen. Hadick wird nach Berlin eilen, vielleicht General Laudon auch. Geht der General Finck diese beide nach, so kommen die Russen ihm in den Rücken, bleibt er an der Oder stehen, so kriegt er den Hadick diesseit. Indessen ich glaube, daß wenn Laudon nach Berlin wollte, solchen könnte er unterwegs attaquiren und schlagen: Solches, wo es gut geht, giebt dem Unglück einen Anstand und hält die Sachen auf, Zeit gewonnen ist sehr viel bei diesen desperaten Umständen. Er muß meinem Bruder, den ich Generalissimus bei der Armee declarirt, von Allem berichten. Dieses Unglück ganz wiederherzustellen, geht nicht an, indeß was mein Bruder befehlen wird, das muß geschehen. An meinen Neveu muß die Armee schwören. Dieses ist der einzige Rath, den ich bei den unglücklichen Umständen im Stande zu geben bin. Hätte ich noch Ressourcen, so wäre ich dabei geblieben. Friedrich." Das Schreiben an Prinz Heinrich, in welchem er seinen Entschluß ankündigte, der Regierung zu entsagen, kam glücklicher Weise nicht in dessen Hände.

Für die Rettung Berlins, welches er für unfehlbar bedroht ansah, gab er die bestimmtesten Befehle. Er wäre außer Stande, die Stadt zu schützen, weshalb nicht nur die königliche Familie, sondern auch die reichsten Einwohner mit ihrem Vermögen sich entfernen sollten. In Berlin war die Bestürzung zuerst sehr groß, um so mehr, als es hieß, man wisse nicht, wo der König sei. Aber bald kamen günstigere Nachrichten.

Alles Unheil, welches Friedrich befürchtet hatte, wurde ihm und dem Vaterlande erspart, weil die Feinde die errungenen ungeheueren Vortheile nicht zu benutzen verstanden. Eine nachdrückliche Verfolgung des geschlagenen preußischen Heeres hätte dasselbe unzweifelhaft vernichtet und den Mittelpunkt der preußischen Staaten in die Hände der Russen und Oesterreicher gegeben. Prinz Heinrich mit der sächsischen Armee wäre dann in der Mitte zwischen Daun und dem feindlichen Heere im Norden mit leichter Mühe erdrückt und vernichtet worden. Der preußische Staat war unrettbar der Willkür der Feinde preisgegeben.

Die russischen und österreichischen Feldherrn aber, statt ihren Sieg auf diese Weise zu benutzen, ließen es sich erst bei jubelnder Siegesfeier wohl sein und vergaßen dann in Zank

und Eifersucht, die Früchte ihrer Thaten zu pflücken. Als Daun erfuhr, daß Soltikow die Preußen nicht gleich verfolgt hatte, machte er ihm darüber bittere Vorwürfe. Soltikow aber antwortete ihm: „Ich habe jetzt zwei Schlachten gewonnen und warte jetzt nur noch, um weitere Bewegungen zu machen, auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen; denn es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin Alles allein thun." Ueberhaupt herrschte zwischen den beiderseitigen Feldherren längst eine gewisse Gereiztheit: man machte sich bei jeder Gelegenheit gegenseitige Vorwürfe und an ein herzliches Zusammenwirken war nicht zu denken. Das kam Friedrich in seiner gegenwärtigen großen Bedrängniß sehr zu Statten. Sowie er gesehen, daß man ihn nicht sofort verfolgte, sagte er: „Ein Feind, der seinen Sieg nicht verfolgt, ist nicht gefährlich", — er schöpfte neue Hoffnung, und alle kleinmüthigen oder verzweifelten Gedanken wurden durch die kühnsten Entwürfe zur Wiederherstellung seiner Lage zurückgedrängt.

Kriegsereignisse in Schlesien und Sachsen im Jahre 1759.

Die wichtigste Sorge Friedrich's, sowie er die Trümmer seines Heeres wieder gesammelt hatte, mußte sein, wenn irgend möglich, seine Hauptstadt zu decken, denn er mußte vor Allem eine Vereinigung der Russen mit der großen österreichischen Armee, die in der Lausitz stand, befürchten. Daun uud Soltikow hielten wegen der weiteren gemeinschaftlichen Operationen eine Zusammenkunft in Guben, wo beschlossen wurde, daß die Russen zunächst in der Mark Brandenburg bleiben, die Oesterreicher dagegen die Eroberung Dresdens abwarten sollten, dann wollte man in Schlesien Winterquartiere nehmen. Daun versprach, dem russischen Heer allen Unterhalt zu verschaffen; er gedachte denselben aus den österreichischen Magazinen in der Lausitz zu nehmen, wo der Abgang aus Böhmen ersetzt werden sollte. Er hatte sich jedoch die Sache viel leichter vorgestellt, als sie ausgeführt werden konnte, und der Unterhalt des russischen Heeres gerieth bald ins Stocken. Während nun Soltikow zunächst an der Oder stehen blieb, warf sich Friedrich mit seiner kleinen neu gesammelten Schaar zwischen Berlin und die Russen und suchte von Fürstenwalde aus die Hauptstadt zu decken. Daß ihm dies gelang, hat er selbst einmal als ein „Wunder des Hauses Brandenburg" bezeichnet.

Unterdeß hatte Fouqué mit großem Glück in Schlesien operirt: er hatte zwar den Uebergang eines zahlreichen österreichischen Heeres durch die Gebirgspässe nicht hindern können, als sie aber tiefer ins Land drangen, schnitt er ihnen durch geschickte Märsche und Wendungen alle Zufuhr aus Böhmen ab, und der österreichische Befehlshaber, durch Brotmangel bedrängt, war froh, nach zwölf Tagen wieder nach Böhmen zurückziehen zu können. Schlesien war für jetzt befreit; aber schlimmer erging es den Preußen in Sachsen.

Oesterreicher und Reichstruppen waren in großer Anzahl nach Sachsen geeilt, als Friedrich einen beträchtlichen Theil seiner Truppen aus diesem Lande hatte herausziehen müssen. Die Reichstruppen besetzten zuerst Leipzig, dann rückten sie vor Torgau, eine zwar mit Wall und Mauern umgebene, jedoch nicht stark befestigte Stadt, in welcher der preußische Oberst Wolffersdorf commandirte und sich mit einer kleinen Schaar so tapfer und

hartnäckig vertheidigte, daß ihm zuletzt ein ehrenvoller Abzug gestattet werden mußte. Auch Wittenberg fiel den Feinden Friedrich's wieder in die Hände; der größte Schlag für ihn war jedoch der Verlust Dresdens, welches die Oesterreicher seit so langer Zeit wieder zu erobern gestrebt hatten. Schon vor der Schlacht bei Cunersdorf hatten sie die sächsische Hauptstadt mit dreißigtausend Mann umgeben, und Schmettau war in der Nothwendigkeit gewesen, seine Vertheidigung auf die innere Altstadt, zu beschränken, die Neustadt dagegen den Feinden zu überlassen. Als die Nachricht von Friedrich's Niederlage ankam, wollten die Oesterreicher die erste Bestürzung darüber benutzen, um den preußischen Befehlshaber zur Uebergabe zu bewegen, aber der entschlossene Mann spottete aller Drohungen und Prahlereien, bis ein unvorsichtiges Schreiben Friedrich's selbst die Entschlüsse seines Generals änderte. Der König schrieb ihm in der ersten Hast nach der Schlacht bei Cunersdorf, daß es wohl äußerst schwer sein würde, Dresden zu halten, er möchte daher im Nothfalle nur darauf bedacht sein, einen vortheilhaften Vertrag zu erlangen und die Kassen zu retten. Dennoch gab Schmettau zuerst nicht alle Hoffnung auf und bestand noch mehrere Wochen hindurch mit Muth und Glück alle feindlichen Angriffe und Stürme; da er aber durchaus keine Nachricht mehr von Friedrich erhielt und nicht ahnen konnte, daß eine Hülfsschaar zu seinem Entsatz herbeieilte, vielmehr glauben mußte, daß die Folgen der verlorenen Schlacht sich in verderblichster Weise entwickelt hatten, so war er bald nur auf die Rettung der fünf Millionen Thaler bedacht, die er in seinen Kassen hatte, und deren Erhaltung für den König in der damaligen verzweifelten Lage allerdings von größter Wichtigkeit sein mußte. Er ließ sich daher in Unterhandlungen ein, und die Oesterreicher, ihrerseits von dem Herannahen eines preußischen Entsatzcorps wohl unterrichtet, gewährten ihm freien Abzug mit der ganzen Besatzung, mit Gepäck, Geschütz und Munition.

Kaum war der Vertrag abgeschlossen, so erschien der General Wunsch wenige Meilen von Dresden: mehrere Offiziere drangen in Schmettau, die Vertheidigung wieder aufzunehmen, er blieb aber bei der Kapitulation, welche freilich von den Feinden nicht ebenso ehrenhaft gehalten wurde. Denn kaum sahen sich dieselben im Besitz der Stadt, als sie die ausrückenden Preußen auf das Schimpflichste behandelten und ihnen einen Theil der Kriegsvorräthe vorenthielten. Doch gelang es Schmettau, seine Truppen und das Geld glücklich fortzubringen.

Der König, obwohl er selbst durch seinen ersten Brief und durch die lange Vernachlässigung Schmettau's, dem er sieben und zwanzig Tage hindurch keine Nachricht zukommen ließ, diesen Ausgang mit verschuldet hatte, verzieh dennoch dem braven General nicht, ließ ihn vielmehr seinen Unwillen aufs Schwerste empfinden. Er schrieb ihm: „es ist Euch gegangen, wie es leider meinen Generalen so oft geht, daß ihnen gerade im entscheidenden Augenblick die Entschlossenheit fehlt." Schmettau verlor sein Commando und durfte sich nie mehr in der Nähe des Königs zeigen. Er hätte ein besseres Schicksal verdient.

Der Verlust Dresdens war freilich von der allergrößten Wichtigkeit und ist als die schlimmste Folge der Schlacht bei Cunersdorf anzusehen.

Prinz Heinrich war unterdessen mittelst eines außerordentlich angestrengten und bewunderungswürdigen Marsches aus Schlesien nach Sachsen gekommen, nachdem er eine öster-

reichiſche Abtheilung bei Hoyerswerda überrumpelt und achtzehnhundert Mann gefangen genommen hatte. In Sachſen angekommen hielt er eine Schlacht nicht für wünſchenswerth, dagegen richtete er ſein Augenmerk auf die Wegnahme der feindlichen Vorrathshäuſer, wodurch die von Daun übernommene Verpflegung der Ruſſen noch ſchwieriger wurde. Derſelbe ließ dem Feldmarſchall Soltikoff deshalb Geld ſtatt Lebensmittel anbieten, dieſer aber ließ ihm erwiedern: „die Ruſſen eſſen kein Geld.“ Wegen des weiteren Unterhalts ſeiner zahlreichen Armee beſorgt, faßte der ruſſiſche Befehlshaber den Entſchluß, durch Schleſien nach Polen zurückzugehen und machte ſich aller Vorſtellungen der Oeſterreicher ungeachtet auf den Weg. Friedrich fürchtete eine Belagerung Glogau's durch die Ruſſen und eilte, ſie davon abzuhalten. Er war entſchloſſen, ihnen nöthigen Falls eine Schlacht zu liefern, und ſchrieb darüber an Fouqué, er mache ſich mit vollen Flügeln auf, die Belagerung zu verhindern. „Aber ich bin ſchwach,“ fügte er hinzu, „ich habe nur vierundzwanzigtauſend Mann, und zwar Leute, die zwei Mal geſchlagen ſind; Sie verſtehen mich ſchon. Können Sie, ſo ſchicken Sie mir Unterſtützung. Ich leide es durchaus nicht, daß man Glogau belagere. Eher ſchlage ich mich, komme daraus, was da wolle — das iſt der alten Ritter Denkungsart und auch die meinige.“ Sein kleines Heer mußte fortwährend einen Ueberfall beſorgen und durfte deshalb die Waffen nicht aus der Hand legen. Die Ruſſen wagten es jedoch nicht, ihn anzugreifen, ſondern gingen über die Oder und ſchienen ihre Abſichten zunächſt auf Breslau zu richten, doch fanden ſie alle Päſſe wohlbeſetzt.

Friedrich wurde damals von einem neuen Feind beläſtigt: er hatte die heftigſten Anfälle von Podagra, wodurch ſeine Beſorgniſſe wegen eines ruſſiſchen Angriffs erhöht wurden. Nicht fähig, ſelbſt zu commandiren, hätte der Heldenkönig alsdann, in ſchrecklichſter Lage, ohnmächtig an ſein Bett gefeſſelt, den Ausgang ſeines Geſchicks unthätig erwarten müſſen. In Köben, einem Städtchen an der Oder, wohin er ſich hatte bringen laſſen, verſammelte er ſeine Feldherren um ſein Lager, machte ſie mit der Heftigkeit ſeiner Krankheit, die ihn vom Heere entfernte, bekannt, und gab ihnen folgenden Auftrag: „Verſichern Sie meinen tapfern Soldaten, daß, obgleich ich dieſen Feldzug viel Unglück gehabt habe, ich doch nicht eher ruhen werde, als bis Alles wieder hergeſtellt iſt. Sagen Sie ihnen, daß ich mich auf ihren Heldenmuth verlaſſe, und daß mich Nichts als der Tod von meinem Heere trennen ſoll.“ Unter den heftigſten Schmerzen aber traf er ſelbſt die genaueſten Anordnungen für alle Kriegsoperationen. Glücklicher Weiſe erfuhren die Ruſſen Nichts von ſeiner Krankheit. Sie ſetzten ihren Zug durch Schleſien in verheerender Weiſe fort und wandten ſich dann nach Polen. Laudon, deſſen Corps bisher mit der Soltikoff'ſchen Armee noch verbunden war, fragte dieſen, was denn nun die öſterreichiſchen Truppen thun ſollten. Soltikoff antwortete: „Machen Sie damit, was Sie wollen, ich marſchire nach Poſen.“ Nach einiger Zeit trennte ſich Laudon höchſt mißvergnügt von ihm und führte ſeine Leute nach Oeſterreich zurück.

Am Ende October war denn ganz Brandenburg und Schleſien von den Feinden befreit, während auch in Sachſen der General Wunſch, der ſich nach Dresdens Fall vor Torgau begeben und dieſe Feſtung, wie ſchon vorher Wittenberg, wieder erobert hatte, nunmehr in Gemeinſchaft mit Prinz Heinrich gegen die Oeſterreicher und deren Verbündete vorging.

Zum Erſtaunen der Welt, welche ſoeben Friedrich's Untergang erwartet hatte, waren am Ende des Jahres die ſiegreichen großen Heere aus Preußen entfernt und in Sachſen zur Vertheidigung genöthigt; ſie wurden von dem weit geringeren, geſchlagenen und getrennten Heere des Königs in allen ihren Bewegungen gefeſſelt und ihre Entwürfe vereitelt. Von allen ihren jüngſt gemachten Eroberungen war nur noch Dresden in ihrer Gewalt. Ihnen auch dieſen Ort zu entreißen war jetzt des Königs Abſicht, der, ſelbſt noch krank in Glogau zurückgehalten, einen Theil ſeines Heeres unter General Hülſen zur Verſtärkung des Prinzen Heinrich entſendete. Daun, jetzt von einer ſtarken Armee bedroht, bezog ein Lager bei Plauen, um Dresden zu decken. In der Mitte November konnte endlich der König ſelbſt, obwohl noch nicht völlig hergeſtellt, wieder zu ſeiner ſächſiſchen Armee eilen. Er wollte nun Daun zum Rückzug nach Böhmen zwingen; zu dieſem Zwecke ſchickte er den General von Finck mit elftauſend Mann nach Maxen in's Gebirge, um dem Feind die Zufuhr aus Böhmen abzuſchneiden. Finck fand eine ſolche Stellung, mitten zwiſchen den übermächtigen feindlichen Heeren, ganz getrennt vom König, ſehr bedenklich und machte demſelben vor dem Abmarſche Vorſtellungen darüber. Friedrich aber, durch ſo manche glückliche Erfolge gewöhnt, auch die unmöglichſcheinenden Dinge möglich zu machen, erwiederte ihm: „Er weiß, daß ich keine Difficultäten leiden kann. Mache Er, daß Er fortkommt.“ Finck befolgte nun in Allem des Königs Befehle, meldete aber zugleich, in wie großer Gefahr, eingeſchloſſen zu werden, er ſich befinde. Seine Briefe wurden unglücklicher Weiſe alle aufgefangen, und ſo entſtand eines der verhängnißvollſten Kriegsereigniſſe, welche Friedrich je betroffen hatten.

Am 21. November wurde Finck von vierzigtauſend Oeſterreichern und Reichstruppen auf allen Seiten angegriffen, er ſelbſt ſtand in der Tiefe, die Feinde ringsum auf Anhöhen. Die Preußen wehrten ſich gegen den übermächtigen Angriff mit gewohnter Tapferkeit, aber die feindlichen Batterien richteten unter ihnen große Verwüſtung an, dazu gerieth das Dorf Maxen in Brand, wodurch die verderblichſte Verwirrung entſtand; endlich fehlte den Preußen ſogar der weitere Schießbedarf. Es wurde Kriegsrath gehalten, ob man ſich bis zum letzten Mann aufopfern oder als Kriegsgefangene ergeben ſolle. Die letztere Anſicht überwog und ſo kam es dahin, daß das ganze Corps, elftauſend Mann Fußvolk und Reiter, das Gewehr ſtreckten und einundſiebenzig Kanonen, vierundzwanzig Standarten und ſechsundneunzig Fahnen den Oeſterreichern übergaben. Auf den Brief, in welchem Finck aus ſeiner Gefangenſchaft das traurige Ereigniß dem König anzeigte, antwortete dieſer: „Es iſt bis dato ein ganz unerhörtes Exempel, daß ein preußiſches Corps das Gewehr vor ſeinem Feinde niedergeleget, von dergleichen Vorfall man vorher gar keine Idee gehabt. Von der Sache ſelbſt muß Ich annoch mein Judicium ſuſpendiren, weil Ich die eigentliche Umſtände, ſo dabei vorgegangen, noch gar nicht weiß.“ An den Marquis d'Argens aber ſchrieb der König nach zwei Tagen: „Das Unglück, das dem General Finck ſoeben widerfahren iſt hat mich ſo betäubt, daß ich mich noch nicht von meiner Beſtürzung erholen kann. Dadurch kommen alle meine Maßregeln in Unordnung, und es geht mir tief in's Herz. Das Mißgeſchick verfolgt mein Alter und hat mich ſeit meinem Marſch nach Sachſen begleitet. So lange es mir möglich ſein wird, werde ich dagegen kämpfen.“ Noch ein Jahr ſpäter ſchrieb er an

ſeinen Bruder: „Wenn wir untergehen ſollen, ſo müſſen wir unſere Ruine von dem Tage von Maxen datiren.“ Er war überdies der Anſicht, daß das Unglück hätte vermieden werden können, und ſetzte nach Beendigung das Krieges über den General Finck und deſſen Genoſſen ein militäriſches Gericht unter Ziethen's Vorſitz nieder, welches dem unglücklichen Befehlshaber zwar keinerlei Mangel an Muth, aber mehrere große Fehler vorwarf und ihn zur Caſſation und einjährigem Feſtungsarreſt verurtheilte. Dieſe Beſtrafung iſt von vielen Seiten als eine große Härte angeſehen worden.

Dem Unglück bei Maxen folgte bald ein anderes ähnliches; General Dierike, der mit eintauſendvierhundert Mann bei Meißen ſtand, mußte ſich nach einem blutigen Gefecht gleichfalls den Oeſterreichern ergeben. Der ſonſt ſo behutſame Daun wurde durch ſolche Erfolge ermuthigt, ſich dem geſchwächten Heere des Königs zu nähern, da er es aber wohl vertheidigt fand, zog er ſich wieder zurück. Anderen Angriffsverſuchen von Seiten öſterreichiſcher Heeresabtheilungen begegnete der König überall mit drohender Schlachtbereitſchaft, — ſo ſehr er aber durch ſein entſchloſſenes Auftreten die Feinde fürerſt von größeren Unternehmungen abzuhalten wußte, ſo fand er es doch gerathen, zur Verſtärkung ſeiner Armee ein Corps vom Herzog Ferdinand von Braunſchweig zu erbitten, welcher ihm zwölftauſend Mann unter dem Erbprinzen von Braunſchweig zuſandte. So verſtärkt, konnte der König dem weiteren Verlauf des Winters mit einiger Ruhe entgegenſehen. Er ließ jedoch ſeine Truppen nicht eigentliche Winterquartiere beziehen, ſondern blieb trotz der furchtbaren Kälte in einem engen Lager bei Wilsdruf ſtehen. Es war der beſchwerlichſte Winter, den die Armee noch durchgemacht hatte: die Zelte waren angefroren, der Schnee lag oft kniehoch, Holz war nur noch aus weiter Entfernung mit unſäglicher Mühe herbeizuſchaffen, die Soldaten legten ſich, um ſich nur einigermaßen zu erwärmen, oft dicht übereinander. Die Offiziere ſuchten ſich in den elenden Stuben der Dörfer zu helfen, ſo gut es ging, aber unter ihnen, wie unter den Soldaten rafften Kälte und Krankheit eine große Anzahl hinweg. Friedrich gewann damit nur, daß auch Daun ſich nicht frei bewegen und keine Winterquartiere beziehen konnte. Endlich aber im Januar gab er jene bedenkliche Art des Winterfeldzuges auf und bezog Quartiere bei Freiberg.

So endete der ſchwerſte, unglücklichſte Feldzug des ſiebenjährigen Krieges, an deſſen Schluß der König aber von allen ſeinen eigenen und vorher eroberten Ländern Nichts eingebüßt hatte, als Dresden und die nächſte Umgebung.

In demſelben Jahre waren Friedrich's Verbündete im Weſten viel glücklicher geweſen, als er ſelbſt. Der Feldzug hatte dort ſehr zeitig begonnen, indem die Franzoſen ſchon während des Winters wider alle Verträge die freie Reichsſtadt Frankfurt am Main beſetzt hatten. Ferdinand von Braunſchweig, die Wichtigkeit dieſer Stellung erkennend, wollte ſie von dort verdrängen und rückte ſchon im April gegen ſie vor. Bei Bergen kam es am 13. April zu einer Schlacht, in welcher die Verbündeten zwar die größte Tapferkeit bewieſen, jedoch den von dem Herzog von Broglio trefflich geführten Feind nicht aus ſeiner günſtigen Stellung zu vertreiben vermochten. Ferdinand konnte ſein Feldherrentalent hier nur noch durch einen trefflich geordneten Rückzug Angeſichts des weit überlegenen Feindes beweiſen; er mußte ſich zunächſt auf die Behauptung der Weſer beſchränken, vermochte es dagegen nicht

zu hindern, daß die Franzosen in kurzer Zeit Kassel, Minden und Münster eroberten und daselbst in gewohnter Weise grausam hausten. Dieselben gedachten nun in's Hannöversche einzudringen und die Verbündeten von der Weser abzuschneiden. Ferdinand von Braunschweig vereitelte jedoch alle ihre Pläne, indem er sich durch Ueberrumpelung der wichtigen Stadt Bremen bemächtigte und bald darauf (am 1. August) in einer großen Schlacht bei Minden die vereinigten feindlichen Heere unter Contades und Broglio auf's Haupt schlug. Seine trefflichen Anordnungen in der Schlacht und die Bravour seiner Truppen wurden durch die fehlerhafte Aufstellung der Feinde unterstützt, und die Niederlage derselben, welche bald in die entschiedenste Flucht ausartete, hätte den völligen Untergang des französischen Heeres zur Folge gehabt, wenn nicht der Anführer der englischen Reiterei, Lord Sackville, aus Eifersucht auf die Erfolge des Herzogs Ferdinand, dessen Befehle zur Verfolgung des geschlagenen Feindes absichtlich vernachlässigt und hierdurch die größten Vortheile der Verbündeten zu Nichte gemacht hätte. Dennoch verloren die Franzosen in jener Schlacht achttausend Todte, Verwundete und Gefangene, sehr viel Gepäck und die Kriegskasse, in Folge der Schlacht auch ihre reichen Vorrathshäuser in der ganzen westphälischen Gegend. Ferdinand von Braunschweig wurde in Deutschland und England wegen dieses Sieges hochgeehrt, Lord Sackville dagegen durch ein Kriegsgericht für unwürdig erklärt, je wieder ein Kriegsamt zu begleiten.

An dem nämlichen Tage der Schlacht bei Minden hatte auch der Erbprinz von Braunschweig mit einer kleinen Heeresabtheilung einen Sieg bei Gohfeld erfochten; beide Feldherren benutzten nun gemeinschaftlich diese errungenen Vortheile, um die Franzosen aus den kurz vorher besetzten Gegenden in kurzer Zeit wieder gänzlich zu verdrängen. Durch eine Reihe glücklicher Gefechte wurden die Feinde immer weiter zurückgetrieben; zuletzt, schon in später Jahreszeit wurde auch Fulda, wo der Herzog von Württemberg, der Verbündete der Franzosen, mit zwölftausend Mann stand, überrumpelt und von der württembergischen Besatzung befreit. Bald standen die Angelegenheiten für die Verbündeten dort so gut, daß Ferdinand, ohne jedes Bedenken den Erbprinzen von Braunschweig, wie erwähnt, mit zwölftausend Mann nach Sachsen zur Verstärkung von Friedrich's Heer entsenden konnte. Er befand sich wieder im Besitz aller Gegenden und Orte, wie vor Beginn des Krieges, und nahm seine Winterquartiere in Kassel und Westphalen, die Franzosen die ihrigen bei Frankfurt.

Das Jahr 1760.

Die schlimmsten, unmittelbarsten Folgen der unglückseligen Tage von Cunersdorf und von Maxen waren am Schluß des Jahres 1759 beseitigt, aber Friedrich's Lage war nichtsdestominder eine schwer bedrohte, und das hereinbrechende Jahr schien ihm und seinem Lande wenig Heil bringen zu können. Am 1. Januar 1760 schrieb er an seinen Bruder Heinrich, zu welchem sein Verhältniß sich immer inniger gestaltet hatte, einen trüben, ahnungsschweren Neujahrsgruß. „Mein Herz ist von Kummer verzehrt," hieß es darin, „und was mich am meisten entmuthigt, ist, daß ich mit meinen Mitteln zu Ende bin und nirgends mehr Hülfsquellen finde." Er sieht sich in Sachsen selbst von den Feinden fast erdrückt

und fürchtet eine schreckliche Katastrophe; Frankreich glaubt er zum Frieden geneigt, aber komme derselbe nicht gleich zu Stande, so werde es für ihn zu spät sein. „Ich sollte Euch," so schließt er, „am Neujahrstage nicht so betrüben, aber das traurige Bild, das ich Euch vorführe, steht ja so deutlich vor unserm Auge, daß es sich nicht verhüllen läßt. Kurz, mein theurer Bruder, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft scheinen mir gleich betrübend, und ich höre nicht auf, mir zuzurufen, daß ich mich als Mensch dem Geschick der Menschen unterwerfen muß."

Prinz Heinrich suchte ihn über das Traurige seiner Lage zu trösten, ohne dasselbe in Abrede zu stellen: „Ich kann nicht leugnen," schreibt er, „daß ich die Gegenwart und die Zukunft ebenso betrachte, wie Sie: wenn im Frühjahr der Friede nicht zu Stande kommt, so glaube ich, wie Sie, mein theurer Bruder, daß die Katastrophe nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit unvermeidlich ist. Um aber mit aller Offenheit zu sprechen, so glaube ich, daß die Voraussicht solchen Unglücks ein hinreichender Grund ist, um Alles in der Welt für die baldmöglichste Herbeiführung des Friedens zu thun. Kein Unglück, keine Schande, kein Elend und keine Herabwürdigung kann so groß sein, um gegen den Untergang des ganzen Staates in Betracht zu kommen: mithin kann keine Lage, so bedauerlich man sich dieselbe für Sie und für das Land vorstellen mag, mit dem gänzlichen Ruin, den Sie erwarten, verglichen werden. Sie haben den Krieg vier Jahre hindurch ausgehalten; kein Frieden, so nachtheilig er sein mag, wird hiernach entehrend sein; nur die Eitelkeit, nicht die Ehre kann dabei zu Schaden kommen." — Bald darauf schrieb der König wiederum an den Bruder von Friedenshoffnungen in Bezug auf Frankreich und fügte dann hinzu: „Wenn es gelingt, so wird es ein fürchterlicher Schlag für die Oesterreicher sein, und wir werden uns aus allen Schwierigkeiten herausziehen können; wenn nicht, so müssen wir den Degen in der Hand untergehen. Welches auch mein Geschick sei, ich werde für Euch bis zum letzten Seufzer die Dankbarkeit für alle mir bezeigte Freundschaft und für alle dem Staat erwiesenen Dienste bewahren. Wenn die Ueberzahl uns erdrückt, so werden wir das Geschick eines Wanderers haben, den eine Räuberbande ermordet, und das anderer Fürsten, welche unglücklich waren, wie wir. Einstweilen, mein theurer Bruder, bin ich so eifrig, als nur möglich, um die Armee wieder in Stand zu setzen, um die Finanzen und die Verpflegung neu zu ordnen. Wenn es mir nicht glückt, so ist es dem Geschick zuzuschreiben, welches seit einiger Zeit mein Alter verfolgt."

Die Friedenshoffnungen des Königs beruhten theilweise auf den Erfolgen der Engländer in Amerika und in Indien; die französische Seemacht war fast gänzlich vernichtet worden, und noch größere Vortheile schienen für die Engländer zu erwarten. Deshalb waren sie, wie der König von Preußen, zum Frieden geneigt. Der frühere König Stanislaus von Polen, der in Nancy lebte, schien die Vermittelung übernehmen zu sollen. Friedrich schrieb ihm, wie sehr er wünsche, daß die Stimme der Menschenliebe und der Gerechtigkeit endlich auf allen Seiten gehört werde, damit die Welt nicht länger ein Schauplatz der Verheerungen und des Mordes sei. Aber der französische Hof, so bereitwillig er einen Frieden mit England angenommen hätte, wollte Friedrich nicht in denselben einschließen: vergeblich ließ dieser durch einen besonderen Abgesandten wiederholt in Versailles vorstellen, wie ver-

derblich Preußens etwaiger Untergang für Frankreich selbst sein würde. Die Marquise von Pompadour und der Herzog von Choiseul waren zu sehr von Haß gegen den großen König erfüllt und zu eng mit Maria Theresia verbunden, als daß sie zu dem ungeheuern Opfer, welche der Krieg Frankreich schon gekostet hatte, nicht willig immer neue der Nation auferlegt hätten, um Friedrich endlich ganz zu demüthigen. Auch in Petersburg dauerte der alte Haß fort, und auch dort wurden alle Friedensanträge geringschätzig zurückgewiesen.

So mußte sich denn Friedrich wiederum auf den verzweifeltsten Kampf gefaßt machen, und in der That rüstete er den ganzen Winter hindurch mit der äußersten Anstrengung. Seine eigenen Länder waren größtentheils schon erschöpft und vermochten dem Bedürfniß der Kriegführung an Menschen, Geld und Lebensmitteln nicht mehr zu genügen. Da mußte Sachsen vorzüglich den Mangel ersetzen: mit der allergrößten Strenge und Härte wurden dort die Lieferungen an Rekruten, Proviant und an Geldcontributionen betrieben. Um sich Geld zu verschaffen, ließ der König überdies die besten Wälder umhauen und das Holz an unternehmende Capitalisten verkaufen. Aber der Abgang in seiner Armee konnte auch durch die ausgehobenen Sachsen nicht vollständig ersetzt werden, und Friedrich sah sich genöthigt, seine Werber durch ganz Deutschland zu schicken: Schaaren von Menschen wurden zum Theil durch Ueberredung und Geld, zum Theil auch mit List und Gewalt zu den preußischen Fahnen geholt. Die unermüdliche und erfindungsreiche Thätigkeit Friedrich's besiegte die Schwierigkeiten, welche der Vervollständigung seiner Armee entgegenstanden, und die Höfe von Wien und Petersburg waren erstaunt, als er beim Herannahen des Frühjahres sich bereits wieder so weit verstärkt hatte, um den Erbprinzen von Braunschweig mit seiner Abtheilung zum Heere des Herzogs Ferdinand zurücksenden zu können. Freilich hatte er den zweihunderttausend Mann, die von seinen Feinden ins Feld geführt wurden, doch nur etwa neunzigtausend Mann entgegenzustellen, noch dazu zum großen Theil junge Bursche, die noch nicht in der Kriegsübung und Gefahr gestählt waren.

Die feindlichen Verbündeten wollten Friedrich in dem neubeginnenden Feldzug zunächst zwingen, Sachsen oder Schlesien preiszugeben, vorzüglich war es auf Schlesien abgesehen, wo die Russen zur Belagerung von Breslau einrücken, Laudon aber von Böhmen her den Eingang erzwingen sollte. Friedrich vertheilte seine Kräfte so, daß er selbst die Vertheidigung Sachsens gegen Daun übernahm, während Prinz Heinrich Schlesien beschützen sollte. In der ganzen Armee machte er bekannt, daß er in der bevorstehenden Campagne mehr als je genöthigt sein würde, starke Märsche zu machen, um den Feind zu einer Schlacht zu bringen; die Befehlshaber sollten deshalb die Truppen aufmuntern, die zu erwartenden Beschwerden mit Standhaftigkeit zu ertragen.

Schlesien war am Anfang des Feldzugs schwach besetzt; der König nahm zunächst darauf Bedacht, die Festungsbesatzungen zu verstärken. Bei den hierdurch veranlaßten Truppenbewegungen gab das Pommer'sche Infanterie-Regiment von Manteuffel einen Beweis heldenmüthigen Sinnes. Dasselbe wurde, als es aus seinen Cantonirungsquartieren bei Neiße ausrückte, im freien Felde von vier Laudon'schen Reiterregimentern angegriffen. Laudon ließ den Oberst durch einen Offizier auffordern, sich zu ergeben, sonst würde das ganze Regiment niedergemacht werden. Der Befehlshaber erwiederte: der Offizier möchte sich die

Antwort von den Soldaten selber holen und führte ihn vor die Front des Regiments. Sowie er den Leuten die Drohung des österreichischen Generals in plattdeutscher Sprache mitgetheilt, erscholl aus Aller Munde eine so derbe, unhöfliche Antwort, daß der Offizier sich beeilte, davon zu kommen. Das Regiment bestand die Angriffe der zahlreichen Cavallerie, die sich während eines zweistündigen Marsches fortwährend wiederholten, mit ruhmwürdiger Bravour und zwang die Oesterreicher endlich, sich zurückzuziehen.

An den Pässen des Riesengebirges bei Landshut stand General Fouqué in einem verschanzten Lager, um mit dreizehntausend Mann Schlesien auf jener Seite zu decken. Bald sah sich derselbe einer großen Uebermacht von Oesterreichern unter Laudon gegenüber: er betrachtete seine Stellung als unhaltbar und begann sich auf Breslau zurückzuziehen. Der König aber, welcher die schlesischen Gebirgsstädte nicht unbeschützt lassen wollte, befahl ihm, seinen Posten zu behaupten. Friedrich glaubte nicht, daß Laudon zum Angriff schreiten würde und hoffte seinerseits, Fouqué bald zu Hülfe kommen zu können. Er schrieb ihm: „Da Ihr mir durch Euern übereilten Marsch auf Breslau das Gebirge verloren habt, so müßt Ihr mir dasselbe absolut wiederschaffen. — Wenn es hier zu einer Decision kommt und die Sachen für mich mit göttlicher Hülfe gut gehen, so werde ich Anfangs künftigen Monats in Schlesien sein." Eigenhändig fügte er ärgerlich hinzu: „Meine Generale thun mir mehr Schaden, als meine Feinde, weil sie immer verkehrt manövriren." Fouqué schrieb darauf an den König, er werde in Folge des erhaltenen Befehls den Posten im Gebirge bis aufs Aeußerste behaupten. Bald berichtete er aber, er sei von allen Seiten umzingelt, sitze da fest und wie angenagelt, doch wolle er sich zu halten suchen, bis der König ihn retten könne. Dieser konnte jedoch aus Sachsen sobald nicht abkommen. Auch gab es damals einen wichtigen Grund, der ihn abhielt, etwa einen voreiligen Streich gegen Daun zu unternehmen. Er hoffte nämlich schon seit einiger Zeit, daß die Türken einen Krieg gegen Oesterreich beginnen sollten, wodurch diese genöthigt worden wären, eine ihrer Armeen abzuberufen. Alle seine Briefe aus damaliger Zeit deuten diese Hoffnung an. Am 23. Juni schrieb er an Fouqué: „Wir müssen nur dafür sorgen, daß uns keine Festung verloren gehe, das Uebrige wird sich dann schon geben. Wenn es aber, davor der Himmel sei, mit den Türken ganz fehlen sollte, so würde es nicht in unsern Kräften stehen, Alles wieder zurecht zu bringen." Aber nicht allein, daß es mit den Türken fehlte, sondern an demselben Tage (23. Juni) ging Fouqué mit seiner ganzen Armee verloren. Laudon hatte einen Augenblick abgewartet, wo Fouqué durch Absendung eines Theils seines Heeres noch mehr geschwächt und nur achttausend Mann stark war, um ihn mit einunddreißigtausend Mann anzugreifen. Vergeblich ließ er ihn nach Eroberung mehrerer Schanzen auffordern, sich zu ergeben, Fouqué zog sich mit seiner kleinen Armee unter verzweifelter Gegenwehr von Anhöhe zu Anhöhe ins Thal zurück, dort sprach er seinen Leuten neuen Muth ein und ließ sie, in ein Viereck formirt, unter weiterer fortwährender Vertheidigung, sich fortbewegen. Aber von allen Seiten umzingelt und zuletzt nach achtstündigem Schießen der Munition ermangelnd, mußten sie der Uebermacht unterliegen. Fouqué selbst wurde gefährlich am Kopf verwundet und stürzte mit seinem unter ihm todtgeschossenen Pferde zu Boden. Mehrere seiner tapfersten Soldaten versuchten ihren Feldherrn zu retten, umringten ihn und

ließen sich neben ihm niederhauen. Er selbst bekam noch mehrere Säbelhiebe und ein österreichischer Reiter hätte ihm vollends den Todesstoß gegeben, wenn sich nicht sein treuer Reitknecht, Trautschke, dazwischen geworfen und die Hiebe aufgefangen hätte. „Wollt ihr den commandirenden General umbringen?“ rief der brave Diener, und auf diesen Angstschrei sprengte ein österreichischer Oberst herbei und rettete den verwundeten, bluttriefenden Feldherrn, dem er die größte Ehrerbietung erwies. Nur ein kleiner Haufe der Preußen stand noch im Viereck in der Ebene und schlug eine Zeit lang alle Angriffe der Reiterei zurück; bald aber auf allen Seiten von Croaten, Dragonern und Husaren bedrängt, mußten sie endlich das Gewehr strecken. Der größte Theil der braven Krieger fiel dessenungeachtet durch das Schwert der wuthentbrannten Feinde. Fouqué wurde mit viertausend Mann kriegsgefangen, sechshundert Preußen waren getödtet, eintausendundachthundert verwundet. Die Reiterei hatte sich durchgeschlagen und erreichte glücklich Breslau.

Die nächste Folge des unglücklichen Treffens bei Landshut war der Verlust der wichtigen Festung Glatz, welche nur eine geringe Besatzung hatte und nach kurzer Belagerung den Oesterreichern in die Hände fiel. Diese fanden hier große Vorräthe und konnten nun festen Fuß in Schlesien fassen.

Friedrich war in der größten Bestürzung, als er diese traurigen Nachrichten erhielt. Das Corps, welches bisher Schlesien deckte, war mit einem Schlage vernichtet und mit ihm dessen commandirender General, der bisher sein Commando so gut geführt hatte, und der überdies schon aus der Rheinsberger Zeit her zu des Königs Vertrauten gehörte. Dieser sagte wiederholt in den Briefen an Prinz Heinrich, jetzt sei Alles verloren, wenn ihn nicht etwa die Türken retteten, er wisse gar nicht mehr, was er thun solle und könne nur noch aufs Gerathewohl handeln. Wenn die Russen von der einen Seite der Oder, Laudon von der anderen gemeinschaftlich operirten, so wisse er sich absolut keinen Rath mehr.

Um Schlesien, welches den feindlichen Heeren ganz offen lag, zu retten, brach er Anfangs Juli dorthin auf, wollte aber auf dem Marsche dahin zugleich eine Gelegenheit herbeiführen, die feindliche Hauptarmee unter Daun erst noch anzugreifen und zu schlagen. Aber Daun, wie dessen Untergenerale, wichen ihm überall vorsichtig aus, und da ihm so die große Armee drohend im Rücken blieb, gab er zunächst den Marsch nach Schlesien wieder auf und wandte sich unerwartet gegen Dresden. Durch Eilboten ließ er das nöthige Geschütz aus Magdeburg herbeibringen und begann am 14. Juli die Beschießung der unglücklichen Stadt. Die Einwohner flüchteten in Haufen; Paläste und Kirchen sanken in Asche. Daun aber kehrte zum Schutz der bedrohten Hauptstadt eilig zurück, doppelt ermuthigt durch die eben angekommene Nachricht von der Eroberung von Glatz. Nach vierzehntägiger fruchtloser Anstrengung sah sich der König genöthigt, die Belagerung von Dresden aufzugeben.

Sein ganzes Bestreben mußte jetzt dahin gehen, die immer mehr drohende Vereinigung der Oesterreicher und Russen in Schlesien zu verhindern und er brach dahin auf. Daun zog immer neben ihm her, ohne ihn jedoch anzugreifen, vielmehr jedem Versuch zu einer Schlacht sorgsam ausweichend; dagegen ließ er durch seine leichten Truppen alle Brücken auf dem Wege verbrennen und alle nach Schlesien führenden Straßen unbrauchbar machen. Friedrich

überwand jedoch diese Schwierigkeiten, um wo möglich Breslau, das von Laudon bereits belagert wurde, zu befreien.

General Tauentzien führte den Befehl in Breslau, ein Krieger aus der alten Potsdamer Schule, der mit den höchsten Begriffen von militärischer Ehre großen Muth, Einsicht und kriegerische Fähigkeiten verband. Solche Eigenschaften waren an jener Stelle auch im höchsten Grade erforderlich. Laudon stand mit funfzigtausend Oesterreichern vor der Stadt; neuntausend kriegsgefangene Oesterreicher innerhalb der Festung aber drohten sich zu empören. Um diese zu bewältigen und zugleich dem Feind zu widerstehen, gebot Tauentzien nur über dreitausend Mann, worunter zweitausend im Ausland geworbene Soldaten. Nur auf tausend Mann königliche Garde konnte er sich durchaus verlassen. In dieser schwierigen Lage gab sein Verhalten einen ruhmwürdigen Beweis, was die Festigkeit eines Führers und die Kraft der Disciplin vermag. Laudon ließ ihn auffordern, sich zu ergeben: der König und Prinz Heinrich seien weit entfernt, die Russen dagegen würden mit fünfundsiebenzigtausend Mann alsbald erscheinen, er wolle die Bedingungen der Uebergabe freistellen, werde diese aber verweigert, so werde er die Stadt aus fünfundvierzig Mörsern beschießen und in Brand stecken. Tauentzien antwortete kurz: Breslau sei eine Festung, und er würde den Feind auf den Wällen erwarten, wenn auch die Häuser in Asche verwandelt werden sollten. Laudon verdoppelte seine Drohungen. Es hieß: das Kind im Mutterleibe sollte nicht verschont bleiben. Tauentzien antwortete: „Ich bin nicht schwanger und meine Soldaten auch nicht." Hierauf begann die Beschießung. Tauentzien war von der Schwäche und Unhaltbarkeit seiner Lage selbst überzeugt; er versammelte jedoch die Offiziere der königlichen Garde und eröffnete ihnen seinen Vorsatz, sich bis zum letzten Blutstropfen auf den Wällen der Festung zu wehren, damit die Welt nicht das Schauspiel erlebe, die ganze Leibwacht des Königs kriegsgefangen zu sehen. Die Offiziere, von Vaterlandsliebe entflammt, stimmten seinem heldenmüthigen Entschluß bei. Doch es kam nicht zu diesem Aeußersten, denn Prinz Heinrich kam auf Tauentzien's Botschaft von der drohenden Gefahr schleunig herbei, früher als die Russen sich ihrerseits mit den Oesterreichern verbinden konnten. Laudon sah sich hierdurch genöthigt, die mit so gewaltigen Drohungen begonnene Belagerung wieder aufzuheben.

Unterdeß kam auch der König in Eilmärschen aus Sachsen her: er war Angesichts der ihm immerfort folgenden Daun'schen Armee über die Elbe, die Neiße, den Queiß und den Bober gegangen und hatte ungeachtet der beschwerlichen Menge Vorrathswagen, die er mit sich führen mußte, in fünf Tagen zwanzig Meilen zurückgelegt. Daun, der jede Gelegenheit zur Schlacht vermied, vereinigte sich dann in Schlesien mit Laudon, um den König vom Prinzen Heinrich, sowie von Breslau und Schweidnitz abzuschneiden. Sie hatten jetzt seinen dreißigtausend Mann mehr als das Dreifache, über hunderttausend, entgegenzustellen, und da Soltikoff dringend forderte, daß man Friedrich verhindere, über die Oder zu gehen, widrigenfalls sich die Russen nach Polen zurückziehen würden, so entschloß sich Daun endlich, eine Schlacht zu liefern. Friedrich war gewiß nicht unzufrieden, daß es endlich zum Schlagen kommen sollte; er selbst hatte kurz vorher seinem Bruder geschrieben, es sei eine absolute Nothwendigkeit, irgend einen entscheidenden Schlag zu führen, weil er bei weiterer

Verzögerung Alles riskire. „Ich würde vor aller Welt eine schwere Verantwortung auf mich nehmen", fügte er hinzu, „wenn ich in Unthätigkeit verharren wollte, während alle meine Staaten von den größten Gefahren bedroht sind." Wenige Tage vor der Schlacht aber schrieb er: „Unsere Angelegenheiten müssen sich jetzt entscheiden: wir werden für die Ehre und das Vaterland kämpfen, ein Jeder wird das Seine thun, daß es gelinge. Die Ueberzahl schreckt uns nicht."

Der 15. August war zu dem entscheidenden Schlage bestimmt: die beiden Heere befanden sich an der Katzbach, nahe bei Liegnitz. Der König sollte von allen Seiten angegriffen und durch die Uebermacht erdrückt werden. Die Feinde standen ihm so nahe wie bei Hochkirch, und er hatte wiederum einen plötzlichen Ueberfall zu fürchten; aber List und Kühnheit halfen ihm die Anschläge der Gegner zu Schanden machen. Dieselben glaubten sich ihrer Sache so gewiß, daß sie sagten: der Sack wäre nun aufgemacht, worin man den König und seine Armee auffangen und ihn dann zuschnüren würde. Friedrich erfuhr die Prahlerei und sagte darauf: „Ich denke, in den Sack ein Loch zu machen, das sie Mühe haben werden auszubessern." Heimlich in der Nacht zum 15. veränderte er seine Stellung: um aber den Feind sicherer zu täuschen, mußten Bauern die Wachtfeuer in dem verlassenen Lager unterhalten, auch ließ er Husaren-Runden alle Viertelstunden die nächtlichen Lagersignale fortsetzen. Unterdeß zog seine Armee auf die Anhöhen bei Liegnitz und stellte sich in Schlachtordnung. Es war eine heitere, sternenklare Sommernacht. Die Soldaten hatten sich, das Gewehr im Arm, gelagert und unterhielten sich; der König saß auf einer Trommel, wie der Dichter singt:

„Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seiner Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht."

Als es eben zu dämmern anfing, kam Laudon mit dreißigtausend Mann heran, mit denen er den linken Flügel der Preußen angreifen sollte, und war bestürzt, nicht blos diesen, sondern die ganze Armee des Königs vor sich zu sehen. Er verzagte nicht, sondern ließ sofort seine Reiterei zum kräftigen Angriff losstürmen, dieselbe wurde jedoch von der preußischen geworfen, unmittelbar darauf rückte auch Friedrich's Fußvolk mit heftigem Feuer vor und drängte die Oesterreicher in sumpfige Niederungen zurück. Laudon hatte gehofft, Daun werde auf den Kanonendonner mit der Hauptmacht herbeikommen, aber ein am Morgen entstandener widriger Wind ließ den Schall nicht ins österreichische Lager dringen, und Laudon war geschlagen, ehe Daun von dem Beginn der Schlacht etwas wußte. Die Oesterreicher überließen dem König das Schlachtfeld mit einem Verlust von viertausend Todten, Verwundeten und sechshundert Gefangenen. Bei Friedrich's Heer waren eintausendundachthundert Todte und Verwundete.

Um fünf Uhr des Morgens war der große Sieg erfochten, welcher die Vereinigung der Russen mit den Oesterreichern verhinderte und dadurch alle Entwürfe auf die schlesischen Festungen vereitelte. Friedrich ließ auf der Stelle vom ganzen Heere ein Freudenfeuer machen, wenige Stunden darauf aber setzte er seinen Marsch fort. Es galt, die Früchte des

überwand jedoch diese Schwierigkeiten, um wo möglich Breslau, das von Laudon bereits belagert wurde, zu befreien.

General Tauentzien führte den Befehl in Breslau, ein Krieger aus der alten Potsdamer Schule, der mit den höchsten Begriffen von militärischer Ehre großen Muth, Einsicht und kriegerische Fähigkeiten verband. Solche Eigenschaften waren an jener Stelle auch im höchsten Grade erforderlich. Laudon stand mit funfzigtausend Oesterreichern vor der Stadt; neuntausend kriegsgefangene Oesterreicher innerhalb der Festung aber drohten sich zu empören. Um diese zu bewältigen und zugleich dem Feind zu widerstehen, gebot Tauentzien nur über dreitausend Mann, worunter zweitausend im Ausland geworbene Soldaten. Nur auf tausend Mann königliche Garde konnte er sich durchaus verlassen. In dieser schwierigen Lage gab sein Verhalten einen ruhmwürdigen Beweis, was die Festigkeit eines Führers und die Kraft der Disciplin vermag. Laudon ließ ihn auffordern, sich zu ergeben: der König und Prinz Heinrich seien weit entfernt, die Russen dagegen würden mit fünfundsiebenzigtausend Mann alsbald erscheinen, er wolle die Bedingungen der Uebergabe freistellen, werde diese aber verweigert, so werde er die Stadt aus fünfundvierzig Mörsern beschießen und in Brand stecken. Tauentzien antwortete kurz: Breslau sei eine Festung, und er würde den Feind auf den Wällen erwarten, wenn auch die Häuser in Asche verwandelt werden sollten. Laudon verdoppelte seine Drohungen. Es hieß: das Kind im Mutterleibe sollte nicht verschont bleiben. Tauentzien antwortete: „Ich bin nicht schwanger und meine Soldaten auch nicht." Hierauf begann die Beschießung. Tauentzien war von der Schwäche und Unhaltbarkeit seiner Lage selbst überzeugt; er versammelte jedoch die Offiziere der königlichen Garde und eröffnete ihnen seinen Vorsatz, sich bis zum letzten Blutstropfen auf den Wällen der Festung zu wehren, damit die Welt nicht das Schauspiel erlebe, die ganze Leibwacht des Königs kriegsgefangen zu sehen. Die Offiziere, von Vaterlandsliebe entflammt, stimmten seinem heldenmüthigen Entschluß bei. Doch es kam nicht zu diesem Aeußersten, denn Prinz Heinrich kam auf Tauentzien's Botschaft von der drohenden Gefahr schleunig herbei, früher als die Russen sich ihrerseits mit den Oesterreichern verbinden konnten. Laudon sah sich hierdurch genöthigt, die mit so gewaltigen Drohungen begonnene Belagerung wieder aufzuheben.

Unterdeß kam auch der König in Eilmärschen aus Sachsen her: er war Angesichts der ihm immerfort folgenden Daun'schen Armee über die Elbe, die Neiße, den Queiß und den Bober gegangen und hatte ungeachtet der beschwerlichen Menge Vorrathswagen, die er mit sich führen mußte, in fünf Tagen zwanzig Meilen zurückgelegt. Daun, der jede Gelegenheit zur Schlacht vermied, vereinigte sich dann in Schlesien mit Laudon, um den König vom Prinzen Heinrich, sowie von Breslau und Schweidnitz abzuschneiden. Sie hatten jetzt seinen dreißigtausend Mann mehr als das Dreifache, über hunderttausend, entgegenzustellen, und da Soltikoff dringend forderte, daß man Friedrich verhindere, über die Oder zu gehen, widrigenfalls sich die Russen nach Polen zurückziehen würden, so entschloß sich Daun endlich, eine Schlacht zu liefern. Friedrich war gewiß nicht unzufrieden, daß es endlich zum Schlagen kommen sollte; er selbst hatte kurz vorher seinem Bruder geschrieben, es sei eine absolute Nothwendigkeit, irgend einen entscheidenden Schlag zu führen, weil er bei weiterer

Verzögerung Alles riskire. „Ich würde vor aller Welt eine schwere Verantwortung auf mich nehmen", fügte er hinzu, „wenn ich in Unthätigkeit verharren wollte, während alle meine Staaten von den größten Gefahren bedroht sind." Wenige Tage vor der Schlacht aber schrieb er: „Unsere Angelegenheiten müssen sich jetzt entscheiden: wir werden für die Ehre und das Vaterland kämpfen, ein Jeder wird das Seine thun, daß es gelinge. Die Ueberzahl schreckt uns nicht."

Der 15. August war zu dem entscheidenden Schlage bestimmt: die beiden Heere befanden sich an der Katzbach, nahe bei Liegnitz. Der König sollte von allen Seiten angegriffen und durch die Uebermacht erdrückt werden. Die Feinde standen ihm so nahe wie bei Hochkirch, und er hatte wiederum einen plötzlichen Ueberfall zu fürchten; aber List und Kühnheit halfen ihm die Anschläge der Gegner zu Schanden machen. Dieselben glaubten sich ihrer Sache so gewiß, daß sie sagten: der Sack wäre nun aufgemacht, worin man den König und seine Armee auffangen und ihn dann zuschnüren würde. Friedrich erfuhr die Prahlerei und sagte darauf: „Ich denke, in den Sack ein Loch zu machen, das sie Mühe haben werden auszubessern." Heimlich in der Nacht zum 15. veränderte er seine Stellung: um aber den Feind sicherer zu täuschen, mußten Bauern die Wachtfeuer in dem verlassenen Lager unterhalten, auch ließ er Husaren-Runden alle Viertelstunden die nächtlichen Lagersignale fortsetzen. Unterdeß zog seine Armee auf die Anhöhen bei Liegnitz und stellte sich in Schlachtordnung. Es war eine heitere, sternenklare Sommernacht. Die Soldaten hatten sich, das Gewehr im Arm, gelagert und unterhielten sich; der König saß auf einer Trommel, wie der Dichter singt:

„Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seiner Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht."

Als es eben zu dämmern anfing, kam Laudon mit dreißigtausend Mann heran, mit denen er den linken Flügel der Preußen angreifen sollte, und war bestürzt, nicht blos diesen, sondern die ganze Armee des Königs vor sich zu sehen. Er verzagte nicht, sondern ließ sofort seine Reiterei zum kräftigen Angriff losstürmen, dieselbe wurde jedoch von der preußischen geworfen, unmittelbar darauf rückte auch Friedrich's Fußvolk mit heftigem Feuer vor und drängte die Oesterreicher in sumpfige Niederungen zurück. Laudon hatte gehofft, Daun werde auf den Kanonendonner mit der Hauptmacht herbeikommen, aber ein am Morgen entstandener widriger Wind ließ den Schall nicht ins österreichische Lager dringen, und Laudon war geschlagen, ehe Daun von dem Beginn der Schlacht etwas wußte. Die Oesterreicher überließen dem König das Schlachtfeld mit einem Verlust von viertausend Todten, Verwundeten und sechshundert Gefangenen. Bei Friedrich's Heer waren eintausendundachthundert Todte und Verwundete.

Um fünf Uhr des Morgens war der große Sieg erfochten, welcher die Vereinigung der Russen mit den Oesterreichern verhinderte und dadurch alle Entwürfe auf die schlesischen Festungen vereitelte. Friedrich ließ auf der Stelle vom ganzen Heere ein Freudenfeuer machen, wenige Stunden darauf aber setzte er seinen Marsch fort. Es galt, die Früchte des

Sieges in voller Ausdehnung zu sichern und wo möglich die gänzliche Entfernung der Russen aus der bedrohlichen Nähe zu bewirken. In solcher Benutzung des Sieges war Friedrich jeder Zeit fast größer noch, als auf dem Schlachtfeld selbst. Ohne Zeitverlust mußte sich das ganze Heer mit allem eroberten Gepäck und Geschütz, sowie mit allen Verwundeten, die auf die Fouragewagen gelegt wurden, in Bewegung setzen und an demselben Tage noch drei Meilen marschiren, und zwar nach Parchwitz zu, wo der russische General Czernitscheff mit zwanzigtausend Mann die Oder deckte. Bei des Königs Annäherung zogen sich die Russen über die Oder zurück, und die Preußen konnten nun auf Breslau marschiren; noch stand in der Nähe dieser Stadt ein anderes russisches Corps diesseits der Oder. Um den russischen Befehlshaber auch dort zum Rückzug zu bewegen, schrieb der König zum Schein einen Brief an Prinz Heinrich, worin er diesem meldete, er werde die Russen von vorn angreifen, der Prinz solle seinerseits die verabredeten Bewegungen im Rücken des feindlichen Heeres machen. Dann sorgte er dafür, daß der Bauer, welcher anscheinend den Brief überbringen sollte, den Russen in die Hände fiel. Diese gingen in die Falle: aus Besorgniß, von allen Seiten angegriffen zu werden, wichen sie auch dort über die Oder zurück, und Friedrich konnte sich nun ungehindert mit der Armee seines Bruders vereinigen. Das Kriegsglück schien sich ihm mit einem Male wieder zugewandt zu haben: seine kurz vorher so verzweifelte Lage hatte sich in wenigen Wochen wieder hoffnungsvoller gestaltet, und es war wenigstens so viel gewonnen, daß er nicht mehr blos auf die nothgedrungene Vertheidigung zu denken hatte, sondern wieder Pläne zu freiem selbständigen Handeln fassen konnte. Die Gefahren, welche ihn umgaben, blieben aber noch immer überschwänglich groß, und er selbst machte sich über das Bedenkliche seiner Lage auch damals keine Täuschung. Er schrieb gleich nach der Schlacht bei Liegnitz einen berühmt gewordenen Brief an den Marquis d'Argens, in welchem neben seiner damaligen heiteren Stimmung doch zugleich der Ernst, mit dem er in die weitere Zukunft blickte, bemerkbar ist: „Früher, mein lieber Marquis", so lautet das Schreiben, „würde die Schlacht vom 15. August viel entschieden haben; jetzt aber ist es nur eine kleine Rauferei. Eine große Schlacht ist erforderlich, um unser Schicksal zu entscheiden. Nach aller Wahrscheinlichkeit wird sie bald vorfallen und dann erst wollen wir uns freuen, wenn sie gut für uns ausfällt. — — Es waren freilich nicht wenig Künste erforderlich, um die Dinge bis zu diesem Punkte zu führen. Nie in meinem Leben bin ich in einer so kritischen Lage gewesen, als in diesem Feldzug, und glauben Sie nur, daß noch immer eine Art Wunder erforderlich ist, um alle die Schwierigkeiten zu überwinden, die ich voraussehe. Ich werde unfehlbar meine Pflicht thun; aber bedenken Sie stets, daß ich das Glück nicht zu leiten vermag, und bei allen meinen Entwürfen Vieles dem Zufall überlassen muß, weil ich nicht in der Lage bin, ganz selbständige Pläne zu machen. Es sind Herkules-Arbeiten, die ich noch zu vollbringen habe, und zwar in einem Alter, wo die Kräfte mich verlassen, wo die Kränklichkeit meines Körpers zunimmt und wo, um die Wahrheit zu sagen, selbst die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, mir zu fehlen beginnt. Wenn der Streich, den ich im Sinne habe, glückt, alsdann, mein lieber Marquis, wird es Zeit sein, sich der Freude hinzugeben. Ich weiß nicht, ob ich diesen Feldzug überleben werde; geschieht es, so bin ich fest entschlossen, meine übrigen Tage in der Entfernung von Unruhen, im

Schooße der Philoſophie und der Freundſchaft zuzubringen. Noch weiß ich nicht, wo wir unſere Quartiere haben werden. Mein Haus in Breslau iſt durch das letzte Bombardement in Aſche gelegt. Unſere Feinde neiden uns ſogar das Licht des Tages und die Luft, die wir athmen. Doch müſſen ſie uns einen Ort laſſen, und wenn derſelbe ſicher iſt, ſo werde ich mich freuen, Sie da zu ſehen."

Der weitere „Streich", den der König im Sinne hatte, mußte gegen Daun gerichtet ſein. Gleich nach der Schlacht bei Liegnitz ſchrieb er an General von Hülſen, der in Sachſen zurückgeblieben war: „Sobald ich meinen Bruder an mich haben werde, ſo werde ich dem Daun auf den Hals gehen, und wenn ſolches mit uns gegen ihn gut gehen wird, ſo werde ich dann in den Umſtänden ſein, nach Sachſen zu detachiren." Nach der Vereinigung mit dem Bruder benachrichtigte er Hülſen wiederum, daß er nunmehr Schweidnitz befreien und Daun aus Schleſien treiben werde. „Sobald ſich dadurch die Umſtände etwas geändert haben, ſo werde ich gleich zu Euch nach Sachſen detachiren und hoffe Euch in den Stand zu ſetzen, daß Ihr die Reichsarmee völlig dort herausjagen und wenn es gut geht, noch wohl gar Dresden wegnehmen könnet, womit wir alsdann mit göttlicher Hülfe die Campagne dort ſchließen wollen."

Daun war durch den Rückzug der Ruſſen und durch des Königs meiſterhafte Bewegungen genöthigt, ſich nach der Schlacht bei Liegnitz auf das ſchleſiſche Gebirge zurückzuziehen, um nicht von Böhmen abgeſchnitten zu werden. Friedrich folgte ihm und jagte ihm, durch wiederholte glückliche Scharmützel, wobei ſich beſonders Ziethen durch Kühnheit und treffliche Führung hervorthat, ſolche Beſorgniß ein, daß ſich die öſterreichiſche Armee trotz ihrer Ueberzahl ganz in die Berge zurückzog, um vor Angriffen ſicher zu ſein.

Um Daun aus dieſer ſchlimmen Lage zu befreien, gingen die Ruſſen auf einen Plan ein, durch deſſen Ausführung man den König ſicher aus Schleſien herauszuziehen hoffen durfte. Es wurde ein Marſch der Ruſſen in das Herz ſeiner Staaten, nach Brandenburg und nach der Hauptſtadt ſelbſt, beſchloſſen; Daun erbot ſich, dieſes Unternehmen durch eine öſterreichiſche Hülfsſchaar von Sachſen her unterſtützen zu laſſen. So rückten denn zwanzigtauſend Ruſſen unter Czernitſcheff, und funfzehntauſend Oeſterreicher unter Laſcy in Brandenburg ein; der ruſſiſche General Tottleben führte den Vortrab und beſchleunigte den Marſch ſo ſehr, daß er ſechs Tage nach dem Aufbruch aus Schleſien mit dreitauſend Mann vor den Thoren von Berlin eintraf. Die Reſidenz, ohne Mauern und Wälle und nur mit eintauſendundzweihundert Mann beſetzt, war nicht im Stande, ſich wirkſam zu vertheidigen. General Seydlitz aber, der wegen ſeiner Wunden damals fern von der Armee leben mußte, begeiſterte die Einwohner zur Unternehmung einiger Vertheidigungsanſtalten, durch welche ſo viel gewonnen wurde, daß das Herannahen des mit fünftauſend Mann zur Hülfe eilenden Prinzen Eugen von Württemberg abgewartet werden konnte, vor dem ſich Tottleben einſtweilen zurückzog. Als jedoch bald darauf Czernitſcheff mit der ruſſiſchen Hauptmacht nachrückte, überließen die preußiſchen Heeresabtheilungen die Königsſtadt ihrem Schickſale. Dasſelbe war weniger ſchrecklich, als man gefürchtet hatte. Tottleben verfuhr mit einer bei den ruſſiſchen Heeren ungewohnten Gelindigkeit, wozu der Einfluß des reichen und geachteten Kaufmanns Gotzkowsky, welcher nach der Zorndorfer Schlacht viele ruſſiſche Offiziere groß-

müthig unterstützt hatte, nicht wenig beitrug. Ihm gelang es zunächst, die von den Russen geforderte Kriegssteuer von vier Millionen auf weniger als die Hälfte herabsetzen zu lassen, auch wußte er die beabsichtigte Zerstörung mehrerer wichtiger Gebäude abzuwenden. Dennoch wäre eines der herrlichsten Bauwerke Berlins, das berühmte Zeughaus, vernichtet worden, wenn nicht ein Zufall dasselbe gerettet hätte: schon sollte das Pulver geholt werden, um es in die Luft zu sprengen, als das Pulvermagazin selbst in Folge einer Unvorsichtigkeit Feuer fing und aufflog. Man begnügte sich nun, das Zeughaus zu plündern und völlig auszuräumen. Die Milde der ersten Behandlung hörte nach der Ankunft der österreichischen Schaaren unter Lascy auf, welche dies Mal den Russen selbst das Beispiel aller Ausschweifungen und der Mißhandlung der Einwohner gaben. Kroaten, Kosacken und Husaren hausten nunmehr mit aller Willkür in den Straßen Berlins, beraubten und mißhandelten die Einwohner am hellen Tage. Nicht blos die königlichen Gebäude und die Wohnungen reicher Bürger waren der Rachsucht und Zerstörungswuth der übermüthigen Feinde preisgegeben, selbst Hospitäler und Kirchen blieben nicht verschont. Vorzüglich aber wütheten die Oesterreicher in den Schlössern des Königs; noch jetzt zeigt der Schloßgarten in Charlottenburg einzelne Spuren des vandalischen Sinnes, mit welchem damals edle Kunstgegenstände muthwillig verstümmelt wurden. Die Oesterreicher und Russen schmeichelten sich schon mit der Hoffnung, Winterquartiere in Brandenburg nehmen zu können, und dem König bald einen schimpflichen Frieden aufzuerlegen, als sie plötzlich durch die Nachricht von Friedrich's eiligem Herannahen aufgeschreckt wurden.

So wie der König die seiner Hauptstadt drohende Gefahr vernommen hatte, war er aus dem schlesischen Gebirge eilig aufgebrochen, um da Hülfe zu bringen, wo seine Gegenwart vor Allem Noth that. Aus seiner Correspondenz mit Prinz Heinrich ist zu ersehen, wie tief er damals die Schwierigkeiten seiner Lage empfand, wie sehr er sich nach endlicher Ruhe sehnte. Er war noch dazu, da sein Bruder kurz vorher aus Krankheitsgründen die Armee verlassen, ohne einen rechten militärischen Rathgeber, dessen Urtheil er ganz vertraut hätte. Er schrieb dem Bruder: aus Mangel eines guten Beistands befinde er sich oft in den größten Verlegenheiten und Zweifeln, aus denen er nur mit Mühe herauskomme. Seine eigene Gesundheit war gleichfalls fortwährend schwankend. „Aber das Alles", sagte er, „würde ich für Nichts rechnen ohne die schweren Besorgnisse, die ich hege; doch Alles hat ja ein Ende und auch meine Sorgen werden zu Ende gehen." An den Marquis d'Argens schrieb er zu jener Zeit: „Ich brenne an einem langsamen Feuer, ich bin wie ein Körper, den man verstümmelt und der täglich einige von seinen Gliedern verliert. Der Himmel stehe uns bei, wir haben es sehr nöthig. Dieser Feldzug ist ärger, wie alle vorhergehenden; bisweilen weiß ich nicht, wohin ich mich wenden soll. Mein Frohsinn und meine Heiterkeit sind mit den geliebten Personen begraben, an die mein Herz gefesselt war. Das Ende meines Lebens ist schmerzhaft und traurig."

Als die Einnahme von Berlin für den König zur Gewißheit geworden, schrieb er einen verzweifelten Brief an den Bruder; als aber dieser ihn zu trösten versuchte, antwortete er: „Siegen oder sterben — ist meine Devise; — alle anderen Entschlüsse mögen in anderen Lagen gut sein, nicht aber in der meinigen."

So sehr aber Friedrich's eigenes Herz mit schweren Besorgnissen erfüllt war, so wenig ließ er dies seine Truppen merken: es gehörte zu seinen größten Eigenschaften als Feldherr, daß er alle Sorgen und allen Mißmuth mit strengster Selbstbeherrschung in sich zu verschließen und seinen Leuten meist ein heiteres Gesicht zu zeigen verstand. So werden auch gerade von jenem Marsch nach der Mark allerlei Züge von seinem gemüthlichen vertraulichen Verhältniß zu den Soldaten erzählt. Damals war es, wo der König und der alte Ziethen einst bei einem Lagerfeuer saßen, und Ziethen, den Kopf auf einen Holzblock gelehnt, einschlummerte. Ein Grenadier schob ihm sorgfältig ein Bündel weichen Holzes unter den Kopf, wozu der König wohlgefällig nickte. Gleich darauf trat ein Offizier mit einer eiligen Meldung etwas lebhaft heran, der König aber winkte ihm sorglich zu und sagte leise: „Weck' Er mir den Ziethen nicht, er ist müde." Während des Marsches rief Friedrich seinen Leuten, wenn sie nachlässig und gebückt gingen öfter zu: „Gerade, Kinder, gerade!" Zuweilen soll er dann die Antwort erhalten haben: „Fritz, auch gerade." Ein Husar soll einmal auf den nachlässigen Anzug des Königs deutend erwiedert haben: „Fritz, auch gerade, und die Stiefel in die Höhe gezogen." Sein Morgengruß: „Guten Tag, Kinder!" wurde immer mit dem vertraulichen Zuruf zurückgegeben: „Guten Tag, Fritz!"

So eilte denn Fritz mit seinen Kindern in rüstigem Marsch zur Rettung der Mark herbei; und schon der Schrecken, der seinem Namen vorausging, reichte hin, die übermuthigen Feinde zu verscheuchen. Die Russen gingen über die Oder zurück, Lascy mit den Oesterreichern nach Sachsen, wohin auch Daun, dem König bei dem Aufbruch aus Schlesien folgend, sich wieder begeben hatte. Sachsen zu retten, war jetzt die wichtigste, unerläßliche Aufgabe für den König; denn wenn es den Feinden gelang, ihm dieses Land vollends zu entreißen, so wurde von da aus die Mark von Neuem bedroht und auch die Russen wären alsdann mit verstärkter Macht wieder über die Oder herbeigekommen. Friedrich war entschlossen, dieses Unglück durch eine entscheidende Schlacht gegen Daun zu verhüten oder ehrenvoll unterzugehen. Wenige Tage vor der Schlacht schrieb er an d'Argens: „Sie schätzen das Leben als ein Sybarit; ich betrachte den Tod als ein Stoiker. Nie werde ich einen Augenblick sehen, wo ich gezwungen sein könnte, einen unrühmlichen Frieden zu schließen. Kein Beweggrund, keine Ueberredungskunst würde mich dahin bringen, meine Schande zu unterschreiben. Entweder will ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder ich werde meinem Unglück, wenn ich es nicht mehr zu ertragen vermag, ein Ende zu machen wissen. Ich bin fest entschlossen, Alles in diesem Feldzuge zu wagen; denn ich will siegen oder ehrenvoll untergehen."

Daun hatte mit vierundsechzigtausend Mann eine vortreffliche Stellung auf den Höhen von Torgau; Friedrich machte alle Versuche ihn zum Angriff herauszufordern, da dies nicht gelang, beschloß er, ihn in seinem Lager selbst anzugreifen, obwohl er so in doppeltem Nachtheil, durch die Schwierigkeit der Stellung und durch die Minderzahl an Truppen war; denn er zählte nur vierundvierzigtausend Mann, und das Lager der Feinde war theils durch die Absenkung des Bodens, theils durch Bäche und Sümpfe geschützt. Der Plan des Königs war mit Rücksicht auf diese Terrainschwierigkeiten folgender: Er selbst wollte mit einem

Theil seines Heeres den Feind auf dessen rechtem Flügel umgehen, und ihn in Flanke und Rücken angreifen, Ziethen aber, dem er den Oberbefehl über den übrigen Theil seiner Truppen gab, sollte in der Front der Oesterreicher operiren, so daß dieselben, wenn jener erste Angriff glückte, zuletzt von vorn und von hinten zugleich bedrängt und womöglich ganz aufgerieben würden.

Am 3. November wurde die Schlacht bei Torgau geschlagen, denkwürdig durch die Kühnheit des Unternehmens überhaupt, wie des Schlachtplans, durch die Heftigkeit und Wuth des blutigen Kampfes und durch den unerwartet glücklichen Ausgang für Friedrich's Waffen. Der König zog, ohne daß die Feinde seinen Entschluß ahnen konnten, am frühen Morgen durch den Torgauer Wald auf Daun's rechten Flügel zu, während Ziethen sich zunächst gegen Lascy's vom österreichischen Hauptheer getrenntes Corps richtete. Während des Marsches wurden eine Menge einzelner feindlicher Trupps sowie ein ganzes Dragonerregiment überrascht, und theils niedergehauen, theils zu Gefangenen gemacht. Der König zog sich um den feindlichen rechten Flügel herum: plötzlich hört er von der andern Seite her Kanonendonner und glaubt, daß Ziethen schon in vollem Angriff sei. Er selbst steht erst noch mit der Vorhut, mit seinen Grenadierbataillons im Angesicht des Feindes, seine Hauptmacht an Fußvolk, Reiterei und Artillerie ist noch zurück; aber mit unerschrockenster Kühnheit führt er seine braven Grenadiere sofort in's feindliche Feuer, welches aus vierhundert Kanonen entgegensprüht und Tod und Verderben unter seinen Schaaren verbreitet. Die ältesten Krieger hatten solch ein Höllenfeuer noch nicht erlebt. Der König selbst rief seinen Adjutanten zu: „Welche schreckliche Kanonade! Haben Sie je eine solche gehört?" Später sagte er einmal: „Es war wie ein Pelotonfeuer von Kanonen, sie schossen mir das Wort vom Munde weg." Die Wirkung dieses Feuers war gräßlich: bald lag der größte Theil der trefflichen Königsgarde in Reihen hingestreckt, von fünftausendfünfhundert Mann wurden fast fünftausend theils getödtet, theils verwundet. Unterdeß rückten die Hauptcolonnen aus dem Walde heran: noch ehe sie des Feindes ansichtig wurden, krachten unter dem gewaltigen Kugelregen die Wipfel der Bäume über ihnen zusammen. Die Artillerie brachte auf dem ungünstigen Boden ihre Kanonen nur mit äußerster Mühe vorwärts, die Pferde wurden zum Theil von den feindlichen Kugeln hinweggerissen und die Soldaten mußten selbst das Geschütz weiter tragen. Dennoch ging es mit todesmuthiger Entschlossenheit unaufhaltsam vorwärts. Ganze Rotten wurden weggerafft, aber man rückte immer wieder zusammen, um die Lücken auszufüllen. Die Oesterreicher, die ermuthigt durch die Niederlage der Grenadiere vorgerückt waren, wurden jetzt wieder zurückgedrängt, und mehrere ihrer Batterien erobert. Daun aber konnte neue Schaaren in's Feld führen, die den Preußen die gewonnenen Vortheile wieder entrissen. Jetzt hatte jedoch die preußische Reiterei auch ihrerseits den Kampfplatz erreicht und unterstützte das hartbedrängte Fußvolk. Von Augenblick zu Augenblick schien das Glück des schweren Tages zu wanken. Der König inmitten des gefahrvollsten Gewühls, hatte bereits zwei Pferde unter dem Leibe verloren: jetzt traf ihn eine Musketenkugel, und mit den Worten: „ich bin todt" sank er vom Pferde. Die Kugel aber, welche durch Mantel und Rock bis zur Weste gedrungen, war da so matt geworden, daß sie ihn nicht weiter beschädigte. Sie hatte ihm nur den Athem genommen;

aber die Besinnung kam ihm gleich wieder, und mit den Worten: „es ist Nichts," stieg er wieder zu Pferde, und eilte neuen Gefahren entgegen.

Die Dunkelheit war an dem kurzen Herbsttage schon längst hereingebrochen, als der Kampf noch unentschieden wüthete. Friedrich zog endlich seine ermattete Armee vom Kampfplatz zurück und stellte sie in einiger Entfernung auf, um die Schlacht am folgenden Tage zu erneuern; Daun hielt dies für einen wirklichen Rückzug und ließ seinen vermeintlichen Sieg nach Wien verkünden. Aber auch hier waren die Eilboten zu früh vom Schlachtfeld entsendet worden. Während Friedrich in einem benachbarten Dorf seine Wunden verbinden ließ und seine neuen Angriffspläne für den andern Morgen überdachte, hatte Ziethen zu später Stunde noch einmal den Kampf erneuert. Der Feuerschein eines brennenden Dorfes zeigte ihm, daß die Feinde, um sich mehr zusammenzuziehen, eine Höhe in der Flanke verlassen hatten. Sofort ließ er seine Schaaren hinaufstürmen, setzte sich auf der Anhöhe fest und fiel den Oesterreichern mit Ungestüm in die Seite. Ein Theil von Friedrich's Colonnen, unter dem tapfern General Hülsen, eilte ihn zu unterstützen und entschied das Geschick des Tages. Die Oesterreicher verließen das Schlachtfeld, und Daun, selbst verwundet schon vorher nach Torgau gebracht, gab den Befehl zum Rückzug über die Elbe.

Es war gegen zehn Uhr, als Friedrich die erfreuliche Kunde erhielt. Die Nacht war für die siegreiche Armee, wie für die Besiegten schrecklich: ein rauher, kalter Wind trieb die Schaaren in der waldigen Gegend umher, wo sich zersprengte Haufen von Feinden an ihren Wachtfeuern einfanden, um ihre halberfrorenen Glieder zu wärmen. Fürchterlich war das Loos der zahlreichen schwer Verwundeten, welche das Schlachtfeld bedeckten: früh am Morgen begab sich der König dahin, um für ihre Pflege zu sorgen. Ein Grenadier, der tödtlich verwundet auf dem Feld der Ehre lag, erhob sich, als der König vorüberging und rief ihm zu: „Nun will ich gern sterben, da ich weiß, daß wir gesiegt haben und daß mein König lebt." Friedrich's Begegnung mit dem alten Ziethen, der den endlichen Sieg herbeigeführt, war sehr ergreifend: die beiden Feldherren fielen sich tiefbewegt in die Arme, ohne zuerst ein Wort aussprechen zu können, bis der König seinem braven Gehülfen herzlich dankte.

Die Verluste auf beiden Seiten waren sehr groß: Friedrich hatte über zwölftausend Mann, die Oesterreicher über sechzehntausend verloren. Der Erfolg der blutigen Schlacht aber wurde für die Preußen von weit überwiegendem Vortheil; denn die Feinde zogen sich auf Dresden zurück, welches sie, Dank der späten Jahreszeit, behaupten konnten. Die Reichsarmee aber ging nach Franken, die Russen nach Polen, und die österreichische Armee in Schlesien begnügte sich mit der Besetzung von Glatz.

So waren am Ende des denkwürdigen Feldzuges alle die großen Gefahren, welche Friedrich kurz vorher zu erdrücken droheten, noch einmal in weitere Ferne gerückt und er konnte die Winterquartiere beziehen, ohne an dem endlichen glücklichen Ausgang seines Riesenkampfes zu verzweifeln.

Die letzten Jahre des Krieges.

Friedrich brachte den Winter von 1760 zu 1761 in Leipzig zu, mit vergeblichen Bemühungen für die Herstellung des Friedens, zugleich wie immer mit angestrengter Arbeit für die Fortsetzung des Krieges, in den Mußestunden aber, die er sich zu bereiten wußte, mit Literatur, Poesie und geistig anregender Correspondenz nach alter Gewohnheit beschäftigt. Die Musen, die ihn immerdar selbst in das Feldlager begleiteten, erhielten in den Winterquartieren gewöhnlich eine erhöhte Bedeutung, und unter all den Sorgen, welche ihn beschwerten, trug es zur Erhaltung seiner geistigen Kraft und Frische bei, daß er selbst in jenen Jahren harter Kriegsbedrängniß niemals den literarischen Genüssen ganz entsagte. Unter denjenigen Männern, welche damals seinen näheren Umgang genossen, befand sich besonders ein Oberst Quintus Icilius, eigentlich Guichard von Namen, welcher neben einer genauen Kenntniß der Kriegskunst und Kriegsgeschichte der alten Völker auch in deren Literatur tüchtig bewandert war. Sein Verkehr war dem König daher in mannichfacher Beziehung erwünscht und anregend. Quintus Icilius war es auch, der ihn während jenes Winteraufenthaltes vermochte, sich zum ersten Male mit einigen der deutschen Schriftsteller bekannt zu machen, welche ein neues Leben in die heimische Literatur zu bringen bemüht waren. Freilich war der steife Gottsched, der bei vielen Kenntnissen und großen Verdiensten doch weder Geschmack, noch Geist und Witz besaß, nicht der Mann, Friedrich's Vorurtheil gegen die deutsche Literatur zu beseitigen. Weit besser gefiel ihm der gemüthliche Gellert, mit seinem klaren einfachen Wesen, seinem guten Geschmack und seiner offenen Freimüthigkeit; Friedrich urtheilte, er sei der vernünftigste unter den deutschen Gelehrten, doch sah er ihn eben nur als eine Ausnahme unter denselben an und ließ sich daher auch durch ihn in seiner allgemeinen Ansicht über das Wesen und den Werth der deutschen Schriftsteller nicht irre machen. Es blieb überdies bei einer einmaligen Unterhaltung, deren Eindruck eben nur ein flüchtiger sein konnte.

Der König läßt in seinen damaligen Briefen vielfach die Hoffnung durchleuchten, daß er seinen friedlichen Beschäftigungen und geistigen Neigungen bald wieder nach Herzenslust werde nachgehen können: er rechnete darauf, daß, wie er selbst, so auch die Franzosen und die Schweden den Frieden eifrig betreiben würden. In der That sah sich die französische Regierung, welche für den in Frankreich selbst unpopulären Krieg schon so große Opfer gebracht hatte, genöthigt, gewisse Schritte für eine endliche Beilegung des langjährigen Kampfes zu thun, und da auch auf allen andern Seiten, außer bei Maria Theresia, der Kriegseifer erschlafft war, so kam es wirklich zur Ausschreibung von Friedensverhandlungen zu Augsburg. Aber man war dabei von der falschen Voraussetzung ausgegangen, daß Friedrich, den man fast schon für besiegt und vernichtet hielt, zu großen Zugeständnissen bereit sein würde, während er seinerseits fest entschlossen war, den Frieden nimmermehr durch ein Opfer an Besitz oder Ehre zu erkaufen. Die Stimmung wurde dadurch sehr bald wieder eine gereizte, um so mehr als am französischen Hofe eine poetische Epistel des Königs an Voltaire bekannt wurde, in welcher sich der unvorsichtige fürstliche Dichter sehr spöttisch über den Herzog von Choiseul vernehmen ließ. Dieser, von Neuem durch Haß und Rach-

ſucht angeſtachelt, gab denn um ſo williger den Anforderungen der Kaiſerin Maria Thereſia Gehör, welche Alles aufwandte, um den Kriegseifer ihrer Bundesgenoſſen wieder anzuſtacheln. Dies gelang ihr ſo gut, daß ſich die Ausſichten auf den Frieden bald wieder völlig verdunkelten. Als das Frühjahr 1761 herankam, ſchrieb Friedrich ſeinem Bruder: „Ich muß erwarten, daß die Oeſterreicher, obwohl es ihnen an Geld fehlt, die letzten ſein werden, ſich mit mir zu vertragen: ich muß daher nur darauf denken, ihnen Widerſtand zu leiſten und nachdem wir bis hierher Stand gehalten haben, müſſen wir das Werk krönen und zu den fünf verfloſſenen Campagnen noch den kleinen Reſt, der uns bevorſteht, hinzufügen.“ An den General Goltz ſchrieb er, man müſſe ſich durch die Friedensproposſitionen nicht einſchläfern laſſen und ſo zu ſagen, gar nicht daran gedenken, ſo lange nicht ein Waffenſtillſtand öffentlich publicirt worden.

Ein harter Schlag war es für den König, daß ihm damals die bisher aus England gezahlten Hülfsgelder entzogen wurden. Georg II. war geſtorben und ſein Nachfolger Georg III., von einem unfähigen Günſtling, Lord Bute, beherrſcht, der Pitt in der Regierung an die Seite geſetzt wurde, ließ ſich durch denſelben dazu beſtimmen, den damals ablaufenden Vertrag mit Friedrich über die demſelben zu zahlenden Hülfsgelder nicht wieder zu erneuern. So begeiſtert ſich das Parlament auch damals wieder für das Freundſchaftsbündniß mit dem großen König zeigte, ſo wußte doch Lord Bute den Fürſten ganz nach ſeinem Willen zu leiten, und es blieb bei der Entziehung der Hülfsgelder.

Dagegen baute Friedrich jetzt neue große Hoffnungen auf das Bündniß der Türkei, über welches er ſchon lange Zeit verhandelte. Zwar meinte er ſelbſt nicht, daß es von jener Seite gar bald zu einer wirklichen Unterſtützung für ihn kommen würde, aber zur Einſchüchterung ſeiner Feinde hoffte er das neue Bündniß wohl benutzen zu können. So äußert er in einem Brief an General Goltz: Wegen meiner Allianz mit den Türken, da könnet Ihr dieſe Zeitung ſo weit, als wie Ihr wollet, ausbreiten. Ohnerachtet ich nicht glaube, daß der Succurs von der Seite ſo geſchwind kommen wird, ſo iſt es doch immer gut, vielen Lärm davon zu machen; denn ich feſt verſichert bin, daß ſolches unſere Feinde in vielen Stücken intimidiren werde.“ In der That mochte die von jener Seite her entſtehende Beſorgniß die Oeſterreicher in ihren Operationen lähmen und dazu beitragen, daß es zu entſcheidenden Thaten in dem neu beginnenden Feldzug nicht kam.

Friedrich hegte, als er die Waffen von Neuem in die Hand nehmen mußte, keine großen Hoffnungen, doch war er keineswegs entmuthigt. „Ich bin außer Stande,“ ſchrieb er, „einen eigentlichen richtigen Feldzugsplan zu entwerfen, unſere Schwäche und Mittelloſigkeit kommen auf allen Seiten zum Vorſchein, doch müſſen wir die Wette dieſen Feldzug hindurch noch aushalten, ſo gut es geht, und wenn uns das Glück nicht ganz im Stich läßt, müſſen wir uns noch einmal aus der Verlegenheit ziehen. Ich geſtehe, daß wir freilich großen Gefahren ausgeſetzt ſind: ohne irgend einen günſtigen Zufall wird es faſt unmöglich ſein, aus dieſem Labyrinth herauszukommen.“

Der Feldzug begann ſpät und ohne rechte Lebhaftigkeit der Action Seitens der Verbündeten. Schleſien war wiederum der Zielpunkt ihrer Operationen: Laudon mit fünfundſiebzigtauſend Mann ſollte dort einer ruſſiſchen Armee von ſechszigtauſend Mann unter dem

Feldmarschall Butturlin die Hand bieten. Um dies zu verhindern, brach Friedrich im Mai nach Schlesien auf, während Prinz Heinrich, der zu des Königs großer Befriedigung, ebenso wie Seydlitz, wieder beim Heer erschienen war, Sachsen beschützen sollte. Nach vielen Märschen und Gegenmärschen der feindlichen Armeen gelang es den Oesterreichern und Russen im August, allen Bemühungen Friedrich's zum Trotz, sich in Niederschlesien zu vereinigen. Der König, welcher der ungeheuern Truppenzahl nur fünfundfunfzigtausend Mann entgegenzustellen hatte, konnte eine Schlacht nicht wagen, um aber dennoch wo möglich Schlesien zu retten, faßte er den Entschluß, sich in einer günstigen, sicheren Stellung den Feinden gegenüber so lange zu halten, bis die Unmöglichkeit weiterer Verpflegung ihrer großen Heeresmassen sie zur Trennung nöthigen würde. In der Ausführung dieses Planes zeigte er wiederum die ganze Ueberlegenheit seiner Feldherrngaben und seines energischen Geistes, indem er in kürzester Zeit im freien Felde eine Art Festung für sein ganzes Heer erschuf. Eine Meile von Schweidnitz, bei dem Dorfe Bunzelwitz wurde ein festes Lager mit gewaltigen Verschanzungen, Gräben von sechszehn Fuß Tiefe, Pallisaden und drei Reihen Wolfsgruben errichtet, zugleich aber mit Zwischenräumen, aus denen die Reiterei durchbrechen konnte. Der Ort war so gewählt, daß das Lager theils durch Sümpfe und das Striegauer Wasser, theils durch einen Wald gedeckt war: vier verschanzte Hügel innerhalb aber stellten Bastionen dar. Vierhundertundsechszig Stück Geschütz vertheidigten die Position, deren steile Zugänge überdies durch sumpfige Wiesen beschwerlich gemacht waren. Die Art dieser Befestigung, wie die Geschwindigkeit der Ausführung waren gleich bewunderungswürdig; in drei Tagen war die mannichfaltige Arbeit vollendet. Der König war darüber sehr befriedigt und schrieb an Prinz Heinrich: er möchte um ihn nicht besorgt sein, wollten ihn die Feinde in dieser Position angreifen, so würden sie tüchtig aus der Nase bluten. In der That wäre der Angriff des so befestigten Lagers eine große Verwegenheit gewesen: Laudon wollte denselben dennoch wagen, aber in dem deshalb gehaltenen Kriegsrath versagte der russische Befehlshaber alle Mitwirkung. Friedrich war indeß stündlich zum Kampfe bereit. Bei Tage, wo man alle Bewegungen im feindlichen Lager ohne Mühe wahrnehmen konnte, durften die Soldaten rasten, bei Nacht aber wurden die Zelte abgebrochen und alle Regimenter traten hinter ihren Verschanzungen ins Gewehr. So standen Fußvolk, Reiterei und Geschützmacht alle Nächte durch in Schlachtordnung.

Der König befand sich gewöhnlich bei einer Hauptbatterie, wo ein kleines Zelt für ihn aufgeschlagen war: meist setzte er sich ans Feuer mit seinen Soldaten, die dann wohl ein Paar Feldmäntel auf die Erde breiteten oder ihm einen zusammengerollten Rock unter das sorgenschwere Haupt legten. So vergingen unter den größten Anstrengungen mehrere Wochen: allmälig begannen sich Mangel und Erschlaffung zu zeigen, Friedrich selbst, obwohl er Alles that, den Muth der Seinigen zu erhalten und zu beleben, war doch selbst in schwerer Besorgniß wegen des endlichen Ausgangs seines von allen Seiten bedrohten Geschickes. Einst saß er mit dem alten Ziethen am Wachtfeuer vor seinem Zelt: die Sterne blickten durch die helle Nacht traulich herab. Friedrich eröffnete dem bewährten Freunde alle seine Sorgen wegen der Zukunft: als aber Ziethen die zuversichtlichste Hoffnung auf einen endlichen glücklichen Ausgang äußerte, fragte ihn der König, ob er etwa einen neuen Alliirten

Friedrich und Ziethen

im Lager von Bunzelwitz.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

gefunden habe. „Nein", erwiederte Ziethen sich erhebend, „nur den Alten da oben, und der verläßt uns nicht!" — „Ach", sagte der König, „der thut keine Wunder mehr." — „Deren braucht's auch nicht", antwortete fest und freudig der ergraute Krieger, „er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken." — Früher als Ziethen selbst es ahnen mochte, sollte sein Vertrauen herrlich gekrönt werden.

Vergeblich hatte Laudon immer wieder in Butturlin gedrungen, ihn zu einem gemeinschaftlichen Angriff gegen Friedrich's Lager zu bewegen: alle Vorstellungen scheiterten an des Feldmarschalls Scheu vor einem, wie er meinte, nutzlosen Blutvergießen. Es ist möglich, daß auch die nahe Aussicht auf einen Thronwechsel in Rußland ihn von entscheidenden Schritten gegen Friedrich abhielt, weil er wußte, daß der russische Thronfolger Peter dem Preußenkönig von Herzen ergeben war. Mitte Septembers zog er sich mit seiner Armee ganz und gar zurück und ging hinter die Oder: nur zwölftausend Mann unter Czernitscheff blieben bei Laudon zurück, der nun den Plan zu einem Angriff gegen Friedrich's Lager aufgab und gleichfalls eine feste Stellung auf den Abhängen des Gebirges bezog.

Unter den Preußen war großer Jubel über die Befreiung aus der bedenklichen Lage: Friedrich selbst glaubte, daß der Feldzug für dieses Jahr nun glücklich beendigt sei. Den Russen sandte er eine Heeresabtheilung unter dem General von Platen nach, dem es gelang, durch Zerstörung aller Vorräthshäuser Butturlin zu weiterem Rückzug zu nöthigen.

Ein neuer schwerer Schlag aber vernichtete die Hoffnungen, welche der König an die jüngste glückliche Wendung seines Geschicks geknüpft hatte: Laudon benutzte einen günstigen Augenblick, wo Schweidnitz von der preußischen Armee nicht gedeckt war, um diese wichtige Feste zu erobern. In der Nacht zum 1. October erschien er plötzlich vor derselben und ließ an sieben Stellen zugleich stürmen. Die schwache Besatzung vermochte keinen ausreichenden Widerstand zu leisten; die Erstürmung von Schweidnitz aber verschaffte den Oesterreichern die Möglichkeit, ihre Winterquartiere in Schlesien selbst zu nehmen. Vergeblich suchte Friedrich den wichtigen Ort noch in jenem Jahre um jeden Preis wiederzugewinnen: Laudon ließ sich zu einer Feldschlacht nicht herauslocken, und es blieb dem König Nichts übrig, als ein Winterquartier zu beziehen, von wo aus er nöthigen Falls zugleich Breslau und Neiße gegen weitere Unternehmungen der Oesterreicher schützen könnte. Er wählte dazu die Gegend von Strehlen.

Während sich die Verhältnisse in Schlesien so bedenklich gestalteten, erlitt Friedrich noch auf einer anderen Seite einen schweren folgenreichen Verlust. Die Festung Colberg in Pommern, für deren Vertheidigung er die größten Anstrengungen gemacht hatte, mußte sich im Spätjahr den Russen ergeben, welche sich auf diese Weise im Norden seiner Staaten festsetzen konnten.

So war des Königs Lage während der nun eintretenden Winterruhe umwölkter, als jemals: es schien fast unmöglich, daß er mit seinen immer mehr schwindenden Kräften den Feinden bei Eröffnung des nächsten Feldzuges würde widerstehen können, und alle menschliche Berechnung mußte seinen endlichen Sturz verkünden. Es war unter jenen schwierigen Verhältnissen nur eine geringe Beruhigung für ihn, daß ein Tartarenfürst ihm Freundschaft und Bündniß anbieten ließ. In dem Lager zu Strehlen erschien während des Winters die

seltsame Gesandtschaft, mit welcher wirklich ein Vertrag zu Stande kam. Der tartarische Chan verpflichtete sich in demselben, im nächsten Jahre sechszehntausend Mann nach Schlesien zu senden und zugleich die Russen im Rücken anzugreifen. Auch mit dem türkischen Sultan wurde endlich ein Bündniß abgeschlossen, in Folge dessen von Seiten der Türkei drohende Truppenmassen an der österreichischen Grenze zusammengezogen wurden. Außerdem rechnete König Friedrich in seiner niemals ganz schwindenden Zuversicht besonders darauf, daß die Erschöpfung an Geldmitteln Oesterreich endlich zum Frieden geneigt machen würde.

Trotz alle dem war sein Blick in die Zukunft mit Recht sehr umdüstert: der Aufenthalt in Strehlen brachte ihm überdies auch die trübe Erfahrung eines verrätherischen Versuches gegen sein Leben. Ein österreichisch gesinnter Gutsbesitzer von Warkotsch hatte im Einverständniß mit einem österreichischen Offiziere und mit einem katholischen Pfarrer den Plan gefaßt, Friedrich lebend oder todt in die Hände der Feinde zu liefern. Ein Jäger Warkotsch's aber, Namens Kappel, entdeckte den Verrath und gab dem König davon Kenntniß. Die Schuldigen wußten sich durch eilige Flucht ihrer Strafe zu entziehen: das gerichtliche Urtheil, welches auf Enthauptung und Viertheilung lautete, wurde deshalb nach damaligem Gebrauch an ihren Bildnissen vollzogen; als man Friedrich's Erlaubniß hierzu erholte, sagte er: „das mag immer geschehen, denn die Portraits werden wohl eben so wenig taugen, wie die Originale."

Noch ein anderer Verrath wurde um eben jene Zeit vor der Ausführung entdeckt: es handelte sich um die Auslieferung der wichtigen Festung Magdeburg an die Feinde mittelst einer Verschwörung, an deren Spitze sich ein berühmter Abenteurer, der Baron von Trenck, befand. Derselbe war im Jahre 1744 in Friedrich's Dienste getreten, machte sich aber bald darauf eines landesverrätherischen Einverständnisses mit einem in der österreichischen Armee stehenden Vetter, sowie eines geheimen Liebeshandels mit einer hohen Dame des Hofes schuldig. Deshalb auf die Festung Glatz gebracht, brach er nach siebzehn Monaten durch, verführte die wachthabende Mannschaft und ging mit ihr davon. Er trat nun in österreichische Dienste; bei einem Besuche in Danzig aber wurde er im Jahre 1752 auf Andringen des Königs von Preußen, gegen den er gehässige Flugschriften verbreitet hatte, festgenommen und nach Magdeburg gebracht. Erst hielt man ihn dort in anständigem Gewahrsam, nach einem neuen Versuch zum Durchbruch wurden ihm jedoch Fesseln angelegt und die Haft in jeder Beziehung erschwert. Dieser Trenck machte nun während des Winters 1761 den Entwurf, die Festung Magdeburg, damals das letzte Bollwerk des preußischen Staates, durch eine Verschwörung mit den österreichischen Gefangenen dem Feinde in die Hände zu spielen. Das gefährliche Unternehmen wurde entdeckt, und des Gefangenen Schicksal nur noch fürchterlicher. Erst im Jahre 1763 erlangte er seine Freiheit wieder. Durch romanhafte Schilderung seiner Leidenszeit wußte er das Interesse von Tausenden von Lesern für sich zu erwecken. Nach weiteren abenteuerlichen Schicksalen starb er im Jahre 1794 zu Paris unter der Guillotine.

Während Friedrich in jenem Winter außer der allgemeinen Landesgefahr durch manche bittere persönliche Erfahrung betroffen wurde, tröstete ihn der Hinblick auf den ausdauernden Muth, womit sein ganzes Volk die Gefahren und die Opfer des Krieges ertrug. Das

preußische Volk, stolz auf seinen Heldenkönig, bewährte sich als würdig eines solchen Fürsten, und die Zuversicht, welche überall in Bezug auf das endliche Gelingen seiner großen Aufgabe herrschte, trug dazu bei, den Fürsten aufzurichten, auch als er den meisten Grund hatte, mit trüben Blicken in die Zukunft zu schauen. Vor Allem aber war es die hingebende Liebe und Treue seines Heeres, die seine Hoffnung niemals ganz zu Schanden werden ließ. Wie sehr jedoch Friedrich sich bereits gewöhnt hatte, das Schlimmste ernst und klar ins Auge zu fassen, ersehen wir aus seiner damaligen Correspondenz mit Prinz Heinrich. So äußert er in Bezug auf den nächsten Feldzug, er halte es für das Beste, alle seine Truppen zusammenzunehmen und einer der feindlichen Armeen nach der anderen zu Halse zu gehen, denn im schlimmsten Fall sei es eben so gut, mit einem Male zu Grunde zu gehen, als Glied für Glied. Prinz Heinrich dagegen ist der Ansicht, man müsse die langsamste Todesart vorziehen, weil dann irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß noch Rettung bringen könne.

Plötzlich drang in der That durch ein unvorhergesehenes Ereigniß ein neuer leuchtender Strahl der Hoffnung in des Königs Lage: die Kaiserin Elisabeth von Rußland, eine seiner erbittertsten Feindinnen, starb am 5. Januar 1762, und Peter III., ihr Neffe, ein begeisterter Verehrer des großen Preußenkönigs, folgte ihr auf dem Throne. Sowie der König diese Nachricht erhielt, schrieb er seinem Bruder, er ahne, daß das Ereigniß keine schlimmen Folgen für ihn haben werde. Wenige Wochen darauf konnte er ihm voll Freude verkündigen, daß der neue Kaiser von Rußland alle Feindseligkeiten einstelle und die gegen ihn entsandten Truppen zurückziehe. „Ich habe die Freude, Euch mitzutheilen, daß Czernitscheff mit seinen Russen nach Polen zurückgeht und daß wir von diesen Leuten Nichts mehr zu fürchten haben; — Gott sei Dank, nun haben wir den Rücken frei." — „Wir wollen", so heißt es am Schluß, „den Himmel wegen dieses Ereignisses segnen, welches noch günstigere Folgen haben wird."

Peter III. hatte gleich bei seiner Thronbesteigung dem König von Preußen durch einen vertrauten Adjutanten seine Freundschaft versichern lassen; dieser Versicherung folgte trotz aller Vorstellungen der Höfe von Wien und Versailles ein Waffenstillstand, bald darauf der Friede und endlich ein Bündniß. Elisabeth hatte zwar noch auf ihrem Sterbebett den russischen Senat versprechen lassen, nicht ohne die Zustimmung der Bundesgenossen Frieden zu machen, Peter aber ließ ohne Weiteres seine Schaaren aus Pommern, Preußen, aus der Neumark und aus Schlesien zurückziehen, gab das eroberte Colberg zurück und ging im Wohlwollen so weit, ganzen Bezirken in Pommern das fehlende Saatkorn aus russischen Vorrathshäusern zum Geschenk zu machen. Zu gleicher Zeit wandte er sich an alle übrigen Fürsten, um sie zu ermahnen, den Frieden zum Heil ihrer Völker wiederherzustellen; denn das sei das erste Gesetz, das Gott den Volksgebietern vorgezeichnet habe. Da er aber in Wien so wenig, als in Paris damit Eingang fand, so schloß er endlich (am 5. Mai 1762) mit Friedrich selbst ein Schutzbündniß und ließ Czernitscheff mit zwanzigtausend Mann zu den Truppen des Königs stoßen, mit der Weisung, demselben unbedingt Gehorsam zu leisten. Die nächste Folge war, daß auch die Schweden schleunig Frieden mit dem König schlossen. Dieser hatte übrigens öfter über den Krieg mit diesem einst so mächtigen, jetzt so schwachen Volke gescherzt, und als zuerst die Friedensunterhandlungen zur Sprache kamen,

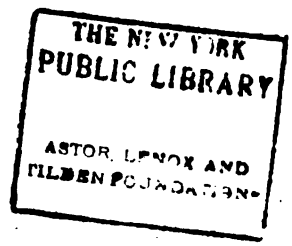
sagte er: „er wisse von keinen Krieg mit den Schweden; er hätte nur von Händeln gehört, die sein General Belling mit ihnen habe, dieser General aber würde sich wohl vergleichen."

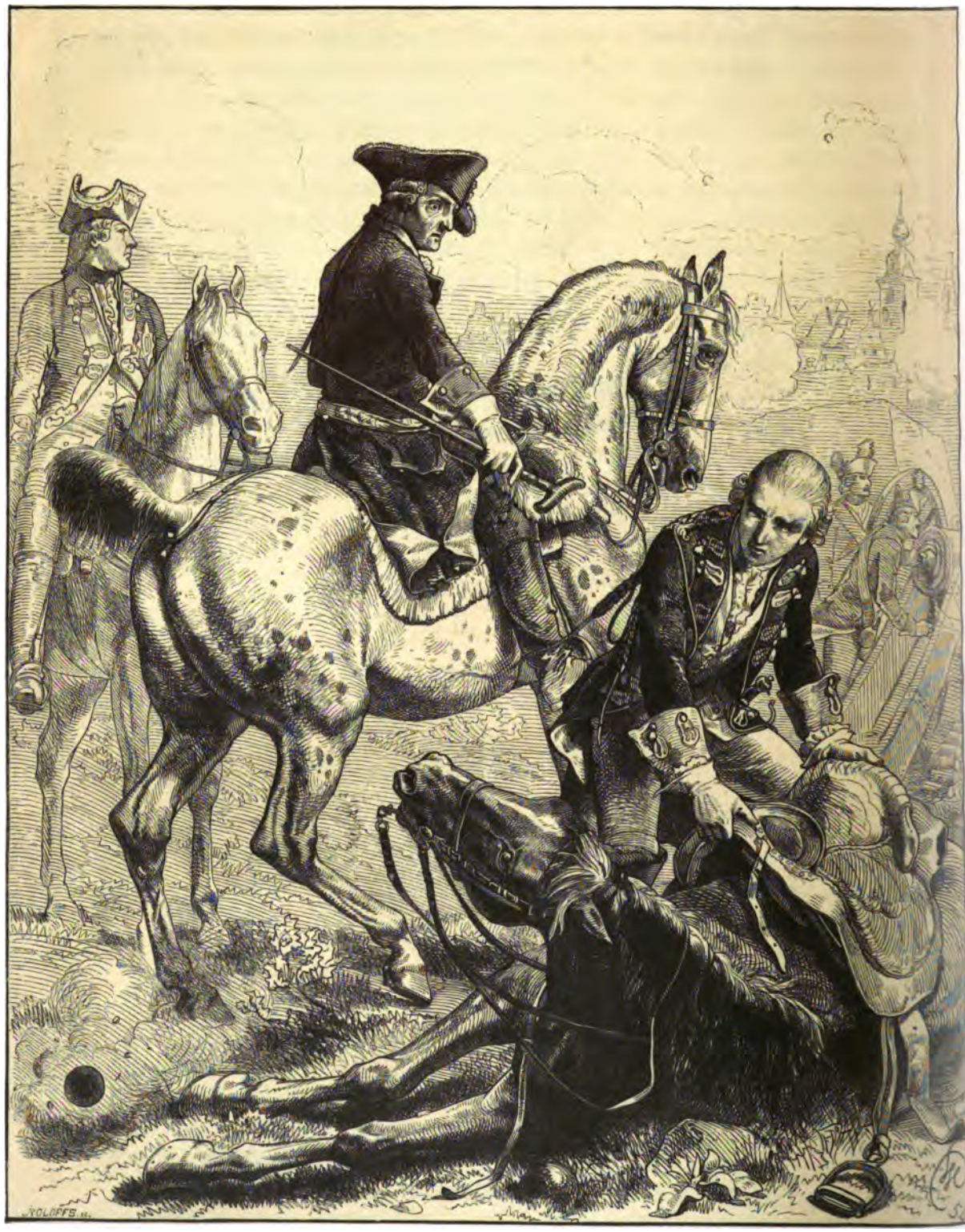
Wie war nun mit Einem Schlage die Gestalt der Dinge verändert! Die Staaten Friedrich's, von Breslau bis an die äußerste preußische Grenze, von allen Feinden geräumt, die preußische Armee im Stande, ihre ganzen Kräfte im Verein mit dem russischen Hülfscorps gegen die Oesterreicher zu wenden. Seit langer Zeit konnte der König nun zuerst wieder angriffsweise verfahren und selbständige Pläne entwerfen, während er jüngst vorher kaum noch an die Möglichkeit einer wirksamen Vertheidigung zu denken wagte. Bald nahmen seine Hoffnungen wieder den kühnsten Aufschwung und er äußerte gegen Prinz Heinrich, er zweifle nicht, daß dieser im Laufe des Jahres Dresden und Prag nehme, er selbst aber Olmütz. Sein Bündniß mit dem Tartarenchan konnte nunmehr natürlich nicht gegen Rußland benutzt werden, dagegen sollten die Tartaren in Ungarn einfallen und Friedrich schickte den General Werner mit zwanzigtausend Mann nach Oberschlesien, um von da aus jene Expedition zu unterstützen, die jedoch nicht rechtzeitig zur Ausführung kommen konnte.

Die Oesterreicher zogen ihre Hauptmacht in Schlesien zusammen, wo Daun wieder den Oberbefehl erhielt, während General Serbelloni die österreichischen und Reichstruppen in Sachsen anführte. Glatz, Schweidnitz und das Gebirge waren noch in den Händen der Kaiserlichen, und auf die Vertheidigung von Schweidnitz war ihr Hauptaugenmerk gerichtet: Daun bezog, um diese Festung zu decken, auf den Höhen von Burkersdorf und Leutmannsdorf ein festes Lager. Vergeblich machte Friedrich verschiedene Bewegungen, um den vorsichtigen Feldmarschall zu einer Schlacht zu bringen. Ehe es ihm gelang, trat mit einem Male ein neuer schroffer Wechsel in den europäischen Verhältnissen ein: das Bündniß mit Rußland wurde durch einen plötzlichen Schicksalsschlag ebenso schnell vernichtet, wie es entstanden war.

Peter III. hatte während der wenigen Monate, seitdem er den Thron bestiegen, durch übereilte Maaßregeln, durch Vernachlässigung des Senats und des Adels, Begünstigung der Deutschen und zugleich durch sein Bündniß mit Friedrich die öffentliche Meinung in Rußland gegen sich aufgeregt; seine mißhandelte Gemahlin Katharina wurde der Mittelpunkt, um welchen sich die Unzufriedenen schaarten, und als er eben damit umging, sie in ein Kloster zu verstoßen, kam sie ihm zuvor, indem sie ihn ermorden ließ. Kaum hatte die entschlossene Frau statt seiner den Thron bestiegen, als sie nach ihrer eigenen und des Volkes Neigung den mit Friedrich geschlossenen Bund aufhob. Zuerst gewann es sogar den Anschein, als würde sie der Verbindung der Feinde Friedrich's, den sie für ihren persönlichen Gegner hielt, wieder beitreten; bald überzeugte sie sich jedoch aus Peters hinterlassenen Papieren, daß Friedrich demselben im Gegentheil nur weisen Rath ertheilt und ihn besonders beschworen hatte, seine Gemahlin wenigstens vor der Welt mit Achtung zu behandeln. Katharina, hierdurch gerührt, begnügte sich, das russische Hülfscorps unter Czernitscheff abzuberufen.

Friedrich war eben im Begriff, die Oesterreicher auf ihren verschanzten Bergen bei Burkersdorf anzugreifen, als er die überraschende Kunde von Peter's Sturz und von der Abberufung der russischen Truppen erhielt. Er beklagte den Tod seines kaiserlichen Freundes


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS



Vor Schweidnitz.

auf das Lebhafteste. „Ich werde Peter den Dritten ewig beweinen", sagte er noch später, „er war mein einziger Freund, mein Retter, ohne ihn hätte ich unterliegen müssen." Der unerwartete Schlag schien alle seine Pläne zu zerstören: um wo möglich noch einen Erfolg gegen Daun vor dem Abmarsch der Russen zu erreichen, bat er Czernitscheff, diesen Abmarsch um drei Tage zu verschieben und den Abberufungsbefehl so lange geheim zu halten. Der russische Feldherr, von bewundernder Verehrung für den großen Fürsten erfüllt, gab dieser Forderung nach. „Machen Sie mit mir, was Sie wollen", rief er aus, „das, was ich Ihnen zu thun verspreche, kostet mir vielleicht das Leben; aber hätte ich deren zehn zu verlieren, ich gäbe sie gern hin, um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich Sie liebe."

Friedrich wandte die ihm bewilligten drei kostbaren Tage zu einem kühnen Wagstück an: er griff die Feinde in ihren Bergschanzen an. Die Russen stellten sich dabei nur zum Schein auf, um die Oesterreicher zu blenden und zu schrecken. Die Preußen stürmten (am 20. Juli) mit Muth und Glück die Burkersdorfer und Leutmannsdorfer Höhen, und, nachdem der Streich gelungen, entließ Friedrich seinen bisherigen Bundesgenossen mit dem freudigsten Dank. Die beiden Heere trennten sich unter Anzeichen gegenseitiger Achtung und Czernitscheff erhielt von seinem königlichen Freund einen kostbaren goldenen, reich mit Brillanten besetzten Ehrendegen zum Andenken.

Jetzt lag dem König vor Allem daran, Schweidnitz wieder zu erobern. Daun hatte sich nach dem unglücklichen Gefecht bei Burkersdorf nach Tannhausen tiefer ins Eulengebirge zurückgezogen, und der Weg nach Schweidnitz lag nun den Preußen offen. Sofort wurden die größten Anstalten zur Einschließung und Belagerung der wichtigen Festung gemacht, doch ging es damit nicht so schnell vorwärts, wie Friedrich gewünscht und gehofft hatte. Die Vertheidigung, von einem überaus geschickten Ingenieur geleitet, erschwerte den Preußen jeden Schritt. Während die Batterien der Festung das Feuer der Belagerer kräftig erwiederten, wurde zugleich durch die künstlichsten unterirdischen Minengänge von beiden Seiten ein seltsam gefährlicher Kampf geführt. Endlich übernahm Friedrich selbst die Leitung der Belagerung, um dieselbe durch weniger kunstvolle, aber raschere Mittel zu fördern. Er setzte sich dabei Tag für Tag persönlich den allergrößten Gefahren aus; meist begleitete ihn dabei sein junger Neffe und Thronfolger, der Prinz von Preußen, Friedrich Wilhelm, von dessen muthigem Verhalten er sich sehr befriedigt zeigte. Als man ihn selbst einst warnte, sich nicht allzusehr den feindlichen Kugeln bloßzustellen, erwiederte er: „die Kugel, die mich treffen soll, kommt von oben." Einmal war er zum Recognosciren ausgeritten; seinem Leibpagen, der neben ihm ritt, wurde das Pferd unterm Leibe erschossen, derselbe fiel mit den Rippen so heftig auf das Gefäß des Degens, daß er es krumm bog. Mit Geberden des Schmerzes wollte er davon eilen, als der König mit ernster Stimme ihm zurief: „Wo will Er hin, — will Er wohl den Sattel mitnehmen!" Der Page mußte den Sattel abschnallen, obgleich die feindlichen Kugeln ihn und den König umsausten.

Nach langer Belagerung kam ein Zufall den Preußen zu Hülfe: eine Granate schlug in ein Pulvermagazin der Festung, dessen Explosion eines der stärksten Forts so sehr beschädigte, daß es den Belagerern nun leicht ward, eine Bresche in die Festung zu schießen. Jetzt wurde der Sturm vorbereitet, aber der österreichische Befehlshaber wartete denselben

nicht ab, sondern ergab sich und die Besatzung von neuntausend Mann am 9. October zu Kriegsgefangenen. Zugleich fielen den Preußen eine große Menge Vorräthe in die Hände.

Nun brach Friedrich mit einem großen Theil seines Heeres nach Sachsen auf, wo Prinz Heinrich unterdeß, in Gemeinschaft mit Seydlitz und General Belling, der bisher gegen die Schweden gekämpft, mannichfache Vortheile gegen die Oesterreicher und Reichstruppen davon getragen hatte. Noch auf dem Marsch nach Sachsen erhielt der König die Nachricht von einem neuen bedeutenden Siege, den sein Bruder bei Freiberg davon getragen hatte. Die Schlacht, die letzte des siebenjährigen Krieges, hatte am 29. October stattgefunden und war vorzüglich wieder durch Seydlitz's glänzendes Führertalent gewonnen worden. Die geschlagenen Oesterreicher und Reichstruppen zogen sich nach Böhmen zurück, wohin ihnen General von Kleist mit einer fliegenden Schaar folgte, die bis an die Thore von Prag vordrang.

Die Armee der Verbündeten Friedrich's unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte im Laufe des Jahres gleichfalls mehrere Siege über die Franzosen erfochten, und Ferdinand beschloß den erfolgreichen Feldzug mit der Eroberung des seit langer Zeit von den Franzosen besetzten Kassel (1. November 1762). Bald darauf erfolgte ein Friedensschluß zwischen den Franzosen und Engländern, bei welchem freilich Lord Bute die deutschen Verbündeten im Stich ließ, aber auch Maria Theresia sich von den Franzosen verlassen sah.

Das österreichische Cabinet, durch den Verlauf jenes Feldzugs immer weiter von der Hoffnung auf eine endliche Demüthigung Friedrich's zurückgebracht, überdies durch das drohende Auftreten der Türken mit neuer großer Besorgniß erfüllt, zeigte sich jetzt endlich gleichfalls zum Frieden geneigt und schloß bereits im November vorläufig einen Waffenstillstand mit Preußen.

Um diese friedlichen Neigungen bei seinen Gegnern zu befestigen, beschloß König Friedrich, schleunigst noch gegen die Reichsfürsten, die in den Waffenstillstand nicht mit eingeschlossen waren, einen schreckenden Streifzug zu unternehmen. Ein ansehnliches Corps mußte in Franken einfallen und einen großen Theil des Reichs unter schweren Brandschatzungen durchziehen. Weithin verbreitete sich durch diesen letzten Zug der Schrecken der preußischen Waffen, und dies half dazu, bei allen deutschen Stämmen, die bisher gegen den König gestanden, die Sehnsucht nach dem Frieden zu erhöhen. Der Kurfürst von Baiern bat förmlich um Frieden, ihm folgte der Kurfürst von Mainz, sowie die Bischöfe von Würzburg und Bamberg. Mecklenburg hatte ein Gleiches schon im December gethan.

Der Hubertsburger Friede.

Die erfolgreiche Unternehmung der Preußen in den deutschen Reichslanden bezeichnet den Schluß des siebenjährigen Krieges; jetzt endlich mußte sich auch das Wiener Cabinet in die Nothwendigkeit des Friedens ergeben. Die Hoffnung, Schlesien wieder zu erobern, war nach dem Rücktritt Rußlands vom Kriegsschauplatz entschwunden; nunmehr aber, nach

dem Abfall Frankreichs und der Reichsfürsten schien es hohe Zeit, die Friedensneigung des Königs von Preußen zu benutzen, damit er nicht etwa, durch längeren Widerstand gereizt, neue kühne Eroberungspläne faßte. Friedrich, nach einem siebenjährigen Heldenkampf gegen halb Europa dennoch wieder im Besitz aller seiner Länder, schien furchtbarer, als je, und rüstete sich aus allen Kräften, um, wenn es nöthig wäre, im Frühjahr den neuen Feldzug mit voller Energie zu eröffnen. Es schien unvermeidlich, daß er in die kaiserlichen Länder selbst, zunächst in Böhmen, von Neuem einfiele, und Maria Theresia konnte, um ihn abzuwehren, nur noch auf ihre eigenen Kräfte rechnen. Aber ihre Finanzen waren erschöpft, das Volk, von Steuern schwer belastet und der weitere Aufwand für die große Armee kaum erschwinglich. Dazu kam die große Besorgniß wegen der drohenden Haltung der Türken, welche leicht die Nothwendigkeit einer Theilung der Armee herbeiführen konnte.

So sprach denn Alles für den endlichen Abschluß des Friedens, welchen zu befördern das sächsische Königshaus noch ganz besonderen Grund hatte und in der That eifrig beflissen war. Schon im November 1762 hatte der Kurprinz von Sachsen, im stillen Einverständniß mit dem österreichischen Minister Kaunitz, Friedensanträge an Friedrich gelangen lassen, auf welche dieser erwiederte, daß er seinerseits gern Alles, was nur mit seiner Würde vereinbar sei, zur Wiederherstellung des Friedens beitragen werde. In kurzer Zeit wurden dann in Folge dieser vorläufigen Eröffnung bestimmtere Anträge von Wien aus überbracht. Friedrich ließ nunmehr am Ende Dezember den Geheimen Legationsrath von Hertzberg zu sich nach Leipzig kommen und trug ihm auf, sich nach dem Jagdschloß Hubertsburg, zwischen Leipzig und Dresden, zu begeben, um mit dem kaiserlichen Bevollmächtigten Hofrath von Collenbach und dem sächsischen Baron von Fritsch über den Frieden zu unterhandeln. Er ertheilte ihm dazu nur kurze mündliche Anweisungen, und erklärte von vorn herein, daß die Verhandlungen bis spätestens am 15. Februar zum Abschluß gediehen sein müßten, widrigenfalls er die Vortheile, welche ihm ein nächster Feldzug zu versprechen schien, zu benutzen entschlossen war.

Da die Friedensneigung auf allen Seiten gleichmäßig vorherrschte, so kam das wichtige Werk leicht zu Stande; am 31. Dezember 1762 begannen die Unterhandlungen, am 15. Februar 1763 wurde der Friedensvertrag unterzeichnet, dessen einfacher Inhalt im Wesentlichen dieser war: beide Theile entsagten gegenseitig allen Ansprüchen auf die Staaten und Länder des anderen Theils, alle im Kriege gemachten Eroberungen wurden zurückgegeben, Friedrich blieb im Besitze von ganz Schlesien und gab dagegen dem Kurfürsten von Sachsen sein Land zurück. In einem geheimen Artikel versprach er, dem Erzherzog Joseph von Oesterreich bei der nächsten Kaiserwahl seine Stimme zu geben.

Der König war mit seinem Friedensbotschafter sehr zufrieden: er besuchte denselben in Hubertsburg und sagte ihm: „Er hat einen guten Frieden gemacht, fast so, wie ich den Krieg geführt, einer gegen mehrere.“ Bald darauf ernannte er ihn zum Staats- und Kabinetsminister: wir werden ihn in dieser Stellung noch weiter in immer größerer Gunst und Achtung seines Herrn zu erwähnen haben.

Die Freude des Königs über den Abschluß des Friedens leuchtet aus allen Zeilen seiner damaligen Correspondenz recht klar hervor. Schon am 2. Februar schrieb er seinem

Bruder, man sei über die Hauptsachen einig und der Friede werde bald unterzeichnet werden. „So wird denn dieser grausame Krieg zu Ende gehen", fügt er hinzu, „der so viel Blut, Menschenleben und Sorgen gekostet hat; ich glaube, daß wir einen so guten Frieden erlangt haben werden, wie es überhaupt möglich war." Auf die endliche freudige Nachricht von dem wirklichen Abschluß antwortete Prinz Heinrich am 17. Februar von Berlin: „Mein theurer Bruder. Niemals ist ein Courier mit größerer Freude empfangen worden, als der, welcher mir gestern die Nachricht vom Frieden brachte. Ihr Brief hat mich lebhaft empfinden lassen, welche große Vortheile Sie durch die Beendigung eines so beschwerlichen, so verwickelten Krieges, ohne allen Länderverlust, erreicht haben. Es hatte nicht den Anschein genommen, als könnten die Sachen ein solches Ende haben. Gewiß wird Ihnen auch der Friede sehr ernste Beschäftigungen auferlegen, unter welchen nicht viel Erfreuliches sein wird, — mit der Zeit aber wird man Großes erreichen und ich bin überzeugt, daß es Ihnen gelingen wird, den Wohlstand wiederherzustellen; der Anfang wird schwer sein, aber das Gelingen verspricht Ihnen auch manchen Genuß und Vortheil." Diese Hindeutungen auf das Glück der friedlichen Segnungen, welche der König nunmehr verbreiten sollte, waren nur der Wiederhall seiner eigenen Entschließungen und Worte. Es ist tief bezeichnend und wahrhaft bewunderungswürdig, wie die ersten Friedensbotschaften in des Königs Briefen sofort von dem Hinblick auf die neuen Sorgen und Pflichten für sein Land begleitet waren. Schon ein Brief vom 14. Februar ist erfüllt von schönen Vorsätzen für die Wiederherstellung blühender Zustände in den verschiedenen Landestheilen, und nach der Aufzählung dieser Pläne fügt der erhabene Fürst mit beseligendem Gefühl hinzu: „Dann mag ich sterben, wenn es Gott gefällt."

Wenige Tage darauf theilt er dem Bruder in lebhaft erregten Ausdrücken von Neuem allerlei Verbesserungspläne für die Provinzen mit und fügt hinzu: „ich hoffe, daß in zwei Jahren keine Spur mehr vom Kriege zu bemerken sein soll, Alles ist schon fest geordnet, vertheilt und vorgeschrieben. Ich, mein lieber Bruder, habe nicht das geringste Bedauern, daß der Friede geschlossen worden. Wenn der Staat einige Provinzen mehr gewonnen hätte, so wäre das wohl ein Vortheil gewesen, aber das hat nicht von mir, sondern vom Geschick abgehangen und soll mir meine Ruhe nicht stören. Wenn ich nur die Uebel des Krieges wieder gut machen kann, so werde ich immer zu Etwas gut gewesen sein und darauf soll sich mein Ehrgeiz beschränken."

Die Freude des Königs über den glücklichen und ehrenvollen Friedensschluß wurde natürlich im vollsten Maaße von seinem ganzen Lande getheilt. Ehe Friedrich selbst in seine Hauptstadt zurückkehren konnte, am 5. März erfolgte die feierliche Proclamation des Friedens. Die freudige Aufregung der Hauptstadt wiederholte sich seitdem bei mehreren Veranlassungen, besonders am 27. März, wo das berühmte Ziethen'sche Husarenregiment, von dem tapferen Chef selbst geführt, unter Pauken und Trompetenschall und unter dem größten Jubel des Volkes einzog. Am 29. März kam dann als Vorläufer des Königs der Sieger von Minden, Herzog Ferdinand von Braunschweig; am 30. endlich der König selbst, der erst noch eine Reise durch Schlesien gemacht hatte, um gleich das Nothwendigste zur Wiederherstellung des Landes anzuordnen. Die Hauptstadt hatte dem großen Fürsten den fest-

Ferdinand von Braunschweig.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

lichſten Empfang bereitet, aber er kam erſt ſpät zur Nacht herein, weil er unterwegs bei Frankfurt von dem Wunſch erfüllt worden, den Schauplatz eines ſeiner unglücklichſten Tage, das Schlachtfeld bei Cunersdorf wiederzuſehen. Er weilte dort längere Zeit allein und von ernſten Gedanken der Demuth erfüllt, während in ſeiner Königsſtadt Alles freudig bereit war, ſeine Größe und ſeinen Ruhm zu feiern.

Von jenen Empfangsvorbereitungen erzählt der bekannte Kaufmann Gotzkowsky: „Da der Tag bekannt war, an welchem Se. Majeſtät hier eintreffen ſollte, blieb keine Seele im Hauſe. Alles wimmelte auf den Straßen und von einer halben Meile außer der Stadtmauer bis zum Königlichen Schloſſe hatten die getreuen Bürger, ein jeder in ſeinem beſten Feierkleide, ſchon von Morgen früh bis in die ſpäte Nacht, den Weg gebahnet, durch welchen der König ſeinen Einzug halten ſollte. Das Verhängniß fügte es aber, daß Se. Majeſtät erſt ſehr ſpät, bei dunkeler Nacht, hier eintreffen konnten, wodurch alle die gehoffte Freude vereitelt wurde, ſo daß der Empfang nicht in der Ordnung vor ſich gehen konnte, als wie man ſich dazu vorbereitet hatte. Ein großer Theil der Bürgerſchaft verſah ſich noch in Zeiten mit Fackeln, und als man endlich von Weitem die Ankunft des Königs und das Geraſſel von Wagen vernahm, ſo erfolgte ein allgemeines Freudengeſchrei: „Es lebe der König!“

Wenige Tage darauf ſoll der große Fürſt, wie eine viel verbreitete Sage erzählt, auf einfach feierliche Weiſe dem Höchſten den ſchuldigen Dank für den ſchwer errungenen Frieden abgeſtattet haben. Er ließ, ſo heißt es, die Spielleute und Sänger des Hofes in die Schloßkapelle zu Charlottenburg kommen, um das Te Deum von Graun aufzuführen. Man hatte vermuthet, daß er den ganzen Hof zu einer glänzenden Feier verſammeln würde; als aber die Muſiker beiſammen waren, erſchien der König ganz allein, ſetzte ſich und gab das Zeichen zum Anfang. Als die Singſtimmen mit dem Lobgeſang einfielen, ſenkte er das Haupt in die Hand und bedeckte die Augen, um ſeinen Dankesthränen freien Lauf zu laſſen. Zwar ſind in dieſer Erzählung nicht alle Nebenumſtände genau feſtgeſtellt, doch bezeichnet ſie wohl richtig des Königs Stimmung bei dem Rückblick auf ſeine ſiebenjährige Prüfungszeit.

In der That hatte Friedrich und mit ihm ganz Preußen reichen Grund, um mit dankbarer Rührung ein „Herr Gott, dich loben wir“ anzuſtimmen; denn durch den ſiebenjährigen Krieg, in welchem Preußen ſich glorreich gegen die Angriffe von halb Europa vertheidigte, iſt für daſſelbe eine neue Machtſtellung unter den europäiſchen Staaten erkämpft worden. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt, hatte den Grund gelegt zu Preußens europäiſchem Aufſchwung, Friedrich der Große hat denſelben zur vollendeten Thatſache gemacht. In doppelter Beziehung iſt durch ihn die Machtſtellung Preußens beſiegelt worden, ſowohl im deutſchen Staatenverband, wie im europäiſchen Syſtem. Durch den Rieſenkampf, den er gegen die unvergleichliche Uebermacht dreier der größten europäiſchen Staaten mit Ruhm und Ehre beſtand, beſeitigte er alle Nebenbuhlerſchaft, welche bis dahin einzelne der deutſchen Staaten noch immer gegen das aufſtrebende Preußen hegen konnten; unwiederruflich ſicherte er ſeinem Hauſe die erſte Stelle neben dem alten öſterreichiſchen Kaiſerhauſe. Ferner aber hob er ſeinen Staat zu einer europäiſchen Großmacht empor, welche in den großen europäiſchen Fragen das Gewicht ihres Willens geltend zu machen hat. An und für ſich

schien der preußische Staat mit seinem verhältnißmäßig unbedeutenden, noch dazu zerrissenen, und weit hingestreckten Gebiet zu einer solchen Stellung nicht berufen: das Genie seiner Fürsten aber, des großen Kurfürsten und des großen Königs zumal, welche den getrennten Ländern das Bewußtsein der Einheit und dadurch Kraft verliehen, und durch ruhmwürdige Thaten ein großes, edles Streben in dem Volk erzeugten, — ihr Einfluß hat die Keime der Größe herrlich gepflegt, gezeitigt und entwickelt. Das Genie des großen Friedrich war es auch vor Allem, was Preußen aus dem schweren siebenjährigen Kampfe ruhmgekrönt hervorgehen ließ. „Nicht das preußische Heer hat sieben Jahre lang Preußen gegen die großen Mächte Europa's vertheidigt, sondern Friedrich der Große war es." So urtheilt Napoleon, der sich auf Kriegsthaten und Kriegsruhm verstand. Aber das Ansehen, welches Friedrich durch seine großartigen Erfolge erreichte, ist bleibend auf seinen Staat und auf sein Volk übergegangen und ein fortwährender, heilsamer Stachel zu weiterem großherzigen Streben geworden. Das Volk hatte überdies auch seinen eigenen Antheil an dem erworbenen Ruhm; denn auch mit dem größten Genie hätte Friedrich den Riesenkampf nimmer glücklich durchführen können, wenn ihm nicht außer den trefflichen Einrichtungen, die seine Vorfahren in Staat und Heer geschaffen hatten, besonders die standhafte Treue und die begeisterte Hingebung seines Volkes, die Mittel zum Gelingen geboten hätten. Er selbst hat es niemals verleugnet, wieviel er dem hochherzigen Sinn seines Volkes zu danken hatte, und ganz Europa erkannte, daß in diesem Volke eine Fülle der Kraft und eine lebendige Frische wohnte, welche dasselbe noch zu weiteren ruhmreichen Geschicken berief.

Eben dieser begeisterte Aufschwung des Volkes war es auch, der auf ganz Deutschland belebend einwirkte. Während kurz vorher die deutsche Nation in innerer Ermattung und Erschlaffung zu verkommen drohete und die unsittlichen Einflüsse des französischen Lebens und Treibens diese Gefahr nur erhöheten, ging jetzt auf einmal ein frischer, belebender Zug durch die deutschen Völker. Die Heldenerscheinung Friedrich's fesselte und entzückte alle Blicke; alle deutschen Herzen, selbst in den Ländern, die ihn mit bekämpft hatten, fühlten sich gehoben durch den Ruhm des deutschen Kriegers, durch die Bewunderung, die er und sein Volk überall in ganz Europa einflößten. Ein solches Beispiel wirkt läuternd und anregend für ein ganzes Volk, und es war nicht ohne einen inneren Zusammenhang, daß in die Zeit während und gleich nach dem siebenjährigen Kriege der neue kräftige Aufschwung deutschen Nationalbewußtseins und deutscher Geistesbildung fiel, welcher seitdem so reiche und schöne Früchte getragen hat.

Friedrich's spätere Regierung.

Die ersten Friedenssorgen.

„Ich wende jetzt meine ganze Zeit zu inneren Einrichtungen an, und ich bezweifele nicht, daß noch in diesem Jahre die meisten Provinzen wieder in guten Stand kommen sollen, im nächsten Jahre aber dürfen nirgends mehr Spuren des Krieges zu bemerken sein; es ist meine Pflicht, daran jetzt aus allen Kräften zu arbeiten. Wenn ich je im Leben dem Staat einen Dienst zu leisten vermochte, so ist es der, ihn jetzt aus der Zerrüttung neu zu erheben, die Mißbräuche, wo möglich, abzustellen, und da, wo es Noth thut, Verbesserungen einzuführen. Freilich ist das ein weit aussehender, umfassender Vorsatz, aber wenn mir der Himmel noch einige Lebenszeit schenkt, so will ich ihn ganz ausführen, wenn nicht, so will ich wenigstens die Fußtapfen bezeichnen, in welchen meine Nachfolger wandeln können, wenn sie es gut finden." Diese goldenen Worte schrieb der König seinem Bruder wenige Tage nach dem Abschluß des Friedens: sie stimmen mit allen den herrlichen Aeußerungen überein, die wir über seine Stimmungen und Absichten aus jenem wichtigen Lebensabschnitt besitzen, — vor Allem aber stimmen sie mit seinen Thaten überein, und es ist ein wahrhaft erhebendes Schauspiel, den König von den Mühen des Krieges, unmittelbar aus den Winterquartieren heraus sofort zu neuen beschwerlichen Arbeiten für die Wiederherstellung aller heimischen Zustände eilen zu sehen. Man kann mit vollster, buchstäblichster Wahrheit sagen: nicht einen Tag gönnt er sich Rast, unverzüglich treibt ihn das Gefühl seiner Regentenpflichten in dieselben Provinzen, wo er jüngst seine ruhmreichsten Schlachten geschlagen, um nunmehr die noch blutenden Wunden des Kriegs zu heilen. Er achtet nicht seine leibliche Schwäche und Krankheit. Wohl schreibt er an den Prinzen Heinrich: „Ich werde recht alt, theurer Bruder, in Kurzem werde ich zu Nichts auf der Welt mehr nütze und mir selbst zur Last sein, das ist das Loos aller Kreatur, mit dem Alter dahin zu sinken" — und an Frau von Camas: „Ich werde Sie nun endlich sehn, mein gutes Mütterchen. Mich werden Sie sehr gealtert

finden, grau wie einen Esel und so wie Einer eben aussehen kann, der alle Tage einen Zahn verliert und durch das Podagra halb invalid geworden ist." Aber dieses Gefühl der Schwäche gewinnt keinen Einfluß auf seine Lebensweise, welche einzig und allein nach den Bedürfnissen des Staates geregelt wird. Nachdem er die wichtigsten allgemeinen Pläne für sein Land sofort noch in Leipzig entworfen hat, begiebt er sich in die Provinzen, welche seiner Hülfe und Gegenwart am meisten bedürfen, um durch persönliche Kenntnißnahme und lebendigen Antrieb die Neubegründung besserer Zustände zu finden.

Die erste und bedeutendste Sorge des Königs nach der Wiederherstellung des Friedens mußte die neue Ordnuug der Finanzen sein. Während er es mit aller Anstrengung vermieden, für die Aufbringung der gewaltigen Kriegskosten etwa zu Staatsanleihen seine Zuflucht zu nehmen, hatte er dagegen während des Kriegs zwei Maßregeln ergriffen, welche auf die öffentlichen, wie die Privatverhältnisse den schlimmsten Einfluß ausgeübt und viele Familien zu Grunde gerichtet hatten: das Geld war verschlechtert, den Beamten aber statt Geld sogenannte Besoldungsscheine gegeben worden. Schon vor Beginn des siebenjährigen Krieges hatte Friedrich sein Absehen darauf gerichtet, leichtes Geld zu münzen, im Verlauf des Krieges war er darin immer weiter gegangen, und die Münzen hatten mehr und mehr allen edeln Metallgehalt verloren. Sein Hauptunternehmer bei der schlechten Münzverbreitung war der israelitische Hofjuwelier Ephraim, nach welchem die schlechtesten Münzsorten im Volksmund Ephraimiten genannt wurden. Natürlich wurde durch diese Entwerthung des Geldes der Handel und Wandel im ganzen Lande ungemein beeinträchtigt und die Vermögensverhältnisse vielfach zerstört. Besonders hart aber wurden die Beamten betroffen, welche für ihre Besoldungsscheine, wenn sie dieselben umsetzen wollten, sogar bei dem schlechten Gelde noch einen Abzug weit über die Hälfte des Werthes erleiden mußten.

Diesen Uebelständen abzuhelfen, darauf mußte denn des Königs Absehen vor Allem gerichtet werden, und in der That ist dies einer der Hauptgegenstände in allen seinen Mittheilungen aus den ersten Tagen nach dem Friedensschluß. Unverweilt wurden alle Anordnungen getroffen, um mit möglichster Schonung aller in der Zwischenzeit entstandenen Verhältnisse wieder einen angemessenen Zinsfuß bei dem preußischen Gelde herzustellen und überhaupt die Finanzwirthschaft neu zu regeln. Wie eifrig der König dabei persönlich arbeitete, kann man aus einer Aeußerung desselben vom Juli 1763 schließen, wo er schreibt: Endlich nach vier langen Monaten Arbeit habe ich, dem Himmel sei Dank, mein ganzes Finanzwerk fertig, Alles ist jetzt vollständig geregelt und die Dinge werden nun wieder in den gewöhnlichen Gang kommen. Ich bin ganz erschöpft durch alle die kleinlichen Einzelnheiten, die ich habe durchsehen müssen. Doch nun ist's vorüber, — sprechen wir nicht mehr davon." — Natürlich konnte eine gründliche Heilung der eingetretenen Uebel nur mit der Zeit erreicht, fürerst durch die neue Ordnung der Dinge nur vorbereitet und erleichtert werden. Der allgemeine Aufschwung der heimischen Verhältnisse in Ackerbau und aller Gewerbthätigkeit half jedoch sehr bald auch den Handel wieder in Flor bringen.

Um dem Landbau, den er als die Grundlage der gesammten Staatswohlfahrt betrachtete, schleunig wieder aufzuhelfen, suchte er zunächst den Gutsbesitzern und Bauern die Mittel zur ordentlichen Bestellung des Feldes zu beschaffen. In den vom Kriege heimgesuchten

Landestheilen fehlte es an Korn zur Aussaat und an Zugvieh; Friedrich wußte in Beidem zu helfen. Er hatte in seinen Magazinen noch über vierzigtausend Scheffel Getreide, die er für die Möglichkeit der Fortsetzung des Krieges hatte anhäufen lassen; jetzt wußte er davon keinen besseren Gebrauch zu machen, als sie an die Landleute zur Aussaat zu vertheilen. Ebenso kamen an fünfunddreißigtausend Pferde, die bei der Verminderung der Armee überflüssig wurden, dem Landbau zu Gute. Wo es nöthig war, erhielten die verarmten Landleute auch baare Geldunterstützungen: mehrere Millionen wurden auf die Provinzen je nach ihrem Bedürfniß vertheilt, und zugleich, um die Einwohner schneller wieder zu Kräften kommen zu lassen, die Abgaben für die ersten Jahre erlassen. Durch alle diese Mittel wirksamer Unterstützung gelang es dem König, einen fast wunderbar raschen Wiederaufschwung ländlichen Gedeihens herbeizuführen und die ärgsten Spuren der jahrelangen Zerrüttung in kurzer Zeit zu verwischen.

Zum Beweis, daß Preußens Kraft durch die Opfer des Krieges keineswegs erschöpft sei, ließ Friedrich bald nach dem Friedensschluß mehrere großartige Bauten unternehmen, besonders die Ausführung des berühmten „neuen Palais" im Garten von Sanssouci, welches durch den Reichthum der Stoffe und der inneren Ausschmückung fortdauernd ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung ist. Durch diese und ähnliche Unternehmungen erreichte er zugleich den Zweck, einer Menge arbeitsloser Leute ernährende Arbeit zu verschaffen, bis allmälig die Neubelebung aller öffentlichen Thätigkeit solche Fürsorge erübrigte.

Die Regie.

Um seine landesväterlichen Zwecke in jeder Beziehung durchführen zu können, bedurfte der König einer Erhöhung der Staatseinkünfte. Das Heer, wiewohl nach dem Kriege bedeutend vermindert, mußte doch, um neuen Angriffsgelüsten vorzubeugen, in der achtunggebietenden Höhe von einhundertfünfzigtausend Mann erhalten werden, außerdem erforderte die Verbesserung der Verwaltung und insbesondere der Justiz, ferner die Unterstützung der Gewerbthätigkeit und die Linderung mannichfachen Unglücks, welches einzelne Landestheile betraf, den Aufwand größerer Geldmittel, als der Staatskasse bisher zuflossen. Eine Vermehrung der Einkünfte um wenigstens zwei Millionen Thaler schien unerläßlich, und es fragte sich nur, wie dieselbe am wenigsten drückend für die Unterthanen beschafft werden könnte. Bei den deshalb im Generaldirectorium gepflogenen Berathungen wurde von Seiten einflußreicher Mitglieder geradezu erklärt, das durch den Krieg erschöpfte Land sei überhaupt nicht im Stande, irgend eine Steuererhöhung zu tragen. Friedrich dagegen war der Ueberzeugung, daß eine sorgsamere Verwaltung der schon bis dahin gesetzlich vorgeschriebenen Steuern den gewünschten Mehrertrag bringen müsse; da er aber gegen das General-Directorium in mehrfacher Beziehung verstimmt und mißtrauisch war, so beschloß er für die Verwaltung der Steuern und Gefälle eine besondere Behörde niederzusetzen, und zwar nach französischem Muster. Er war nämlich durch einen seiner literarischen Vertrauten schon längst auf die französischen Steuereinrichtungen aufmerksam gemacht worden und mit dem bekannten philosophischen Schriftsteller Helvetius, der als Generalpächter der Steuern in

Frankreich ein großes Vermögen erworben hatte, in Briefwechsel getreten. Im Jahre 1765 kam Helvetius selbst nach Berlin: derselbe hatte den König für das französische Steuersystem, durch welches allerdings große Einnahmen für den Staat erzielt wurden, sehr eingenommen, und Friedrich hielt sich überzeugt, daß, wenn nur die schon von seinem Vater eingeführte Accise nach dortiger Art mit Strenge erhoben würde, dadurch allein schon jene Mehreinnahmen beschafft werden könnten, ohne Einführung irgend einer andern Steuer. Um nun die neue Einrichtung nach jenem Muster fürerst in's Leben zu führen, hielt er es für das Beste, geradezu geübte Beamte aus Frankreich kommen zu lassen und denselben die ganze Steuerverwaltung anzuvertrauen. Dieser Entschluß wurde dem Generaldirectorium im Jahre 1766 mit folgenden Worten angezeigt: „Wir sind in Rücksicht, daß die Sachen, anlangend die Accise bis dato so schlecht und unordentlich gewesen, zur Coupirung der dabei vorfallenden Defraudationen Allerhöchst bewogen worden, Fermiers (Pächter) aus Frankreich kommen zu lassen, so die Administration derselben übernehmen, und soll die Administration gedachter Fermiers vom Juni angehen und die dieserhalb zu bestellenden neuen Bedienten im nächstkommenden Monat Mai sogleich in Activität gesetzt werden. Auch sollt Ihr vom 1. Juni c. an nichts weiter mit den accises und douanes zu thun haben ꝛc. ꝛc." So entstand die „General-Administration der Steuern und Gefälle," nach der französischen Bezeichnung auch „Regie" genannt. An der Spitze derselben standen fünf Franzosen als sogenannte Regisseurs, unter ihnen eine Menge französischer Unterbeamte. Diesen neuen Behörden gelang es allerdings, eine strengere Ordnung in die Verwaltung der Steuern zu bringen und die Staatseinnahmen in kurzer Zeit selbst um mehr, als die gewünschten zwei Millionen Thaler, zu erhöhen; doch ist es fraglich, ob diese Mehreinnahme nicht auch ohnedies durch den seit dem Friedensschluß immer mehr belebten Verkehr eingetreten wäre. Das preußische Volk empfand die neue Einrichtung jedenfalls als eine große Plage; man sah es unwillig, daß die Accise allmälig auf viele Arten von Waaren ausgedehnt wurde, die bisher davon befreit waren, und vor Allem erblickte man in der Art und Weise der Erhebung und Controlirung eine überlästige Plackerei, indem die französischen Regisseurs nicht blos die Acciseſtellen in Stadt und Land vermehrten, sondern auch in den Häusern der Bürger und Bauern Nachforschungen nach steuerpflichtigen Waaren anstellten. Ueberdies wurde es sehr mißliebig beurtheilt, daß der König überhaupt jenen ganzen wichtigen Zweig der Verwaltung den verhaßten Fremdlingen übergab, daß er, wie sich ein berühmter Schriftsteller ausdrückt, alle seine Unterthanen für unfähig erklärte, das Finanzwesen zu besorgen und dafür einer Bande fremder Spitzbuben den Beutel seiner Unterthanen anvertraute.

Auf Veranlassung der Regie ereignete sich auch einer jener oft erzählten Vorgänge, welche Friedrich's eigenthümliche Geistesgröße und gutes Fürstenbewußtsein recht charakteristisch bezeichneten. Als derselbe einst die Jägerstraße in Berlin herunterritt, fand er an dem sogenannten Fürstenhause einen Auflauf. Er schickte seinen Heiducken näher, um zu erfahren, was es gebe. „Sie haben Etwas auf Ew. Majestät angeschlagen," war die Antwort des Boten, und es ergab sich, daß an dem Hause ein Pasquill auf den König wegen der Regie angeheftet war. Gleich winkte Friedrich mit der Hand und rief: „Hängt es doch niedriger, daß sich die Leute nicht den Hals ausrecken müssen." Bei diesen Worten brach das Volk in

allgemeinen Jubel aus, riß das Pasquill in Stücke und begleitete mit Lebehochs den langsam fortreitenden König.

Im Bewußtsein seines redlichen Willens durfte Friedrich in der That die Verdächtigung und Verläumdung seiner Absichten so gering achten; denn was immer gegen die Einrichtung der Regie und gegen die Berufung der französischen Steuerkünstler mit Recht einzuwenden sein möge, so war doch des Königs Wille und Streben auch hierbei im Allgemeinen und bei allen einzelnen Anordnungen lediglich auf das Beste des Volks und besonders auf die Erleichterung des armen Mannes gerichtet. Davon giebt jede Zeile in seinen Anweisungen und Befehlen sprechendes Zeugniß. Gleich in seinem ersten Schreiben an den neuberufenen Steuerdirector de Launay äußert er sich über einige das niedere Volk betreffende Steuergegenstände wie folgt.

„Fleisch, — es ist mir unmöglich, zu dieser Steuer (auf fremdes Schlachtvieh) meine Billigung zu geben; sie ist für den gemeinen Mann zu drückend. Was das Fleisch betrifft, so kann man das Pfund auf neunzehn Pfennige setzen; aber der Impost von einem Thaler auf jedes Stück fremdes Hornvieh kann nicht statt finden, und Ihr müßt sonst einen accisbaren Artikel auffinden, bei welchem man sich erholen kann."

„Bier, — das einheimische Bier muß nicht zu hoch besteuert werden; es bezahlt bis jetzt neun Groschen; es mag zwölf Groschen bezahlen, aber nicht darüber hinaus. Dagegen könnt Ihr die fremden Biere, das englische, zerbster, braunschweiger u. s. w. so hoch impostiren, als Ihr wollt."

„Branntwein, — der Franzbranntwein kann hinfüro anstatt vierzehn Groschen auf zehn herabgesetzt werden; so viel lasse ich mir gefallen. Pfeffer, Specereien und dergleichen Artikel gebe ich Euch preis: mit einem Worte, Alles was zum Luxus und zum Ueberfluß gehört."

„Ihr könnt auch alle fremde Weine, wie sie Namen haben mögen, so hoch besteuern, als Ihr für gut befindet; so was bezahlt der Arme nicht und sehe ich mich als den Sachwalter der Soldaten und Fabrikanten an, deren Vortheil allein ich zu besorgen habe."

Später schrieb de Launay in einem Bericht über Friedrich's Finanzsystem: „Anstatt die Abgaben des geringen Volks vermehren zu wollen, hat der König sie oftmals, ohne mir ein Wort davon zu sagen, vermindert und sich der Gefahr ausgesetzt, in seinen Einnahmen einen wesentlichen Ausfall zu leiden, wie ich ihm öfters, obschon vergebens, vorzustellen mir die Freiheit nahm."

Für den Handel mit Tabak und Kaffee traf der König noch eine besondere Einrichtung: er nahm für die Regierung allein das Monopol der Tabaksfabrikation in Anspruch und setzte eine General-Tabaksadministration ein, welche dem Staat beträchtliche Einnahmen brachte, — ebenso verfuhr er sodann in Bezug auf den Verkauf des Kaffees. Derselbe war damals noch nicht lange in Deutschland heimisch: Anfangs hatten es die Hausfrauen nicht verstanden, das fremde Getränk zu kochen, was die Gründung sogenannter Kaffeehäuser veranlaßte. König Friedrich Wilhelm hatte zur Einrichtung eines solchen Hauses freie Wohnung in einem Seitengebäude des Schlosses am Lustgarten hergegeben. Zuerst war der Kaffee nur als seltener Luxusgegenstand von den Wohlhabenden genossen worden, dann nach

und nach vom Mittelstand an hohen Festtagen, sehr schnell aber verbreitete sich die Vorliebe für den neuen Genuß in allen Schichten des Volkes. König Friedrich wollte nun auch den Gewinn von dem Kaffeeverbrauch der Staatskasse zuwenden, errichtete eine besondere Kaffeeadministration und führte eine hohe Kaffeesteuer ein; er hielt dies für durchaus billig und angemessen, weil er den Kaffee blos als einen Luxusgenuß der Wohlhabenden betrachtet wissen, die Verbreitung desselben im Volk dagegen nicht begünstigen wollte. Als sich die pommer'schen Landstände einst über die hohe Kaffeesteuer beschwerten, sagte der König in seinem Bescheid unter Anderm: „Es ist abscheulich, wie weit es mit der Consumtion des Kaffees geht: das macht, ein jeder Bauer und gemeiner Mensch gewöhnt sich jetzt zum Kaffee. Wird das ein Bischen eingeschränkt, so müssen sich die Leute wieder an das Bier gewöhnen, und das ist zum Besten ihrer eigenen Brauereien. Das ist mit die Absicht, daß nicht so viel Geld für Kaffee aus dem Lande gehen soll. Uebrigens sind Seine Königliche Majestät Höchstselbst in der Jugend mit Biersuppe erzogen worden. Das ist viel gesunder, wie der Kaffee."

Bei allen Steuereinrichtungen war des Königs Zweck neben der Vermehrung der Staatseinnahmen besonders darauf gerichtet, das Geld seiner Unterthanen soviel als möglich im Lande zu halten, sowie auch den Armen im Volke dadurch zu Hülfe zu kommen, daß er sie durch hohe Besteuerung der Luxusartikel von unnützen Ausgaben abhielt. Alle seine Ersparungen hatten endlich nur den Zweck, seinem armen Volke in Unglücksfällen und schwierigen Zeitläuften zu Hülfe zu kommen.

Des Königs Lebensweise.

Wir haben des Königs umfassende Thätigkeit in Krieg und Frieden kennen gelernt; schon bei der Schilderung seiner großartigen Regentenwirksamkeit haben wir gleich mit vorweg genommen, was Alles er auch in seinen spätern Regierungsjahren in den wichtigsten Zweigen der Verwaltung, in der Justizpflege, in Förderung von Handel und Gewerbe, Ackerbau und Manufacturen, für Wissenschaft und Kunst gewirkt hat. Kein Fürst irgend eines Zeitalters verdient einen höheren Preis unabläßiger Selbstthätigkeit, strengster Pflichterfüllung, gewissenhafter Fürsorge für das Wohl und die Hebung seines Volkes. Was er einst im Antimacchiavell als die Schuldigkeit des Fürsten dargestellt, was er später dem Prinzen von Württemberg als seine Aufgabe vorgeführt und was in seinen zahlreichen Schriften immer wieder gleichsam als Spiegel den Fürsten vorgehalten ist, — er hat es selbst nach allen Seiten hin zu erfüllen gestrebt, und sein ganzes Leben ist in dieser Beziehung eine Schule der Selbstverleugnung und hingebender Thätigkeit gewesen. Wohl ziemt es daher, noch einen Blick auf die Lebensweise zu werfen, durch deren strenge Regelung es dem großen Fürsten gelang, Alles das zu wirken und zu schaffen, was die Geschichte bewundernd von ihm berichtet, während er doch zugleich die Muße für die geistigen Genüsse gewann, welche ihn mitten unter den Prüfungen der schweren Kriegszeit und unter den Sorgen seines Regentenlebens erhoben und erfrischten. Werfen wir einen Blick in die stille Werkstätte seines

Schaffens, auf die Tagesordnung, nach welcher die großartige Wirksamkeit des seltenen Mannes verlief.

Friedrich stand sehr früh auf: im Sommer um drei Uhr, selten nach vier, im Winter etwa eine Stunde später, fünf bis sechs Stunden Schlaf genügten ihm, erst in seinen alten Tagen wurden sieben bis acht Stunden daraus. Eine Viertelstunde vor dem Aufstehen wurde im Sommer wie im Winter, Kaminfeuer in seinem Schlafzimmer gemacht. Seine Diener mußten ihn zur bestimmten Stunde wecken und erforderlichen Falles das Rufen wiederholen, um ihn gleichsam zum Aufstehen zu nöthigen. Einst sagte er an einem kalten dunkeln Morgen zu dem dienstthuenden Kammerhusar, er solle ihn doch noch ruhig schlafen lassen; derselbe erklärte jedoch, es sei vier Uhr, er könne sich nicht abweisen lassen. „Das ist brav," rief der König aufstehend, „du würdest auch übel angekommen sein, wenn du mich noch hättest liegen lassen." Nach dem Aufstehen zog er gewöhnlich auf dem Bett sitzend die Strümpfe, die Beinkleider (immer von schwarzem Sammet) und die Stiefeln an, die niemals ganz neu, auch nie frisch gewichst waren, und daher oft sehr roth aussahen, dann legte er die übrigen Kleider vor dem Kamin stehend an. Auf seinen Ruf erschien hierauf der Lakai, welcher ihm die Briefschaften zu übergeben hatte, die jedes Mal durch einen Feldjäger von Berlin nach Potsdam befördert wurden. Es waren dies lauter solche Briefe, die nach dem Petschaft von Adeligen kamen und die deshalb der König selbst las, wogegen alle anderen Berichte, Vorstellungen und Anzeigen gleich beim Eingang von seinen Cabinetsräthen eröffnet und in Auszüge gebracht wurden. Während er jene Briefe las, wurde ihm der Haarzopf gemacht. Dann wusch sich der König, setzte in späteren Jahren die Haartour und den Hut auf, den er, außer bei Tische und wenn er mit Personen von Rang sprach, beständig auf dem Kopf trug, und der, auch wenn er neu war, so weich gerieben sein mußte, daß er einem alten glich. Die Haartour, aus schwarzen Haaren gemacht, wurde gepudert, jedoch oft sehr unordentlich, so daß sie nicht eben sehr reinlich aussah. Die Uniform legte der König nicht sogleich an, sondern zunächst einen Schlafrock meistens von hellblauem Sammet mit Silberstickerei. Derartige gestickte Schlafröcke waren großentheils Geschenke von den Prinzessinnen.

Sowie die Toilette soweit beendigt war, übergab der Adjutant der Leibgarde den Rapport über alle in Potsdam ab- und eingegangenen Fremden. Sodann hörte der König die Berichte seiner Generaladjutanten über die zu erledigenden Militairsachen, ging dann in sein Schreibzimmer, trank einige Gläser Wasser, nahm den ihm täglich erstatteten Rapport über die Vorgänge in Berlin vor, und trank dann zwei oder drei Tassen Kaffee. Nach dem Kaffee pflegte er auf der Flöte frei zu phantasiren, wobei er im Zimmer auf- und abging. Es ist schon früher erwähnt, daß er bei solchen Uebungen über die ernstesten Dinge nachdachte. Nach seiner eigenen Aussage sind ihm dabei oft die glücklichsten Gedanken über wichtige Geschäfte gekommen.

Zwischen neun und zehn Uhr las Friedrich die Berichte seiner Cabinetsräthe über die neu eingegangenen Sachen, ließ dieselben einzeln vor sich kommen und ertheilte ihnen die Bescheide auf die eingelaufenen Gesuche und Berichte, welche sie zunächst mit Bleistift wörtlich auf die Eingaben setzten. Es mag hier noch einmal auf die einflußreiche Stellung der

und nach vom Mittelstand an hohen Festtagen, sehr schnell aber verbreitete sich die Vorliebe für den neuen Genuß in allen Schichten des Volkes. König Friedrich wollte nun auch den Gewinn von dem Kaffeeverbrauch der Staatskasse zuwenden, errichtete eine besondere Kaffeeadministration und führte eine hohe Kaffeesteuer ein; er hielt dies für durchaus billig und angemessen, weil er den Kaffee blos als einen Luxusgenuß der Wohlhabenden betrachtet wissen, die Verbreitung desselben im Volk dagegen nicht begünstigen wollte. Als sich die pommer'schen Landstände einst über die hohe Kaffeesteuer beschwerten, sagte der König in seinem Bescheid unter Anderm: „Es ist abscheulich, wie weit es mit der Consumtion des Kaffees geht: das macht, ein jeder Bauer und gemeiner Mensch gewöhnt sich jetzt zum Kaffee. Wird das ein Bischen eingeschränkt, so müssen sich die Leute wieder an das Bier gewöhnen, und das ist zum Besten ihrer eigenen Brauereien. Das ist mit die Absicht, daß nicht so viel Geld für Kaffee aus dem Lande gehen soll. Uebrigens sind Seine Königliche Majestät Höchstselbst in der Jugend mit Bierſuppe erzogen worden. Das ist viel gesunder, wie der Kaffee."

Bei allen Steuereinrichtungen war des Königs Zweck neben der Vermehrung der Staatseinnahmen besonders darauf gerichtet, das Geld seiner Unterthanen soviel als möglich im Lande zu halten, sowie auch den Armen im Volke dadurch zu Hülfe zu kommen, daß er sie durch hohe Besteuerung der Luxusartikel von unnützen Ausgaben abhielt. Alle seine Ersparungen hatten endlich nur den Zweck, seinem armen Volke in Unglücksfällen und schwierigen Zeitläuften zu Hülfe zu kommen.

Des Königs Lebensweise.

Wir haben des Königs umfassende Thätigkeit in Krieg und Frieden kennen gelernt; schon bei der Schilderung seiner großartigen Regentenwirksamkeit haben wir gleich mit vorweg genommen, was Alles er auch in seinen spätern Regierungsjahren in den wichtigsten Zweigen der Verwaltung, in der Justizpflege, in Förderung von Handel und Gewerbe, Ackerbau und Manufacturen, für Wissenschaft und Kunst gewirkt hat. Kein Fürst irgend eines Zeitalters verdient einen höheren Preis unablässiger Selbstthätigkeit, strengster Pflichterfüllung, gewissenhafter Fürsorge für das Wohl und die Hebung seines Volkes. Was er einst im Antimacchiavell als die Schuldigkeit des Fürsten dargestellt, was er später dem Prinzen von Württemberg als seine Aufgabe vorgeführt und was in seinen zahlreichen Schriften immer wieder gleichsam als Spiegel den Fürsten vorgehalten ist, — er hat es selbst nach allen Seiten hin zu erfüllen gestrebt, und sein ganzes Leben ist in dieser Beziehung eine Schule der Selbstverleugnung und hingebender Thätigkeit gewesen. Wohl ziemt es daher, noch einen Blick auf die Lebensweise zu werfen, durch deren strenge Regelung es dem großen Fürsten gelang, Alles das zu wirken und zu schaffen, was die Geschichte bewundernd von ihm berichtet, während er doch zugleich die Muße für die geistigen Genüsse gewann, welche ihn mitten unter den Prüfungen der schweren Kriegszeit und unter den Sorgen seines Regentenlebens erhoben und erfrischten. Werfen wir einen Blick in die stille Werkstätte seines

Schaffens, auf die Tagesordnung, nach welcher die großartige Wirksamkeit des seltenen Mannes verlief.

Friedrich stand sehr früh auf: im Sommer um drei Uhr, selten nach vier, im Winter etwa eine Stunde später, fünf bis sechs Stunden Schlaf genügten ihm, erst in seinen alten Tagen wurden neben bis acht Stunden daraus. Eine Viertelstunde vor dem Aufstehen wurde im Sommer wie im Winter, Kaminfeuer in seinem Schlafzimmer gemacht. Seine Diener mußten ihn zur bestimmten Stunde wecken und erforderlichen Falles das Aufstehen wiederholen, um ihn gleichsam zum Aufstehen zu nöthigen. Einst sagte er an einem kalten dunklen Morgen zu dem dienstthuenden Kammerdiener, er solle ihn doch noch ruhig schlafen lassen; derselbe erklärte jedoch, es sei vier Uhr, er könne sich nicht abweisen lassen. „Das ist brav," rief der König aufstehend, „du würdest auch übel angekommen sein, wenn du mich noch hättest liegen lassen." Nach dem Aufstehen zog er gewöhnlich auf dem Bett sitzend die Strümpfe, die Beinkleider (immer von schwarzem Sammet) und die Stiefeln an, die niemals ganz neu, auch nie frisch gewichst waren, und daher oft sehr roth aussahen, dann legte er die übrigen Kleider vor dem Kamin stehend an. Auf seinen Ruf erschien hierauf der Lakai, welcher ihm die Briefkasten zu übergeben hatte, die jedes Mal durch einen Feldjäger von Berlin nach Potsdam befördert wurden. Es waren dies lauter solche Briefe, die nach dem Verschluß von Adeligen kamen und die deshalb der König selbst las, wogegen alle anderen Berichte, Vorstellungen und Anzeigen gleich beim Eingang von seinen Cabinetsräthen eröffnet und in Auszüge gebracht wurden. Während er jene Briefe las, wurde ihm der Haarzopf gemacht. Dann wusch sich der König, setzte in späteren Jahren die Haartour und den Hut auf, den er, außer bei Tische und wenn er mit Personen von Rang sprach, beständig auf dem Kopf trug, und der, auch wenn er neu war, so weich gerieben sein mußte, daß er einem alten glich. Die Haartour, aus schwarzen Haaren gemacht, wurde gepudert, jedoch oft sehr unordentlich, so daß sie nicht eben sehr reinlich aussah. Die Uniform legte der König nicht sogleich an, sondern zunächst einen Schlafrock meistens von hellblauem Sammet mit Silberstickerei. Derartige gestickte Schlafröcke waren großentheils Geschenke von den Prinzessinnen.

Sowie die Toilette soweit beendigt war, übergab der Adjutant der Leibgarde den Rapport über alle in Potsdam ab- und eingegangenen Fremden. Sodann hörte der König die Berichte seiner Generaladjutanten über die zu erledigenden Militairsachen, ging dann in sein Schreibzimmer, trank einige Gläser Wasser, nahm den ihm täglich erstatteten Rapport über die Vorgänge in Berlin vor, und trank dann zwei oder drei Tassen Kaffee. Nach dem Kaffee pflegte er auf der Flöte frei zu phantasiren, wobei er im Zimmer auf- und abging. Es ist schon früher erwähnt, daß er bei solchen Uebungen über die ernstesten Dinge nachdachte. Nach seiner eigenen Aussage sind ihm dabei oft die glücklichsten Gedanken über wichtige Geschäfte gekommen.

Zwischen neun und zehn Uhr las Friedrich die Berichte seiner Cabinetsräthe über die neu eingegangenen Sachen, ließ dieselben einzeln vor sich kommen und ertheilte ihnen die Bescheide auf die eingelaufenen Gesuche und Berichte, welche sie zunächst mit Bleistift mündlich auf die Eingaben setzten. Es mag hier noch einmal auf die einflußreiche Stellung der

Cabinetsräthe aufmerksam gemacht werden. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte sich immer mehr daran gewöhnt, die meisten Angelegenheiten nicht mit den einzelnen Ministern zu berathen, sondern sich darüber mit seinen Cabinetsräthen, welche eigentlich seine vertrauten Geheimschreiber waren, Bericht erstatten zu lassen. Die Entscheidung erging sonach ohne Weiteres, wie man es zu bezeichnen pflegte, aus dem Cabinet. Friedrich umfaßte in noch weit ausgedehnterem Maaße alle Geschäfte ganz selbständig und allein, und setzte blos durch die Feder seiner Cabinetsräthe alle Ministerien in Bewegung. Durch diese nahe Stellung zum König erlangten natürlich jene Beamte eine große Wichtigkeit: alle Civilangelegenheiten gingen durch ihre Hände. Der Cabinetsrath Eichel besonders hat bis an seinen Tod das unbedingteste Vertrauen des Königs genossen, durch musterhafte Treue, Ehrlichkeit und Arbeitskraft war er desselben in der That würdig. Er war für Friedrich in allen größeren Angelegenheiten dasselbe, was ihm in allen kleineren Hausangelegenheiten der Geheime Kämmerier Fredersdorf war, den wir schon von Küstrin her kennen. Friedrich nahm zu seinen Cabinetsräthen nur Bürgerliche, meist aus der kameralistischen Subalterncarrière.

Die den Cabinetsräthen dictirten Bescheide sind zum größten Theile aufbewahrt und geben eine wahrhaft erhabene Idee von seiner landesväterlichen Gesinnung und Thätigkeit. Alle diese Befehle athmen den Geist rastloser Sorge und unabläßigen Strebens für das Wohl des Landes und jedes Einzelnen, alle sind in der Abfassung klar und bündig und meist überraschend treffend, alle des großen Geistes und Herzens des Königs würdig. Man hat sehr oft, um das Wesen dieser Antworten zu bezeichnen, nur einige launige und witzige Bescheide hervorgehoben, welche er hier und da auf alberne Anträge ertheilte, aber deren Zahl ist nur gering im Vergleich mit den zahlreichen Entscheidungen, welche auch im Ausdruck den Stempel des Ernstes an sich tragen: überall aber ist das zugleich scharfe und wohlwollende Eingehen des Königs auf die Sache selbst zu bewundern.

Die Minister kamen in der Regel nicht zum Könige. Sie machten ihre Eingaben schriftlich und wurden ebenso beschieden; sie machten dann wohl auch schriftliche Gegenvorstellungen. Mündliche Berathungen gehörten zu den seltenen Ausnahmen, außer mit dem Cabinetsminister für die auswärtigen Angelegenheiten.

Wenn die Cabinetsräthe beurlaubt waren, legte der König sein Morgenzeug ab, strich sich die Haare ziemlich nachläßig mit Pomade, ließ sich pudern, wusch sich mit einer Serviette Gesicht und Hände, und zog die Uniform an. Nach zehn Uhr gab er dem Commandanten die Parole, die um elf Uhr ausgetheilt wurde. Darauf beantwortete er Familien- oder andere Privatbriefe, ertheilte Audienzen, las mit lauter Stimme, besuchte bisweilen die Parade, ritt oder ging spazieren.

Schlag zwölf Uhr wurde die Mittagstafel angerichtet, auch wohl ein Viertelstündchen früher, wenn Friedrich eines seiner Lieblingsgerichte zu erwarten hatte. Gewöhnlich kamen sechs Schüsseln auf den Tisch, und Obst, wie es die Jahreszeit brachte, dazu Moselwein und Pontac, nur auf besonderen Befehl des Königs Champagner oder Ungar. Den Rheinwein haßte er und sagte: „wenn man einen Vorgeschmack vom Hängen haben will, braucht man nur Rheinwein zu trinken.“ Auch glaubte er, sein Vater habe sich das auf ihn vererbte Podagra durch den Rheinwein zugezogen. Der König aß nicht sehr viel, aber er liebte scharf

gewürzte französische und italienische Speisen, besonders die sogenannte Polenta, ein fettes, sehr unverdauliches italienisches Gericht aus Käse und Mais, wodurch er sich öfter Indigestionen und Magenkrämpfe zuzog. Ueberhaupt war er in den leiblichen Genüssen nichts weniger, als vorsichtig. Wenn es die Geschäfte erlaubten oder wenn die Gesellschaft sehr anziehend war, so blieb Friedrich wohl bis vier Uhr bei Tafel; — um der Unterhaltung willen saß er gern bei Tische. Er selbst sprach viel und lebhaft, immer französisch, über Politik, Religion, Geschichte, Kriegsangelegenheiten und was sonst von Interesse war. Auch die Vorgänge an fremden Höfen, Anekdoten von Fürsten und Gelehrten gaben den Stoff her und wurden in sehr launiger, oft überaus scharfer Weise behandelt. Der Umgang bei Tafel, wie sonst in des Königs Umgebung, war sehr ungezwungen; seine Gegenwart konnte niemals lästig sein, nur die gebührende Achtung verlangte er inmitten der ungebundensten Unterhaltung. Seine eigene Lebhaftigkeit des Geistes, sein Reichthum an Gedanken und die Eleganz seines Ausdruckes bei ernsten und leichteren Gegenständen wurden allgemein bewundert. Er selbst führte den Faden des Gesprächs; doch hatte er es gern, wenn jeder Gast lebhaft an der Unterhaltung Theil nahm. Witzige, selbst kecke Antworten auf seine oft herausfordernden Bemerkungen waren ihm ganz recht. Schmeichelei haßte er, feines Lob, wo er es als aufrichtig betrachten konnte, wußte er zu schätzen.

Nach der Mittagstafel blies der König wieder eine halbe Stunde Flöte; dann brachten die Cabinetsräthe die Ausfertigungen der Briefe und Befehle zur Unterschrift. Oefters setzte er nicht blos seinen Namen darunter, sondern fügte einige eigenhändige, immer sehr bezeichnende Worte hinzu. Bei Geldforderungen machte er hier und da launige Bemerkungen: „ich kann jetzt keinen Groschen geben", — „ich bin jetzt arm, wie Hiob" oder dergleichen. Die Eingaben wurden, soviel als möglich, an demselben Tage beantwortet, deutsche wieder in deutscher, französische in französischer Sprache. Das Deutsche war natürlich die Dienstsprache, außer in den auswärtigen Angelegenheiten.

Nach dem Kaffee sprach der König Künstler, welche mit ihren Arbeiten bestellt waren, in den späteren Jahren unterhielt er sich um diese Zeit viel mit dem Obersten Quintus Icilius über gelehrte Gegenstände, spazierte allein oder in Gesellschaft, im Freien, um die Gartenanlagen zu betrachten, oder in den Sälen. Zumeist kam auch der sogenannte Vorleser (Lecteur), um Auskunft über neue Bücher zu geben. Sonst war die Zeit von vier bis sechs auch der Schriftstellerei gewidmet.

Vor dem Abendessen fand gewöhnlich Concert in kleinem Zirkel statt, doch nur so lange, als Friedrich selbst die Flöte blasen konnte, später wurde die ganze Abendzeit nur mit Unterhaltung zugebracht. Es erschienen in der Abendgesellschaft außer den eigentlichen literarischen Freunden des Königs, auch viele seiner berühmteren Generale, sowie talentvolle Männer aller Kategorien. Um halb neun Uhr wurde für die Fremden die Tafel angerichtet, an welcher Friedrich selbst nicht Theil nahm, und welche nicht über eine halbe Stunde währte. Als der Kreis der alten Freunde mehr und mehr schwand, verloren jene Abendunterhaltungen auch von ihrem Interesse.

Wenn die Gesellschafter entlassen waren, stellte sich der König vor das Kamin, um

sich zu entkleiden, und entließ seine Kammerbedienten mit dem gewohnten Befehle, ihn am andern Morgen zu wecken. Zwei Hoflakaien hatten im Vorzimmer Wache.

Diese Tagesordnung konnte freilich, abgesehen von den Kriegszeiten, nur in einem Theile des Jahres streng zur Ausführung kommen; denn mehrere Monate des Frühjahres und Sommers waren den Reisen in die Provinzen gewidmet, welche Friedrich, ganz ebenso wie sein Vater, zunächst zur Musterung der Truppen, zugleich aber Behufs persönlicher Kenntnißnahme von dem Gang und den Erfolgen der bürgerlichen Verwaltung in alle Landestheile unternahm. Diese Reisen bilden einen der wichtigsten Theile der fürstlichen Thätigkeit unseres großen Königs, kaum dürfte es jemals Regenten gegeben haben, welche es mit solchem unmittelbaren Eindringen in alle Zweige der Landesregierung an Ort und Stelle so regelmäßig, so streng gewissenhaft und wahrhaft fürsorglich gehalten haben, wie Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II.: die allseitige, fast absolute Selbstregierung dieser beiden Fürsten hatte eine ihrer sichersten Grundlagen eben in der genauen persönlichen Kunde, welche sie sich von den Zuständen, Bedürfnissen und Wünschen der einzelnen Provinzen, Landschaften, Städte zu verschaffen bemüht waren. Auf Alles in der Militär- und Civil-Verwaltung erstreckte sich diese selbständige, tief eindringende Controle. Hohe und niedere Beamte, die Präsidenten und Directoren der Kriegs- und Domänenkammern und der Gerichtsbehörden, die Forstbeamten, kurz jeder an seiner Stelle, mußten bis ins Kleinste hinein Bericht über alle Fragen geben. Am ersten Vorspannort jedes Kreises mußte sich der Landrath melden und die genaueste Auskunft über alle Verhältnisse des Kreises ertheilen, ebenso die Amtsleute der Domänen und die Schulzen der einzelnen Dörfer, welche, wie der Landrath, noch eine Strecke neben dem Wagen herreiten mußten, um auf die sachkundigen und eindringenden Fragen des Königs noch weiter Rede zu stehen und seine Anweisungen entgegenzunehmen. In einer besonderen Anweisung vom Jahre 1783 wird eingeschärft, daß die Landräthe im Stande sein sollten, accurat anzuzeigen: soviel Menschen sind im Kreise, soviel Kühe, soviel Pferde, soviel Korn von jeder Art wird in guten, mittleren und schlechten Jahren gewonnen, soviel wird zur Consumtion erfordert, und soviel bleibt in guten, mittleren und schlechteren Jahren von allen Getreidesorten zum Verkauf übrig oder fehlet u. s. w." Ueberall wurden auch verständige und einflußreiche Kaufleute und Gewerbtreibende herangezogen, um über den Stand, das Gedeihen und die weiteren Bedürfnisse der verschiedenen Zweige von Handel und Gewerbe ihren Bericht und ihre Ansichten zu hören. Endlich ließ es der König nicht nur gern zu, sondern erwartete es sogar, daß ihm auch von Privatleuten etwaige gegründete Beschwerden überreicht und besonders Ungehörigkeiten in der Rechtspflege zur Kenntniß gebracht würden. Er selbst schreibt über den Zweck seiner Reisen in Bezug auf die Justiz: „Ich suche in meinem Vaterlande zu hindern, daß der Mächtige den Schwachen unterdrücke, und bisweilen Urtheile zu mildern, die mir zu streng erscheinen. Dies ist zum Theil meine Beschäftigung, wenn ich die Provinzen durchreise; Jedermann hat Zutritt zu mir, alle Klagen werden entweder von mir selbst untersucht oder von Anderen. Diese Revision macht die Richter aufmerksam und verhütet zu harte und zu strenge Verurtheilungen."

Es läßt sich denken, daß diese Reisen, bei welchen jeder Tag seine streng geordnete

Bestimmung hatte, und wo sich der landesväterlichen Fürsorge des Königs jeden Augenblick neue Gegenstände aufdrängten, mit großen Beschwerden verknüpft waren. Die Wege waren sämmtlich noch sehr schlecht, und Friedrich klagt in seinen Correspondenzen öfter über die Tortur, die er bei jenen Fahrten im Wagen auszuhalten habe: einmal sagt er, um nicht darauf zu achten, lerne er bei der Fahrt öfter schöne Stellen aus seinen Lieblingsautoren auswendig. Trotz aller Schwierigkeiten aber setzte er die Reisen bis in sein spätestes Alter fort und ließ es sich selbst bei dem kränklichsten Zustande nicht nehmen, die Truppenmusterungen auch bei Wind und Wetter zu Pferde abzuhalten. Er betrachtete sich auf der Reise wie im Feldlager und verlangte auch eben nicht viel größere Bequemlichkeit: das einfachste Nachtquartier war ihm recht, am liebsten kehrte er bei armen würdigen Geistlichen ein, um ihnen die hundert Thaler, welche jedes Mal als Gratification bezahlt wurden, zuzuwenden. Mit prunkendem Empfang und Schmeichelreden mußten ihm die Wirthe vom Halse bleiben; als ihn einst ein Bürgermeister mit sehr überschwänglichen Phrasen empfing, äußerte er zu seiner Umgebung: „Zehn Mal lieber wäre ich in der Hütte eines ehrlichen Bauers eingekehrt, als bei einem solchen kriechenden Floskeldreher."

Die Reisen waren für die Staatsverwaltung insofern noch von einer besonderen Wichtigkeit, als der König dabei durch die persönliche Bekanntschaft mit einer großen Anzahl seiner Beamten in den Stand gesetzt wurde, die geeignetsten Männer für die höheren Posten mit größerer Sicherheit auszuwählen. Es ist in dieser Beziehung manches merkwürdige Beispiel aufbewahrt; statt anderer sei hier der Berufung des bereits genannten Ministers Schulenburg gedacht. Graf von der Schulenburg-Kehnert hatte bei den Kürassieren von Marwitz gestanden, war aber von seinem Chef, bei dem er unverschuldet in großer Ungunst stand, dem König als ein sehr schlechter Offizier bezeichnet und in Folge davon bei einer Revue von Friedrich hart angelassen worden, worauf er den Abschied forderte, den er in sehr ungnädiger Weise erhielt. Er ging auf seine Güter im Magdeburgischen, die er in Kurzem durch vortreffliche Wirthschaft, durch Herbeiziehung von Colonisten und durch mannichfache Verbesserungen so sehr hob, daß die Stände des Kreises ihn bald darauf als einen ausgezeichneten Verwalter zum Landrath erwählten. Zuerst wollte der König diese Wahl nicht bestätigen, da jedoch die Stände, auf ihrem Recht beharrend, wiederholt vorstellten, daß sich im Kreise Niemand so zum Landrath eigne, gab Friedrich zuletzt nach, wiewohl noch immer in sehr ungünstigen Ausdrücken für Schulenburg. Zwei Jahre darauf kam er selbst zur Revue ins Magdeburgische. Auf der Reise fiel ihm eine neu angelegte, trefflich geordnete Colonie auf: „Wer hat das angelegt?" fragte er. „Der Landrath von Schulenburg", lautete die Antwort. „Ach, der!" sagte der König verdrießlich und brach kurz ab. Kurze Zeit darauf gewahrte er eine noch blühendere Colonie, that an einen Schulzen dieselbe Frage, wie oben, und erhielt dieselbe Antwort, und so noch ein drittes Mal. Da er ein ungünstiges Urtheil über Jemand sehr schwer zurücknahm, so ärgerte es ihn fast, so viele Zeichen rühmlicher Thätigkeit von Schulenburg zu sehen. Nach einiger Zeit waren durch einen Uebertritt der Elbe weite Wiesenstriche versandet, und der König verlangte von dem Minister die Einholung von Gutachten, wie der Schaden zu ersetzen sei. Die eingereichten Arbeiten wurden ihm der Reihe nach verlesen: mehrere fertigte er als „abgeschmacktes Zeug" ab,

endlich aber hörte er einen Aufsatz, der ihn sehr anzog. „Das ist doch einmal was Vernünftiges", rief er, „wer hat das gemacht?" — „Der Landrath von Schulenburg." — „Das ist nicht möglich", fuhr er auf, überzeugte sich jedoch selbst von der Wahrheit, las den Aufsatz wiederholt durch, äußerte sich aber nicht mehr über denselben. Bald nach diesem Vorfall wurde Schulenburg zum Director der Kriegs- und Domänenkammer in Magdeburg vorgeschlagen. „Schulenburg und immer Schulenburg", sagte der König jetzt, „ich muß den Mann kennen lernen." Er ließ ihn nach Potsdam kommen: der erste Empfang war nichts weniger, als freundlich. Seine durchdringenden Blicke ernst und fest auf Schulenburg heftend, legte er ihm eine Menge der wichtigsten und schwersten Fragen über Landwirthschaft und Verwaltung vor; der Graf antwortete schnell, bestimmt und mit größter Freimüthigkeit, Vieles in der Verwaltung tadelnd. Da wurde der König mit jedem Augenblick freundlicher und vertrauensvoller und brach zuletzt in die Worte aus: „Ich hab' Ihm Unrecht gethan. Daran ist Keiner Schuld, als der verdammte Kerl, der Marwitz." — Schulenburg wurde Kammerdirector, später Minister und erfreute sich fortan der größten Gunst und allen Vertrauens seines Fürsten.

Natürlich war auf den Reisen der Andrang des Volkes sehr groß, Alle, die ein Anliegen vorzutragen, eine Bittschrift zu überreichen hatten, eilten auf den Weg des Königs herbei; denn es war bekannt, daß er Keinem das Gehör versagte. Zwar wurden von Zeit zu Zeit Verordnungen erlassen, um einer zu großen Belästigung des Fürsten durch Bittsteller vorzubeugen; aber sein eigenes Wohlwollen ließ solche Vorschriften in der Wirklichkeit niemals zur Ausführung kommen: er duldete es nicht, daß man die Leute streng zurückwies, „die armen Leute", sagte er, „wissen, daß ich Landesvater bin, und oft haben sie gewiß Ursache genug, sich zu beschweren." Freilich wurde er gar oft mit den geringfügigsten und ungehörigsten Dingen behelligt, doch nahm er es meist voll gemüthlicher Leutseligkeit auf, und erfreute besonders arme Bittsteller, selbst wenn sie sich zu Unrecht an ihn wandten, gern durch einen erquickenden Strahl der königlichen Gnade. Auf einer Reise in Pommern drängte sich einmal eine bejahrte Frau trotz aller abwehrenden Bemühungen der Offiziere bis zum König hindurch und überreichte ihm eine Bittschrift. Es war die Wittwe eines Schneiders, welche behauptete, in früheren Jahren auf dem Schlosse in Berlin gedient zu haben; damals habe sie Friedrich, als kleinem Prinzen, einmal ein Butterbrod gegeben, und dafür von ihm das Versprechen erhalten, wenn er einmal König sei, wolle er für sie sorgen. Friedrich sah die Frau lächelnd an und sagte: „Na, da muß ich mich wohl revanchiren, und wies ihr eine jährliche Unterstützung an.

Die Zahl der Bittsteller war auch in gewöhnlichen Zeiten, wenn der König in Potsdam residirte, sehr groß. Viele paßten den Augenblick ab, wo er zur Parade ging, um ihm ihre Gesuche zu überreichen. Zwar wurde das öfter verboten, aber Friedrich selbst bemerkte öfter Leute in der Menge, die ein Anliegen an ihn zu haben schienen und schickte seine Adjutanten heran, um sich danach zu erkundigen. Auch in den Garten von Sanssouci wußten viele Hülfeflehende Eingang zu finden, um dem König auf seinen Spaziergängen ihre Suppliken zu überreichen: sie durften hoffen, daß, wenn sie glücklich genug wären, ihm nur unter die Augen zu kommen, ihre Bitten wenigstens nicht ungehört blieben. Zahlreiche Erzählungen

und Züge aus Friedrich's reichem Leben geben Zeugniß davon, wie sein Volk in der Nähe und in der Ferne sich immer mehr gewöhnt hatte, auf sein fürstliches Wohlwollen und auf seine persönliche Theilnahme an dem Wohlergehen seiner Unterthanen zu bauen, und wie er selbst durch solches Zutrauen hoch erfreut war und es gern in jedem einzelnen Falle belebte.

Friedrich's Annäherung an Rußland und Oesterreich; die Theilung Polens.

In den späteren Jahren der Regierung Friedrich's des Großen trat in seiner Stellung zu den auswärtigen Mächten eine bedeutende Aenderung ein. Das Band, welches ihn während der wichtigsten Periode seines Lebens an England gefesselt hatte, war dadurch gelockert worden, daß Georg III. einseitig Frieden mit Frankreich geschlossen hatte, noch ehe es zwischen Preußen und Oesterreich zum Frieden gekommen war: Friedrich sah sich hierdurch auch für die Folge jeder Rücksicht auf irgend eine Macht enthoben und konnte um so unbefangener der Tradition des großen Kurfürsten und seines Vaters folgen, welche darin bestand, sich keiner Macht ganz hinzugeben, sondern sich jeder Zeit die Hände frei zu halten, um unter den jedesmaligen Verhältnissen seine Stellung unbefangen und blos nach den Interessen des eigenen Landes wählen zu können. Der siebenjährige Krieg hatte ihm überdies ein Ansehen in Europa verschafft, welches ihn mehr als je mit der Zuversicht erfüllte, daß die Staaten seine Freundschaft und Allianz suchen müßten. Außer mit den norddeutschen Nachbarfürsten stand er zunächst nur mit der Türkei in einem weiteren bundesfreundlichen Vernehmen, und bald nach dem Schluß des siebenjährigen Krieges erschien eine glänzende Gesandtschaft des Sultans an seinem Hofe, welche damals in Berlin viel von sich reden machte.

Das Vertrauen des Königs, daß sich die fremden Fürsten ihm nähern würden, ging gerade von Seiten derjenigen Staaten, mit denen er die hartnäckigsten Fehden gehabt hatte, am bedeutsamsten in Erfüllung: Rußland und Oesterreich boten ihm kurze Zeit nach der Beendigung des langjährigen Kampfes die Hand zu gemeinsamen wichtigen Schritten, welche für Preußen, wie für jene beiden, eine erhebliche Vergrößerung des Besitzes zur Folge hatten. Das Königreich Polen, zwischen den drei Staaten gelegen, gab den Anlaß zu dem unerwarteten Bündniß der alten Nebenbuhler und Gegner.

Polen, einst unter den Fürsten aus dem piastischen Hause so mächtig und angesehen, war allmälig von der Höhe seines Einflusses herabgesunken, seitdem es in ein Wahlreich verwandelt worden, dessen Könige, von den Großen des Landes gewählt, ihre Macht mit diesen theilen und bei jeder Neuwahl einschränkendere Bedingungen von denselben annehmen mußten. Der Adel riß mehr und mehr alle Gewalt an sich, und die Fürsten konnten ohne den Reichstag Nichts unternehmen, Nichts entscheiden; auf diesen stürmischen Versammlungen aber konnte ein Beschluß nicht zu Stande kommen, wenn es einem einzigen der Magnaten gefiel, dagegen zu protestiren. Politische und religiöse Leidenschaften wirkten zusammen, um das Land mit Parteiungen zu erfüllen, und jede einheitliche Wirksamkeit der Reichstage unmöglich zu machen. Siebenundvierzig Versammlungen in hundert Jahren gingen auseinander, ohne daß es über dem Parteigezänk zu gemeinsamen Beschlüssen gekommen war. Während alle Einrichtungen des Landes hierunter litten, keine Verbesserung in

der Verwaltung, im Heeresweſen u. ſ. w. Eingang finden konnte, waren die Nachbarſtaaten auf allen Seiten, beſonders aber Rußland und Preußen ſeit einem Jahrhundert im kräftigſten Aufſchwunge begriffen: Peter der Große zumal hatte in Rußland, Kurfürſt Friedrich Wilhelm in Brandenburg-Preußen eine neue Aera für die Entwickelung in Kriegs- und Friedenskünſten angebahnt. Gegen die militäriſchen Einrichtungen, welche ringsum mit eben ſo großer Energie, als Umſicht und Weisheit geſchaffen wurden, konnte die altgerühmte und bewährte polniſche Bravour allein nicht ausreichen, vielmehr mußte es geſchehen, daß Polen im Laufe der Zeiten eine wichtige Provinz nach der anderen, Liefland und Eſthland, Oſtpreußen, Kiew und Smolensk an Schweden, Brandenburg und Rußland verlor. Nachdem der alte Heldenruhm der polniſchen Nation unter Johann Sobieski, welcher Deutſchland (1683) von dem Angriff der Türken errettete, noch einmal in hellem Glanz geſtrahlt hatte, ſank das in ſich geſpaltene und zerriſſene Volk immer mehr in Ohnmacht, während die ruſſiſchen Czaaren in dem conſequenten und klug berechneten Vorwärtsſtreben, welches ihre Politik charakteriſirt, ſich durch kluge Benutzung jener Parteiungen immer tiefer in die Verhältniſſe Polens einzumiſchen bedacht waren. Ihrem Einfluſſe gelang es, die polniſche Wahlkrone an das ſächſiſche Haus zu bringen, welches ſich der Leitung des petersburger Hofes faſt gänzlich hingab. Während der polniſche Adel immer tiefer in Ueppigkeit und Genußſucht verſank, leitete Katharina durch ihre Geſandten und Miniſter die polniſchen Angelegenheiten.

Als Auguſt III. ſtarb, wollte eine nationale Partei den Verſuch machen, Polen durch eine enge Verbindung mit Preußen zu neuem Anſehen zu erheben: Prinz Heinrich, der Bruder Friedrich's des Großen, wurde zum künftigen König von Polen auserſehen. Friedrich aber lehnte den Wunſch ab: es war erſt kurze Zeit nach der Beendigung des ſiebenjährigen Krieges, und er glaubte befürchten zu müſſen, daß er durch die Annahme des Antrages unfehlbar die Kriegsfurie von Neuem entfeſſeln würde. Auf Englands Hülfe konnte er nicht rechnen, ſo wollte er es denn vermeiden, ſich Rußland, mit deſſen Hofe er inzwiſchen das freundſchaftlichſte Verhältniß eingeleitet hatte, zum unverſöhnlichen Gegner zu machen. Vielmehr trat er mit dem Petersburger Hofe geradezu in ein enges Bündniß, deſſen Abſicht augenſcheinlich von vorn herein auch gegen Polen gerichtet war. Friedrich, wie Katharina, waren darauf bedacht, den polniſchen Nachbarſtaat in ſeiner ſeitherigen Schwäche zu erhalten, und zu dieſem Zwecke glaubten Beide am Beſten und Sicherſten wirken zu können, wenn ſie das Wahlkönigthum, die Quelle aller Uebel, in Polen aufrecht erhielten und ſich der etwaigen Einführung einer erblichen Herrſchaft widerſetzten. In den Vertrag, welcher 1764 zwiſchen beiden Höfen zu Stande kam, wurde daher auch ein geheimer Artikel folgenden Inhaltes aufgenommen: „In Erwägung, daß es im gemeinſchaftlichen Intereſſe Ihrer Majeſtäten des Königs von Preußen und der Selbſtbeherrſcherin aller Reuſſen iſt, daß die Wahl der polniſchen Krone frei bleibe, und daß keine Familie ſich des erblichen Thrones dieſes Landes bemächtige, verpflichten ſich beſagte Majeſtäten auf das Feierlichſte, durch alle ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel, den Entwurf der Begründung eines erblichen Thrones in dieſem Lande zu bekämpfen, mit Gewalt jedes Unternehmen dieſer Art zurückzuſtoßen und übereinſtimmend zu handeln (mit den Waffen in der Hand, ſofern es nothwendig werden ſollte), um die Verfaſſung und die Grundgeſetze der polniſchen Republik zu erhalten."

Der Graf Stanislaus Poniatowski, ein Günstling der Kaiserin Katharina, war von beiden Höfen zur Nachfolge auf den erledigten polnischen Thron ausersehen; um den Widerstand der nationalen Partei in Polen niederzuhalten, rückten russische Heere in das Land ein, während Friedrich gleichfalls zehntausend Mann an der Grenze aufstellte. So gelang es, Poniatowski auf den Thron zu erheben, auf welchem er sich alsbald von dem Haß und der drohenden Feindschaft eines großen Theiles des Adels umgeben sah. Die innere Gährung in Polen stieg jetzt in dem Maaße, in welchem die Fremdherrschaft drückender wurde. Religiöse Leidenschaften kamen hinzu, indem die nationale Partei zugleich die Alleinherrschaft des katholischen Bekenntnisses in dem Volke festzustellen bestrebt war und alle Nicht-Katholiken heftig verfolgte. Die Kaiserin von Rußland nahm sich der Letzteren an und versuchte deren Ansprüche mit Waffengewalt durchzusetzen. Da erhob sich der katholische Adel, trat in einer sogenannten Conföderation zu Bar zusammen und beschloß die Absetzung des Königs Stanislaus, welcher nur eben ein Werkzeug des russischen Einflusses war. Katharina ließ jedoch neue Truppen einrücken, durch welche die Conföderirten auseinander gesprengt wurden.

In der eifrigen Verfolgung der Feinde geschah es, daß die Russen leichtsinniger Weise bis in das türkische Gebiet vordrangen, wobei eine türkische Stadt in Asche gelegt wurde. Dies erweckte Rußland einen neuen, damals noch sehr mächtigen Feind: der türkische Sultan griff zu den Waffen und erklärte Rußland den Krieg. Das Glück war jedoch den Türken nicht günstig, sie wurden mehrfach geschlagen und die Russen errangen auch nach jener Seite hin große Erfolge und Vortheile. Friedrich war der Ausbruch dieses Krieges zwischen seinem neuen und einem früheren Bundesgenossen von vorn herein sehr widerwärtig; so freundliche Beziehungen er aber noch jüngst zur Pforte gehabt, so erklärte er doch unumwunden, daß er äußersten Falls zu Rußland stehen würde, besonders wenn der Sultan Etwas gegen König Stanislaus unternehmen wollte. Inzwischen wurde er jedoch durch die großen Vortheile, welche Rußland davon trug, beunruhigt, indem er ein übermäßiges Anwachsen der russischen Macht nicht eben unbesorgt mit ansehen konnte, — es wurde ihm jetzt vor Allem wünschenswerth, seinerseits noch ein anderes Bündniß anzuknüpfen, welches nöthigen Falls ein Gegengewicht darbieten könnte. Deshalb nahm er es mit Freuden auf, daß ihm gerade damals von Wien aus eine Freundeshand gereicht wurde.

Kaiser Franz, der Gemahl Maria Theresia's, war 1765 gestorben, und sein Sohn Joseph (II.), der schon 1764 zum Kaiser erwählt war, wurde nun auch zum Mitregent in den österreichischen Erblanden ernannt. Derselbe hatte von jeher eine große Bewunderung für den gewaltigen Gegner seiner Mutter gehegt, und seine Gefühle in dieser Beziehung, ungeachtet der Mißbilligung Maria Theresia's und des Grafen Kaunitz, unverhohlen kundgegeben. Seitdem er nun zur Theilnahme an der Regierung berufen war, drängte es ihn vollends, wo möglich in persönliche Beziehungen mit dem König von Preußen zu treten, dessen Anordnungen in den bürgerlichen Verhältnissen er vielfach zum Muster der Einrichtungen in seinen eigenen Ländern nahm. Bei einer Reise durch Böhmen im Jahre 1766, welche er bis nach Torgau in Sachsen auszudehnen gedachte, ließ er dem König durch seinen Gesandten sein besonderes Verlangen bezeigen, ihn bei dieser Gelegenheit selbst zu sehen und persönlich kennen zu lernen. Maria Theresia und Kaunitz wußten jedoch dies Mal die Aus-

führung des Vorhabens zu hintertreiben. Als aber Rußland gegen die Türken von Sieg zu Sieg fortschritt, wurde der Wiener Hof nicht minder, als Friedrich, über jene Machtvergrößerung besorgt, und das beiderseitige Staatsinteresse führte nun die Erfüllung von Joseph's lang gehegtem Wunsche herbei. Im August 1769 reiste er mit großem fürstlichen Gefolge nach Schlesien, wo er in Neiße mit König Friedrich zusammentraf. Bei seiner Ankunft eilte ihm dieser mit den Prinzen des Königlichen Hauses auf die Treppe entgegen: Joseph warf sich, sowie er des berühmten Fürsten ansichtig wurde, in seine Arme und rief aus: „Jetzt sehe ich meine Wünsche erfüllt, da mir die Ehre zu Theil wird, den größten König und Feldherrn zu umarmen." Friedrich erwiederte: auch er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an, denn er werde die Vereinigung zweier Häuser bezeichnen, die zu lange Feinde gewesen seien, während ihr beiderseitiges Interesse erfordere, sich beizustehen, statt sich aufzureiben." — Im Laufe der weiteren Unterhaltung ließ Joseph die Aeußerung fallen: für Oesterreich gebe es keine Erinnerung an Schlesien mehr. Die Zusammenkunft währte mehrere Tage, während welcher die beiden Fürsten in vertraulichster Weise die wichtigsten Angelegenheiten der europäischen Politik und die Grundsätze der Landesregierung besprachen, ohne daß es jedoch dort zu bestimmten Beschlüssen in Bezug auf die schwebenden politischen Fragen gekommen wäre, da Joseph darin ohne seine Mutter und Kaunitz Nichts entscheiden konnte. Es wurden dem Kaiser zu Ehren große Truppenmusterungen veranstaltet; Seydlitz und andere preußische Generale erfreuten sich hoher Auszeichnung von Seiten Leopold's, während Laudon, der ihn begleitet hatte, von dem König die größten Ehren erzeigt wurden.

Dieser Zusammenkunft in Neiße folgte im nächsten Jahre (1770) eine wichtigere in Neustadt bei Austerlitz in Mähren: Friedrich stattete dort seinem jungen kaiserlichen Freund den Gegenbesuch ab. Dies Mal war auch Kaunitz in Joseph's Gefolge und es war ausdrücklich darauf abgesehen, gemeinsame Beschlüsse für mögliche Fälle eines gefährlichen Fortschrittes der russischen Waffen zu fassen. Kaunitz, einst Friedrich's erbittertster Widersacher, erklärte in den vertraulichen Unterhandlungen die Verbindung Oesterreichs und Preußens als die einzige Schutzwehr wider den ausgetretenen Strom, der ganz Europa zu überschwemmen drohe. Friedrich widerstrebte jedoch einem feindseligen Auftreten gegen Rußland, mit dem er eng verbunden sei, und erklärte sein ganzes Bestreben auf Herbeiführung des Friedens zwischen Rußland und der Türkei, oder wenigstens auf die Verhütung eines allgemeinen europäischen Brandes richten zu wollen. In der That wurden noch von Neustadt aus Versuche zu einer Friedensvermittelung eingeleitet; im Uebrigen aber kam es zu entscheidenden Vertragsschlüssen zwischen Preußen und Oesterreich auch dort nicht.

Die Zusammenkunft in Neustadt schien das vertrauliche Verhältniß zwischen den beiden Monarchen dauernd befestigen zu sollen. Wiederum sah man die beiden ersten Fürsten Deutschlands überall Arm in Arm, im herzlichsten Verkehr, und Alles deutete auf eine wahre, innige Gemeinschaft hin. Auch dort wurde der tapfere Laudon von seinem früheren Widersacher im Felde auf jede Weise ausgezeichnet. Als man sich einmal zur Tafel setzte, ohne daß der General noch erschienen war, sagte Friedrich: „Das ist gegen seine Gewohnheit, sonst pflegte er vor mir da zu sein." Auch verlangte er, daß dem braven Kriegsmann

der Sitz neben ihm gegeben würde: denn er ziehe es vor, ihn zu ſeiner Seite, als ſich gegenüber zu ſehen. Ueber Joſeph ſelbſt ſchrieb Friedrich in einem Briefe an Voltaire: „Ich bin in Mähren geweſen und habe da den Kaiſer geſehen, der ſich anſchickt, eine große Rolle in Europa zu ſpielen. Er iſt an einem bigotten Hofe geboren und hat doch den Aberglauben abgeworfen, — er iſt in Prunk erzogen und hat doch einfache Sitten angenommen, — er wird mit Weihrauch genährt und iſt doch beſcheiden, — er glüht von Ruhmbegierde, opfert aber ſeinen Ehrgeiz der Sohnespflicht auf, — er hat nur Pedanten zu Lehrern gehabt, und beſitzt doch Geſchmack genug, Voltaire's Werke zu leſen und Ihr Verdienſt zu ſchätzen.“ Später freilich warf der König ſelbſt auf dieſes lichtvolle Bild einige Schatten.

Die Vermittelungsvorſchläge Oeſterreichs und Preußens fanden in Konſtantinopel nicht die gewünſchte Aufnahme, vielmehr wandte die Pforte Alles an, Oeſterreich zu einem Bündniß gegen Rußland zu beſtimmen, und es kam wirklich ein geheimer Vertrag in dieſer Richtung zu Stande, wobei zum Lohne für die öſterreichiſche Hülfe eine Entſchädigung auf Koſten Polens in Ausſicht genommen wurde. Plötzlich aber erhielten die Dinge eine andere Geſtalt, indem Preußen und Oeſterreich ſich mit Rußland über eine gemeinſchaftliche Theilung Polens und um dieſen Preis zugleich über die Beilegung des türkiſchen Streites verſtändigten.

Prinz Heinrich von Preußen war einer Einladung an den Petersburger Hof gefolgt, wo er in politiſcher Beziehung zunächſt nur den Auftrag hatte, eine neue Verwickelung Preußens in den Krieg zu verhüten und Rußland zu billigen Friedensbedingungen mit der Türkei zu beſtimmen. Während ſeines dortigen Aufenthaltes aber kam die überraſchende Nachricht, daß Oeſterreich plötzlich mit Forderungen auf Abtretung des Zipſer Grenzgebietes an Polen hervorgetreten ſei. Die Kaiſerin Katharina ſoll auf dieſe Kunde die berühmten Worte geſagt haben: „Es ſcheint, daß man ſich in Polen nur zu bücken braucht, um Etwas zu nehmen, — wenn der Wiener Hof dies Reich zerſtückeln will, ſo werden die übrigen Nachbarn berechtigt ſein, ein Gleiches zu thun.“ Prinz Heinrich griff dieſen bedeutungsvoll hingeworfenen Gedanken raſch auf und berichtete darüber ſofort an den König ſeinen Bruder. Der Plan zur Theilung Polens war damit ausgeſprochen; nicht lange, ſo ſollte er eine beſtimmtere Geſtalt gewinnen. Friedrich traute zuerſt ſeinen Augen nicht, als er die wichtige Nachricht von ſeinem Bruder erhielt; er trug ſeinen Geſandten auf, zu erforſchen, ob die Kaiſerin jene Worte ernſt gemeint habe. Als er die Beſtätigung darüber erhielt, faßte er den Plan ſofort lebhaft auf, in deſſen Verwirklichung er eine gewünſchte Beilegung des ruſſiſch-türkiſchen Krieges und zugleich eine vortheilhafte Vergrößerung Preußens erblickte. Er ſelbſt übernahm die Einleitung der Verhandlungen mit Oeſterreich wegen des wichtigen Unternehmens. Der Wiener Hof ging zuerſt nicht mit voller Bereitwilligkeit darauf ein; Kaunitz hoffte durch die Verbindung mit der Türkei größere Vortheile zu gewinnen. Da jedoch Friedrich erklärte, in allen Fällen ſeinem Verbündeten, Rußland, beiſtehen zu wollen, ſo gab Oeſterreich nach. Maria Thereſia ſelbſt widerſtrebte freilich der beabſichtigten Theilung Polens, als einer Gewaltthat wider das Recht. Sie ſchrieb darüber einen denkwürdigen Brief an ihren Miniſter: „Als alle meine Länder,“ ſagte ſie, „angefochten wurden und gar nicht mehr wußte, wo ruhig niederkommen ſollte, ſteifte ich mich auf

mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sache, wo nicht allein das offenbare Recht himmelschreiend wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, muß bekennen, daß zeitlebens nicht so beängstigt gefunden und mich sehen zu lassen schäme. Bedenk der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen oder von der Moldau und Wallachei unsere Ehre und Reputation in die Schanze schlagen. Ich merke wohl, daß ich allein bin und nicht mehr en vigueur, darum lasse ich die Sachen, jedoch nicht ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen." Da aber Kaunitz und Joseph mit Entschiedenheit auf den Theilungsplan eingingen, so gab sie schließlich nach; bei der Unterzeichnung schrieb sie ausdrücklich hinzu: „Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen," knüpfte aber daran die trübsten Ahnungen über die Folgen jenes Schrittes.

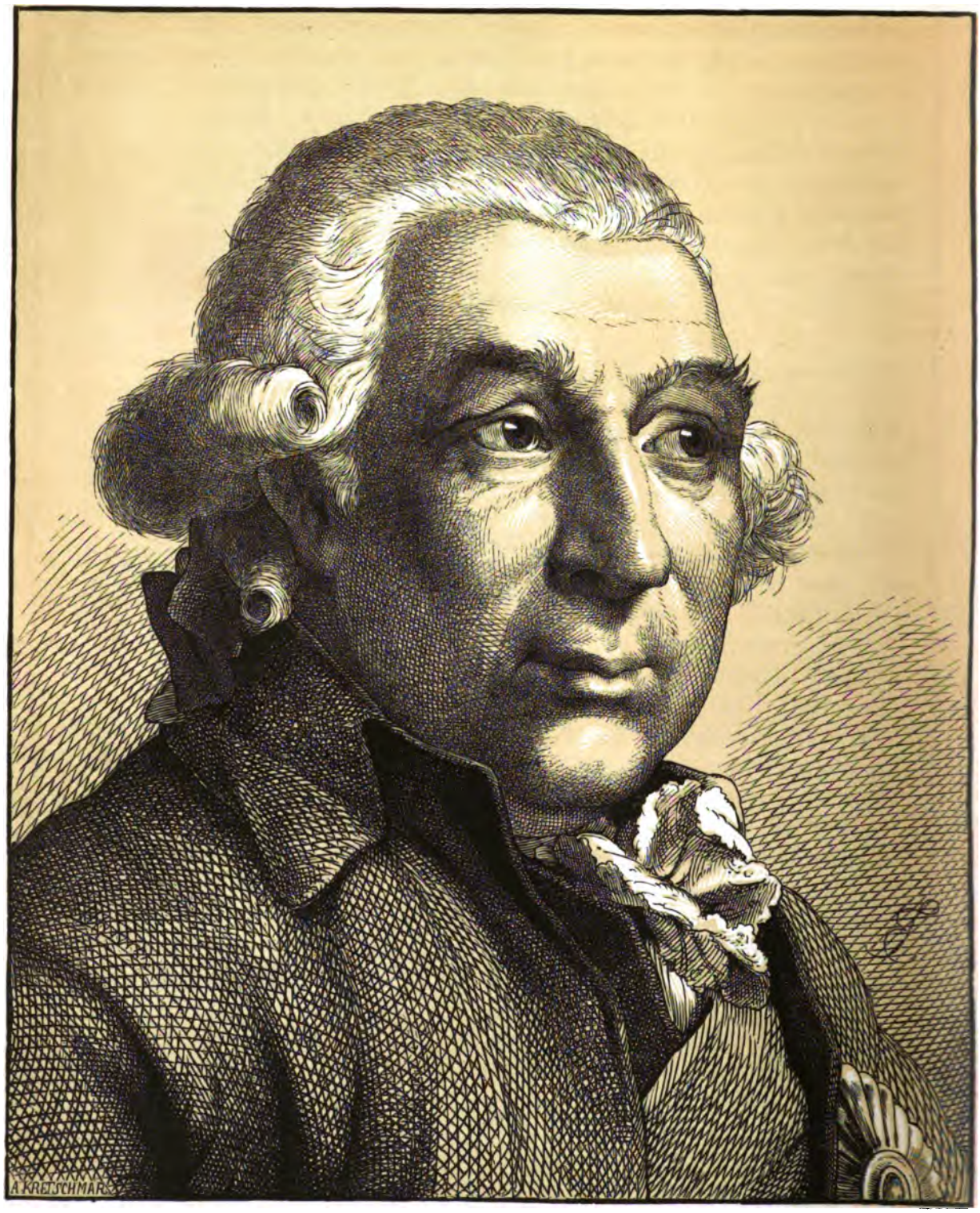
Die drei Mächte kamen schließlich dahin überein, daß sie die ihren Grenzen zunächst gelegenen Landstücke Polens, welche zur Abrundung eines jeden der drei Staaten bequem gelegen waren in Besitz nahmen. Friedrich erhielt das ganze bis dahin noch polnische Preußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn. Seine Erwerbung war geringer an Flächeninhalt und Einwohnerzahl, als die seiner Theilungsgenossen, aber das gewonnene Land war für den preußischen Staat von der größten Wichtigkeit, weil es die Verbindung der bisher getrennten Provinzen Pommern und Neumark einerseits und Ostpreußen andererseits bildete. Die neue Provinz wurde Westpreußen genannt, und da die Brandenburgischen Fürsten jetzt im Besitz des ganzen preußischen Landes waren, so nannten sie sich fortan nicht mehr Könige „in Preußen", sondern Könige „von Preußen." Friedrich ließ den 13. Septbr. 1772 seine neuen Länder besetzen und machte dies den Unterthanen derselben feierlich bekannt. Alle wurden dabei in ihren Rechten, zumal die Katholiken in der Freiheit des Gottesdienstes bestätigt und allen Wohlgesinnten die Segnungen eines milden landesväterlichen Regimentes verheißen. Die Stände wurden eingeladen, am 27. September im großen Rittersaal des alten Ordensschlosses Marienburg die Huldigung zu leisten.

Die Mächte hatten sich vorbehalten, Polen selbst zur Einwilligung in die vollzogene Theilung zu bestimmen: der Reichstag wurde berufen, und unter dem Eindruck der drohenden Stellung der russischen Heere gelang es, einen Beschluß herbeizuführen, durch welchen das Geschehene genehmigt wurde. Dagegen verbürgten die Mächte das übrig bleibende Gebiet der polnischen Monarchie. Weder Frankreich noch England traten merkwürdiger Weise der Theilung entgegen: Frankreichs Regierung war damals bereits zu tief in Schwäche und Leichtsinn versunken, England aber wollte nicht von Neuem einen allgemeinen Krieg entzünden und ließ sich daran genügen, daß es durch Danzig weiteren unmittelbaren Handel mit Polen behalten konnte.

So geschah denn ohne allen Widerstand der erste Schritt auf der Bahn, welche weiterhin zur völligen Vernichtung eines vordem so mächtigen Staates führte. Die Theilung Polens, in ihren Nachwirkungen noch heute nicht überwunden, ist den betheiligten Mächten seitdem immer wieder als ein Gewaltstreich gegen alles Völkerrecht, als ein Mißbrauch der Macht des Stärkeren gegen den Schwachen vorgeworfen worden, — und es kann eben kaum geleugnet werden, daß dies an und für sich der Charakter des merkwürdigen Unter-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS



Herzberg.

nehmens war. Friedrich selbst hat zwar durch seinen Minister von Hertzberg die gelehrtesten Abhandlungen schreiben lassen, um einen Schein des Rechtes für die Besitzergreifung von Westpreußen zu gewinnen, aber seine eigene Correspondenz läßt es ziemlich klar erkennen, daß er vor sich selbst die Theilung Polens nicht durch jene gezwungenen Rechtsgründe, sondern durch rein politische Gesichtspunkte rechtfertigte. Er war überzeugt, daß das immer tiefer in Ohnmacht versinkende Polen doch seinem aufstrebenden östlichen Nachbar, Rußland über kurz oder lang zur Beute werden mußte: die polnische Nation schien ihre Selbständigkeit nicht behaupten zu können, weil sie sittlich verfallen und durch eigene Schuld hinter der allgemeinen europäischen Entwickelung zurückgeblieben war, und weil sie überdies durch inneren Zwiespalt, durch die Willkür des Adels und religiösen Hader sich selbst fort und fort schwächte und zerrüttete. Deshalb hielt es Friedrich, wenn auch schwerlich für einen Akt der Gerechtigkeit, doch für einen Schritt politischer Nothwendigkeit, zu verhüten, daß die polnischen Wirren zu neuen kriegerischen Verwickelungen führten, oder daß das Land etwa ganz und ungetheilt dem russischen Nachbar zufiele. Beide Gesichtspunkte werden in seinen vertraulichen Briefen wiederholt hervorgehoben. Zwar läßt er auch die Freude über den erlangten Gewinn, über die unverhoffte Abrundung seiner Staaten unverhohlen hervortreten: „Wenn man seine getrennten Staaten zu einem Ganzen verbinden kann, so möchte schwerlich ein Sterblicher zu finden sein, welcher das nicht mit Vergnügen unternehmen sollte. Es ist dabei wohl zu bemerken, daß Alles noch dazu ohne Blutvergießen abgegangen ist. Ein wenig Dinte und eine Feder dazu haben Alles gethan und Europa wird nun von den neuesten Unruhen befreit sein." Aber am meisten Gewicht legt er eben auf diesen letzten Punkt, auf die Herstellung des Friedens: „Ich weiß," schreibt er 1773 an Voltaire, „daß man in Europa allgemein glaubt, die Theilung Polens sei eine Folge politischer Intriguen; das ist jedoch sehr unwahr. Nachdem vergeblich alle möglichen anderen Versöhnungswege vorgeschlagen waren, mußte man zu dieser Theilung schreiten, als dem einzigen Mittel, einen allgemeinen Krieg zu vermeiden." Später: „Was den Krieg betrifft, so würden die beiden Kaiserinnen mir sicherlich das Zeugniß ertheilen, daß es ohne mich ein allgemeines Kriegesfeuer in ganz Europa gegeben hätte. — — Wegen dieser polnischen Angelegenheit könnte ich mich vor allen Richterstühlen der Welt vertheidigen und würde überall gerechtfertigt dastehen." — Seine bündigste politische Rechtfertigung aber hat der König wohl in den Worten niedergelegt: „Wenn das Haus unseres Nachbars brennt, so müssen wir löschen helfen, damit das Feuer nicht auch unser Haus ergreife."

In späterer Zeit durfte Friedrich zur Milderung des Urtheils über die gewaltsame Erwerbung Westpreußens auf die reichen Segnungen hinweisen, welche seine wahrhaft landesväterliche Verwaltung auch dem neu gewonnenen Lande zu Theil werden ließ. Vom ersten Augenblick der Besitzergreifung an rastete seine ebenso einsichtige, als wohlwollende Fürsorge nicht, bis er die Keime bürgerlicher Wohlfahrt in dem bisher verwahrlosten Lande in jeder Beziehung gepflanzt hatte. An die Stelle der langjährigen Verwirrung und Rechtlosigkeit trat überall eine strenge, gewissenhafte Rechtspflege, Sicherheit des Lebens und des Eigenthums, die Leibeigenschaft mit ihren barbarischen Sitten wurde aufgehoben, zahlreiche Schulen zur Ausbildung des bis dahin in geistige Stumpfheit versunkenen Volkes gegrün-

det, Handel und Thätigkeit belebt, um den Unterthanen den Verlust ihrer nationalen Selbständigkeit durch Erhöhung ihrer äußern Wohlfahrt und ihrer sittlichen Entwickelung vergessen zu machen.

Das Verhältniß des preußischen Hofes zu dem von St. Petersburg gestaltete sich in Folge der gemeinsamen Politik in der polnischen Frage und durch den günstigen Eindruck, welchen Prinz Heinrich bei seinem Aufenthalt am Hofe Katharina's gemacht hatte, immer vertraulicher und inniger. Der Großfürst Thronfolger erwiederte den Besuch des Prinzen bald darauf in Berlin, um aus den Händen des Königs von Preußen eine Prinzessin von Württemberg als Braut zu empfangen. Der Großfürst redete den König bei der ersten Begegnung mit Ausdrücken der höchsten Bewunderung an: „Endlich erlange ich, was ich so lange gewünscht habe; ich kann den größten der Helden, den Mann der Bewunderung unserer Zeit und des Staunens der Nachwelt betrachten." — Friedrich antwortete: „Ich verdiene so große Lobeserhebungen nicht, mein Prinz; Sie sehen in mir nur einen alten kränklichen Mann in weißen Haaren; aber glauben Sie, daß ich mich sehr glücklich schätze, in diesen Mauern den würdigen Erben eines mächtigen Reiches, den einzigen Sohn meiner besten Freundin, der großen Katharina, zu empfangen."

Der Aufenthalt des Großfürsten war durch die glänzendsten Festlichkeiten bezeichnet und trug dazu bei, die Bande der Freundschaft zwischen beiden Höfen noch enger zu knüpfen.

Der baiersche Erbfolgekrieg und der Fürstenbund.

Friedrich legte auf die günstige Gestaltung seiner Beziehungen zu Rußland einen um so größeren Werth, als die Freundschaft, welche er mit Kaiser Joseph geschlossen, schon in dem Verlauf der nächstfolgenden Jahre vielfach getrübt wurde und später wiederum einem Verhältniß der Eifersucht und des Mißtrauens weichen mußte. Joseph, von hohen Planen für sein Haus und für Deutschland erfüllt, trug eine Umgestaltung der deutschen Reichsverhältnisse im Sinne, durch welche dem Reich neue Macht und dem Kaiserthum neuer Glanz verliehen werden sollte. In allen seinen Bestrebungen trat dieser zwiefache Zielpunkt unverkennbar hervor, einerseits eine Verbesserung der deutschen Zustände, andererseits die Verwirklichung des alten habsburgischen Strebens auf Erhöhung der Kaisermacht. Bei dieser Richtung seiner Thätigkeit mußte er natürlich die Besorgniß anderer Reichsfürsten, besonders Friedrich's erregen, welchem es nicht gleichgültig sein konnte, daß die österreichische Macht in Deutschland etwa eine größere Ausdehnung auf Kosten anderer Staaten gewänne. Joseph's Streben aber schien um so mehr eine fürsorgliche Beachtung zu erfordern, als der junge Fürst seine Pläne mit einem gewissen Feuer der Begeisterung verfolgte, womit freilich auf der andern Seite etwas Unbesonnenes und Vorschnelles verbunden war. Friedrich sagte deshalb einmal, auf Joseph's Büste deutend: „Den stelle ich mir unter die Augen; das ist ein junger Mann, den ich nicht vergessen darf. Der Kaiser hat Kopf, er könnte viel ausrichten. Schade, daß er immer den zweiten Schritt thut, ehe er den ersten gethan hat."

Nachdem schon manche andere Streitigkeiten über die Neugestaltung deutscher Verhältnisse vorhergegangen waren, führte endlich das Bestreben Kaiser Joseph's, das Kurfürstenthum Baiern mit den habsburgischen Erbstaaten zu verbinden, einen offenen Bruch herbei. Von jeher war die Erwerbung Baierns ein Lieblingsgedanke der österreichischen Fürsten gewesen, jetzt traten Verhältnisse ein, wo es leicht schien, denselben durch einen vortheilhaften Ländertausch zu verwirklichen.

Der Kurfürst von Baiern, Maximilian Joseph, starb am 30. December 1777, ohne unmittelbare Leibeserben zu hinterlassen; die baiersche Linie des Wittelsbach'schen Hauses ging mit ihm zu Ende, und der Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz war zunächst zur Nachfolge berufen. Kaiser Joseph aber hatte bei dem Herannahen dieses Falles, unter dem Vorwand angeblicher alter Ansprüche seines Hauses auf Baiern, Verhandlungen mit diesem Erben Maximilian Joseph's angeknüpft, und denselben zu bewegen gewußt, die österreichischen Ansprüche anzuerkennen. Sobald der Kurfürst gestorben war, ließ der Kaiser ohne Weiteres Truppen in Baiern einrücken und schloß mit dem Kurfürsten von der Pfalz eine Uebereinkunft in Wien, durch welche derselbe in die Abtretung der größeren Hälfte von Baiern an Oesterreich willigte.

Als Friedrich von dieser Abkunft Kenntniß erhielt, ließ er das Wiener Cabinet unverzüglich wissen, daß er als Glied des deutschen Reiches und als Bürge des westphälischen Friedens, welcher zu Hubertsburg neu bekräftigt worden, bei der Zerstückelung eines Kurstaates, ohne Betheiligung des Reiches, nicht ruhig zusehen könne, zumal da Kursachsen und Mecklenburg, welche gleichfalls Ansprüche auf Baiern geltend machten, gegen das Verfahren des Kaisers gleichfalls protestirten. Friedrich hatte bereits vorher den Grafen von Görtz insgeheim nach Baiern geschickt, um Carl Theodor von der Uebereinkunft mit Oesterreich zurückzuhalten; da aber bei diesem alle Versuche vergeblich waren, so wandte sich Görtz an den Neffen desselben, den Herzog Carl von Zweibrücken, welcher nun als nächster berechtigter Erbe gegen die ohne seine Zustimmung beschlossene Länderabtretung feierlich Protest einlegte. Friedrich ertheilte demselben die Bürgschaft der Hausverträge und versprach ihm, das pfälzische Haus bei seinen Rechten auf die ganze baiersche Erbschaft gegen die ungerechten Ansprüche des Hauses Oesterreich mit aller Macht zu schützen. Von Wien aus machte man jetzt Versuche, den König durch vortheilhafte Anerbietungen auf Betheiligung an dem Ländergewinn von seinem Entschluß abzubringen: Prinz Heinrich redete einer derartigen Beilegung der Sache das Wort, Friedrich aber blieb bei der Ansicht stehen, daß eine Vergrößerung der österreichischen Hausmacht nicht zuzulassen sei und hielt an seinem dem Herzog Carl gegebenen Worte fest. Nicht gern freilich sah er der Möglichkeit entgegen, noch einmal in den Krieg zu ziehen; denn er war alt und körperlich leidend. Da aber alle Verhandlungen fruchtlos blieben, so sammelte er im Frühjahre 1778 seine Armee und beschloß, einen Theil derselben unter seiner eigenen Führung, den anderen Theil unter Prinz Heinrich in Böhmen einrücken zu lassen. Bei einer letzten großen Musterung in Berlin sprach er zu seinen Generalen: „Meine Herren, die meisten unter uns haben von ihren frühesten Jahren an zusammen gedient, und sind im Dienste des Vaterlandes grau geworden; wir kennen einander also vollkommen wohl. Wir haben die Unruhen und Beschwerlichkeiten des Krieges schon redlich

mit einander getheilt, und ich bin überzeugt, daß Sie eben so ungern Blut vergießen, als ich. Aber mein Reich ist jetzt in Gefahr. Mir liegt als König die Pflicht ob, meine Unterthanen zu beschützen, auch die kräftigsten und schleunigsten Mittel anzuwenden, um das über ihnen schwebende Ungewitter wo möglich zu zerstreuen. Diesen wichtigen Vorsatz zu bewerkstelligen, rechne ich auf Ihren Diensteifer und Ihre Neigung zu meiner Person, welche Sie noch allemal gezeigt haben, und die auch bisher nie ohne Wirkung war. Uebrigens können Sie versichert sein, daß ich die Dienste, die Sie ihrem Könige und Vaterlande leisten werden, stets mit warmem Herzen und wahrer Dankbarkeit erkennen werde. Nur darum will ich Sie bitten, daß Sie die Menschlichkeit nicht aus den Augen setzen, wenn auch der Feind in Ihrer Gewalt ist, und daß Sie die unter ihren Befehlen stehenden Truppen die strengste Mannszucht beobachten lassen. Ich reise jetzt ab, aber ich verlange nicht als König zu reisen: reiche und schöne Equipagen haben keinen Reiz für mich: doch erlaubt mir mein schwächliches Alter nicht so zu reisen wie ich in der feurigen Jugend that. Ich werde mich einer Postkutsche bedienen müssen, und Sie haben die Freiheit, eben dergleichen zu thun; aber am Tage einer Schlacht werden Sie mich zu Pferde sehen, und da hoffe ich, werden meine Generale meinem Beispiele folgen."

Am 6. April 1778 brach er nach Breslau auf, während Prinz Heinrich über Dresden, wo sich achtzehntausend Sachsen unter Graf Solms mit ihm vereinigten, gleichfalls gegen Böhmen vorrückte. Kaiser Joseph führte dagegen hunderttausend Mann in eigener Person herbei und ließ ein anderes fast eben so großes Heer unter Laudon auf die Lausitz marschiren. So schien es, als müßte es auf dem böhmischen Boden, wo schon manche schwere Schlacht zwischen Friedrich und den Oesterreichern geschlagen worden, noch einmal zu wichtigen Kriegsereignissen kommen, aber die Thaten entsprachen dies Mal den großen Zurüstungen nicht. Friedrich ging zwar angriffsweise zu Werke, jedoch mit größerer Behutsamkeit, als früher, denn er fühlte nicht mehr die alte Fülle der Kraft in sich und mochte seinen vordem gewonnenen Kriegsruhm nicht leichthin aufs Spiel setzen; die Oesterreicher aber waren noch weit weniger zu einem kräftigen Angriffskrieg geneigt. Maria Theresia zumal, um das Leben und den Ruhm ihres Sohnes Joseph ängstlich besorgt, suchte denselben von allen kühneren Entschlüssen abzuhalten, so lange die gehoffte Hülfe von Frankreich nicht in Deutschland erschienen wäre. Mit dieser Hülfe sollte es jedoch überhaupt nicht nach Wunsch gehen; denn nach längeren vergeblichen Unterhandlungen erklärte endlich das Cabinet zu Versailles, die Umstände gestatteten Frankreich nicht, eine andere Entschließung, als die der Neutralität zu nehmen. In Folge dieser Erklärung wurde der Wiener Hof mehr als zuvor zu einer friedlichen Lösung der Frage gestimmt, und war dafür besorgt, daß es zu größeren Kriegsentscheidungen nicht kommen möchte: die österreichischen Heere waren aus ihren sicheren Stellungen nicht ins freie Feld herauszubringen, und Friedrich mußte sich darauf beschränken, den ganzen Sommer hindurch tüchtig fouragirend im Lande umherzuziehen, weshalb er selbst den Feldzug scherzweise den „Kartoffelkrieg" nannte. Unterdeß hatte Maria Theresia bereits Friedensunterhandlungen angeknüpft, auf welche Friedrich in freundlicher Erwiederung einging, verbindlich hinzufügend: „Bis Dero Antwort eintrifft, werde ich meine Schritte so berechnen, daß Ew. Majestät Nichts für Dero Blut und für einen

Kaiser zu fürchten haben, den ich liebe und hochschätze, obgleich wir in Bezug auf Deutschlands Angelegenheiten verschiedener Ansicht folgen." In der That enthielt er sich während der weiteren Unterhandlungen, welche zu Braunau gepflogen wurden, jeder ernsteren Kriegführung. Dies gereichte jedoch seinem eigenen Heere nach und nach zum Verderben; denn die Verpflegung in dem bereits ausgesogenen Lande wurde immer schwieriger und mangelhafter, die Lebensmittel begannen überall zu fehlen, Ruhr und Faulfieber brachen aus und wütheten bei den schlechten Lazarethanstalten auf fürchterliche Weise. Dieser traurige Zustand der Armee hatte überdies haufenweise Desertionen zur Folge, durch welche die Reihen der Truppen ebenso gelichtet wurden, als hätten sie schwere Schlachten bestanden. Die Unterhandlungen waren bis dahin fruchtlos geblieben, der König aber sah sich durch alle jene Umstände genöthigt, seine Armee nach Schlesien zurückzuführen, was in so meisterhafter Weise geschah, daß durch diese letzte Kriegsthat der altbewährte Ruhm des großen Feldherrn einen neuen Glanz erhielt, welcher ihm durch Schlachten in diesem Kriege nicht zu Theil werden konnte. Auch der Prinz von Preußen, der nachmalige König Friedrich Wilhelm II., zeichnete sich durch geschickte und entschlossene Führung einer Heeresabtheilung bei diesem Zuge sehr vortheilhaft aus, worüber der alte König, der bis dahin nicht sehr günstig für ihn gestimmt schien, sehr erfreut war. Bei der nächsten Begegnung umarmte er ihn mit den Worten: „Ich betrachte Sie von heute an nicht mehr als meinen Neffen, — ich sehe Sie als meinen Sohn an, Sie haben Alles gethan, was ich hätte thun können, Alles was ich von dem erfahrensten General erwarten konnte."

Die weiteren Friedensunterhandlungen wurden jetzt durch das Auftreten Rußlands zu Gunsten Preußens befördert: Kaiserin Katharina ließ in Wien erklären, sie müsse Maria Theresia bitten, den Fürsten des Reichs eine völlige Genugthuung zu gewähren, sonst würde Rußland sich gedrungen sehen, seine Verbindlichkeiten gegen Preußen zu erfüllen und ein Hülfscorps für Friedrich abzusenden. Diese unerwartete Dazwischenkunft erregte in Wien die größten Besorgnisse, und man beeilte sich nun um so mehr, auf die Friedensvorschläge, welche der König von Preußen in sehr gemäßigter Weise stellte, ernstlich einzugehen. Um sich zugleich einer günstigeren Haltung des Petersburger Hofes zu versichern, schrieb Maria Theresia einen überaus schmeichelhaften und hingebenden Brief an Katharina und machte dieselbe ziemlich unumwunden zur Schiedsrichterin in den deutschen Angelegenheiten, „ihr allein" ausdrücklich „die Wahl der Versöhnungsmittel überlassend, welche sie für die billigsten oder zur Herstellung des Friedens tauglichsten erachten würde, überzeugt, daß sie ihr Heil und ihre Würde in keine besseren Hände legen könne." Friedrich, welcher nun seinerseits eine Wendung der russischen Politik besorglich vorhersah, beeilte sich, die Vermittlung des Petersburger Cabinets gleichfalls anzunehmen, und so wurde denn im Frühjahr zuerst ein Waffenstillstand und am 13. Mai 1779 der Frieden zu Teschen geschlossen. Die zwischen Oesterreich und dem Kurfürsten von der Pfalz getroffene Uebereinkunft wegen der baierschen Erbfolge, wurde aufgehoben, und Baiern mit Ausnahme eines kleinen, jedoch sehr fruchtbaren Districts zwischen Niederösterreich und Tyrol, welcher an Oesterreich kam, dem rechtmäßigen Erben zurückgegeben.

Der baiersche Erbfolgekrieg hatte Preußen an neunundzwanzig Millionen Thaler und

zwanzigtausend Menschenleben gekostet. Friedrich hatte durch denselben für seinen Staat Nichts gewinnen wollen; da jedoch von Oesterreich selbst, um ihn von seinen Bundesgenossen abzuziehen, die Frage der preußischen Erbfolge in den fränkischen Fürstenthümern Anspach und Baireuth angeregt worden war, so bestand er darauf, daß das Recht dieser Erbfolge für den vermuthlichen nahen Fall des Aussterbens der markgräflichen Linie, im Teschener Frieden anerkannt wurde, und zwar für den brandenburgischen Regenten selbst, nicht, wie es nach dem Testament des alten Kurfürsten Albrecht Achilles zunächst Rechtens war, für einen jüngeren Prinzen.

Wichtiger aber als dieser unmittelbare Vortheil war für die preußische Krone der moralische Gewinn, daß es Friedrich's entschiedenem Auftreten gelungen war, der Willkür des Kaiserhauses in den deutschen Verhältnissen und der drohenden Machtausdehnung desselben Schranken zu setzen. Das Ansehen des brandenburgischen Hauses als Beschützers der Selbständigkeit der deutschen Fürsten wurde dadurch ungemein erhöht, freilich in demselben Grade auch der gereizte, eifersüchtige Gegensatz gegen Oesterreich, welcher den Verfall des an und für sich schon so lockeren Reichsverbandes noch beschleunigte.

Die Gefahr der willkürlichen Ueberhebung von Seiten des Kaiserhauses sollte bald in neuer Gestalt hervortreten, und dies Mal um so drohender, als sich Kaiser Joseph jetzt der Zustimmung Frankreichs und Rußlands im Voraus zu versichern gewußt hatte. Dem Kurfürsten von Baiern wurde von Oesterreich ein Ländertausch unter verlockendem, glänzendem Schein angeboten: er sollte Baiern an Oesterreich abtreten, dafür aber die österreichischen Niederlande mit dem Titel eines „Königs von Burgund" erhalten. Das ihm dargebotene Land war kleiner als sein Erbland, aber der stolzere Name schmeichelte dem eiteln Fürsten, und er erklärte sich zu dem ungleichen Tausche bereit, ohne daß sein berechtigter Nachfolger, der Herzog von Pfalz-Zweibrücken um seine Zustimmung vorher befragt wurde. Auch Preußen und das deutsche Reich waren bei dem seltenen Handel, den man unter Frankreichs und Rußlands Garantie stellen wollte, nicht zugezogen worden, Friedrich aber war nicht gesonnen, solch willkürliches Schalten im Reiche zu gestatten, noch auch Oesterreich zum unbedingten Gebieter im ganzen südlichen Deutschland werden zu lassen. Auf Grund des alten Reichsgesetzes, der goldenen Bulle, protestirte er feierlich und so nachdrücklich gegen den beabsichtigten Tausch, daß zuerst Rußland erklärte, es habe dem freien Willen des Herzogs von Zweibrücken damit kein Zwang angethan werden sollen, und daß hierauf Joseph selbst auch diesen neuen Versuch zur Erwerbung Baierns aufgeben mußte.

Dieser Plan aber war eben nicht ein vereinzelter gewesen, sondern ein Glied in dem Jahrhunderte alten Streben Oesterreichs auf Erweiterung seiner Hausmacht und auf Umbildung Deutschlands zu einem Einheitsstaate unter habsburgischer Herrschaft. Kein Kaiser hatte seit langer Zeit dieses Streben so deutlich durchblicken lassen, wie Joseph: dasselbe war nicht blos in der Absicht auf Aneignung von Reichsländern hervorgetreten, sondern zu gleicher Zeit in dem Versuch, seine Staaten durch Säcularisation geistlicher Gebiete zu vergrößern, ferner in der Eindrängung österreichischer Prinzen in deutsche Bisthümer, in der Lähmung und Hemmung der Thätigkeit des Reichstages, in eigenmächtigen Uebergriffen des Reichshofraths und ähnlichen bedeutungsvollen Anzeichen.

Gegenüber dieſen Verſuchen, alle Macht an das Kaiſerthum zu ziehen, den Einfluß der Reichsſtände dagegen zu beſchränken, mußte ſich in den letzteren das Bewußtſein ihrer bedrohten Stellung zu ernſten Gegenbeſtrebungen entwickeln und die deutſche Großmacht des Nordens mit ihrem thatkräftigen Fürſten bot ſich dabei von ſelbſt als Mittelpunkt dar. Um die einzelnen deutſchen Staaten vor den Uebergriffen Oeſterreichs ſicher zu ſtellen, galt es, die Aufrechterhaltung der bisherigen Reichsverfaſſung durch ein enges Zuſammenſchließen zu verbürgen.

Dies war der Grundgedanke und der Urſprung des Fürſtenbundes, der letzten politiſchen Schöpfung Friedrichs des Großen. Nachdem ſchon in mehreren ſüddeutſchen Staaten der Gedanke an eine Union zu obigem Zwecke enſtanden war, faßte Friedrich den Plan ſelbſtändig mit ſeiner gewohnten Energie auf. Es erfüllt mit wahrer Bewunderung, wenn man den mehr als ſiebzigjährigen Mann alle Bedenken ſeiner Miniſter durch das Feuer ſeiner Ueberzeugung und die Feſtigkeit ſeines Wollens beſeitigen ſieht. Am 6. März 1784 erläßt er an Graf Finkenſtein unter Mittheilung mehrerer aus Süddeutſchland erhaltenen Berichte, folgende Cabinetsordre, welche einen klaren Blick in ſeine Auffaſſung der damaligen Lage der Dinge thun läßt: „Der Inhalt dieſer Berichte wird Ihnen zeigen, daß die Abſichten des Wiener Hofes der Art ſind, wie ich immer vorausgeſetzt habe. Indem wir uns nun unſererſeits ohne jeden Bundesgenoſſen ſehen, iſt es von der höchſten Wichtigkeit, aus allen Kräften dahin zu arbeiten, um eine Verbindung im Reich von der Art der Schmalkaldiſchen Ligue zuſammenzubringen. Dies iſt das einzige Hülfsmittel, welches uns bleibt, da wir auf Rußland gar nicht rechnen können: im Gegentheil iſt anzunehmen, daß wenn Katharina am Leben bleibt, Kaiſer Joſeph ſie zu ſeinen Ideen mit fortreißen wird. Die Kronen des Nordens, Dänemark und Schweden, welche vor Rußland zittern, werden ſich nicht regen, und ihre Ohnmacht ſetzt ſie außer Stand, irgend etwas zu thun. England iſt durch den letzten Krieg erſchöpft, und wenn es ſich ſelbſt wieder erhebt, wird es nicht gegen Rußland auftreten wollen. Frankreich hat ſo eben die Larve abgelegt durch ſeine niedrige und erbärmliche Nachgiebigkeit gegen Oeſterreich. Wenn ich das Alles betrachte und zugleich auf mein Alter blicke, ſo finde ich kein anderes Mittel als einen Bund im Reiche, um die Rechte der Fürſten aufrecht zu erhalten. Ich weiß wohl, daß man, um es zu Stande zu bringen, dieſen Leuten wird Subſidien geben müſſen. Ich wünſche dringend, vor meinem Tode eine ſolche Ligue zu Stande gebracht zu ſehen. Deshalb darf man nicht läſſig dabei zu Werke gehen, — denn wenn wir mit gekreuzten Armen ſitzen bleiben, ſo wird es keiner wagen wollen. Desbalb bringen Sie das Eiſen ſobald als möglich in's Feuer. Man muß Nichts verſäumen, die Sache in Zug zu bringen; denn von ſich ſelber werden jene Leute Nichts thun."

Mit dem Miniſter von Hertzberg wurde der Plan zu dem Fürſtenbund ſodann genauer durchgearbeitet und an den deutſchen Höfen die Einleitungen für die wichtige Verbindung getroffen. Kaiſer Joſeph war unterdeß in Verfolgung ſeiner entgegengeſetzten Pläne nicht unthätig, und Friedrich ſchrieb deshalb an ſeine Miniſter: „Der Kaiſer mit ſeiner Thätigkeit wird den Sieg über unſere Schlaffheit davontragen. Wir müſſen kräftiger und mit mehr Eifer arbeiten, um die Barrière gegen den unbegrenzten Ehrgeiz und die vorwärts-

dringende Politik Joſeph's zu Stande zu bringen. Feuer, meine Herren, mehr Feuer! Laſſen Sie uns die erſten Schritte Joſeph's nicht ruhig mit anſehen, ſonſt werden ihre Folgen verderblich für das Reich und für alle Fürſten."

Die Unterhandlungen mit den einzelnen Höfen zogen ſich in die Länge, während Oeſterreich ſich mehr und mehr der Unterſtützung Rußlands zu verſichern wußte. Friedrich, große Gefahren vorausſehend, beſchloß fürerſt einen kleineren Bund zu gründen, als einen Kern, an welchen die übrigen Fürſten ſich anſchließen könnten. Die Einladung wurde zuerſt von Hannover und von Kurſachſen angenommen, und am 23. Juli 1785 kam die denkwürdige Uebereinkunft zu Stande, welcher der Hertzberg'ſche Entwurf als Grundlage diente.

Dieſer Entwurf des Fürſtenbundes lautete:

„In Erwägung verſchiedener ſeither eingetretener Umſtände, welche die Freiheit von Deutſchland, mit welcher die von ganz Europa weſentlich verbunden iſt, bedrohen, haben die Fürſten, welche dieſen Verein eingehen, nöthig gefunden, zu dem Mittel zu ſchreiten, zu welchem ſie durch das Herkommen ſo vieler Jahrhunderte und durch die klare Beſtimmung der Reichsgeſetze genugſam berechtiget ſind, nämlich ein Bündniß unter ſich zu errichten, welches zu Niemandes Beleidigung gereichen, ſondern lediglich den Endzweck haben ſoll, die bisherige geſetzmäßige Verfaſſung des deutſchen Reiches in ihrem Weſen und Beſtande zu erhalten. Nach dieſen Grundſätzen verbinden ſich dieſe Fürſten, auf ihr altdeutſches fürſtliches Ehrenwort, alle und jede, ſowohl die hierin verbundenen, als auch jede andere Reichsſtände, bei ihrem rechtmäßigem Beſitzſtande durch alle rechtliche Gewalt zu ſchützen. Die verbundenen Fürſten wollen deshalb in wahrer und genauer Freundſchaft leben, und ſich Alles, was einem jeden ſchädlich oder nützlich ſein könnte, im Vertrauen eröffnen und mittheilen. Sie wollen beſonders alle dienlichen Mittel anwenden, daß die Reichsverſammlung in beſtändiger Thätigkeit erhalten, über alle dahin gebrachte Angelegenheiten berathſchlaget und beſchloſſen, auch die Erledigung der Rekurſe befördert werde. Ferner, dahin Bedacht zu nehmen, daß die beiden oberſten Reichsgerichte in geſetzmäßige Ordnung gebracht und darin erhalten, auch immer mit geſchickten, redlichen, wackern Männern beſetzt ſein mögen. Wenn jemand, wer er auch ſei, die verbündeten Fürſten, oder auch jedes andere Glied des Reichs, von welcher Religion es ſei, geiſtlichen oder weltlichen Standes, in ſeinem wirklichen Beſitzſtande mit eigenmächtigen Anſprüchen, mit Säkulariſazionen und Entgliederung hoher und niederer geiſtlicher Stifter, mit willkürlichen und aufgedrungenen Vertauſchungen von alten erblichen Landen, den Reichs- und Hausverträgen und den Traktaten zuwider, beunruhigen und die Uebermacht dazu mißbrauchen wollte, ſo verbinden ſich die vereinigten Fürſten, daß ſie alle reichsgeſetzmäßige Mittel und auch alle ihre habende Kräfte dahin werden anwenden wollen, um ſolchen Mißbrauch der Gewalt und Uebermacht abzuwenden, ein jedes Mitglied des Reichs bei ſeinem Beſitzſtande, und das geſammte Reich bei ſeiner in dem weſtphäliſchen Frieden, der Wahlkapitulazion und den Reichsſchlüſſen begründeten Verfaſſung zu erhalten und zu handhaben. In jedem beſondern Falle wollen die verbündeten Fürſten ſich über die alsdann erforderlichen Mittel auf das ſchleunigſte berathſchlagen, entſchließen und vereinigen, auch ſich dazu im Voraus, ein Jeder nach ſeinen Kräften und Umſtänden, ſo viel als möglich vorbereiten und einrichten."

In kurzer Zeit traten faſt ſämmtliche deutſche Staaten dem Bündniß bei, ungeachtet der drohenden Sprache Oeſterreichs, welches auf Rußlands und Frankreichs Beiſtand rechnete. Dieſe Unterſtützung trat jedoch ſchließlich nicht ein, indem die beiden Staaten, als der Bund wirklich zur Thatſache geworden war, es für gerathener hielten, denſelben ſtillſchweigend gewähren zu laſſen, um nicht einen neuen allgemeinen Krieg heraufzubeſchwören.

Wenn auch der Fürſtenbund in Folge der bald darauf eintretenden europäiſchen Revolutionswirren nicht alle Hoffnungen in Erfüllung gehen ließ, welche der große Stifter daran geknüpft haben mochte, ſo hat doch jene Union die nächſte Aufgabe gelöſt, für die ſie begründet worden war: ſie hat die Ausdehnung der öſterreichiſchen Monarchie verhindert, die Selbſtändigkeit der deutſchen Fürſten geſchützt, ſie hat ferner den Frieden erhalten, worauf es Friedrich ſo weſentlich ankam. Durch jenen Bund war für Preußen überdies die Bahn vorgezeichnet, welche es zum Schutz der Freiheit der deutſchen Staaten und der Kräftigung eines nationalen Geſammtweſens zu wandeln hat, und welche es ſeitdem in der That niemals wieder aus den Augen verlor.

Friedrich's Lebensende.

Der ſpätere Lebensabend unſeres Fürſten war an ſorgenvoller Thätigkeit für das Wohl ſeines Landes ſo reich, wie irgend eine Zeit ſeines kräftigen Mannesalters: mit derſelben Theilnahme, wie je, umfaßte er alle die zahlreichen Zweige fürſtlicher Fürſorge. Sein Geiſt blieb dabei voll regſamer Friſche und ſein Wille voll Kraft, obwohl das Element, in welchem er ſeine Lebensgeiſter ſonſt zu erfriſchen gewohnt war, der erquickende geiſtige Verkehr, ihm mehr und mehr entſchwand. Der Kreis, in welchem er von jeher Erholung von den Mühen ſeines ſchweren Berufes gefunden hatte, war ſehr gelichtet: wenige von denen, an die er ſich mit freundſchaftlicher Zuneigung und mit Vertrauen angeſchloſſen, waren übrig geblieben, theils hatte ſie das Schlachtengeſchick, theils der natürliche Verlauf des Daſeins hinweggerafft, und er ſtand faſt vereinſamt da in den ſchweren Tagen des Greiſenalters.

Eine Familie hatte König Friedrich niemals gehabt: er hatte freiwillig auf die Segnungen und Freuden eines innigen häuslichen Daſeins verzichtet, deſſen unvergleichlicher Werth auch für gekrönte Häupter ſonſt in keinem Fürſtenhauſe höher geſchätzt worden, als im Hauſe der Hohenzollern. Der Widerwillen gegen die ihm aufgedrungene Heirath überwog bis in die ſpäteſten Jahre die aufrichtige Achtung, welche er ſeiner Gemahlin zollte, das Verhältniß der beiden Gatten blieb ſo kalt, förmlich und abgemeſſen, wie es vom erſten Augenblick ſeiner Thronbeſteigung geweſen war. Königin Eliſabeth verlebte nach wie vor den

Sommer in Schönhausen, den Winter im Schloß zu Berlin, ohne Sanssouci jemals zu betreten. Wenn der König sich in Berlin aufhielt, so speiste er drei oder vier Mal im Jahre des Sonntags bei der Königin: aber er sprach auch dann nicht ein Wort mit ihr, sondern machte nur beim Kommen, beim Niedersitzen an dem Platz ihr gegenüber, und beim Aufstehen die üblichen steifen Verbeugungen. In den siebziger Jahren litt die Königin einmal an Gicht, die Tafel fand in ihrem Zimmer statt, doch erschien sie dabei nicht, sondern saß in dem anstoßenden Versammlungszimmer in einem Fauteuil. Bei dieser Gelegenheit näherte sich ihr der König und erkundigte sich verbindlich nach ihrer Gesundheit. Dies erregte am ganzen Hofe große Verwunderung und Theilnahme. Es soll das letzte Mal gewesen sein, daß er mit ihr gesprochen hat. Im Jahre 1783 fand das goldene Ehejubiläum ohne öffentliche Feier Statt. Am Neujahrstage 1785 nahm Friedrich nebst den anwesenden königlichen Prinzen und großem Gefolge das Diner bei der Königin ein; seitdem hat er sie nicht wieder gesehen. In seinem Testament widmete er ihr um ihrer hohen Tugend willen den wiederholten Ausdruck seiner Hochachtung und empfahl sie der Fürsorge seines Nachfolgers. Die Königin wirkte übrigens in ihrem stillen Leben sehr segensreich, sie fand in christlicher Frömmigkeit ihren Trost, in wissenschaftlicher Beschäftigung und im Wohlthun ihre Freude und ihr Glück; sie war ihrem Gemahl aufrichtig und treu ergeben und ließ es während der schweren Kriegszeiten an lebhafter Aufmunterung zur Hingebung für seine Sache nicht fehlen. Sie starb in hohem Alter erst den 13. Januar 1797.

Von den beiden Brüdern, welche dem König nach dem Tode des ältesten August Wilhelm, Prinzen von Preußen, geblieben waren, hatte Prinz Heinrich, wie wir gesehen, während des siebenjährigen Krieges und ebenso später noch das Vertrauen des Fürsten in militärischen und politischen Dingen in hohem Grade erworben: wir haben denselben auch in der Anknüpfung einer Verbindung mit dem russischen Hofe vorzüglich thätig gesehen. Aber das Verhältniß zwischen beiden Brüdern wurde durch Meinungsverschiedenheiten vielfach getrübt und öfter sogar bis zur Gereiztheit gestört, und einen intimeren Umgang hatte Friedrich an Prinz Heinrich so wenig, wie an dem jüngsten Bruder Prinz Ferdinand.

Von seinen Schwestern war ihm die theuerste, die Markgräfin von Baireuth, längst entrissen, er hatte ihr ein schönes Denkmal in Sanssouci setzen lassen; von den überlebenden war er der Prinzessin Amalie, welche unverheirathet geblieben und zur Aebtissin von Quedlinburg ernannt worden war, sehr zugethan und besuchte sie öfter, doch war sie wohl nicht dazu geeignet, ihm einen vertrauteren Familienverkehr zu bereiten.

Dem Thronfolger Friedrich Wilhelm, Sohn des früh verstorbenen August Wilhelm, war der König früher nicht sehr geneigt; zwar faßte er mehr Vertrauen und Zuneigung zu demselben, als der Prinz im baierschen Erbfolgekrieg militärische Fähigkeiten gezeigt und sich ferner bei einer Reise an den Petersburger Hof auch in politischer Beziehung als einsichtig und gewandt bewährt hatte. Friedrich umarmte ihn bei der Rückkehr sehr herzlich und sagte von ihm: „Ich habe ihn nun im Kriege und im Frieden geprüft; er hat mir in Rußland die größten Dienste mit aller möglichen Geschicklichkeit geleistet.“ Auch sorgte der König dafür, daß sein Nachfolger sich durch selbständige Revuereisen von den Zuständen des Landes in Bezug auf die Armee und die Verwaltung, sowie durch mündlichen und schriftlichen Ver-

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Friedrich und sein Grossneffe (Friedrich Wilhelm III.)

im Garten zu Sanssouci.

kehr mit Hertzberg und anderen Miniſtern von dem Stand der allgemeinen Angelegenheiten unterrichtete. Das unglückliche eheliche Leben des Prinzen von Preußen aber, welcher ſich von ſeiner erſten Gemahlin, einer braunſchweigiſchen Prinzeſſin, nach kurzer Verbindung ſcheiden ließ, ſeine zweite Ehe mit der Prinzeſſin Luiſe von Heſſen-Darmſtadt aber durch den Umgang mit der ſpäter zur Gräfin Lichtenau erhobenen Tochter des Kammermuſikus Enke trübte, machte dem König viel Verdruß und ließ ein herzlicheres Verhältniß zu dem Thronerben nicht aufkommen. Den älteſten Sohn deſſelben, den nachmaligen Friedrich Wilhelm III., ſah Friedrich dagegen mit Theilnahme und mit einer gewiſſen Zärtlichkeit heranwachſen.

Es iſt uns über die letzte Begegnung des greiſen Königs mit dem dereinſtigen Erben ſeines Ruhmes eine intereſſante Mittheilung aufbewahrt. Friedrich traf mit ſeinem Großneffen im Garten zu Sansſouci zuſammen und ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein: er prüfte ihn in den Gegenſtänden, in welchen er damals unterrichtet wurde, beſonders in Geſchichte und Mathematik. Dann zog er Lafontaine's Fabeln aus der Taſche und ließ den Prinzen eine davon überſetzen. Zufällig war es eine, welche dieſer jüngſt vorher bei ſeinem Lehrer durchgenommen hatte, und als der König ihn wegen ſeiner Fertigkeit lobte, erwähnte der Prinz mit Offenheit dieſen Umſtand. Friedrich's Angeſicht wurde darauf ſehr heiter, er ſtrich dem Knaben die Wangen und ſetzte hinzu: „So iſt's recht, lieber Fritz: nur immer ehrlich und aufrichtig! Wolle nie ſcheinen, was du nicht biſt, ſei ſtets mehr, als du ſcheinſt.“ Als der König den Prinzen entließ, ſagte er: „Nun Fritz, werde was Tüchtiges par Excellence. Es wartet Großes auf dich. Ich bin am Ende meiner Carrière und mein Tagewerk iſt bald abſolvirt. Ich fürchte nach meinem Tode wird's pêle mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsſtoffe, und leider nähren ſie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, ſtatt ſie zu calmiren. Ich fürchte, du wirſt einmal einen ſchweren Stand haben. Habilitire, rüſte dich; ſei ferm; denke an mich. Wache über unſere Ehre und unſeren Ruhm, begehe keine Ungerechtigkeit, dulde aber auch keine!“ Unter ſolchen Aeußerungen war er bis zum Ausgang von Sansſouci gekommen, wo der Obelisk ſteht. „Sieh' ihn an“, ſprach er zum Prinzen, „ſchlank, aufſtrebend und hoch, und doch feſt im Sturm und Ungewitter. Die Pyramide ſpricht zu dir: Ma force est ma droiture (Meine Gradheit iſt meine Stärke). Die höchſte Spitze krönet das Ganze, aber ſie wird getragen von Allem, was unter ihr iſt, beſonders vom Fundament. Das Fundament iſt das Volk in ſeiner Einheit. Halte es ſtets mit ihm, daß es dich liebe und dir vertraue; dann allein nur kannſt du ſtark und glücklich ſein.“ Hierauf maß der König ſeinen Großneffen mit feſtem Blick von der Fußſohle bis zum Scheitel, reichte ihm die Hand, küßte ihn und entließ ihn mit dem ernſten Worte: „Vergiß dieſe Stunde nicht.“

Während der König nach dem Mitgetheilten ein eigentliches Familienglück in keiner Beziehung genoß, war auch der Kreis der alten Freunde, der Umgangsgenoſſen, der treuen Diener, welcher ihn früher für jene Entbehrung ſchadlos gehalten, mehr und mehr gelichtet worden: einer nach dem anderen von den lieben Gefährten und Vertrauten war bereits dahin gegangen. Der liebenswürdige, gelehrte Algarotti war nach Italien zurückgekehrt und bald nach dem ſiebenjährigen Kriege in Piſa verſtorben, nachdem er einen langjährigen Briefwechſel mit dem König unterhalten hatte, welcher überall die innigſte Freundſchaft

athmet. Bald nach ihm (1766) ſtarb die Gräfin Camas, Friedrich's mütterliche Freundin, vor welcher er von früh auf ſo gern alle Sorgen ſeines Herzens ausgeſchüttet hatte, und welche zugleich die Vertraute ſeiner Gemahlin war. Der Marquis d'Argens endete im Jahre 1771 in ſeiner Heimath, der Provence, wo ihm Friedrich in der Minoritenkirche zu Aix ein Denkmal ſetzen ließ. Auch der alte Bayards-Großmeiſter aus den Rheinsberger Zeiten, Fouqué, der nach dem Ende des ſiebenjährigen Krieges bei der Auswechslung der Gefangenen ſeinem königlichen Freunde wiedergegeben wurde und bis in das höchſte Alter deſſen rührendſte Theilnahme genoß, ſchied 1774 von der Erde. Kurz vorher war auch der brave Seydlitz auf ſeinem Gute in Schleſien geſtorben, der zwar in geradem, oft ſtarrem Sinn des Königs innigere Zuneigung nicht erſtrebt, noch erworben hatte, durch hohe Biederkeit aber und durch ſeine glänzenden militäriſchen Talente deſſen Anerkennung bis über das Grab hinaus bewahrte, ſo daß ihm Friedrich ſelbſt noch ein Denkmal auf dem Wilhelmsplatz in Berlin ſetzte. Georg Keith, Lord Mariſhal genannt, war 1763 nach Schottland zurückgekehrt; der König hatte ihm die wärmſte Freundſchaft bewahrt und ſchrieb ihm einſt: „Wäre ich eine Seemacht, ſo ginge ich Sie aus Schottland entführen, ſo aber kann ich Ihnen nur die Arme der Freundſchaft entgegenſtrecken, kommen Sie, ſich an ihren Buſen werfen." Seine Wünſche wurden erfüllt: Lord Mariſhal kam, ſiebenzig Jahr alt, nach Sansſouci zurück, wo ihm der König ein bequemes Häuschen bauen ließ. Er ſetzte darauf die Inſchrift: „Fridericus II nobis haec otia fecit" (Friedrich II hat uns dieſen Ruheſitz bereitet). Ein kleines Pförtchen führte aus dem Hauſe in den Garten von Sansſouci, und er war täglich ein willkommener Gaſt an des Königs Tafel: das Volk nannte ihn nicht anders als „des Königs Freund." Als er durch Alter und Krankheit an die Stube gefeſſelt war, ging Friedrich ſelbſt zu ihm, um in ſeiner Unterhaltung von den Mühen des Thrones auszuruhen. Aber auch dieſer Freund wurde ihm 1778 während des baierſchen Erbfolgekrieges entriſſen.

Endlich im Januar 1786 ging auch der alte treue Ziethen dem König voraus in die Ewigkeit, nachdem er noch manchen ſchönen Beweis der königlichen Gnade empfangen hatte. Friedrich beſuchte ihn, ſo oft er nach Berlin kam, in ſeiner Wohnung. Als Ziethen bei der großen Truppenmuſterung im Jahre 1780 bat, ihn davon zu entbinden, mit dem ſchweren Adlerflügel auf der Huſarenmütze und der Tigerdecke um die Schulter zu erſcheinen, antwortete ihm Friedrich: „Mein lieber General von Ziethen. Mir wird es zwar allezeit Vergnügen machen, einen General, der ſich in meinen Dienſten ſo ſehr hervorgethan, noch in ſeinem hohen Alter, bei der bevorſtehenden dortigen Revue an der Spitze des Ihm anvertrauten Regiments zu ſehen, und Ich bin es daher ſehr wohl zufrieden, daß Ihr ohne Tigerdecke und Adlerflügel blos in Eurem Pelz erſcheint. Sollte es aber gar zu kalt ſein, ſo beſchwöre Ich Euch, Eure Geſundheit ja zu ſchonen, und lieber gar nicht auf den Revueplatz zu kommen, damit Ihr Euch nicht durch Euren allzugroßen Dienſteifer unnöthiger Weiſe eine Unpäßlichkeit zuziehen, oder Euch Schaden thun möget. Wenn man ſo lange als Ihr mit Ruhm gedient hat, alsdann kann man, bei dergleichen Vorfällen, ſich ohne alles Bedenken, der Vorrechte eines Veterans bei denen Römern bedienen. Dies iſt der Rath Eures beſtändig wohlaffectionirten Königs Friedrich."

Als der fünfundachtzigjährige Ziethen am Weihnachtsfest 1784 noch bei der Parole auf dem Schlosse erschien, umarmte ihn Friedrich sehr herzlich und nöthigte ihn sofort zum Niedersitzen, indem er ihm mit den Worten Hülfe leistete: „Mein lieber alter Papa Ziethen, setze Er sich doch." Einst nickte der alte Feldherr bei der königlichen Mittagstafel ein, der König sagte zur Gesellschaft: „Laßt ihn ruhig schlafen, er hat oft genug für uns gewacht." Als Friedrich endlich Ziethen's Tod erfuhr, war er den ganzen Tag sehr ernst gestimmt; zu seinen Generalen sagte er: „Unser alter Ziethen hat sich auch bei seinem Tode noch als General gezeigt. Im Kriege commandirte er immer die Avantgarde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht: ich führte die Hauptarmee, ich werde ihm folgen. Von Ihnen, Messieurs, haben mehrere die Arrièregarde geführt, Sie werden uns Beiden wohl nachfolgen."

Auch die beiden berühmtesten Correspondenten des Königs waren vor ihm in die Gruft gestiegen: Voltaire starb 1775 in Paris, d'Alembert 1783, nachdem Beide bis zu ihrem Tode in fast ununterbrochenem Briefwechsel mit Friedrich gestanden hatten. Das Verhältniß zu d'Alembert war nie getrübt worden, wogegen zwischen Voltaire und seinem königlichen Freunde auch später mancherlei Mißhelligkeiten eintraten, ohne daß dieser jedoch den geistvollen brieflichen Umgang entbehren konnte. „Sie sind in der That ein sonderbares Geschöpf," schrieb er ihm einst. „Wenn ich Lust habe, auf Sie zu schelten, und Sie mir nur ein Paar Worte schreiben, so erstirbt mir der Vorwurf in der Feder." So sehr der König die gehässigen Seiten in Voltaire's Character, seine Bosheit und seinen Undank erkannte und verachtete, so hörte er doch nicht auf, sein Talent zu bewundern und zu verherrlichen, ihm seine Hingebung zu bezeugen und ihm auf alle Weise zu schmeicheln. Nach Voltaire's Tode schrieb er auf ihn eine überaus glänzende Lobrede für die Akademie. d'Alembert, zu allen Zeiten voll aufrichtiger Verehrung für seinen großen literarischen Freund, wollte auf sein Grab nur die Worte gesetzt wissen: „Der große Friedrich ehrte ihn durch sein Wohlwollen und seine Wohlthaten."

Nachdem wir den Kreis der königlichen Freunde noch einmal durchlaufen haben, dürfen wir auch noch einen Blick auf die bescheideneren Gefährten seines Daseins, auf seine Dienerschaft werfen. Am Beginn seiner Regierung hatte er eine große Anzahl von Kammerlakaien, Kammerhusaren, gemeiner Hoflakaien, Hofjäger, Leibjäger, Heiducken uud Laufer, ferner zwölf Hofpagen in seiner Nähe und dreißig in Berlin, alle sehr prächtig gekleidet. In späteren Jahren wollte er in seiner Umgebung nur zwei sehr einfach gekleidete Leibpagen und wenige Kammerlakaien und Husaren, und ritt meist blos von einem Reitknecht begleitet aus. Im Allgemeinen war er gegen seine Dienerschaft sehr streng: er verlangte die pünktlichste Dienstleistung und strafte die Unterlassung nicht blos mit harten Worten, sondern auch mit Faust- und Stockschlägen, mit Verhaftung oder Einsteckung beim Militär. In den letzten Lebensjahren wurde er im Ganzen nachsichtiger und glimpflicher, besonders aber zeigte er gegen Diener, die sich ihm durch lange Treue werth und unentbehrlich gemacht hatten, ein wahrhaft gemüthvolles Wesen. Derjenige, welcher am längsten und genauesten das königliche Vertrauen genoß, war sein Geheimer Kämmerier Fredersdorf, der ihm schon in Küstrin erwünschte Dienste geleistet, und in allen kleineren häuslichen Angelegenheiten viel

athmet. Bald nach ihm (1766) ſtarb die Gräfin Camas, Friedrich's mütterliche Freundin, vor welcher er von früh auf ſo gern alle Sorgen ſeines Herzens ausgeſchüttet hatte, und welche zugleich die Vertraute ſeiner Gemahlin war. Der Marquis d'Argens endete im Jahre 1771 in ſeiner Heimath, der Provence, wo ihm Friedrich in der Minoritenkirche zu Aix ein Denkmal ſetzen ließ. Auch der alte Bayards-Großmeiſter aus den Rheinsberger Zeiten, Fouqué, der nach dem Ende des ſiebenjährigen Krieges bei der Auswechslung der Gefangenen ſeinem königlichen Freunde wiedergegeben wurde und bis in das höchſte Alter deſſen rührendſte Theilnahme genoß, ſchied 1774 von der Erde. Kurz vorher war auch der brave Seydlitz auf ſeinem Gute in Schleſien geſtorben, der zwar in geradem, oft ſtarrem Sinn des Königs innigere Zuneigung nicht erſtrebt, noch erworben hatte, durch hohe Biederkeit aber und durch ſeine glänzenden militäriſchen Talente deſſen Anerkennung bis über das Grab hinaus bewahrte, ſo daß ihm Friedrich ſelbſt noch ein Denkmal auf dem Wilhelmsplatz in Berlin ſetzte. Georg Keith, Lord Mariſhal genannt, war 1763 nach Schottland zurückgekehrt; der König hatte ihm die wärmſte Freundſchaft bewahrt und ſchrieb ihm einſt: „Wäre ich eine Seemacht, ſo ginge ich Sie aus Schottland entführen, ſo aber kann ich Ihnen nur die Arme der Freundſchaft entgegenſtrecken, kommen Sie, ſich an ihren Buſen werfen." Seine Wünſche wurden erfüllt: Lord Mariſhal kam, ſiebenzig Jahr alt, nach Sansſouci zurück, wo ihm der König ein bequemes Häuschen bauen ließ. Er ſetzte darauf die Inſchrift: „Fridericus II nobis haec otia fecit" (Friedrich II hat uns dieſen Ruheſitz bereitet). Ein kleines Pförtchen führte aus dem Hauſe in den Garten von Sansſouci, und er war täglich ein willkommener Gaſt an des Königs Tafel: das Volk nannte ihn nicht anders als „des Königs Freund." Als er durch Alter und Krankheit an die Stube gefeſſelt war, ging Friedrich ſelbſt zu ihm, um in ſeiner Unterhaltung von den Mühen des Thrones auszuruhen. Aber auch dieſer Freund wurde ihm 1778 während des baierſchen Erbfolgekrieges entriſſen.

Endlich im Januar 1786 ging auch der alte treue Ziethen dem König voraus in die Ewigkeit, nachdem er noch manchen ſchönen Beweis der königlichen Gnade empfangen hatte. Friedrich beſuchte ihn, ſo oft er nach Berlin kam, in ſeiner Wohnung. Als Ziethen bei der großen Truppenmuſterung im Jahre 1780 bat, ihn davon zu entbinden, mit dem ſchweren Adlerflügel auf der Huſarenmütze und der Tigerdecke um die Schulter zu erſcheinen, antwortete ihm Friedrich: „Mein lieber General von Ziethen. Mir wird es zwar allezeit Vergnügen machen, einen General, der ſich in meinen Dienſten ſo ſehr hervorgethan, noch in ſeinem hohen Alter, bei der bevorſtehenden dortigen Revue an der Spitze des Ihm anvertrauten Regiments zu ſehen, und Ich bin es daher ſehr wohl zufrieden, daß Ihr ohne Tigerdecke und Adlerflügel blos in Eurem Pelz erſcheint. Sollte es aber gar zu kalt ſein, ſo beſchwöre Ich Euch, Eure Geſundheit ja zu ſchonen, und lieber gar nicht auf den Revueplatz zu kommen, damit Ihr Euch nicht durch Euren allzugroßen Dienſteifer unnöthiger Weiſe eine Unpäßlichkeit zuziehen, oder Euch Schaden thun möget. Wenn man ſo lange als Ihr mit Ruhm gedient hat, alsdann kann man, bei dergleichen Vorfällen, ſich ohne alles Bedenken, der Vorrechte eines Veterans bei denen Römern bedienen. Dies iſt der Rath Eures beſtändig wohlaffectionirten Königs Friedrich."

Als der fünfundachtzigjährige Ziethen am Weihnachtsfest 1784 noch bei der Parole auf dem Schlosse erschien, umarmte ihn Friedrich sehr herzlich und nöthigte ihn sofort zum Niedersitzen, indem er ihm mit den Worten Hülfe leistete: „Mein lieber alter Papa Ziethen, setze Er sich doch." Einst nickte der alte Feldherr bei der königlichen Mittagstafel ein, der König sagte zur Gesellschaft: „Laßt ihn ruhig schlafen, er hat oft genug für uns gewacht." Als Friedrich endlich Ziethen's Tod erfuhr, war er den ganzen Tag sehr ernst gestimmt; zu seinen Generalen sagte er: „Unser alter Ziethen hat sich auch bei seinem Tode noch als General gezeigt. Im Kriege commandirte er immer die Avantgarde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht: ich führte die Hauptarmee, ich werde ihm folgen. Von Ihnen, Messieurs, haben mehrere die Arrièregarde geführt, Sie werden uns Beiden wohl nachfolgen."

Auch die beiden berühmtesten Correspondenten des Königs waren vor ihm in die Gruft gestiegen: Voltaire starb 1775 in Paris, d'Alembert 1783, nachdem Beide bis zu ihrem Tode in fast ununterbrochenem Briefwechsel mit Friedrich gestanden hatten. Das Verhältniß zu d'Alembert war nie getrübt worden, wogegen zwischen Voltaire und seinem königlichen Freunde auch später mancherlei Mißhelligkeiten eintraten, ohne daß dieser jedoch den geistvollen brieflichen Umgang entbehren konnte. „Sie sind in der That ein sonderbares Geschöpf," schrieb er ihm einst. „Wenn ich Lust habe, auf Sie zu schelten, und Sie mir nur ein Paar Worte schreiben, so erstirbt mir der Vorwurf in der Feder." So sehr der König die gehässigen Seiten in Voltaire's Character, seine Bosheit und seinen Undank erkannte und verachtete, so hörte er doch nicht auf, sein Talent zu bewundern und zu verherrlichen, ihm seine Hingebung zu bezeugen und ihm auf alle Weise zu schmeicheln. Nach Voltaire's Tode schrieb er auf ihn eine überaus glänzende Lobrede für die Akademie. d'Alembert, zu allen Zeiten voll aufrichtiger Verehrung für seinen großen literarischen Freund, wollte auf sein Grab nur die Worte gesetzt wissen: „Der große Friedrich ehrte ihn durch sein Wohlwollen und seine Wohlthaten."

Nachdem wir den Kreis der königlichen Freunde noch einmal durchlaufen haben, dürfen wir auch noch einen Blick auf die bescheideneren Gefährten seines Daseins, auf seine Dienerschaft werfen. Am Beginn seiner Regierung hatte er eine große Anzahl von Kammerlakaien, Kammerhusaren, gemeiner Hoflakaien, Hofjäger, Leibjäger, Heiducken uud Laufer, ferner zwölf Hofpagen in seiner Nähe und dreißig in Berlin, alle sehr prächtig gekleidet. In späteren Jahren wollte er in seiner Umgebung nur zwei sehr einfach gekleidete Leibpagen und wenige Kammerlakaien und Husaren, und ritt meist blos von einem Reitknecht begleitet aus. Im Allgemeinen war er gegen seine Dienerschaft sehr streng: er verlangte die pünktlichste Dienstleistung und strafte die Unterlassung nicht blos mit harten Worten, sondern auch mit Faust- und Stockschlägen, mit Verhaftung oder Einsteckung beim Militär. In den letzten Lebensjahren wurde er im Ganzen nachsichtiger und glimpflicher, besonders aber zeigte er gegen Diener, die sich ihm durch lange Treue werth und unentbehrlich gemacht hatten, ein wahrhaft gemüthvolles Wesen. Derjenige, welcher am längsten und genauesten das königliche Vertrauen genoß, war sein Geheimer Kämmerier Fredersdorf, der ihm schon in Küstrin erwünschte Dienste geleistet, und in allen kleineren häuslichen Angelegenheiten viel

Einfluß gewonnen hatte. In Bezug auf die Pagen in des Königs Umgebung wird manche bezeichnende Anecdote erzählt. Eine der bekannteſten, die zugleich Friedrich im liebenswürdigſten Lichte zeigt, iſt folgende. Eines Tages klingelte der König in ſeinem Zimmer, da Niemand kam, öffnete er die Thür des Vorzimmers und ſah ſeinen Leibpagen auf einem Stuhl in ſanften Schlummer verſunken. Als er auf ihn zuging, um ihn zu wecken, bemerkte er eine Rolle Papier, die aus der Taſche hervorguckte. Er zog dieſelbe leiſe heraus und las den Inhalt. Es war ein Brief von der armen Mutter des Pagen, die ihm für die Ueberſendung ſeiner Erſparniſſe in den rührendſten Ausdrücken dankte, und ihn ermahnte, ſich weiter im Dienſte ſeines Königs treu zu erweiſen, dann werde ihn Gott auch ferner ſegnen. Der König, über dieſen Inhalt ſehr erfreut, ging behutſam in ſein Zimmer, holte eine Rolle Ducaten und ſteckte ſie mit dem Brief in des Pagen Taſche. Bald darauf klingelte er ſo laut, daß derſelbe erwachte. Während der junge Mann noch verwirrt eine Entſchuldigung wegen des Schlafens ſtammelte, fuhr er mit der Hand in die Taſche, zog erſtaunt die Rolle hervor und ſtürzte in demſelben Augenblick zu des Königs Füßen. „Was iſt dir?“ ſagte Friedrich. „Ew. Majeſtät,“ erwiederte der Page, „man will mich unglücklich machen; ich weiß von dieſem Gelde Nichts.“ — „Ei,“ ſagte der König, „wem's Gott giebt, dem giebt er's im Schlafe. Schick's nur deiner Mutter, grüße ſie von mir und verſichere ihr, daß ich für dich und für ſie ſorgen werde.“

Friedrich übertrug ſeine Abneigung gegen den Eheſtand auch auf die Verhältniſſe ſeiner Dienerſchaft: er hatte es nicht gern, wenn ſich einer ſeiner Diener verheirathete oder eine Liebſchaft anknüpfte. Meiſtens verwies er es auf ſtrenge Weiſe, doch gab es auch Fälle, wo er die Sache launig behandelte. Einer ſeiner Kammerhuſaren liebte eine Potsdamer Bürgerstochter und benutzte jeden freien Augenblick, um ſich von Sansſouci nach der Stadt zu ſchleichen. Der König erfuhr dies, ließ den Diener kommen und ſagte ihm: „Setz' dich dort an den Schreibtiſch, ich will dir einen Brief dictiren,“ der Huſar gehorchte. Friedrich begann, indem er im Zimmer auf- und abging: „Mein Schatz!“ Der Huſar ſtutzte, er glaubte nicht recht gehört zu haben; der König aber ſah ihn mit ſeinem durchdringenden Blicke an und wiederholte: „Mein Schatz! Der König rechnet mir jede Stunde nach, die ich bei Dir ſo angenehm zubringe. Damit meine Abweſenheit künftig von dem Murrkopf weniger bemerkt werden kann, miethe Dir in der brandenburger Vorſtadt nahe bei uns ein Stübchen, damit wir uns mit mehr Bequemlichkeit, als in der Stadt, ſehen können. Ich verbleibe bis in den Tod Dein getreuer ꝛc.“ Als der Huſar mit zitternder Hand und mit Angſtſchweiß auf dem Geſicht geſchrieben, ſagte der König: „Nun mach' ein Couvert darum und verſiegele den Brief.“ Auch dies geſchah. Nun dictirte ihm der König noch die Adreſſe: Vor- und Zunamen des Mädchens nebſt Straße und Hausnummer, Alles ganz genau. Ein Laufer wurde gerufen und dieſem der Brief zur Beſtellung gegeben.

Einer von des Königs Dienerſchaft kam auf den unglücklichen Gedanken, ihm am Neujahrstage einen Glückwunſch in deutſchen Verſen zu überreichen, die er von einem Gelegenheitsdichter hatte anfertigen laſſen. Als der König die Verſe geleſen, ließ er den Lakaien rufen und fragte ihn, ob er die Verſe ſelbſt gemacht. „Nein, Ew. Majeſtät,“ war die verlegene Antwort des Gratulanten. „Das iſt gut,“ ſagte der König. „Hier will ich dir Etwas

für deinen guten Willen ſchenken." Er reichte ihm einige Geldſtücke hin. „Es iſt dein Glück, daß du die Verſe nicht gemacht haſt, denn ſonſt hätt' ich dich ins Tollhaus bringen laſſen müſſen. Incommodire dich übers Jahr nicht wieder."

Wenn von des Königs Geſellſchaft und Umgebung die Rede iſt, ſo dürfen ſchließlich ſeine zierlichen Lieblinge aus der Thierwelt nicht ganz übergangen werden: die Windſpiele, welche ihn beſtändig begleiteten. Eines unter denſelben war jederzeit bevorzugt und die anderen gleichſam nur zur Geſellſchaft für daſſelbe. Der König hatte es gern, wenn dieſes Lieblingsthier neben ihm auf einem Stuhle lag. Die Windſpiele begleiteten ihn auch ins Feld: eines der bekannteſten unter denſelben, Biche, befand ſich einſt in einem ſehr gefahrvollen Augenblick bei ihm, wo er ſich vor umherſtreifenden Panduren unter einer Brücke verbarg. Das kluge Thier verhielt ſich dabei zur größten Befriedigung des Königs ſo ruhig, als wiſſe es um die Gefahr. Im Jahr 1760 im Winterquartier zu Leipzig fand der Marquis d'Argens den König einſt auf den Dielen ſitzend, vor ſich eine Schüſſel mit Fricaſſé, aus welcher ſeine Hunde ihr Abendeſſen hielten. Mit einem kleinen Stöckchen hielt er Ordnung und ſchob ſeiner Biche die leckerſten Biſſen zu. Der Marquis trat einen Schritt zurück und ſagte: „Wie mögen ſich die fünf gegen den Marquis von Brandenburg verbundenen Potentaten den Kopf zerbrechen, was er jetzt thut. Sie mögen ſicher glauben, daß er gefährliche Pläne für den nächſten Feldzug ſchmiede oder Negotiationen überlege, um ſich neue Bundesgenoſſen zu verſchaffen. Nichts von alledem, er ſitzt in ſeinem Zimmer und füttert die Hunde."

Als einſt ein Artikel über die Thierſeelen vorgeleſen wurde, ſagte der König zu dem Lieblingshunde, den er auf dem Schooß hielt: „Hörſt du, mein kleiner Liebling? es iſt von dir die Rede; man ſagt, du habeſt keinen Geiſt, du haſt aber doch Geiſt, mein kleiner Liebling!"

Auch für ſeine Pferde hatte Friedrich eine große Zuneigung, ſie mußten, wenn er ſie ſelbſt reiten ſollte, groß und ſtark ſein. Nach dem erſten glücklichen Verſuche gab er ihnen einen Namen; dann durfte ſie kein Stallmeiſter mehr beſteigen. Bei Mollwitz ritt der König, als er die Schlacht verließ, den ſogenannten „langen Schimmel," ſeitdem „Schimmel von Mollwitz" genannt, welcher von da ab das Gnadenbrod erhielt. Seit der Schlacht bei Cunersdorf war der „kleine Schimmel" in der Armee ſehr bekannt. Das beliebteſte Pferd war in den ſpäteren Jahren der „Condé" ein Fliegenſchimmel, welcher neben der größten Munterkeit die beſten Eigenſchaften, beſonders großen Muth beſaß und im heftigſten Kanonendonner völlig ruhig blieb.

Während nun Friedrich's Leben immer einſamer, einförmiger und freudenloſer wurde, entſchädigte ihn für manche früheren Genüſſe vor Allem der geſegnete Erfolg ſeiner raſtloſen Thätigkeit und die allgemeine Verehrung, welche ihm ſein dankbares Volk widmete. Es war jedes Mal ein Freudentag, wenn der „alte Fritz" in die Stadt geritten kam. Die Bürger traten aus den Thüren, grüßten ihn ehrerbietig und hoben ihre Kinder empor, daß ſie den trefflichen Fürſten ſehen konnten. Viele folgten ihm immerdar zur Seite, und beſonders lief immer eine Menge von Kindern neben und vor ihm her. Sie riefen dem „alten Fritz" ihr Lebehoch zu, wiſchten ihm auch wohl den Staub von den Stiefeln, warfen jubelnd ihre Mützen in die Höhe und bezeugten ihre Freude oft auf ausgelaſſene Weiſe. Friedrich ließ ſie

in ihrem Jubel immer gewähren; nur wenn sie das Pferd neckten, daß es scheu ward, hob er wohl seinen Krückstock in die Höhe, stieß einige Drohungen aus und ritt dann ruhig weiter. Einst machten es die Buben zu arg; als er darum drohend den Stock erhob und ihnen gebot in die Schule zu gehen, riefen sie im Jubel: „Ach, der will König sein, und weiß nicht einmal, daß Mittwoch Nachmittag keine Schule ist."

Die letzten Jahre des Königs waren, wie seine ersten Regierungsjahre, erfüllt von dem unermüdlichsten Wirken und Schaffen für die Wohlfahrt seines Volkes: besonders war es die Verbesserung der Zustände in dem neuerworbenen Westpreußen, die ihn unablässig beschäftigte und an der er mit immer erneuerter Befriedigung arbeitete. Auch als ihn Alter und Kränklichkeit schon vielfach belästigte, fuhr er fort, ohne jegliche Schonung seines Körpers in der alten Weise selbstthätig zu arbeiten. „Die Methode mich nicht zu schonen," schrieb er, „habe ich noch, wie sonst. Je mehr man sich in Acht nimmt, desto empfindlicher und schwächer wird der Körper. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Leib und mein Geist beugen sich unter ihrer Pflicht. Daß ich lebe ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin. Dabei habe ich mich immer wohl befunden."

Ohne Einwirkung auf seine geistige Stimmung blieb freilich das zunehmende Alter nicht: Mißtrauen und Argwohn machte sich auf abstoßendere Weise geltend, als früher und selbst Männer, welche sonst sein volles Vertrauen genossen, wurden gegen das Ende seiner Regierung öfter von seiner üblen Laune betroffen. Hertzberg schrieb dem Grafen Görtz, der sich von Petersburg aus über manche kränkende Depesche beschwerte: „Ew. Excellenz würden getröstet sein, wenn Sie die Antworten lesen könnten, die ich auf Alles erhalte, was ich in der besten Absicht vorschlage, und was dann doch öfter einige Tage darauf befolgt wird."

Friedrich war mit einem schwächlichen Körper in die Welt gekommen, und man hatte, wie früher erwähnt, in seiner ersten Jugend öfter für sein Leben gefürchtet; in den Anstrengungen des Krieges hatte er später seinen Körper abgehärtet, besonders aber war es sein starker Wille, der ihn so manche Krankheitskeime überwinden ließ. Seit dem Jahre 1747 hatte er außer Gicht und Hämorrhoiden keine eigentliche Krankheit gehabt, diese beiden Uebel aber machten ihm alljährlich eine Zeitlang zu schaffen, besonders die Gicht, die er als ein Erbstück seines Vaters betrachtete. Gewöhnlich heilte er sich vom Podagra selber durch einfache Mittel. Die wiederkehrenden Anfälle wurden jedoch immer beschwerlicher und drohten seine Körperkraft ganz zu untergraben, oder wie er sich selbst ausdrückte: „das abgenutzte Futteral seiner Seele" zu zerstören. „Ich verliere mein Namengedächtniß," schreibt er 1780, „die Lebhaftigkeit meines Geistes nimmt ab, meine Füße sind in schlechtem Zustande, meine Augen werden blöde: aber diese ganze Litanei von Schwachheiten und Unannehmlichkeiten hält mich nicht ab, froh zu sein."

Körperlich hinfällig und erschüttert, und zugleich geistig verstimmt reiste er im August 1785 noch zur Musterung nach Schlesien, wo die ganze schlesische Armee, über fünfzigtausend Mann stark, bei Strehlen versammelt war. Er griff sich sehr an und hielt an einem Revuetag in einem kalten und heftigen Regen, sechs Stunden lang, ohne sich seines Pelzes zu bedienen, zu Pferde aus. Er bewirthete zwar dann noch mehrere vornehme Fremde, aber die Feuchtigkeit und Kälte hatte ihn so angegriffen, daß er des Nachmittags ein ziemlich

X.A.v. Ed. Kretzschmar

Friedrich und die Schuljugend.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

ſtarkes Fieber bekam. Dennoch konnte er ſich den andern Morgen wieder herausreißen, nahm die letzte Revue ab und verfolgte ſeine Reiſe weiter.

Am 10. September wohnte er ſodann noch den Artillerieübungen in Berlin bei: es war das letzte Mal, daß er in ſeiner Hauptſtadt erſchien. Bald darauf hatte er einen ſehr heftigen Anfall von Podagra und konnte dem großen Herbſtmanöver nicht mehr beiwohnen. Zwar ging dieſer Podagraanfall vorüber, aber der König kränkelte jetzt fort, behielt von nun an einen beſchwerlichen Huſten, hatte immer innere Beängſtigungen und konnte manche Nacht nicht im Bette aushalten, während er am Tage öfter unwillkürlich in Schlaf verfiel. Nach und nach äußerten ſich die Vorboten der Waſſerſucht, bald in der Bruſt, bald im Unterleibe: die Verdauungswerkzeuge waren ſchwächer als jemals.

Trotz ſeines qualvollen Zuſtandes entzog ſich Friedrich ſelbſt damals den Geſchäften und Sorgen für den Staat nicht: er las alle Berichte ſeiner Miniſter, dictirte alle Morgen von vier bis ſieben Uhr die unmittelbaren Antworten auf die Depeſchen und unterhielt den regelmäßigen Briefwechſel über alle Gegenſtände der hohen Politik. Beſonders lebhaft beſchäftigten ihn die Vorkehrungen, um das Unglück, welches durch große Ueberſchwemmungen der Weichſel, Oder und Warthe entſtanden war, zu mildern.

Zu Anfang Februars nahm die Schwäche zu, der Schlaf war nicht ſelten betäubend, und dem König verging bei einer Bewegung von einigen hundert Schritten der Athem: dieſes Symptom verſchlimmerte ſich ſehr raſch, nach kurzer Zeit trat bei jeder Bewegung von wenigen Schritten Schwindel ein, und die Zufälle von Engbrüſtigkeit ſteigerten ſich bis zu krampfhaften Erſcheinungen. Zu Anfang Aprils war der trockene Huſten ſo anhaltend, die Bruſt ſo voll, der Athem ſo kurz, daß ein Stickfluß zu beſorgen war. Die immer zunehmende Schwäche raubte jede Hoffnung zur Beſſerung, Friedrich ſelbſt aber ſetzte auf die wohlthätige Veränderung der Jahreszeit und auf den Genuß der erwärmten freien Frühlingsluft ſein ganzes Vertrauen. Da der April gleich viele ſchöne Tage brachte, ſo ließ er auf die ſogenannte grüne Treppe am Potsdamer Schloſſe einen Lehnſtuhl ſetzen, auf welchem er ſich bisweilen in den warmen Sonnenſtrahlen erquickte.

Als das Wetter beſtändig zu werden verſprach, entſchloß er ſich, nach ſeinem geliebten Sansſouci zu ziehen. Am 17. April fuhr er auf einem Umweg von mehreren Stunden dahin. In der That trug die Verjüngung der Natur und der öftere Aufenthalt im Freien einigermaßen zur Hebung ſeiner Kräfte bei: er machte von Zeit zu Zeit wieder kleine Spaziergänge, von Sansſouci bis zum Neuen Palais oder bis ans Thor von Potsdam, einige Mal verſuchte er ſogar, auf ſeinem alten „Condé" auszureiten, dabei aber wurde er ſeine ganze Kraftloſigkeit gewahr.

Im Juni berief er den hannöver'ſchen Leibarzt Zimmermann zu ſich; alle mediciniſche Kunſt vermochte aber die Auflöſung ſeiner Kräfte nicht aufzuhalten, zumal er ſelbſt ſie durch Unmäßigkeit im Genuß ſchwer verdaulicher Speiſen beförderte. Zimmermann ſah mit Schrecken die Diätfehler des Patienten. Am 30. Juni ſchrieb er: „Der König hatte heute ſehr viel Suppe zu ſich genommen, und dieſe beſtand, wie gewöhnlich in der allerſtärkſten und aus den hitzigſten Sachen gepreßten Bouillon. Zu der Portion Suppe nahm er einen Eßlöffel voll von geſtoßenen Muskatenblüthen und geſtoßenem Ingwer. Er aß ſodann ein

gutes Stück Boeuf à la Russienne, — Rindfleisch, das mit einem halben Quartier Brant-
wein gedämpft war. Hierauf setzte er eine Menge von einem italienischen Gerichte, das
zur Hälfte aus turkischem Weizen besteht und zur Hälfte aus Parmesankäse: dazu gießt man
den Saft von ausgepreßtem Knoblauch und dieses wird in Butter so lange gebacken, bis
eine harte Rinde umher entsteht. (Die bereits erwähnte Polenta.) Endlich beschloß der
König, indem er den herrlichen Appetit lobte, den ihm der Löwenzahn mache, das Mahl
mit einem ganzen Teller voll Kalpastete, so hitzig und würzreich, daß es schien, sie sei in der
Hölle gebacken. — Noch an der Tafel schlief er ein und bekam Convulsionen." Bei einer
solchen Lebensweise war natürlich jede ärztliche Kunst vergeblich.

Der Eintritt der Wassersucht war unverkennbar geworden, und die Gefahr durfte dem
König, welcher Gewißheit über seinen Zustand haben wollte, nicht verborgen werden. Er
nahm die Mittheilung mit Gleichmuth auf und behielt in jenen schweren Tagen fast immer
seine gute Laune. Seine Leute behandelte er mit der größten Schonung. Er hatte in seiner
Krankheit nie einen Arzt bei sich zur Wache, nur zwei Lakaien waren des Nachts im Zimmer:
wenn er nun einen heftigen Anfall von Engbrüstigkeit hatte, so rief er ganz leise, um die
im Nebenzimmer Schlafenden nicht zu wecken und bat, ihm eine Weile den Kopf zu halten.
Der Minister von Hertzberg, der damals mit den gewöhnlichen Gesellschaftern des Königs
oft drei bis vier Stunden bei ihm zubrachte, bezeugt, daß er ungeachtet seines schmerzvollen
Zustandes nie das geringste Zeichen von Unbehaglichkeit blicken ließ, sondern immer seine
zufriedene und ruhige Laune behielt, und seine Gesellschafter auf das Angenehmste über die
Zeitereignisse, die Literatur, den Landbau, die neuanzulegenden Gärten und dergleichen
unterhielt. Seine Regierungsarbeiten setzte er fast in derselben strengen Reihenfolge wie
sonst fort, nur begann er noch früher am Tage: die Cabinetsräthe mußten schon um vier
oder fünf Uhr Morgens kommen. „Mein Zustand," sagte er ihnen, „nöthigt mich, Ihnen
diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige,
die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staate."

Im Monat August verschlimmerte sich der Zustand zusehends: es trat eine rosenartige
Entzündung ein. Am 16. August früh am Morgen fing der König an, ängstlich zu
röcheln, und es schien, als sollte er gleich den Geist aushauchen. Dennoch ließ er den Ca-
binetsrath Rohdich noch vor sich kommen: er gab sich die größte Mühe, um sein Haupt aus
dem Winkel des Lehnstuhls, welchen er nun schon lange, Tag und Nacht nicht verlassen
hatte, herauszuarbeiten, das matte Auge mehr zu öffnen und die Sprechorgane in Bewegung
zu setzen; aber alle Anstrengung war vergebens, die schwindenden Kräfte versagten bereits
den Dienst. Durch einen wehmüthigen Blick gab er beim Drehen des Kopfes zu verstehen,
daß es nicht mehr möglich sei. Gegen sieben Uhr verfiel der König in einen sanften Schlum-
mer; beim Erwachen klagte er über Frost und der herbeigerufene Arzt fand die Füße schon
bis an die Kniee erkaltet. Gegen neun Uhr stellte sich ein beständiger kurzer Husten ein, der
das Athemholen erschwerte. In demselben Zustande ging der ganze Tag hin. Als Abends
die Uhr elf schlug, sagte der König: „Um vier Uhr will ich aufstehen." Der bei ihm wa-
chende Kammerlakai Strützki bemerkte, daß ihm bei dem wiederkehrendem Husten die Luft immer
mehr ausging, und da er ihn fast alle zwei Minuten, um ihn nur Luft schöpfen zu lassen,

aus dem Lehnstuhl, in welchem er ganz zusammengebückt saß, aufrichten mußte, so machte er einen Versuch, ihn mit der linken Hand in den Rücken zu fassen und mit der rechten vorn zu stützen, um ihm seine Stellung zu erleichtern, was der König sehr gut aufnahm.

Donnerstag, am 17. August, früh Morgens veränderten sich die Gesichtszüge mehr und mehr, das Auge ward matter und gebrochener, die Lebensgeister schwanden sichtbar. Je näher die letzte Minute kam, desto ruhiger wurde der König, bis der Odem um 2 Uhr 20 Minuten gänzlich verlöschte. Strützki ließ jetzt den Entschlafenen aus seinen Armen und drückte ihm die Augen zu.

Friedrich Wilhelm II., durch den Minister von Hertzberg von dem Tode seines großen Oheims benachrichtigt, eilte herbei, um demselben den Zoll seines Schmerzes zu widmen und die ersten Anordnungen seiner Regierung zu treffen. Durch den Grafen von Görtz ließ er die Todesbotschaft der Wittwe Friedrich's nach Schönhausen bringen.

Das Gesicht des Verstorbenen wurde in Gips abgeformt. Der Leichnam, mit der Uniform des ersten Bataillons der Garde angethan, lag in einer mit schwarzem Tuch bedeckten Feldbettstelle, als die Offiziere der Garnison des Vormittags die Erlaubniß erhielten, in das Trauerzimmer zu treten. Thränen tiefer Wehmuth flossen aus den Augen der Krieger, welche größtentheils unter der Führung des verblichenen Heldenfürsten dem Tode so oft in's Angesicht geschaut hatten. Mit denselben war auch der älteste Sohn des neuen Königs, Friedrich Wilhelm, an die Bahre des Großoheims getreten.

Abends um acht Uhr wurde der König von zwölf Unteroffizieren des ersten Bataillons Garde in den Sarg gelegt und auf einem achtspännigen Leichenwagen von Sanssouci nach dem Stadtschlosse zu Potsdam gebracht; nur drei Wagen folgten dem stillen Zuge, welchem sich aber am Brandenburger Thore viele Offiziere anschlossen. Alle Straßen von Potsdam waren mit Menschen überfüllt, welche in lautloser, heiliger Stille den verehrten Todten vorüberfahren sahen, den sie im Leben immer so freudig begrüßt hatten.

Am andern Morgen stand die Leiche im Audienzzimmer unter dem Baldachin auf dem Paradebett, jedoch in einfacher militärischer Kleidung, wie der König sie im Leben getragen, Krückstock, Degen und Schärpe daneben auf einem Taburet. Tausende, welche auf die Trauerkunde von Berlin und weither vom Lande herbeigeeilt waren, brachten ihm dort den letzten Gruß der Liebe und Ehrfurcht dar.

Friedrich hatte sich auf den Höhen von Sanssouci, auf der Südostseite des Schlosses, wo die Aussicht am schönsten ist, eine Grabstätte bereitet, sein Nachfolger aber fand diesen Ort des großen Königs nicht würdig genug und bestimmte zu seiner Ruhestätte den Platz neben Friedrich Wilhelm I. unter der Kanzel in der Garnisonkirche zu Potsdam. Dahin ging am 18. August Abends acht Uhr der Leichenzug vom Schlosse aus, unter Theilnahme der Offiziere der Garnison, des Magistrats von Potsdam und des Königlichen Hofstaates, Die eigentliche Leichenfeier aber fand erst am 9. September Statt; in der ganzen Monarchie wurde die Gedächtnißpredigt über den Text (1. Chor. 18, 8) gehalten: „Ich habe dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben."

In Gegenwart des neuen Königs, des Prinzen Heinrich und Ferdinand und der Mi-

gutes Stück Boeuf à la Russienne, — Rindfleisch, das mit einem halben Quartier Brantwein gedämpft war. Hierauf setzte er eine Menge von einem italienischen Gerichte, das zur Hälfte aus türkischem Waizen besteht und zur Hälfte aus Parmesankäse: dazu gießt man den Saft von ausgepreßtem Knoblauch und dieses wird in Butter so lange gebacken, bis eine harte Rinde umher entsteht. (Die bereits erwähnte Polenta.) Endlich beschloß der König, indem er den herrlichen Appetit lobte, den ihm der Löwenzahn mache, das Mahl mit einem ganzen Teller voll Aalpastete, so hitzig und würzreich, daß es schien, sie sei in der Hölle gebacken. — Noch an der Tafel schlief er ein und bekam Convulsionen." Bei einer solchen Lebenweise war natürlich jede ärztliche Kunst vergeblich.

Der Eintritt der Wassersucht war unverkennbar geworden, und die Gefahr durfte dem König, welcher Gewißheit über seinen Zustand haben wollte, nicht verborgen werden. Er nahm die Mittheilung mit Gleichmuth auf und behielt in jenen schweren Tagen fast immer seine gute Laune. Seine Leute behandelte er mit der größten Schonung. Er hatte in seiner Krankheit nie einen Arzt bei sich zur Wache, nur zwei Lakaien waren des Nachts im Zimmer: wenn er nun einen heftigen Anfall von Engbrüstigkeit hatte, so rief er ganz leise, um die im Nebenzimmer Schlafenden nicht zu wecken und bat, ihm eine Weile den Kopf zu halten. Der Minister von Hertzberg, der damals mit den gewöhnlichen Gesellschaftern des Königs oft drei bis vier Stunden bei ihm zubrachte, bezeugt, daß er ungeachtet seines schmerzvollen Zustandes nie das geringste Zeichen von Unbehaglichkeit blicken ließ, sondern immer seine zufriedene und ruhige Laune behielt, und seine Gesellschafter auf das Angenehmste über die Zeitereignisse, die Literatnr, den Landbau, die neuanzulegenden Gärten und dergleichen unterhielt. Seine Regierungsarbeiten setzte er fast in derselben strengen Reihenfolge wie sonst fort, nur begann er noch früher am Tage: die Cabinetsräthe mußten schon um vier oder fünf Uhr Morgens kommen. „Mein Zustand," sagte er ihnen, „nöthigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige, die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staate."

Im Monat August verschlimmerte sich der Zustand zusehends: es trat eine rosenartige Entzündung ein. Am 16. August früh am Morgen fing der König an, ängstlich zu röcheln, und es schien, als sollte er gleich den Geist aushauchen. Dennoch ließ er den Cabinetsrath Rohdich noch vor sich kommen: er gab sich die größte Mühe, um sein Haupt aus dem Winkel des Lehnstuhls, welchen er nun schon lange, Tag und Nacht nicht verlassen hatte, herauszuarbeiten, das matte Auge mehr zu öffnen und die Sprechorgane in Bewegung zu setzen; aber alle Anstrengung war vergebens, die schwindenden Kräfte versagten bereits den Dienst. Durch einen wehmüthigen Blick gab er beim Drehen des Kopfes zu verstehen, daß es nicht mehr möglich sei. Gegen sieben Uhr verfiel der König in einen sanften Schlummer; beim Erwachen klagte er über Frost und der herbeigerufene Arzt fand die Füße schon bis an die Kniee erkaltet. Gegen neun Uhr stellte sich ein beständiger kurzer Husten ein, der das Athemholen erschwerte. In demselben Zustande ging der ganze Tag hin. Als Abends die Uhr elf schlug, sagte der König: „Um vier Uhr will ich aufstehen." Der bei ihm wachende Kammerlakai Strützki bemerkte, daß ihm bei dem wiederkehrendem Husten die Luft immer mehr ausging, und da er ihn fast alle zwei Minuten, um ihn nur Luft schöpfen zu lassen,

aus dem Lehnstuhl, in welchem er ganz zusammengebückt saß, aufrichten mußte, so machte er einen Versuch, ihn mit der linken Hand in den Rücken zu fassen und mit der rechten vorn zu stützen, um ihm seine Stellung zu erleichtern, was der König sehr gut aufnahm.

Donnerstag, am 17. August, früh Morgens veränderten sich die Gesichtszüge mehr und mehr, das Auge ward matter und gebrochener, die Lebensgeister schwanden sichtbar. Je näher die letzte Minute kam, desto ruhiger wurde der König, bis der Odem um 2 Uhr 20 Minuten gänzlich verlöschte. Strützki ließ jetzt den Entschlafenen aus seinen Armen und drückte ihm die Augen zu.

Friedrich Wilhelm II., durch den Minister von Hertzberg von dem Tode seines großen Oheims benachrichtigt, eilte herbei, um demselben den Zoll seines Schmerzes zu widmen und die ersten Anordnungen seiner Regierung zu treffen. Durch den Grafen von Görtz ließ er die Todesbotschaft der Wittwe Friedrich's nach Schönhausen bringen.

Das Gesicht des Verstorbenen wurde in Gips abgeformt. Der Leichnam, mit der Uniform des ersten Bataillons der Garde angethan, lag in einer mit schwarzem Tuch bedeckten Feldbettstelle, als die Offiziere der Garnison des Vormittags die Erlaubniß erhielten, in das Trauerzimmer zu treten. Thränen tiefer Wehmuth flossen aus den Augen der Krieger, welche größtentheils unter der Führung des verblichenen Heldenfürsten dem Tode so oft in's Angesicht geschaut hatten. Mit denselben war auch der älteste Sohn des neuen Königs, Friedrich Wilhelm, an die Bahre des Großoheims getreten.

Abends um acht Uhr wurde der König von zwölf Unteroffizieren des ersten Bataillons Garde in den Sarg gelegt und auf einem achtspännigen Leichenwagen von Sanssouci nach dem Stadtschlosse zu Potsdam gebracht; nur drei Wagen folgten dem stillen Zuge, welchem sich aber am Brandenburger Thore viele Offiziere anschlossen. Alle Straßen von Potsdam waren mit Menschen überfüllt, welche in lautloser, heiliger Stille den verehrten Todten vorüberfahren sahen, den sie im Leben immer so freudig begrüßt hatten.

Am andern Morgen stand die Leiche im Audienzzimmer unter dem Baldachin auf dem Paradebett, jedoch in einfacher militärischer Kleidung, wie der König sie im Leben getragen, Krückstock, Degen und Schärpe daneben auf einem Taburet. Tausende, welche auf die Trauerkunde von Berlin und weither vom Lande herbeigeeilt waren, brachten ihm dort den letzten Gruß der Liebe und Ehrfurcht dar.

Friedrich hatte sich auf den Höhen von Sanssouci, auf der Südostseite des Schlosses, wo die Aussicht am schönsten ist, eine Grabstätte bereitet, sein Nachfolger aber fand diesen Ort des großen Königs nicht würdig genug und bestimmte zu seiner Ruhestätte den Platz neben Friedrich Wilhelm I. unter der Kanzel in der Garnisonkirche zu Potsdam. Dahin ging am 18. August Abends acht Uhr der Leichenzug vom Schlosse aus, unter Theilnahme der Offiziere der Garnison, des Magistrats von Potsdam und des Königlichen Hofstaates. Die eigentliche Leichenfeier aber fand erst am 9. September Statt; in der ganzen Monarchie wurde die Gedächtnißpredigt über den Text (1. Chor. 18, 8) gehalten: „Ich habe dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben."

In Gegenwart des neuen Königs, des Prinzen Heinrich und Ferdinand und der Mi-

nister wurde das Testament des Königs eröffnet, welches er im Jahre 1769 niedergeschrieben hatte. Folgendes ist der Hauptinhalt desselben:

„Unser Leben ist ein flüchtiger Uebergang von dem Augenblicke der Geburt zu dem des Todes. Die Bestimmung des Menschen während dieses kurzen Zeitraumes ist, für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsichten bestrebt, den Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe, zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetze und Gerechtigkeit herrschend sein lassen; ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht; ich habe in die Armee jene Mannszucht eingeführt, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europas den Vorrang erhalten hat. Nachdem ich so meine Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir unablässig einen Vorwurf machen müssen, wenn ich meine Familienangelegenheiten vernachlässigte. Um also allen Streitigkeiten, die unter meinen nächsten Verwandten über meinen Nachlaß sich erheben könnten, vorzubeugen, erkläre ich durch diese feierliche Urkunde meinen letzten Willen:

Ich gebe gerne und ohne Bedauern diesen Lebenshauch, der mich beseelt, der wohlthätigen Natur, die mir ihn geliehen hat, meinen Körper aber den Elementen, aus welchen er zusammengesetzt ist, zurück. Ich habe als Philosoph gelebt und will auch als solcher begraben werden, ohne Prunk, ohne Pracht, ohne Pomp. Ich mag weder geöffnet, noch einbalsamirt werden. Man setze mich in Sanssouci oder auf den Terrassen in eine Gruft, die ich mir habe bereiten lassen. Sollte ich im Kriege oder auf der Reise sterben, so begrabe man mich an dem ersten dem besten Orte und lasse mich hernach zur Winterszeit nach Sanssouci an den bezeichneten Ort bringen.

Ich überlasse meinem lieben Neffen, Friedrich Wilhelm, als ersten Thronfolger, das Königreich Preußen, die Provinzen, Städte, Schlösser, Forts, Festungen, alle Munizion, Arsenale, die von mir eroberten oder ererbten Länder, alle Edelgesteine der Krone, die Gold- und Silberservice, die in Berlin sind, meine Landhäuser, Bibliothek, Münzcabinet, Bildergallerie, Gärten u. s. w. Auch überlasse ich ihm außerdem den Schatz in dem Zustande, in welchem er sich an meinem Sterbetage befinden wird, als ein dem Staate zugehöriges Gut, das nur zur Vertheidigung oder zur Unterstützung des Volks angewendet werden darf.

Sollte sich's nach meinem Tode zeigen, daß ich einige kleine Schulden hinterlasse, an deren Zahlung mich der Tod gehindert, so soll mein Neffe sie entrichten. Das ist mein Wille.

Der Königin, meiner Gemahlin, vermache ich zu den Einkünften, die sie schon bezieht, noch jährlich zehntausend Thaler als Zulage, zwei Faß Wein jährlich, freies Holz und Wildpret für ihre Tafel. So hat die Königin versprochen, meinen Neffen zu ihrem Erben einzusetzen. Da sich übrigens kein schicklicher Ort findet, ihr denselben zur Residenz anzuweisen, so mag es Stettin dem Namen nach sein. Doch fordere ich zugleich von meinem Neffen, ihr eine standesmäßige Wohnung im Berliner Schlosse frei zu lassen; auch wird er ihr jene Hochachtung beweisen, die ihr als der Wittwe seines Oheims, und einer Fürstin, die niemals die Tugend verleugnet hat, gebührt.

Nun zur Allodialverlassenschaft. Ich bin nie weder geizig noch reich gewesen, und habe

folglich auch nicht viel eigenes Vermögen, worüber ich disponiren kann. Ich habe die Einkünfte des Staats immer als Bundeslade beobachtet, welche keine unheilige Hand berühren durfte. Ich habe die öffentlichen Einkünfte nie zu meinem besonderen Nutzen verwendet. Meine Ausgaben haben nie zweihundertzwanzigtausend Thaler überstiegen. Auch läßt mir meine Staatsverwaltung ein ruhiges Gewissen, und ich scheue mich nicht, öffentlich Rechenschaft davon abzulegen.

Mein Neffe Friedrich Wilhelm soll Universalerbe meines Vermögens sein, unter der Bedingung, daß er folgende Legate zahle. (Nach Aufzählung derselben heißt es weiter):

Ich empfehle meinem Thronerben mit aller Wärme der Zuneigung, deren ich fähig bin, jene braven Offiziere, welche unter meiner Anführung den Krieg mitgemacht haben. Ich bitte ihn, auch besonders für diejenigen Offiziere Sorge zu tragen, die in meinem Gefolge gewesen sind, daß er keinen derselben verabschiede, daß keiner von ihnen mit Krankheit beladen, im Elende umkomme. Er wird geschickte Kriegsmänner und überhaupt Leute an ihnen finden, welche Beweise von ihren Einsichten, von ihrer Tapferkeit, Ergebenheit und Treue abgelegt haben.

Ich empfehle demselben auch meine Secretäre, sowie alle diejenigen, welche in meinem Cabinet gearbeitet haben. Sie besitzen Gewandtheit in den Geschäften und können ihm bei seinem Regierungsantritte über viele Dinge Aufschluß geben, wovon nur sie Kenntniß haben, und wovon selbst die Minister nichts wissen.

Auf gleiche Weise empfehle ich ihm Alle, die mich bedient haben, sowie meine Kammerdiener.

Ich empfehle meinem Nachfolger ferner, sein Geblüt auch in den Personen seiner Oheime, Tanten und übrigen Anverwandten zu ehren. Das Ohngefähr, welches bei der Bestimmung der Menschen obwaltet, bestimmt auch die Erstgeburt, und darum, daß man König ist, ist man nicht mehr werth als die übrigen. Ich empfehle allen meinen Verwandten, in gutem Einverständnisse zu leben und nicht zu vergessen, im Nothfalle ihr persönliches Interesse dem Wohl des Vaterlandes und dem Vortheile des Staates aufzuopfern.

Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir geben werde, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möchte es doch stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möchte es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möchte es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möchte es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein; o möchte es doch in höchster Blüthe bis an das Ende der Zeit fortdauern!"

Schlußwort.

So war der große Fürst geschieden, welcher sechsundvierzig Jahre hindurch mit Treue und Hingebung, mit Weisheit und Kraft, mit Strenge zugleich und Gerechtigkeit die Geschicke des preußischen Staates geleitet hatte, dessen heilbringende Wirksamkeit für des Landes Wohlfahrt in Segen bleiben wird, so lange ein nationales Bewußtsein im preußischen, im

deutschen Volke lebt, dessen Heldengröße und Regentenweisheit gepriesen werden wird, weit hinaus über Preußens und Deutschlands Grenzmarken, wo immer die Geschichte von den Thaten der Vorzeit berichtet.

Preußens Friedrich ist mit dem Namen des Großen geehrt worden, nicht von seinem eigenen Volke nur, nicht erst von der nachfolgenden Geschichtsschreibung, — die staunende Mitwelt in Feindes- wie in Freundesland hat ihm in seltener Einmüthigkeit und unmittelbarer Freiwilligkeit den Ehrennamen verliehen, und nimmer ist bei der Nachwelt ein Zweifel gewesen, jene ursprüngliche Verherrlichung zu bestätigen. Die Zahl der auserlesenen Männer ist gering, bei welchen es nicht in Frage kommen kann, ob ihnen jener Name mit Recht ertheilt worden: unser preußischer Heldenfürst glänzt unangezweifelt in jener kleinen Zahl, nicht weil er ein Held blos, sondern weil er ein Fürst war in der vollen edlen Bedeutung des Wortes, ein Fürst in angeborener, ursprünglicher Kraft, ein Fürst nach Bewußtsein, Denken, Wollen und Schaffen. Seine Heldengröße selbst ist um so strahlender, weil sie fern ist von der rohen Lust und Begier des Eroberers, der im Schlachtengetümmel seine höchste Freude findet und dem Kriegsruhm nachjagt, unbekümmert um den Jammer und das Elend, welche der Krieg im Gefolge hat: Friedrich ist kein Eroberer aus Neigung und wildem Drang, vielmehr schätzt er, für sich selbst wie für sein Volk vor Allem, die Genüsse und Segnungen des Friedens. Mitten unter den ruhmreichen Schlachtensiegen sehnt sich sein Herz nach den gemüthlichen und geistigen Freuden seines Sanssouci, und jeder Erfolg, den er erringt, ist ihm vor Allem als Bote des nahenden Friedens willkommen. Er hat Schlesien in Besitz genommen, weil bei dem Tode des Kaisers Carl der Zerfall der österreichischen Monarchie fast unvermeidlich schien: unter solchen Umständen wollte und durfte er das altbegründete Anrecht seines Hauses auf Schlesien nicht zu Gunsten anderweitiger Erbfolger aufgeben, — kaum glaubt er, daß es zu einem Krieg darum kommen werde, er hofft auf eine gütliche Einigung mit Maria Theresia, welcher er dann gegen ihre wirklichen Feinde beizustehen gedenkt. Als freilich die Königin mit ungeahnter Kraft widersteht, als aus der Besitzergreifung Schlesiens sich wider Erwarten der Krieg um Schlesien entwickelt, da tritt der Held mit voller Entschiedenheit und Kraft für die Vertheidigung seiner Rechte ein; nothgedrungen nur, doch kühn und gewaltig führt er nun das Schwert des Eroberers. Aber auf Schlesien allein, auf welches er ein gutes Recht zu haben meinte, ist seine ganze Heldenthätigkeit gerichtet, auf die Erwerbung Schlesiens zuerst, dann während der späteren Kriege auf die Sicherung des neu bedrohten Besitzes: darüber hinaus will er Nichts erobern, sondern all sein Sorgen und Mühen geht vor Allem dahin, für sich und sein Land, und wo möglich für Europa überhaupt den Frieden zu wahren. Wohl steht er auf der Huth, und wo die Sicherheit Preußens oder des deutschen Reiches bedroht scheint, da zieht er noch in hohem Alter entschlossen ins Feld, die Freiheit und Selbständigkeit zu wahren, — zugleich aber richtet er sein Bestreben vor Allem darauf, den Frieden im Reich für die Zukunft zu sichern. So erwirbt der gewaltige König zugleich den Lorbeer des Kriegshelden und die Palme des Friedensfürsten, und alle die seltenen Eigenschaften des kühnen Muthes, der raschen Entschlossenheit, der unermüdlichen Thatkraft und des scharfen Schlachtenblickes erhalten ihre schönste Zier erst in der Vereinigung mit der weisen Mäßigung und dem friedlich milden

Sinn, der den Krieg nur als eine traurige rauhe Nothwendigkeit, den Frieden als das Glück der Völker betrachtet. Den berühmtesten Helden an kriegerischen Tugenden gleich, steht Friedrich hoch über den meisten derselben, weil er trotz solcher kriegerischen Glorie den Frieden liebte und erstrebte, weil ihm der Krieg und dessen blutige Herrlichkeit niemals Zweck, sondern immer nur ein Mittel für höhere, würdigere Ziele war, weil in seinem Herzen aller Ruhmesdonner der Schlachten weit übertönt wurde durch die Stimme der Menschlichkeit und durch die Sorge für des Volkes Wohlstand und Gedeihen.

Seines Volkes Heil, das war vom Anbeginn bis zum Schluß seiner gewaltigen Laufbahn unaufhörlich der Leitstern all seines Denkens und Handelns, und damit nahm er es so streng, daß selbst ein Gegner mancher seiner Ansichten und Grundsätze ihm nimmer die Gerechtigkeit versagen wird, daß er in jeder Beziehung stets nur das gewollt habe, was er nach bestem Wissen und Gewissen für wahrhaft wohlthätig und heilsam hielt, — ja daß er seinen persönlichen Anschauungen sogar Gewalt anthat und sie zurückdrängte, wo es das Interesse seines Volkes gebot. Wir haben in unserer Darstellung einzelne Schattenseiten, Schwächen und Irrthümer nicht zu verhüllen gesucht die uns an Friedrich als Mensch und Fürst entgegentraten, wir haben vor Allem die Schwäche seiner religiösen Ueberzeugung mit unbefangenem Ernst bezeichnet; aber selbst da mußten wir hinzufügen, daß er seine Pflicht als Fürst über seine philosophischen Anschauungen stellte und es sich streng zur Aufgabe machte, als Regent nicht an den Ueberzeugungen und kirchlichen Einrichtungen zu rütteln, welche er selbst als die festeste Grundlage der öffentlichen Sittlichkeit erkannte. Wenn nichtsdestoweniger sein Einfluß weithin zur Untergrabung christlich-kirchlichen Glaubens beitrug, so geschah es durch die unwillkürliche Einwirkung seines Denkens, wie dasselbe im Privatverkehr mit den freigeistigen Freunden und in seinen Schriftwerken sich kund gab. Bei allen Schritten seiner Regierungsthätigkeit dagegen achtete er mit selbstverleugnender Strenge jedes kirchliche Bekenntniß und verlangte nur, daß sich dieselben auch gegenseitig achteten.

Die Hingebung für die Bedürfnisse des Volkswohls allein regelte durchweg des Königs Lebensweise; sein scharfes, durchdringendes Auge war fort und fort auf alle Theile seines Reiches, auf alle Zweige der kräftig organisirten Verwaltung gerichtet, seine rastlose Selbstthätigkeit griff überall lebendig fördernd und anregend ein. König zu sein, war ihm vor Allem ein erhabener Beruf, denselben ganz zu erfüllen, war das unablässige Streben seines fürstlichen Pflichtgefühls, war sein einziger Ehrgeiz. So groß er als Held ist, so ist doch diese mildere Seite seines reichen königlichen Wirkens gleich bewunderungswerth: es liegt eine heroische Großartigkeit auch darin, wie er seine persönlichen Neigungen niederkämpfte, wo immer es galt, Pflichten als Landesherr zu erfüllen: Der erste Diener des Staates zu sein, war in seinem Bewußtsein eine lebendige Wahrheit, eine tiefe Ueberzeugung, die von dem Gefühl seiner angeborenen Majestät unzertrennlich war: das Bewußtsein der erhabensten Würde zugleich und der schwersten Verpflichtung.

Unsere Aufgabe war es, zu zeigen, wie kräftig und erfolgreich der große König diese Verpflichtung erfüllt, wie er die Triebe der Macht und Wohlfahrt, welche seine Vorfahren in die brandenburgisch-preußischen Staaten gepflanzt, sorgsam gepflegt und entwickelt hat. Es ist ein vorzüglicher Ruhm des hohenzollern'schen Fürstenhauses, daß unter den Regenten

desselben beinahe keiner war, der nicht in irgend einer Beziehung den stetigen Aufschwung des ursprünglich so unbedeutenden Staates gefördert hätte, viele dagegen, welche mit umfassender Einsicht und Kraft die Gesammtentwickelung in allen Richtungen zu gleicher Zeit gepflegt haben. Unter ihnen steht Friedrich der Zweite oben an, der mit dem klarsten Bewußtsein und Willen alle Kräfte seines Volkes in der Absicht zusammenfaßte, dem preußischen Staat eine selbständige innere Bedeutung und europäische Machtstellung zu sichern. Selten hat in einem Staat gegenseitig Eines so sichtlich auf das Andere zurückgewirkt, die äußere politische Geltung und die hierdurch bewirkte Hebung des Nationalbewußtseins auf die allseitige Entwickelung der inneren Wohlfahrt und der geistigen und materiellen Kraft, wie dies in Preußen seit Friedrich der Fall war. „Die Monarchie Friedrich's des Großen" ist ein Ehrentitel für den preußischen Staat geworden, den eine hochherzige Fürstin selbst in der Stunde tiefer Demüthigung mit edelm, stolzem Bewußtsein geltend machen durfte; aber nicht blos ein Ehrenname, sondern zugleich ein lebendiger, gewaltiger Sporn für Fürsten und Volk. Das preußische Volk, welches sich in und mit Friedrich geachtet und gerühmt fand, durfte, ohne sich selbst zu verleugnen, nicht mehr herabsteigen von der durch ihn erreichten Stufe des Ansehens: alle Theile der Monarchie, vorher unter einander noch mannichfach geschieden und entfremdet, fühlten sich jetzt in gleichem Hochgefühl nationaler Ehre vereinigt und zu gleichem nationalen Streben beseelt. Die Einheit des Geistes in den brandenburgisch-preußischen Landen, seit dem großen Kurfürsten mühsam angestrebt, war fortan fester gekettet und auf dieselben stolzen Ziele hingerichtet. Dieses Bewußtsein nationaler Gesammtehre hat sich weiter entwickelt, hat die schwere Zeit allgemeiner europäischer Bedrückung überdauert und nach kurzer Gebeugtheit mit erneuerter sittlicher Kraft die Fesseln der Fremdherrschaft abgeschüttelt, um wiederum in dem vollen Glanz der Monarchie Friedrich's des Großen zu strahlen. Damals in den großen Tagen der Befreiung hat sich auch vollends gezeigt, wie jenes preußische Nationalgefühl, welches durch Friedrich's Ruhm gekräftigt worden, zugleich ein ächt deutsches ist, wie sehr die Kraft und das Ansehen Preußens dem gesammten deutschen Vaterlande zu Statten kommt. Sowie von Friedrich's Thron herab ein belebender, erfrischender Hauch und ein erhebender Zug durch alle deutschen Gauen ging, so hat auch der kräftig patriotische Schwung, der fort und fort das preußische Gefühl erstarken ließ, zur sittlichen und politischen Erstarkung von ganz Deutschland wesentlich beigetragen. Nicht Preußen allein ist Erbe Friedrich des Großen gewesen, ganz Deutschland blickt mit Dank und Stolz auf Preußens großen König. Möchte sein Andenken, welches auf Preußens Thron und im preußischen Volke als das köstlichste Kleinod des Vaterlandes in Ehren gehalten wird, fort und fort alle deutschen Herzen erheben und allezeit zu inniger Gemeinschaft, zu kräftigem nationalem Streben begeistern, — möchte, nach des Königs letztem Wunsch, sein Vaterland in höchster Kraft und Blüthe sein bis an das Ende der Zeiten!

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

JUL 1 1957